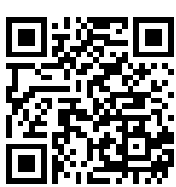
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PTA
.A57

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

84. JAHRGANG, 155. BAND
DER NEUEN SERIE 55. BAND

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1929

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des 155. Bandes

der neuen Serie 55. Bandes

Abhandlungen

Seite

Albert Ludwig, Hoffmann und Dumas 1
Ernst Otto, Der Neuaufbau der Grammatik 22
Paul Hoffmann, Heinrich von Kleist und die Seinen 161

M. Meißner, Das Generationsproblem im modernen englischen Roman 27
Fritz Fiedler, Irlands Ringen um seine Sprache 186
Vilém Mathesius, Zur Satzperspektive im modernen Englisch 202

Franz Nobiling, Zum Verlaine-Text der Vanier- und Messein-Ausgabe 48
H. Jensen, Pleonastisches satzverbindendes 'und' in rom. und germ. Sprachen 59
A. Franz, Ibo. Victor Hugo, *Les contemplations* VI. II 211
Max Kuttner, 'Stilstudien' und Studienstil 229

Kleinere Mitteilungen

Zu den germanischen Multiplikativzahlen. Von Wilhelm Horn 67
Got. *swa* 'so'. Von Wilhelm Horn 68
Zum dichterischen Schaffen. Von Wilhelm Horn 68
Idealistische Phantasien auf dem 'Waldhorn'. Von Theodor Kalepky 71
Das althochdeutsche Wörterbuch. Von O. Behaghel 241
'Zu Schiller in Frankreich'. Von Albert Ludwig 241
Zu Adolf Pichlers 'Frühliedern aus Tirol'. Von Hans Lederer 243

Ae. *tō*. Von Wilhelm Horn 249
Got. *alabalstraun* und ne. *alablaster* 'Alabaster'. Von Wilhelm Horn 249
Frz. *oi* in Lehnwörtern des Neuenglischen. Von Wilhelm Horn 250

Croquer le marmot. Von René Olivier 76
Alfred Pillet †. Von Helmut Hatzfeld 84
Zu den letzten Versen des provenzalischen Alexanderfragments. Von C. Appel 86
Aufführung eines Jesuitendramas in Indien (1600). Von Th. Zachariae 251
Schmetterling = Krankheit. Von R. Riegler 253
Zur Oxforder Folie Tristan V. 912. Von O. Schultz-Gora 256
Zu frz. *poussif* 'herzschlächtig'. Von Ernst Gamillscheg 256
Frz. *robinet* 'Faßhahn'. Von G. Rohlfs 260

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1928

mit eingehenderen Angaben über die Vorträge von Schade (Das Verhältnis des Engländers zum viktorianischen Zeitalter), Ludwig (Eine französische Hoffmann-Novelle und ihre literarhistorischen Zusammenhänge), Kuttner (Glossen zur Übersetzungskunst), Brandl (Römer — Briten — Angelsachsen), Schiffer (Grundgedanken in der Prosa Paul Valérys), Meißner (Maurice Baring), Engwer (Das Passiv im heutigen Französisch), Dibelius (Das Nationalitätenproblem in Kanada), Schönemann (Probleme des modernen amerikanischen Romans) 262

Verzeichnis der Mitglieder der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 88

Beurteilungen und kurze Anzeigen

W. A. Berendsohn, Selma Lagerlöf (Heimat und Leben, Künstlerschaft und Werke, Wirkung und Wert). (Helene Richter) 277
E. Beutler, Forschungen und Texte zur frühhumanistischen Komödie. (Max J. Wolff) . 94
K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. Bd. V. Schlesisch-Böhmische Briefmuster aus der Wende des 14. Jahrh. (M. J. Wolff) 276
E. Crous und J. Kirchner, Die gotischen Schriftarten. (Hans Friedrich Rosenfeld) . . 274
M. Enzinger, Die deutsche Tiroler Literatur bis 1900, ein Abriß. (A. Brandl) 279
E. Ermatinger, Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung. Aufsätze und Reden. (Franz Koch) 95
J. Kirchner s. E. Crous.
S. Pirchegger, Die slawischen Ortsnamen im Mürzgebiet. (L. Jutz) 101
J. Schatz, Althochdeutsche Grammatik. (Hans-Friedrich Rosenfeld) 92

Digitized by Google

Seite

F. A. Foster, A stanzaic life of Christ. (K. Brunner) 108
Eun. R. Goddard, Women's costume in French texts of the eleventh and twelfth centuries. The John Hopkins Studies in Romance literatures and languages VII. (O. Schultz-Gora) 107
R. Münch, Vom Arbeitsunterricht in den neueren Sprachen. Versuch einer arbeitskundlichen Didaktik. (Fritz Fiedler) 104
E. Vowinkel, Der englische Roman der neuesten Zeit und Gegenwart. (S. B. Liljegren) 104

Dante Alighieri, Die Blume (*Il fiore*). Übersetzt von Alfred Bassermann. (Elise Richter) 120
Henri Bauche, Le langage populaire. Grammaire, syntaxe et dictionnaire du français tel qu'on le parle dans le peuple de Paris, avec tous les termes d'argot usuel. (René Olivier) 291
Charles Beaulieux, Histoire de l'orthographe française. Tome premier: Formation de l'orthographe des origines au milieu du XVIe siècle. Tome second: Les Accents et autres signes auxiliaires. (Andreas C. Ott) 289
Gotthelf Bergsträsser, Einführung in die semitischen Sprachen. (Leo Jordan) . . . 281
René Bray, La formation de la doctrine classique en France. — La tragédie cornélienne devant la critique classique. (O. Schultz-Gora) 288
Estudios eruditos in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martin (1875—1926), con un prólogo de Jacinto Benavente publicalos la Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad Central en homenaje a su ilustre Ex Decano. Tomo I. Madrid, Viuda e hijos de Jaime Ratés 1927. (Adalbert Hämel) 298
Walter Gottschalk, Die humoristische Gestalt in der französischen Literatur. (Alfred Götze) 108
J. Haas, Kurzgefaßte französische Literaturgeschichte von 1549—1900. IV. Band: 1820 bis 1900. (Andreas C. Ott) 114
Adalbert Hämel, Lesebuch der spanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. (Ludwig Pfandl) 300
Eduard von Jan, Das literarische Bild der Jeanne d'Arc (1429 bis 1926). (Alfred Götze) 287
Hilding Kjellman, Étude sur les Termes démonstratifs en provençal. (C. Appel) . . . 284
Victor Klemperer, Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart. Erster Teil: Die Romantik. (O. Schultz-Gora) 112
V. Klemperer, Die moderne französische Lyrik. (Jul. Schmidt) 294
Felix G. Olmedo, S. J., Las fuentes de 'La vida es sueño'. La idea — El cuento — El drama. (W. Schulz) 301
Gerhard Rohlfs, Sprache und Kultur, Vortrag, gehalten anläßlich der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Göttingen. (Elise Richter) 282
Gerhard Rohlfs, Volkssprachliche Einflüsse im modernen Französisch; Vortrag, gehalten anläßlich der Jahresversammlung des Württembergischen Philologenvereins in Stuttgart am 14. April 1928. (Elise Richter) 286
Julius Schmidt, Die Methodik des französischen Unterrichts. (L. Jordan) 115
Las Mocedades del Cid por Guillén de Castro, hg. von Dr. Willy Schulz. (Werner Mulertt) 303
Hermann Urtel †, Beiträge zur portugiesischen Volkskunde. (Werner Mulertt) 122

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

H. Walde, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Hg. und bearb. v. J. Pokorny. Bd. II, Lief. 1—4. Bd. I, Lief. 1 u. 2. 124
Verhandlungen der 56. Vers. deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen vom 27. bis 30. Sept. 1927. Im Auftr. der Versammlungsleitung hg. v. P. Ssymank 124
A. Helbok, Siedlungsgeschichte und Volkskunde 125
L. Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit 125
Lane Cooper and Alfred Gudemann, Bibliography of the Poetics of Aristotle . . . 126
E. Diehl, Inscriptiones latinae christianae veteres. III, 1. 126
H. Brinkmann, Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung 126
K. Strecker, Einführung in das Mittellatein 126
B. Kumar Sarkar, The politics of bounderies and tendencies in international relations . 127
J. Horovitz, Indien unter britischer Herrschaft 127
Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt, gegründet von R. Kukula und K. Trübner, hg. von G. Lüdtke. 29. Jg. Bd. II M—Z. S. 1459—2763. III: Nachtrag, Personenregister und Index S. 2765—3167, 1*—664* 304
G. Lüdtke, Walter de Gruyter. Ein Lebensbild 305
Gerhard Rohlfs, Sprache und Kultur. (A. Kastil) 305
A. Hirsch, Der Gattungsbegriff 'Novelle' 306
E. Diehl, Inscriptiones latinae christianae veteres III, fasc. II 306

Phonetik.

W. E. Peters, Bericht über eine experimentalphonetische Untersuchung der estnischen Sprachmelodie 127
G. Ipsen und F. Karg, Schallanalytische Versuche. Eine Einführung in die Schallanalyse 127
A. W. de Groot, Instrumental phonetics. Its value for linguists 128

Germanisch

W. Stellier, Abriß der altfriesischen Grammatik mit Berücksichtigung der westgermanischen Dialekte des Altenglischen, Altsächsischen und Althochdeutschen. Mit Lesestücken und Wortverzeichnis 132

Digitized by Google

Seite

W. Braune — K. Helm, Gotische Grammatik 309
A. H. Krappe, Études de mythologie et de folklore germanique 309
F. R. Schröder, Altgermanische Kulturprobleme 310

Skandinavisch

Die Edda, mit historisch-kritischem Kommentar hg. von R. C. Boer. Bd. I: Einleitung und Text, Bd. II: Kommentar 132
F. Burg, Qualiscunque descriptio Islandiae 310
K. Reichardt, Studien zu den Skalden des 9. und 10. Jh.s 310
Die jüngere Edda mit dem sogenannten ersten grammatischen Traktat, übertragen von G. Neckel und F. Niedner 310
Islands Besiedlung und älteste Geschichte. Übertragen von W. Baetke 311

Niederländisch

C. P. F. Lecoutere, Inleiding tot de Taalkunde en tot de Geschiedenis van het Nederlandsch. Derde, verbeterde en vermeerderde Druk bewerkt door L. Grotaers. (J. M. Toll). . 133

Deutsch

Alois Bernt, Handbuch der deutschen Literaturgeschichte 133
A. Doerrer, Altdeutsche Karwochen und Fronleichnamsspiele Südtirols im Zeitalter des Barock und Rokoko 134
A. Lasch und C. Borchling, Mittelniederdeutsches Wörterbuch 134
Johannes Saß, Die Sprache des niederdeutschen Zimmermanns, dargestellt auf Grund der Mundart von Blankenese-Holstein. (Th. Frings) 134
Ernst A. Meyer (Stockholm), Ruhe und Dichtung, Aktionsart und Satzton im Neuhochdeutschen 135
Bebermeyer, Tübinger Dichterhumanisten. Bebel, Frischlin, Flayder. (Max J. Wolff) 135
E. Castle, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 3. (Schluß-) Band 1848—1918. 4. Abt. 135
J. Wiegand, Geschichte der deutschen Dichtung nach Gedanken, Hoffen und Formen in Längs- und Querschnitten. 2. erw. Aufl. 312
The English Goethe Society: Papers read before the Society, 1925—28 313

Englisch

D. Everett and E. Seaton, Annual bibliography of English language and literature. Vol. III, 1927 136
The Shakespeare review. A monthly magazine devoted to literature and the drama. Ed. by A. K. Chesterton. Nr. 1—6 137
Eilert Ekwall, English river-names 137
Broadcast English I: Recommendations to announcers regarding certain words of doubtful pronunciation. With introduction by A. Lloyd James 138
Freiherr Kleinschmidt von Lengefeld, Der geistige Inhalt im britischen Imperialismus. Beitrag zur Kulturkunde Englands im 20. Jh. 138
A. Hettner, Englands Weltherrschaft. 4. umgearb. Aufl. d. W. 'Englands Weltherrschaft und der Krieg' 138
F. Brie, Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. 2. und erw. Aufl. . . 138
R. Schneider, Der Mönch in der englischen Dichtung bis auf Lewis's 'Monk' 1795 . . 139
Reginald Pecock, The reule of Crysten religioun, now first ed. from Pierpont Morgan Ms. 510 by W. C. Greet 139
Songs of the Hebrides. Collected and arranged for voice and pianoforte with Gaelic and English words by Marjory Kennedy-Fraser and Kenneth Macleod 140
E. Eckhardt, Das englische Drama im Zeitalter der Reformation und der Hochrenaissance 140
W. L. Nathan, Sir John Cheke und der englische Humanismus 141
F. L. Lucas, Seneca und Elizabethan tragedy 141
Pauline Henley, Spenser in Ireland 142
H. R. Plomer and T. P. Cross, The life and correspondence of Lodowick Bryskett . . 142
S. A. Tannenbaum, The assassination of Christopher Marlowe 143
Shakespeare-Jahrbuch, hg. im Auftrage der Shakespeare-Gesellschaft von W. Keller. Bd. 64 143
Dorothy Osborne, The letters to William Temple. Ed. by G. C. Moore-Smith . . . 144
W. Albrecht, Über das 'Theatrum poetarum' von Miltons Neffen Edward Phillips (1675) 144
D. M. E. Habbema, An appreciation of Colley Cibber, actor and dramatist, together with a reprint of his play 'The careless husband' 144
L. E. de Haas, Nature and the country in English poetry of the first half of the eighteenth century 145
H. J. C. Grierson, Lyrical poetry from Blake to Hardy 145
R. E. Zachrisson, Modern Engelsk världsaskådning i litteraturens spegel 145
J. Ziegler und H. Seiz, Englisches Schulwörterbuch. Ein Normalwörterbuch für höhere Lehranstalten. 4. verb. Aufl. 146
E. Kruisinga, An English grammar for Dutch students. Vol. II. Grammar and idiom. 3rd edition 146
Englische Welt- und Lebensanschauung. Ein philosophisches Lesebuch zur Einführung in die englische Denkart. Zusammengest. und bearb. von H. Gade. 2. Aufl. 146
J. H. Schutt, An introduction to English literature for secondary schools. Vol. I . . . 146
E. Bode und A. Paul, The voice of the poets. A modern anthology of English and American verse (F. Fiedler) 147

Digitized by Google

Seite

Architecture in Great Britain and Ireland. Hg. v. P. Boek und W. Zorn (F. Fiedler) . 147
Boek-Zorn, Sketches. Geography and history of the British Empire and the United States. Social problems, habits and customs. Kulturkundliches Lesebuch zu den Lehrgängen von Dubislav und Boek. Teil 1. Mittelstufe (F. Fiedler) 147
Boek-Zorn, England and the United States of America. Kulturkundliches Lesebuch zu den Lehrgängen von Dubislav und Boek. Teil II. Oberstufe. (F. Fiedler) 148
W. Bolle und A. Bohlen, England then and now. Ein Lesebuch für Mittelklassen (F. Fiedler) 149
H. Gade, The England and American Reader2. Kulturkundliches Lesebuch für die Mittelstufe aller Anstalten (F. Fiedler) 149
H. Gade, Elementarbuch (Ausg. B) für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als zweiter Fremdsprache (F. Fiedler) 150
P. Hartig und A. Krüper, Lehrerheft zu 'England and the English' (F. Fiedler) . . . 150
Junge-Pender, Facts and features. Kulturkundliches Lesebuch für die Mittelstufe höherer Lehranstalten (F. Fiedler) 150
Krüger-Löpelmann, Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz (F. Fiedler) . . . 151
Lincke-Mühlhäuser, Englisches Unterrichtswerk für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Teil 2 (F. Fiedler) 151
English treasure series. Englische Lektüre und Kulturkunde in Einzelheften. Hg. von M. Deutschbein und L. Faser (F. Fiedler) 152
H. Beecher-Stowe, Uncle Tom's cabin. Bearb. von H. Wente (F. Fiedler) 153
The handbook of the universities of the Empire. 1929. Ed. by T. S. Sterling and publ. for the Universities' Bur. of the Brit. Emp. 314
E. Wadstein, On the origin of the English 314
L. Schücking, Englische Literatur im Mittelalter 314
Havelok, mit Einl., Gloss. u. Anm. hg. v. F. Holthausen. 3. verb. Aufl. 315
G. Chaucers kleinere Dichtungen nebst Einleitung, Lesarten, Anm. u. einem Wörterverz. neu hg. von John Koch 315
L. Bradner, The life and poems of Richard Edwards 315
E. M. Albright, Dramatic publication in England, 1580—1640. A study of conditions affecting content and form of drama 315
Chapman, Jonson, and Marston, Eastward hoe. Ed. with introd., notes, and glossary by Julia H. Harris 316
The Yale Shakespeare: The tragedy of Richard III. Ed by J. R. Crawford 316
Tucker Brooke, Shakespeare of Stratford, a handbook for students 316
L. Morsbach, Shakespeares Prologe, Epiloge und Chorus-Reden. Eine kritische Unters. 316
Samuel Brooke, Melanthe, ed. with a biogr. introduction by Joseph S. G. Bolton . . 317
R. F. Brinkley, Nathan Field, the actor-play-wright 317
Englische Dialekte. Bearbeitet unter der Leitung von A. Brandl 317
H. A. White, Sir Walter Scott's novels on the stage 318
Elisabeth Küster, Mittelalter und Antike bei William Morris. Ein Beitrag zur Geschichte des Mediävalismus in England 318
George Moore, Albert und Hubert, Erzählung. Deutsch von Max Meyerfeld 319
W. R. Dunstan, The litigants, being a translation of '*Les plaideurs*' of Jean Racine and an experiment in rhymed anapæsts. 319
R. Kron, The little Londoner. 18th edition 319
R. Kron und R. J. Russel, Slang and colloquial English. With notes on common errors in speaking and writing, being part II of 'The little Londoner' 319

Amerikanisch

Progress of medieval studies in the U. S. A. by J. F. Willard 154
H. Kartzke, Das amerikanische Schulwesen 154

Romanische, Französische, Italienische, Spanische, Portugiesische, Rumänische Bibliogr. 155—160

Digitized by Google

Hoffmann und Dumas.

Ein Beitrag zu Hoffmanns Schicksalen in Frankreich.

Seit Gustav Thurau in der *Festschrift für Oscar Schade* seinen Aufsatz *E. Th. A. Hoffmanns Erzählungen in Frankreich* im Jahre 1896 veröffentlichte, ist der Gegenstand von mehreren Seiten gründlich genug behandelt worden. Eine deutsche (französisch geschriebene) Programmabhandlung der Dresdner Annenschule von 1913 von Ernst Hofmann *(E. Th. A. Hoffmann et la littérature française)*, eine umfängliche Untersuchung von Marcel Breuillac *Hoffmann en France (Revue d'histoire littéraire de la France* XIII, XIV, 1906/07) und das kleine Buch von J. H. Ratinger *Le conte fantastique dans le romantisme français* (Paris 1909), sie alle bringen Ergänzungen, Erweiterungen, Nachträge; aber obwohl Hofmann von so vergessenen und wohl auch so unbedeutenden Persönlichkeiten wie Cladel, Deltuf, Deslys spricht, obwohl die Franzosen für derartige Nachforschungen an der Quelle sitzen und eigentlich nur zu schöpfen brauchen, ist merkwürdigerweise bisher ein Hauptbeleg für die Schätzung des deutschen Romantikers in Frankreich, zugleich auch ein starkes Zeugnis für den Einfluß, den er auf französische Schriftsteller ausübte, vollkommen übersehen worden: die 'famille poétique' Hoffmanns, von der Sainte-Beuve gelegentlich spricht, zählte noch ein recht wichtiges Mitglied, das sich ohne weiteres nach Ruf und kultureller Bedeutung, wenn schon nicht nach künstlerischer Vollendung, zu den Balzac, George Sand, Mérimée, Théophile Gautier, Gérard de Nerval und Barbey d'Aurévilly stellen darf, die Breuillac als die hervorragendsten Angehörigen jener Familie nennt.

Wie ist es nur gekommen, daß in dieser Reihe der Name des gelesensten, noch heute in ganz Europa gekannten französischen Erzählers, des Schöpfers der *Drei Musketiere* und des *Grafen von Monte Christo* fehlt? Als Dumas 1836 sein Don-Juan-Drama hatte aufführen lassen, erschien am 30. April im *Journal des Débats* ein Feuilleton von Loève-Veimars, das einen Angsttraum des erfolgreichen Dramatikers vergnügt genug schilderte: die Geister der von ihm ohne Umstände geplünderten Dichter erscheinen ihm und fordern ihr Eigentum zurück. Da zeigt sich nach Molière und Goethe und vor Scott, Shakespeare, Lewis, Mérimée und Musset *un autre* und verkündet: *Je suis Hoffmann, tu m'as pris le 'Bonheur au Jeu', la maîtresse qu'on joue à l'hombre, et mes scènes de Cabaret.* Mindestens seit Blaze de Bury 1885 in seinem Buche *Alexandre Dumas* den Scherz mit-

Digitized by Google

geteilt hatte, war er in allen Biographien des einstigen Fürsten der französischen Erzähler zu finden, und im übrigen hatte er selbst auch gar nicht daran gedacht, aus seinen Beziehungen zu Hoffmann ein Geheimnis zu machen. Allerdings prangt auf dem Titelblatt seiner *Histoire d'un Casse-Noisette* nur sein eigener Name, aber in der Einleitung, der Erzählung, wie er sich auf einer Kindergesellschaft mit einer Geschichte von seinen Plagegeistern loskaufen muß, sagt er ausdrücklich, das Märchen, das er zum besten geben wolle, sei nicht von ihm, sondern von Hoffmann, und in der Tat handelt es sich um eine inhaltlich ziemlich getreue, in der Form freie Wiedergabe von *Nußknacker und Mausekönig;* als in Leipzig bei Brockhaus (1846) diese Bearbeitung mit hübschen Illustrationen und nebengestellter polnischer Übersetzung erschien, fügte der deutsche Verlag den Namen Hoffmanns auf dem Titelblatt hinzu, so daß hier sich sogar eine Autorenfirma Dumas et Hoffmann ergab.

Es hätte nach alledem eigentlich recht nahe gelegen, unter den Werken des älteren Dumas, und zwar besonders unter den erzählenden — bei den dramatischen könnte es sich schließlich nur um stoffliche Entlehnungen handeln — nach weiteren Belegen für den Einfluß des großen deutschen Erzählers Umschau zu halten; wenn es nicht geschah, so mag der Grund darin liegen, daß die offizielle Literaturgeschichte zwar die Rolle des Dichters im Kampf um die Erneuerung des französischen Dramas nicht vergessen hat, aber über den Erzähler (Lanson z. B. erwähnt ihn nur gerade) fast geflissentlich hinwegsieht. Mag sein, daß auch die Zahl der zu bewältigenden Bände abgeschreckt, der Inhalt der heute noch allgemein gekannten einen Gedanken an Beziehungen zu Hoffmann nicht hat aufkommen lassen; wie dem sei, für Art und Umfang der Wirkung Hoffmanns auf Frankreich ist es auf jeden Fall bedeutsam, wenn man den Erzähler, den hoch und niedrig mit der gleichen Leidenschaft verschlangen, dessen Namen europäischen Klang hatte, auf den Pfaden des deutschen Romantikers trifft.

Noch eins ist zu betonen: die Novelle, von der im folgenden die Rede sein wird, ist nicht nur ein *conte fantastique,* wie die Franzosen die Gattung nannten, sie stellt Hoffmann selbst in den Mittelpunkt der Erfindung. Das hatte vorher schon nach Breuillacs Angabe Jules Janin getan, der im *Journal des Débats* (15. März 1831) eine Erzählung *Hoffmann et Paganini* veröffentlicht hatte; das taten später Barbier und Carré in ihrer am 21. März 1851 im Odéon aufgeführten comédie dramatique *Les Contes d'Hoffmann,* welche die Grundlage zum Buche von Offenbachs Oper bildete. Aber sowohl jene leichte Skizze wie diese *pâle copie où ne subsiste point le reflet de l'original*

Digitized by Google

werden durch Dumas weit in den Schatten gestellt, und auch gegenüber den deutschen Versuchen[1], Hoffmann zum Novellen- oder Romanhelden zu machen, nimmt diese Leistung einen hohen Rang ein; es hängt mit dem tiefen Fall zusammen, den Hoffmanns Geltung in Deutschland tat, während er in Frankreich in hohem Ansehen blieb, daß erst viel spätere Versuche unserer Erzähler überhaupt in einem Atem mit dem, was Dumas gab, genannt werden können.

Die Novelle steht in der Sammlung phantastischer Geschichten, die Dumas *Les Mille et Un Fantômes* nannte, also einer Art Seitenstück zu der berühmten Märchensammlung; als Rahmenerzählung ist freilich nur das erste Bändchen angelegt, während die folgenden die einzelnen Erzählungen zwar mit Einleitungen versehen, auf einen Zusammenhang dieser meist aus Erinnerungen aller Art schöpfenden Zutaten aber verzichten. Die sechsbändige Ausgabe, die ich benütze, erschien in Brüssel in den Jahren 1849 und 1850; sie ist wohl ein Nachdruck, wird aber mit der Originalausgabe ziemlich gleichzeitig sein, da ein im 5. Bande abgedruckter Brief von Marie Mennessier, der Tochter Charles Nodiers, an Dumas das Datum des 4. Dezembers 1846 trägt. Die Hoffmann-Erzählung nimmt, abgesehen von der dazugehörigen Einleitung, den ganzen 6. Band und noch einen Bogen des vorangehenden 5. ein; man könnte sie *Hoffmann à Paris* nennen (in den *Fantômes* hat sie keinen besonderen Titel), wenn Dumas sie nicht auch gesondert unter dem Titel *La Femme au Collier de Velours Noir* hätte erscheinen lassen.

Die erwähnte Einleitung (sie steht nur in den *Fantômes*) gibt eine Art Entstehungsgeschichte. Dumas plaudert von seinen Beziehungen zu dem von ihm hochverehrten Charles Nodier, dessen Salon im Arsenal ja berühmt war und in den Erinnerungen der romantischen Generation eine große Rolle spielt. Nach einem beredten Preis dieser idealen Gastfreundschaft erzählt Dumas, wie er Nodier während seiner letzten Krankheit (er starb im Jahre 1844) besucht und mit ihm über seines gütigen Freundes eben in der *Revue des Deux Mondes* erschienene Novelle *Inès de las Sierras* gesprochen habe. Er habe sich ein wenig darüber beklagt, daß Nodier in ihr das Wunderbare sich zuletzt auf sehr natürliche Weise aufklären lasse; Nodier sei selbst nachträglich mit dem Schluß unzufrieden gewesen und habe gesagt, er trage noch eine andere derartige Geschichte im Kopfe, die er nicht so rationalistisch verderben würde; schreiben werde er sie freilich nicht mehr können, aber er wolle sie Dumas erzählen, und der möge sie dann veröffentlichen. So sei es geschehen, und als

[1] Vgl. meinen Aufsatz *Archiv* Bd. 147, S. 1—29.

Digitized by Google

ein Vermächtnis Nodiers hätten wir also diese Hoffmann-Novelle aufzufassen.

Das kann bloße Erdichtung sein wie das Foliomanuskript '*coté n° 4772 ou 4773*' des angeblichen *Mémoire de M. le Comte de La Fère,* das Dumas *guidé par les conseils de notre illustre et savant ami Paulin Paris* aufgefunden und für die *Trois Mousquetaires* ausgeschöpft haben will; man kann auch an den Scherz erinnern, den sich Paul Féval machte, als er seine *Ville Vampire* als Erzählung der Mrs. Radcliffe gab, *raconté à l'auteur par la tante de Mrs. Radcliffe,* und sicherlich stimmen die Einzelheiten von Dumas' Einleitung nicht: die Novelle *Inès de las Sierras* kann nicht kurz vor Nodiers Tod in der *Revue des Deux Mondes* erschienen sein, denn sie lag schon 1837 im Druck vor. Andererseits war es eigentlich nicht Dumas' Art, bewußt Falsches von sich und anderen zu erzählen; seine *Mémoires,* seine zahlreichen sonstigen Berichte über Episoden aus seinem bunten Leben sind häufig ausgeschmückt, in Einzelheiten ungenau und immer im Hinblick auf die Wirkung beim Leser erzählt, aber der Kern pflegt durchaus zu stimmen, und so könnte auch hier schon etwas Wahres zugrunde liegen. Fest steht, daß Nodier Hoffmann kannte und schätzte; in seiner Abhandlung *Du Fantastique en Littérature* hat er seine Erzählungen *la fontaine de Jouvence de l'imagination* genannt, als *grand liseur d'Hoffmann* wird er von seinem Biographen Michel Salomon bezeichnet; wir wissen außerdem, daß er seine Gäste nach dem Mahle gern mit seiner meisterlichen Erzählungsgabe unterhielt — möglich wäre es also schon, daß er dabei oder auch in persönlicher Unterhaltung mit Dumas einmal den Gedanken hingeworfen hätte, Hoffmann selbst zum Träger eines conte fantastique zu machen, ja einige Grundlinien dazu skizziert hätte. Ein Zug der Erzählung scheint das sogar zu bestätigen; wir werden auf den möglichen Anteil Nodiers also noch zurückzukommen haben.

Die Novelle selbst ist eigentlich eine Doppelerzählung, insofern als in einen Handlungsverlauf ein anderer, bedeutend umfangreicherer eingeschachtelt ist. Dumas führt uns nach Mannheim; dort lebt von dem, was er als Maler, Musiker, Dichter verdient, dazu von gelegentlichen Sendungen seiner guten Mutter der siebzehnjährige Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann. So willkürlich diese Annahme ist, Dumas weiß an sich ganz gut Bescheid, sei es nun, daß er sich seine Angaben über Hoffmanns Herkunft, seine Erziehung durch den pedantischen Oheim, seine Schwärmerei für die Tante, aus eigenen Angaben des Dichters (besonders im *Kater Murr*) geholt hat, oder daß sie durch irgendwelche Mittelglieder auf Hitzigs Biographie, die einst im *Globe* ausführlich besprochen worden war, zurückgehen. Es war

Digitized by Google

also kaum einfache Unkenntnis, die ihn Hoffmann nach Mannheim, das er nie betreten hat, führen ließ; er muß dafür einen besonderen Grund gehabt haben — für die Bedürfnisse seiner Erzählung begnügt er sich mit einem Hinweis auf die Bedeutung Mannheims als Kunststadt: der Jüngling ist vor dem drohenden Zwang zum Rechtsstudium ausgerissen, ist zu seinem in Heidelberg studierenden Freunde Zacharias Werner gereist, und dieser ist seinerseits mit nach Mannheim gekommen, wo Hoffmann Förderung für seine Ziele erhofft. Auch von Werner (die von mir benutzte Ausgabe schreibt freilich Warner, bis von Bd. VI, S. 133 ab die richtige Form gebraucht wird) weiß Dumas allerlei, besonders werden wir über die Wahnvorstellungen seiner Mutter unterrichtet.

Wenn die beiden eine Reise nach Paris planen, Werner gelockt vom Schauspiel der Tage des revolutionären Schreckens, Hoffmann, weil er die Musik der Franzosen und Italiener studieren, in die Geheimnisse des Theaterbetriebes der großen Oper eindringen will, da ihm für die Zukunft als Ziel die Leitung einer Bühne vorschwebt, so trifft Dumas sogar, ohne es zu ahnen, einen Zug aus Hoffmanns Leben: eine große Reise gehörte zu seinen Jugendträumen, freilich das Ziel sollte Italien, der Begleiter der Herzensfreund Hippel sein. Nimmt man die nicht unzutreffende Schilderung des äußeren Menschen *(petit de taille, maigre de corps, sauvage d'aspect. Ses longs cheveux noirs tombaient de son front jusqu'au dessous de ses yeux ... et, à travers le voile..., son regard brillait fixe et fauve)* hinzu, so sind freilich die biographischen Grundlagen ziemlich erschöpft; für den Fortgang der Handlung müssen zunächst aus den Werken von Hoffmanns Phantasie entnommene Motive dienen.

Zur Reise brauchen die beiden armen Schlucker Geld; der Erzählung *Spielerglück* aus den *Serapionsbrüdern* folgend, läßt Dumas den Neuling Hoffmann, nachdem Werner sein Geld verloren hat, mit seinen letzten Friedrichsd'ors fast die Mannheimer Spielbank sprengen und nur auf die eindringliche Warnung eines alten Offiziers vom Spiele ablassen. Einzelheiten über die Verwendung des Schatzes, durch die seine bedenkliche Erwerbung gesühnt werden soll, übergehe ich; jedenfalls behält Hoffmann genug, um die Reise für sich und den Freund durchführen zu können. Aber kurz vor dem Aufbruch verliert er sein Herz an eine junge Schöne, die er von seinem Fenster aus zur Kirche gehen sieht; Werner kennt sie, es ist die Tochter des neuen Mannheimer Kapellmeisters Gottfried Murr; er kann dem Freunde sogar einen Empfehlungsbrief an den Vater mitgeben — so mag er denn allein nach Paris reisen, Hoffmann bleibt: die Augen der schönen Antonia Murr gelten ihm mehr als alle Kunstgenüsse der französischen Hauptstadt.

Digitized by Google

Für das Liebesidyll, das nun folgt, hat Dumas Züge aus zwei anderen Stücken der *Serapionsbrüder* verwendet, aus *Rat Krespel* und aus jener Episode, welche die Herausgeber *Der Schüler Tartinis* (Grisebach) oder richtiger, weil von Hoffmann zuerst selbst gebraucht, *Der Baron von B.* (Ellinger) nennen. Namen und Gestalt der schönen Antonia, dazu ihre vollendete Sangeskunst, die abgöttische Liebe ihres Vaters zur einzigen Tochter stammen aus *Rat Krespel;* die Krankheit der Hoffmannschen Antonia, die ihr das Singen zur Lebensgefahr macht, hat Dumas auf die verstorbene Mutter, Murrs Frau, übertragen. Dieser selbst dankt seinen Namen natürlich dem berühmten Katertier, in den Sonderbarkeiten seiner persönlichen Erscheinung ist er eine Gestalt in der Art Krespels oder des Abraham Liscov im *Kater Murr,* jedoch nicht ihr Abbild; mit seinem Käppchen, über das er beim Ausgehen sorglos seine Perücke stülpt, seinem Bachstelzengang, seinem gelähmten Bein, auf dem er sich manchmal geschwind herumwirbelt, könnte er schon von Hoffmann erdacht sein — freilich, das sarkastisch-dämonische Wesen, die bizarre Sprache, die Hoffmann seinesgleichen gibt, kann Dumas nur schwach andeuten; im wesentlichen ist sein Murr, unbeschadet seines musikalischen Genies, doch nur ein guter alter Herr mit einigen schnurrigen Sonderlichkeiten. Jener anderen Episode der *Serapionsbrüder* ist die Art und Weise entnommen, wie sich Hoffmann als musikbegeisterter Schüler bei Murr einführt, und hier kommt es sogar zu wörtlicher Herübernahme. Wie im Original Cyprian etwas mißtrauisch angesehen wird, wie er zu hören bekommt, daß die Geige das schwerste Instrument sei, wie ihm ein abschreckendes Beispiel erzählt, dann eine kostbare Geige in die Hand gegeben wird, wie er eine Vorlesung über die Kunst berühmter Violinspieler über sich ergehen lassen muß u. ä., das ist genaue Kopie nach Hoffmannschem Muster, wie ein Beispiel zeigen mag:

'Corelli' (so sprach der Baron) bahnte zuerst den Weg. Seine Kompositionen könnten nur auf Tartinische Weise gespielt werden, und das ist hinlänglich zu beweisen, wie er das Wesen des Violinspielers erkennt. Paganini ist ein passabler Geiger. Er hat Ton und viel Verstand, doch ist sein Strich zu weichlich bei ziemlichem Appoggiamento. Was hatte man mir alles von Gemianini gesagt! Als ich ihn vor dreißig Jahren zuletzt in Paris hörte, spielte er wie ein Nachtwandler, der im Traume herumsteigt, und es wurde einem selbst zu Mute, als läg' man im Traume.

Oh! murmura le vieillard ... j'ai connu Corelli par tradition, c'est vrai; c'est lui qui a ouvert la route, qui a frayé le chemin; il faut le jouer à la manière de Tartini ou y renoncer. Lui, le premier, il a deviné que le violon était, sinon un dieu, du moins le temple d'où un dieu pouvait sortir. Après lui vient Paganini, violon passable, mais mou, trop mou, surtout dans certains *appoggiamenti;* puis Gemianini, vigoureux celui-là, mais vigoureux par boutades, sans transitions; j'ai été à Paris exprès pour le voir ...: un Maniaque, mon ami, un somnam-

Digitized by Google

Lauter tempo rubato ohne Stil und Haltung. Das verdammte ewige tempo rubato verdirbt die besten Geiger, denn sie vernachlässigen darüber den Strich. Ich spielte ihm meine Sonaten vor, er sah seinen Irrtum ein und wollte Unterricht bei mir nehmen, wozu ich mich willig verstand. Doch der Knabe war schon zu vertieft in seine Methode, zu alt darüber worden. Er zählte damals 91 Jahre ...'

bule, mon enfant, un homme qui gesticulait en rêvant, entendant assez bien le *tempo rubato*, fatal *tempo rubato*, qui tue plus d'instrumentalistes que la petite vérole, que la fièvre jaune, que la peste. Alors je lui jouai mes sonates à la manière de l immortel Tartini, mon maître, et alors il avoua son erreur. Malheureusement, l'élève était enfoncé jusqu'au cou dans sa méthode. Il avait soixante et onze ans, le pauvre enfant.

Man sieht, teilweise nähert sich die Nachahmung der etwas aufgeschwellten Übersetzung; immerhin wahrt sich Dumas eine gewisse Selbständigkeit, wenigstens in seinen Urteilen. Ein Wort etwa wie: *la musique allemande, jeune homme, c'est la musique des hommes; mais retenez bien ceci, la musique italienne, c'est la musique des dieux* oder die Behauptung, daß die italienischen Libretti Mozarts *Don Juan* oder *Hochzeit des Figaro* erst den rechten Glanz gäben, ja die Opern überhaupt möglich machten, hätte Hoffmann seinen Wortführern sicherlich nicht in den Mund gelegt.

Um Hoffmann nach Paris zu bringen, bedient sich Dumas wiederum eines Zuges, den wir aus den Werken des Vorbildes gut genug kennen: die Sehnsucht des Künstlers nach dem Flug ins Weite erwacht in seinem Herzen wie bei Traugott (im *Artushof*), Lehsen (in der *Brautwahl*), Erasmus Spikher (im *Abentcuer der Silvesternacht).* Antonia ahnt, was in der Seele ihres Verlobten vor sich geht; sie selbst fordert ihn auf, dem übermächtigen Drange nach der großen Welt der Kunst zu folgen; nur muß er ihr einen heiligen Eid leisten, nicht mehr zu spielen und ihr treu zu bleiben. Hoffmann schwört in der Kirche während der Messe, und er schwört beim Leben der Geliebten; ein Medaillon mit ihrem Miniaturbilde nimmt er auf die Reise mit.

Wenn es schon sehr wenig hoffmannisch ist, daß der Künstler, dem das eigentlich unerreichbare Ideal, die Einheit von Liebe und höchstem Künstlertum, Wirklichkeit geworden ist, seinem Ziele irgendwo in der Ferne nachjagen soll, wenn vielmehr bei Hoffmann eine solche Reise — bei ihm natürlich nach Italien — die Flucht des Künstlers vor dem Philisterium bedeutet, so war Dumas sicherlich überzeugt, bis hierher getreulich Hoffmannsche Anschauungen widergespiegelt zu haben; von dem Augenblick, wo sein Held französischen Boden berührt, fühlt er sich in seinem eigenen Element und läßt seine Erzählergabe freier spielen. Ehe wir ihm folgen, verlohnt es sich aber vielleicht, noch einen Augenblick bei der Frage zu verweilen, warum er gerade Mannheim als Ausgangspunkt der Abenteuer des Dichters sich aussuchte.

Digitized by Google

Für den geschichtlichen Standpunkt ist die Wahl sicherlich nicht übel; aber Dumas schrieb Ende der vierziger Jahre, und wenn es sich um Deutschland handelte, lag ihm der Gedanke, einen Handlungsort nach der Bedeutung zu wählen, die er ein halbes Jahrhundert früher für die Kunst gehabt hatte, sicherlich sehr fern — selbst für Frankreich besaß dieser Verfasser zahlloser geschichtlicher Romane nichts von der Andacht Scotts zur geschichtlichen Einzelheit.

Aber ein um so besseres Gedächtnis besaß er für persönliche Erinnerungen, und solche hatte er allerdings an Mannheim. 1838 war er in Deutschland gewesen, hatte von Frankfurt einen Abstecher nach Heidelberg und Mannheim gemacht, den Sohn des Scharfrichters, der Karl Sand hingerichtet hatte, aufgesucht, und bei dieser Fahrt war er nicht allein gewesen. Sein Begleiter aber war einer, der schon vorher (1836) ein paar Aufsätze über Deutschland veröffentlicht hatte, einer von ihnen, *Soirée d'automne,* hatte sich als *extrait inédit du journal d'un voyageur enthousiaste* gegeben, und der Verfasser Gérard Labrunie oder, wie er sich selbst meist nannte und der Nachwelt allein als tragische Gestalt der französischen Romantik bekannt ist, Gérard de Nerval hatte noch 1846 dieselbe Hoffmanns 'reisendem Enthusiasten' im Untertitel der *Fantasiestücke* nachgebildete Bezeichnung auf sich angewandt[1]. Auf jener Reise von 1838 hatte er Eindrücke für sein 1839 aufgeführtes Drama aus der studentischen Freiheitsbewegung *Léo Burckart* gesammelt, an dem Dumas immerhin genug Anteil hatte, um als Mitverfasser genannt zu werden. *Cher ami,* so schrieb er an Gérard, *par considération pour vous, j'ai choisi, pour couver l'œuf que vous avez pondu, Francfort sur le Mein, patrie de notre Goethe: venez me rejoindre et que l'ombre de Werther veille sur vous pendant le voyage*[2]. Gérard aber hatte, als er zwei Jahre früher wahrscheinlich zum erstenmal deutschen Boden betrat, das Land begrüßt als *l'Allemagne! la terre de Goethe et de Schiller, le pays d'Hoffmann, la vieille Allemagne, notre mère à tous, Teutonia!*[3], er dürfte sich 1838 wohl schon mit einem niemals vollendeten Drama *Le Magnétiseur* (nach Hoffmanns *Unheimlichem Gast)* getragen haben, das er im Februar 1840 *sujet si négligé, si traîné, si refait* nennt[4] — für die gemeinsame Arbeit am *Léo Burckart* wurde die Fahrt nach Heidelberg wegen des studentischen Treibens, nach

[1] Nach Julia Cartier, *Un intermédiaire entre la France et l'Allemagne: Gérard de Nerval,* Genf 1904, S. 58 und 63, Anm. 1.

[2] Abgedruckt in Gérard de Nerval, *Correspondance* (hrsg. von J. Marsan) Paris 1911, S. 296 (Anm. 32).

[3] Vgl. J. Cartier a. a. O. S. 57.

[4] *Correspondance* S. 85 und S. 300 f. (Anm. 60).

Digitized by Google

Mannheim, um über Sands Wesen Aufschlüsse zu erhalten, unternommen: liegt der Gedanke nicht nahe, daß aus diesen Erinnerungen heraus Mannheim zum Schauplatz des ersten Teils der Hoffmann-Erzählung gewählt wurde? Vielleicht wird es sich auch lohnen, späterhin zu erwägen, ob Gérard, der französische *voyageur enthousiaste,* ein Sonderling von jeher, seit 1841, dem Jahre seines ersten Zusammenbruchs, von unheimlichen Mächten bedroht, nicht Züge für den Hoffmann hergegeben hat, dessen Pariser Erlebnisse Dumas uns schildert.

Am 7. Dezember 1793 langt Hoffmann vor den Barrieren von Paris an. Launig sind die Paßnöte geschildert worden, die er zu überstehen hatte; am Tore der Hauptstadt ist man erst recht mißtrauisch gegen den Fremden, der ein Spion sein kann. Nicht übel läßt Dumas ihn seine Harmlosigkeit, seine rein künstlerischen Zwecke durch die gewaltige Pfeife beweisen, die er sich gemütsruhig ansteckt, und durch die Zeichenkunst, mit der er Porträts der biederen Wachleute auf den geweißten Wänden ihrer Wachstube entstehen läßt. So wird ihm die Bahn frei gemacht, am Quai des Fleurs findet er eine Wohnung. Aber Museen und Bibliotheken sind geschlossen, dafür hat er von seinem Fenster die Aussicht auf das Palais de Justice, kann sehen, wie des Morgens die Karren mit den vor dem Revolutionstribunal Angeklagten ankommen, wie sie am Nachmittag mit den Verurteilten sich wieder zur Guillotine auf den Weg machen. Er entflieht dem schrecklichen Anblick, aber nur um, in den Straßen umherirrend, einem solchen Karren zu begegnen. Über das Gejohl des Pöbels erhebt sich die kreischende Stimme des Opfers, das, in Furcht sich windend, um Hilfe schreit, es ist eine Frau, die Dubarry — von fern sieht Hoffmann, wie das Beil auf sie niederfällt.

So weit haben wir echten Dumas, die flott erzählte Episode aus einem geschichtlichen Romane brauchte nicht Hoffmann als Mittelpunkt zu haben. Aber der Verfasser besinnt sich, daß sein Held *homme des transitions brusques* sei, so läßt er ihn denn nach dieser Erschütterung ein Theater aufsuchen: man gibt ein Ballett, das Urteil des Paris. Noch erfüllt von seinem Erlebnis, kann sich Hoffmann kaum in diesem Paris zurechtfinden, das Tragödien in der Wirklichkeit und mythologische Ballette im Theater aufführt, die Eleganz des Publikums deucht ihm widersinnig, die Musik läßt ihn kalt; er denkt an die ferne Geliebte — da fällt sein Blick auf seinen Nachbar. Das ist ein seltsamer Mann unbestimmbaren Alters; die sorgfältige schwarze Kleidung, die fahle, wachsgelbe Hautfärbung, der tote Blick der Augen, die hohlen Wangen mit den vorspringenden Backenknochen passen zu dem diamantenen Totenkopf, der Zierde der Tabaksdose, die

Digitized by Google

er in den Händen dreht. So teilnahmlos er dazusitzen scheint, der junge Deutsche spürt eine bannende Wirkung, die von ihm ausgeht, und sie wird noch stärker, als er in ein zunächst gleichgültiges Gespräch mit dem Manne gerät. Er hört, daß er Arzt ist, freilich einer, der sich anscheinend nur an die Todesfälle seiner Praxis erinnert, und dabei klingen seine Äußerungen irgendwie unmenschlich, ja verrucht. Von einer Tänzerin namens Arsène redet er auch als der Hauptdarstellerin des Abends; Hoffmann, überdrüssig und abgestoßen, will schon gehen, als Arsène auftritt. Sie ist eine berückende Gestalt, eine Meisterin ihrer Kunst und eine gute Patriotin dazu, denn das Diamantschloß an ihrem Samthalsband, dessen Funkeln all ihre Bewegungen hervorhebt, stellt — Hoffmann erkennt es mit Hilfe eines von seinem Nachbar geliehenen Glases — eine Guillotine dar. Im übrigen hört er, daß die Tänzerin Dantons Geliebte sei, der Volkstribun selbst wird ihm gezeigt, wie er, in einer Loge sitzend, Arsène mit den Blicken verschlingt: es kommt wie ein Rausch über Hoffmann, die Bilder der Dubarry und der Tänzerin verschmelzen zu einem einzigen, Blumen und Blut, Tanz und Sterbensqual, Leben und Tod wirbeln ihm durcheinander, eine rasende Begierde erwacht in ihm; er will Antonias Medaillon hervorziehen und an die Lippen drücken. Da hört er ein Hohnlachen seines Nachbarn — seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzt er davon.

Man wird ohne weiteres zugeben, daß diese Szenen in Hoffmannscher Art erfunden sind; wir denken an das *Abenteuer der Silvesternacht*, in dem die Kurtisane Giulietta das Andenken der frommen Hausfrau zurücktreten läßt und der 'Wunderdoktor' Signor Daperdutto seine unheimliche Rolle spielt. Noch näher steht dem Dumasschen 'Doktor mit dem Totenkopfe' indessen der Coppelius im *Sandmann*, auf den sich der Erzähler sogar ausdrücklich bezieht, wenn er von seinem Helden sagt, daß er schon *le germe de l'imagination qui devait enfanter Coppélius* (VI, 68) in sich trägt. Eine bezeichnende Einzelheit ist etwa, was Dumas von dem Opernglas des unheimlichen Arztes erzählt: wen er damit aufs Korn nimmt, den scheint eine unwiderstehliche Gewalt zu zwingen, die Augen auf das Glas, mit dem er beobachtet wird, zu richten (VI, 73). Noch seltsamer ist, was Hoffmann beobachtet, als die Tänzerin auftritt: *jamais les yeux d'Arsène ne quittaient la ligne des yeux du docteur, et une visible corrélation était établie entre les deux regards. Bien plus, Hoffmann voyait très-distinctement les rayons que jetait la boucle du collier d'Arsène, et ceux que jetait la tête de mort du docteur, se rencontrer à moitié chemin dans une ligne droite, se heurter, se repasser et rejaillir en une même gerbe faite de milliers d'étincelles blanches, rouges et or.* Dazu ließen sich manche Hoffmannsche

Digitized by Google

Parallelstellen anführen: wir erinnern uns an das Perspektiv, das im *Sandmann* von Coppelius an den Studenten Nathanael verkauft wird und durch das in den Augen der Automatenpuppe Olympia 'feuchte Mondesstrahlen' aufgehen. Im *Goldenen Topf* wie im *Öden Haus* hören wir von einem Diamanten, der 'in den allerherrlichsten Liebestönen, die je ein Sterblicher vernommen' *(Das öde Haus)*, funkelt, seine Strahlen verspinnen sich zum hellen, leuchtenden Kristallspiegel; noch im *Meister Floh* gehört das optische Duell, das sich die beiden Naturforscher mit ihren Fernrohren liefern, hierher.

Andererseits hätte Dumas nirgends bei Hoffmann eine Szene gefunden, in der ein Jünger der hohen und reinen Kunst an der ihr gewidmeten Stätte seinen Idealen untreu wird. Die ganze Anlage der Novelle erforderte natürlich, daß die Versuchung in Paris an den deutschen Künstler herantrete. Wenn Hoffmanns Leben, seine Werke im Stich ließen, so mußte Erfindung aushelfen; sie aber konnte vielleicht eine Stütze in dem Erlebnis des Freundes finden, dessen Andenken mit Mannheim, mit der Gestalt Hoffmanns bei Dumas verknüpft war. Gérard de Nerval[1] trug einen Jugendeindruck tief im Herzen; er hat ihn selbst im Abschnitt *Adrienne* seiner Novelle *Sylvie* (zuerst in der *Revue des Deux Mondes* 1853, dann in den *Filles du Feu* 1854, die übrigens Dumas gewidmet sind) erzählt: als ein *mirage de la gloire et de la beauté* umschwebte ihn in seinen Jünglings- und Mannesjahren das Bild des Mädchens, dem er beim ländlichen Spiel und Tanz als Lohn für ein Lied, das sie gesungen, einen Lorbeerkranz gewunden und aufs Haupt gesetzt hatte. Sie war am folgenden Tage schon abgereist, später hörte er, daß sie den Schleier nehmen solle: er sah in ihr etwas wie seine Beatrice, die Geliebte seiner Seele. Und nun mag sein Biograph sprechen: *Un soir, tout plein des souvenirs de son enfance, il était entré, peut-être par hasard, à l'Opéra-Comique, qui donnait alors ses spectacles à la salle Ventadour. Là, assis, sans trop écouter, sans doute pour tuer le temps et rêver à autre chose, il se laissait aller au bercement d'une musique facile, quand tout à coup s'élance de la foule des choristes qui se turent, comme un rayon sort d'un nuage, une jolie blonde à l'œil bleu, au regard vif et brillant... C'était Jenny Colon, une des étoiles de l'Opéra Comique... Comment Gérard tomba-t-il tout à coup amoureux de cette femme? Par quel charme étrange et plus fort que la beauté le prit-elle? il ne savait pas encore; elle lui plaisait, voilà tout!*

Eines Tages aber wurde ihm die Erleuchtung; der Zauber,

[1] Gauthier Ferrières, *Gérard de Nerval, la vie et l'œuvre.* Paris 1906. S. 64 f. Das Ereignis fällt etwa 1832—34.

Digitized by Google

dem er verfallen war, der ihn hinfort nicht mehr losließ, war die Vorstellung, daß diese Schauspielerin, als Künstlerin mittelmäßig, als Frau von gar nicht zweifelhaftem Ruf, ihm irgendwie als die Wiederverkörperung seines verlorenen Ideals erschien: Adrienne war ihm eins mit Jenny Colon; Aurélie nannte er sie hinfort, machte sie zu einer förmlich mythischen Gestalt, sein letztes Buch noch trägt diesen Titel, und es ist ein Buch der Visionen eines unheilbar erkrankten Geistes. Er liebte ein Ideal, und in seinen Huldigungen vor der Pariser Theaterschönheit meinte er ihm zu dienen; aber wenn er sich nun täuschte? War da nicht Treue zur Untreue geworden? *Aimer une religieuse sous la forme d'une actrice! ... et si c'était la même — Il y a de quoi devenir fou,* so schrieb Gérard selbst später in der *Sylvie,* und in der Tat, wenn dieser innere Kampf an sich schon Zeichen eines gestörten Seelenlebens ist, so hat er zweifellos die Umnachtung wieder gefördert, welcher der Dichter schließlich verfiel. Jedenfalls läßt sich der Gedanke kaum abweisen, daß, was der Biograph von dem 'pauvre Gérard' erzählt, auch mit den Farben und Tönen der Novelle hätte geschildert werden können. In gewissem Umfang hat es Gérard in *Sylvie* selbst getan, und ebensogut konnte Dumas der Gedanke kommen, das Erlebnis des Freundes als Motiv eines conte fantastique zu verwenden. Es wird sich fragen, ob sich noch mehr Beziehungen aufweisen lassen und ob Dumas genügend Bescheid wußte, um hier eine Anregung schöpfen zu können. So verfolgen wir zunächst den Gang der Handlung weiter: war sie bisher noch einigermaßen auf dem Boden der Wirklichkeit geblieben, so läßt der Erzähler uns nun spüren, daß er mit den Schauern des Übernatürlichen nicht zu sparen gedenkt.

Der Ritt ins romantische Land beginnt mit einem zweiten Besuch Hoffmanns in der Oper. Da ist alles anders, verschwunden ist die Pracht, die Eleganz jenes ersten Abends: es ist kahler Alltag — wie bei Hoffmann so manches Mal (im *Goldenen Topf,* in *Klein Zaches*), wenn die 'exotische' Stimmung verflogen ist, Dinge und Menschen ihren phantastischen Schimmer verlieren und Geisterfürsten gutbürgerliche Archivare, Palmensäle etwas barock ausgestattete Zimmer sind. Was Hoffmann gesehen hat, war eine Vision aus der Zeit, da es in Paris noch Luxus und üppige Kunst gab. Auch Arsène tritt nicht mehr auf; der eifersüchtige Danton habe es ihr verboten, so erzählt ihm sein Nachbar, der wieder da ist, aber heute ihm als ein citoyen wie alle anderen erscheint. So geht der Jüngling unbefriedigt von dannen, hinfort lebt er seinem Traum, verbringt die Zeit rauchend und trinkend in einer Schenke, bis ihm da einmal, als er aus kurzem Schlaf aufschreckt, sein unheimlicher Nachbar aus der Oper in

Digitized by Google

seiner alten Gestalt gegenübersitzt. Er erzählt von Arsène, sie sucht einen Maler für ihr Bild: Hoffmann soll es sein.

In ihm erweist sich aber der leidenschaftliche Mensch als Herrscher über den Künstler. Als er mit Arsène allein ist, als alle Hüllen fallen, denn das Bild soll sie als Bacchantin nur mit dem Pantherfell über den Schultern zeigen, vergißt er Liebe und Schwur; er wirft Pinsel und Palette beiseite, bedeckt die verführerischen Schultern mit Küssen — da wird Danton angekündigt, Hoffmann muß eiligst fliehen. Aber nun ist er rettungslos einem Gedanken verfallen: er muß Arsène besitzen, wie aber soll das ihm, dem armen Schlucker, mit seinen paar hundert Talern möglich sein? Dantons Geliebte ist verwöhnt; nur wenn er, die Hände voll Gold, vor sie tritt, könnte er vielleicht daran denken, es mit diesem Nebenbuhler aufzunehmen. Da erinnert er sich an den Freund Werner; er hat ihn getroffen, hat von ihm gehört, daß er vom Spiel lebt, noch ein kurzer Kampf, und dann geht auch er in die Spielhölle des Palais Royal oder vielmehr Palais Égalité. Er verliert sein Geld, nur jenes Medaillon bleibt ihm; er verpfändet es für drei Louisdor, und nun hebt ein neues Spiel an, und Hoffmann gewinnt, gewinnt, bis er den Reichtum kaum noch bergen kann. Er eilt zu Arsènes Wohnung und findet sie leer; Danton ist inzwischen verhaftet worden, seine Geliebte soll geflohen sein, wohin, weiß niemand. So irrt denn Hoffmann durch die nächtlichen Straßen, gelangt zur Place de la Révolution, und dort, am Fuße der Treppe, die zur Guillotine hinaufführt, stößt er auf ein zusammengekauertes Weib in langem, grauem, sie kaum bedeckendem Gewand, um den Hals trägt sie ein Samtband: es ist Arsène.

Wie kommt sie an diesen Ort? Sie ist geflohen, und als sie nachts ihr Zimmer zu klein, ihr Bett zu kalt fand, hat sie das Freie gesucht: seltsam tonlos und gleichgültig klingen ihre Worte, wie die eines sprechenden Automaten. Hoffmann erzählt ihr von seinen Schätzen, sie zeigt etwas Teilnahme, und da er nicht weiß, wo er sie hinbringen soll, schreitet sie ihm zu einem prächtigen Hotel der Rue St. Honoré vorauf. Da schüttet er sein Gold vor ihr aus, da soll Champagner sie erwärmen; er ist blind und taub gegen manches Seltsame, ja Unheimliche in ihrem Wesen, und als er sich endlich ans Klavier setzt, die Weise aus dem 'Urteil des Paris', unter der Arsène einst aufgetreten ist, dann einen Walzer von Beethoven, den 'Wonnewalzer', spielt, da bemächtigt sich der beiden unter dem Einfluß des Weines und der Musik ein Rausch, der Hoffmann die Erfüllung seiner Begierden bringt. Als der Morgen graut, liegt Arsène kalt und starr neben ihm, ein Grauen packt ihn, er eilt hinaus und trifft auf der Treppe den unheimlichen Arzt; er führt ihn ins Zimmer und muß von ihm

Digitized by Google

hören, daß Arsène tot ist und tot war: am Tage vorher ist sie als verdächtig hingerichtet worden; als der Arzt jenes Samtband von ihrem Halse löst, fällt der Kopf herunter.

Wie ein Wahnsinniger stürzt Hoffmann auf die Straße; er wird angehalten und erzählt sein Erlebnis — zum Beweis soll er das Hotel der Rue St. Honoré zeigen, aber es ist vom Erdboden verschwunden. Schon ist er in Gefahr, verhaftet zu werden, da taucht wieder der Arzt auf, erklärt ihn für einen entsprungenen Irren und erklärt sich bereit, ihn nach Bicêtre zurückzubringen. Unterwegs läßt er ihn aussteigen, er solle machen, daß er nach Deutschland zurückkomme: *il ne fait pas bon en France pour les hommes qui ont une imagination comme la vôtre.* Drei Louisdor hat sich der Unglückliche am Abend vorher beiseitegesteckt; mit ihnen löst er sein Medaillon aus und hört von dem Geldwechsler, einem Deutschen aus Mannheim, daß Antonia eine Woche vorher gestorben sei, am selben Tag und zur selben Stunde, da er seinen Schwur durch die Küsse auf Arsènes Schulter gebrochen hat. Durch Werners Hilfe kann er nach Mannheim zurückkehren; er kommt gerade rechtzeitig an, um dem alten Gottfried Murr das letzte Geleit geben zu können.

Das ist die Hoffmann-Novelle von Dumas. Die Einzelbeziehungen zu den Werken des Vorbildes sind im Verlaufe der Darstellung schon hervorgehoben worden; dabei wird auch deutlich geworden sein, wie im Fortschritt der Handlung der Erzähler an Selbständigkeit stetig gewinnt. Das hindert nicht, daß gerade die letzten Szenen deutlich machen, wo der Franzose seine Hauptanregung schöpfte. Wie Nathanael im *Sandmann* in unseliger Verblendung das stille Glück verscherzt, das ihn in den Armen der Freundin seiner Jugend erwartet, und dem Bann eines seelenlosen Automaten verfällt, um dann schrecklich aus seinem Wahntraum zu erwachen, so scheitert bei Dumas Hoffmann, weil er den Lockungen einer Sirene nicht widerstehen kann: an die Stelle des Automaten ist zuerst die gemüt- und gefühllose Tänzerin, dann die Tote getreten. Im Sandmann lesen wir einmal, daß beim Berühren von Olympias kalter Hand ein Grausen über Nathanael kommt, daß ihm die Legende von der 'toten Braut' durch den Sinn geht; denken wir bei der Stelle zunächst an die *Braut von Korinth,* so mag sich Dumas an die Geschichte von der 'blutenden Nonne' erinnert haben: sie stammt aus den Volksmärchen von Musäus, ging in den *Monk* von Lewis über, wurde durch dessen Übersetzungen in Frankreich bekannt und hatte dort ein recht zahlreiches Gefolge[1], zu dem auch (allerdings

[1] Vgl. A. Killen, *Le Roman Terrifiant ou Roman Noir* (Bibliothèque de la Revue de Littérature Comparée, tome IV). Paris 1923 (zu *Inès de las Sierras* S. 185 ff.

Digitized by Google

mit rationalistischem Einschlag) Nodiers *Inès de las Sierras* gehört; ein bevorzugtes Thema französischer Romantik war Dumas für seine Hoffmann-Novelle also gerade recht: darin liegt eine Huldigung für den Fürsten der phantastischen Dichtung, die mindestens ehrlich gemeint war.

Wenn Dumas die Erfindung seiner Geschichte Nodier zuschrieb, und zwar gerade als eine Art Gegenstück zu *Inès de las Sierras*, so sind also in der Tat gewisse inhaltliche Beziehungen vorhanden. Man kann sogar noch weiter gehen; wir wissen, daß in den Erzählungen, mit denen Nodier seine Gäste zu unterhalten pflegte, eine Guillotineszene eine Rolle spielte. *Je me rappelle qu'un jour ... je lui* (d. h. Nodier) *disais: 'Chose étrange: comment donc avez-vous oublié que vous avez été guillotiné le même jour que la reine de France?'* so erzählt Jules Janin in der Einleitung zu Nodiers letzter Novelle *Franciscus Columna*[1]. Und noch bezeichnender und deutlicher, weil von Gérard de Nerval an Dumas selbst gerichtet, ist eine Stelle im Widmungsbrief der *'Filles du Feu'*[2]*: Il est, vous le savez, certains auteurs qui ne peuvent inventer sans s'identifier aux personnages de leur imagination. Vous savez avec quelle conviction notre vieux Nodier racontait comment il avait eu le malheur d'être guillotiné à l'époque de la Révolution; on en devenait tellement persuadé que l'on se demandait comment il était parvenu à se faire recoller la tête...* Natürlich muß die bizarre Wirkung, die hier von zwei Seiten bezeugt wird, durch eine Erzählung Nodiers zustande gekommen sein; aber ihr Held war doch wohl ein Mann, wenn nicht geradezu Nodier selbst. Immerhin ist es von der Vorstellung des Enthaupteten, der selber seine Geschichte erzählt, nicht gar so weit zu der vom vorgeblichen Leben eines Toten, und so findet hier Dumas' Behauptung einer Anregung durch Nodier eine gewisse Stütze.

Sie ist freilich schwach, denn die Katze läßt das Mausen nicht, und Dumas nahm nun einmal sein Gut, wo er es fand. So ist denn auch für die Katastrophe seiner Erzählung ein Vorbild in einer älteren Geschichte nachzuweisen. Da hören wir von einem deutschen Studenten Gottfried Wolfgang, der auf Veranlassung seiner Verwandten seine Studien in Paris beenden soll, weil man vom fröhlichen Leben der Stadt einen günstigen Einfluß auf seine zur Schwermut neigende Gemütsart erhofft. Er kommt gerade beim Ausbruch der Revolution in Paris an, und da kann freilich sein Aufenthalt ihm nicht die düsteren Grillen durch heitere Bilder verjagen. In seinen einsamen Träumereien taucht vor seinem Auge die Erscheinung einer überirdisch schö-

[1] Paris 1844, S. 19.
[2] Ausgabe von 1857, S. III f.

Digitized by Google

nen Frau auf; der Gedanke an sie läßt ihn nicht mehr los, wird zur fixen Idee, bis er eines Nachts, als er in den Straßen umherirrt, am Fuße der Guillotine ein weibliches Wesen findet, in dem er das Urbild seiner Träume erkennt. Er redet sie an; trotz ihrer geheimnisvoll klingenden Antworten führt er sie in seine Wohnung, er wirbt um sie und gewinnt sie. Am nächsten Morgen, als er von einem kurzen Ausgang zurückkehrt, findet er eine Tote. Der herbeigerufene Polizeibeamte erkennt in ihr eine am Tage zuvor hingerichtete Frau, 'er löste das schwarze Halsband der Toten, und der Kopf rollte auf den Boden'.

Ich denke, dieser Zug läßt keinen Zweifel, daß das *Adventure of the German Student* aus Washington Irvings unter dem Namen Geoffrey Crayon 1824 veröffentlichten *Tales of a Traveller* das Urbild der letzten Szenen der *Femme au Collier de Velours Noir* ist. Allerdings fügt Irving am Schluß eine Anmerkung bei, nach welcher der zweite Teil (*latter part*) der Geschichte auf einer Anekdote beruhe, die ihm berichtet worden sei und die angeblich französisch auch gedruckt vorliege; er selber habe sie jedoch nicht gedruckt gesehen. Damit wäre also die Möglichkeit einer französischen Vorlage an sich gegeben, aber anscheinend stammt von Irving gerade die Übertragung auf den deutschen Studenten, wohl auch die Vorstellung, daß er dem Banne einer ihm unerreichbaren Frau verfallen ist (das ist ja der wesentliche Inhalt des ersten, nach seiner Aussage ihm allein angehörigen Teils der Irvingschen Erzählung); demnach dürfte die Quelle unserer Novelle kaum anderswo zu suchen sein als in den *Tales of a Traveller;* die Möglichkeit einer Vermittlung durch Nodier ist natürlich auch dann noch gegeben.

Neben diesen von Dumas selbst genannten Paten hatten wir als zweiten Gérard de Nerval gestellt; wir hatten gesehen, wie auffallend Hoffmanns Erlebnis in der Pariser Oper mit der Weise übereinstimmt, in der Gérard dem Banne Jenny Colons anheimfiel; lassen sich noch andere Beziehungen wahrscheinlich machen? In der oben zitierten Stelle aus dem Widmungsbrief der *Filles du Feu* spricht Gérard von Erzählern, bei denen man den Eindruck habe, daß sie sich mit den Gestalten ihrer Phantasie gleichsetzen; er meint Nodier; aber auch bei ihm selbst kann man kaum von Erfindungen reden, ist doch sein Ich der einzige Gegenstand seiner Phantasie. Und nun erzählt die Novelle *Octavie* (in den *Filles du Feu*) eigentlich denselben Konflikt, den Dumas sich für Hoffmann ausgesucht hat. Danach sei Gérard vor seiner *amour fatal* nach Italien geflohen und habe dort die Zuneigung einer jungen Engländerin gewonnen. Ein Stelldichein sei in Portici verabredet worden, um von da Pompeji zu besuchen; in der Nacht vorher aber habe er eine Frau getroffen

Digitized by Google

(elle semblait égarée d'esprit), die ihn an Jenny Colon oder Aurelia, wie er sie nennt, erinnert habe. Mit ihr habe er die Nacht verbracht und der Engländerin nicht mehr von Liebe zu sprechen gewagt. Auf ihren leisen Vorwurf habe er ihr gestanden, daß er sich ihrer nicht mehr würdig fühle, *je lui contai le mystère de cette apparition qui avait réveillé un ancien amour dans mon cœur, et toute la tristesse qui avait succédé à cette nuit fatale où le fantôme du bonheur n'avait été que le reproche d'un parjure*[1].

Die Episode ist typisch für Gérard, bei dem nach Dumas' Wort[2] gar zu leicht *l'imagination, cette folle du logis, en chasse momentanément la raison, qui n'en est que la maîtresse.* Gar manchmal blieb sein Platz im Freundeskreise der romantischen Boheme leer, weil *croyant s'embarquer pour Cythère, il échouait tout bonnement à Montmartre, avec une Vénus de carrefour*[3]; dann schwelgte er in Erzählungen phantastischer Erlebnisse, hielt sich für geisteskrank und schilderte, wie er es geworden sei, und zwar *avec un si joyeux entrain, en passant par des péripéties si amusantes, que chacun désire le devenir...*[4], zu anderen Zeiten wetteiferte er an Weltschmerz und poetischer Verzweiflung mit Werther, René und, wie Dumas natürlich nicht vergißt, seinem eigenen Antony. Ein eigenes Bekenntnis redet eine besonders deutliche Sprache; in den *Illuminés* heißt es: *rien n'est plus dangereux qu'un amour sérieux pour une personne de théâtre; c'est un mensonge perpétuel, c'est le rêve d'un malade, c'est l'illusion d'un fou. La vie s'attache tout entière à une chimère irréalisable qu'on serait heureux de conserver à l'état de désir et d'aspiration, mais qui s'évanouit dès que l'on veut toucher l'idole*[5].

Bei solchen Ähnlichkeiten liegt der Gedanke sehr nahe, daß sie nicht zufällig sind. Nicht etwa als ob Dumas den Freund porträtiert oder an derartiges auch nur gedacht hätte. Aber als es galt, eine Hoffmannsche Erzählung um Hoffmann herumzudichten, da war Dumas nach seiner ganzen Anlage wenig dazu geschaffen, sich aus den Quellen ein zureichendes Bild des Dichters und seiner Kunst zu machen; er raffte einige ihm naheliegende Motive aus Hoffmann zusammen, ergänzte sie durch Irvings Skizze, gab dem Ganzen einen geschichtlichen Hintergrund und machte sich im übrigen keine Sorgen, wenn seine Erzählung auf den ihm bekannten Gérard besser paßte als auf den ihm fremden Hoffmann. Der gemeinsame Begriff 'voyageur enthousiaste' deckte beide, und mochte Gérard, wie wir hören, in persönlichen Angelegenheiten verschlossen sein, so hatte er, Dumas selbst

[1] Ausgabe von 1857, S. 214. [2] Ebenda S. II.
[3] Gauthier Ferrières a. a. O. S. 77.
[4] Vorwort der *'Filles du Feu'*, Ausgabe 1857, S. III.
[5] Zitat nach Gauthier Ferrières a. a. O. S. 79.

Digitized by Google

hat es uns bezeugt, auch seine mitteilsamen Stunden. Seine Sonderbarkeiten mußten die Freunde reizen, den Schlüssel zu seinem geheimnisvollen Treiben zu finden; kein anderer als Dumas selbst hat ihn eines Tages ins Gebet genommen und hat auf Grund seiner Geständnisse die persönliche Bekanntschaft des sinnlich-übersinnlichen Freiers mit Jenny Colon vermittelt[1]. Gehört also die dichterische Gestaltung seines Erlebnisses durch Gérard (vor allem in *Sylvie*) auch einer späteren Zeit an, Dumas wußte, als er seine Novelle schrieb, genug, um seine Phantasie daran anknüpfen zu lassen.

Nach alledem ist die *Femme au Collier de Velours Noir* sicherlich keine Hoffmannsche Erzählung in französischer Sprache. Sie stellt sich als der Ablauf einer phantastischen Handlung übernatürlichen Charakters vor einem genau gegebenen geschichtlichen Hintergrund dar. Schon dafür gibt es bei Hoffmann eigentlich nur ein Beispiel, die *Erscheinungen* der *Serapionsbrüder,* denn Novellen wie dem *Fräulein von Scuderi* oder *Meister Martin* fehlt der Einschlag des Übernatürlichen; in den echten und rechten phantastischen Erzählungen ist dagegen der geschichtliche Hintergrund, den sie an und für sich häufig haben, viel eher verschleiert als in Einzelheiten betont. Indessen brauchte dieser Unterschied nicht zu sehr hervorgehoben zu werden, wenn er der einzige wäre; Dumas kam nun einmal vom geschichtlichen Drama und Roman her, es lag für ihn nahe, bei einer historischen Hauptperson große Zeitereignisse in die Handlung hineinzuziehen.

Entscheidender scheinen mir zwei andere Züge zu sein, die *La Femme au Collier de Velours Noir* innerlich von Hoffmanns Erzählungen scheiden, sie unter seinen Werken ziemlich unmöglich machen. Diese sind die Wahl des hauptsächlichen übernatürlichen Motivs und die Verwendung des Übernatürlichen im ganzen. Totenliebe finden wir bei Hoffmann nicht, und da er wirklich mit allen Registern des Grauens vertraut war, wird das kein Zufall sein; die Vermischung von Leben und Verwesung war ihm widerlich. Wohl war das große Beispiel in der *Braut von Korinth* gegeben; mochte sich Hoffmann persönlich dazu stellen, wie er wollte, gerade an ihm mußte der Künstler lernen, wie der Stoff erträglich gemacht werden konnte — vor der kaltblütigen Selbstverständlichkeit, mit der Dumas seine Tote aus ihrem frühen Grabe hervorholt, vor der krassen Effekthascherei der Liebesnacht hätte er sich bekreuzt. Es ist ja auch bezeichnend, welch geringe Rolle bei ihm die verwandte Vorstellung des Vampirismus spielt; in Frankreich nahm die Romantik gern sensationelle, melodramatische Züge an und bevorzugte gerade solche mit Blut

[1] Nach Gauthier Ferrières a. a. O.

Digitized by Google

und Grauen wirkenden Überlieferungen, daher erklärt sich die große Nachfolgerschaft der blutenden Nonne, daher erklärt sich, daß selbst der sonst gar nicht im Schrecklichen schwelgende Charles Nodier schon 1820 als Werk eines C. B. eine Art Fortsetzung des vielfach (nicht von Nodier selbst) Lord Byron zugeschriebenen Vampirromans unter dem Titel *Lord Ruthwen ou les Vampires* herausgab und Dumas selbst noch 1851 ein Schauerstück *Le Vampire* verfaßte, nachdem er schon in den *Mille et Un Fantômes* sich den Stoff nicht hatte entgehen lassen.

Vor allem vermissen wir aber den Hoffmannschen Charakter in der Verwendung der übernatürlichen Bestandteile. Das Versprechen, daß diesmal keine rationalistische Erklärung den Leser nachträglich wie mit kaltem Wasser überschütten solle, wird zwar von Dumas treulich gehalten, nur vergißt er, daß Erklären und Verstehenlassen zwei verschiedene Dinge sind. Hoffmann erfand seine phantastischen Gestalten und Vorgänge nicht willkürlich, sondern als Ausdruck einer dichterischen Schau, die im Wunderbaren die wahre Wirklichkeit über oder unter dem Alltag erkannte; daher kann der Archivarius Lindhorst einmal ein Geisterfürst, das andere Mal ein getreuer Beamter, Coppelius heute ein Dämon der Nacht, morgen ein Brillenhändler sein: so verschieden sie erscheinen mögen, die Einheit der Person wird keinen Augenblick zweifelhaft. Aber der Pariser Doktor mit dem Totenkopf[1] und der Arzt des Alltags fallen auseinander, genau so wie die Ereignisse auseinanderfallen. Wenn der dämonische Verführer aus irgendwelchen, freilich nicht ersichtlichen Gründen sich gerade diesen jungen Deutschen als Opfer aussucht und ihn in die Netze einer sinnlichen Liebe lockt, dann kann nicht sein alltägliches Ich als Retter in der Not auftreten; wenn die Ereignisse der Nacht als Schreckenstraum wirken sollen, wenn selbst ihr Schauplatz sich ohne irdische Spur verflüchtigt, so steht dem in der harten Wirklichkeit die Verpfändung des Medaillons und damit der Besuch der Spielhölle entgegen — zwei Sphären, die sich durchdringen müßten, klaffen also auseinander.

Vielleicht wäre das nicht in diesem Maße der Fall, wenn Dumas ein näheres Verhältnis zu Hoffmann gehabt hätte. Das ist kaum der Fall gewesen; mehr als eine gewisse, durch Übersetzungen vermittelte Kenntnis haben wir nicht anzunehmen. Von den Biographen hören wir, daß Dumas auch Goethe und Schiller nicht im Urtext gelesen habe; andererseits hat er in seiner Frühzeit *Fiesko* in Versen bearbeitet[2], und unter seinen

[1] Vielleicht darf man ihn in dem Doktor Mirakel im Buch von Offenbachs Oper (der bei Hoffmann keine Vorlage hat) wiederfinden.

[2] Stellen daraus bei H. Parigot, *Le Drame d'Alexandre Dumas*. Paris 1908. S. 32 ff.

Digitized by Google

im *Théâtre* gesammelten Dramen finden sich Übertragungen von *Kabale und Liebe*, von Werners *Vierundzwanzigstem Februar* und anderen deutschen Stücken; die Bearbeitung von *Nußknacker und Mausekönig* ist schon genannt. Aber dem *Fiesko* mag eine französische Prosaübersetzung zugrunde gelegen haben, und von dem erfolggekrönten Schriftsteller ist ja bekannt genug, daß er sich von zahlreichen Mitarbeitern den Stoff bequem zubereiten ließ. Wir werden also gut daran tun, weder seine Fähigkeit noch seinen Willen, zu 'den Quellen zu steigen', zu überschätzen. Überdies wird auch für die *Femme au Collier de Velours Noir* ein Mitarbeiter genannt: Paul Lacroix, der Bibliophile Jacob, einerseits ehrenvoll als gelehrter Erforscher der Vergangenheit, andererseits minder vorteilhaft als Verfasser an gewagten Schilderungen reicher geschichtlicher Romane bekannt — vielleicht trägt er für die grellen Farben unserer Erzählung die Verantwortung: sie entsprechen eigentlich nicht der Art von Dumas, der sich gern rühmte, seine Bücher könne jede Mutter ihrer Tochter in die Hand geben. Ob er dabei nicht etwas weitherzig war, mag unerörtert bleiben.

Welches nun auch der Anteil von Paul Lacroix sei, jedenfalls hat auch er sich um eine Vertiefung der Gestalt Hoffmanns nicht bemüht. Dessen Wunsch und Gebet war zwar gewesen, daß ihm 'in diesem ordinären Leben ... einmal etwas ganz Besonderes begegnen möchte'. Aber dies Besondere hätte doch in der Richtung seiner Träume liegen, hätte eine Offenbarung der Wunderwelt sein müssen, von der er sich umgeben fühlte — bei dem französischen Hoffmann ist davon keine Rede, er ist ein eifriger Kunstjünger, ein gegen Versuchungen nicht gefeiter, aber in seiner Anlage bürgerlich braver Mensch, den seine übernatürlichen Erlebnisse förmlich überfallen. Mit seinem Namenspatron teilt er die äußere Erscheinung, die dreifache künstlerische Begabung, aber im übrigen ließe sich die Novelle auch von einem anderen erzählen. Es wäre darum vergebene Mühe zu fragen, wie sich Dumas die Wirkung dieser Ereignisse auf die Zukunft seines Helden vorstellte: er läßt es mit dem Ausruf *Je suis fou!* abgetan sein, im übrigen müssen wir annehmen, daß Hoffmann in Deutschland seine künstlerische Laufbahn beginnen werde. In Wirklichkeit müßte sie zu Ende sein, ehe sie recht begonnen hat: eine solche Verkettung von Schuld und Verhängnis, solches Schein und Wirklichkeit, Leben und Tod unentwirrbar ineinander verschlingendes Grauen bedeutet für den Schöpfer Johannes Kreislers unweigerlich den Wahnsinn.

So hat Dumas wohl ein conte fantastique, nicht aber ein conte d'Hoffmann gegeben; dazu fehlt seiner Erfindung der metaphysische Hintergrund, vor dem sich die Ereignisse als ein

Digitized by Google

Sinnbild des Kampfes abspielen, dessen Gegenstand die Seele des poetischen Menschen ist. Mit dem Schwung seines Geistes, mit der Tiefe seines Empfindens gehört er dem Reiche der Sehnsucht an, aber unter der Decke des Alltags ist er von dem anderen Reich umlauert, dem Reich des Grauens, das ihn in die Tiefe des Gewöhnlichen und Gemeinen hinabziehen will. Der Franzose aber fühlte sich viel zu wohl im fröhlichen Genuß alles Guten, das ihm Tag und Stunde boten, als daß er im Gefühl des Grauens etwas anderes als eine gelegentliche scharfe Würze seiner auf Unterhaltung berechneten Erzählungskunst hätte sehen können. Halten wir einmal neben die *Femme au Collier de Velours Noir* Cazottes *Diable Amoureux,* ein Werk des 18. Jahrhunderts, das vor Hoffmanns Geburt erschien, von deutscher Romantik also gänzlich unberührt ist. Auch dort verfällt ein junger Mensch dämonischen Mächten, treibt Buhlschaft mit dem Teufel und ist zuletzt ganz zufrieden, all das als Traum betrachten zu können, sagt ihm weiser Priestermund doch sogar, er solle froh sein, daß ihn Schaden klug gemacht habe, solle danach trachten, in einer standesgemäßen Ehe Schutz vor künftigen Versuchungen zu finden. Mehr als zwei Menschenalter trennen die beiden Erzählungen, aber die jüngere ist, abgesehen von dem äußerlichen Aufputz mit einer Reihe Hoffmannscher Motive, abgesehen auch von ihrem grelleren, etwas plebejischen Ton, der älteren wesensgleich: beide vertreten eine gewiß nicht häufige, aber doch auf französischem Boden heimische Art der phantastischen Erzählung.

Wir werden nach allem den Wert der Dumasschen Novelle nicht überschätzen, aber zu den schwachen Leistungen ihres Verfassers gehört sie auch nicht, sie ist eine ganz gute Probe seiner robusten Erzählungskunst — man wird schon sagen müssen, daß Dumas sich alle Mühe gegeben hat, hinter dem Hoffmann, den er verstand, nicht zurückzubleiben, und unter den Hoffmann-Erzählungen des neunzehnten Jahrhunderts thront sie sogar in einsamer Größe. Mehr als das: sie ist nicht nur ein Gelegenheitswerk ihres Verfassers; er selbst hat sie gewissermaßen in die Hut des liebenswürdigen Schutzherrn der französischen Romantiker gestellt; die Gestalt des Unglücklichsten aus diesem Kreise, dessen, der auch am tiefsten aus dem Born deutscher Dichtung getrunken hat, ist mit ihr verbunden — eine Hoffmann-Novelle, bei der neben Alexandre Dumas auch von Charles Nodier und Gérard de Nerval die Rede sein muß, verdient es, unter den Zeugnissen von Hoffmanns Nachleben in Frankreich nicht an letzter Stelle genannt zu werden.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Digitized by Google

Der Neuaufbau der Grammatik.

Die Gegnerschaft gegen das alte System der Grammatik mehrt sich zusehends. Auch Theodor Kalepky erhebt bittere und berechtigte Anklagen gegen unhaltbare Anschauungen und grammatische Bezeichnungen, wie sie seit Jahrhunderten gedankenlos von einem Geschlecht zum anderen vererbt werden. In seinem Werke über den Neuaufbau der Grammatik[1] geht er aus 'von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform, ja eines völligen Neuaufbaus' des grammatischen Systems. Gegenstand der Untersuchung ist die Lautsprache, einschließlich der Gebärden; die methodische Betrachtungsweise geht auf Beschreibung der Sprache. Das alles ist sehr zu billigen. Ebenso berührt auf den ersten Blick höchst angenehm die übersichtliche, gedrängte Darstellung, die den geschulten Einzelwissenschaftler verrät. Leider enttäuscht der Inhalt des Buches sehr.

Es ist außerordentlich schwer, dem Verfasser auf seinen verschlungenen Wegen zu folgen. Wer alte Denkgewohnheiten angreift, sie durch neue Auffassungsweisen ersetzt, wird immer als 'schwer' zu verstehen gelten, auch wenn seine Lösungen für den Unbefangenen höchst einfach sind, weil hier die Wirklichkeit eben, physikalisch gesprochen, auf das einfachste Ordnungsschema bezogen ist. Hier scheinen mir aber alte Schwierigkeiten durch die neue Wendung verdoppelt zu sein.

Der Verfasser stellt sich die große Aufgabe, zu untersuchen, wie die Wirklichkeit in der Sprache ihren Ausdruck findet; er will die Kategorien unseres Sprachlebens aufsuchen. In dem Bestreben, nicht nur die vollständigen Sätze, sondern auch alles, was 'der Verständigung dient', in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, kommt er zunächst zur Satzdefinition: 'Satz ist das kleinste Mitteilungsganze'. Man könnte im Hinblick auf die folgenden Ausführungen vielleicht sagen: Satz ist das kleinste Sinnganze. Sprache als 'Mitteilung' ist zu eng gefaßt. Da auch das Nicken des Kopfes (= *Ja* oder *du darfst es tun)* der Verständigung dient, so ist auch dieses Nicken ein Satz. Gut! Ich würde es jedoch nicht gerade eine 'sprachliche Äußerung' nennen (S. 9). Nun wird unter den Ausdrucksmitteln der Sprache auch 'die jedesmalige Situation' (5) aufgeführt. Die Situation unterstützt allerdings die Verständigung, aber sie ist kein 'Ausdrucksmittel der Sprache'. Hier liegt der eine Grundfehler. Denn wer auf dem Standpunkt des Verfassers steht, wird leicht dazu kommen, die alten Bezeichnungen Subjekt und Prädikat so zu

[1] Theodor Kalepky, Neuaufbau der Grammatik als Grundlegung zu einem wissenschaftlichen System der Sprachbeschreibung, Leipzig-Berlin, Teubner, 1928. 105 Seiten.

Digitized by Google

verwenden, daß das Subjekt das wirkliche Geschehen ist oder das, was Wundt die 'Gesamtvorstellung' nennt. Sehe ich also beispielsweise, daß Karl die Blumen im Garten begießt, so ist nach Th. Kalepky 'der ganze von dem Beschauer im Garten wahrgenommene Vorgang' das Subjekt (21, 33 usw.). Die sprachliche Kundgabe soll das Prädikat sein, also der ganze Satz: *Karlchen begießt Blumen!* Daneben scheint der Verfasser jedoch auch den alten Sinn von Subjekt und Prädikat gelten zu lassen, nur daß er die Ausdrucksweise 'Träger' und 'Verlauf' vorschlägt. In der Tat ist 'Träger' für den Schulgebrauch besser als 'Satzgegenstand', jedoch schon viel früher von Berthold Otto in Vorschlag gebracht worden. Der Verfasser steht zudem auf dem Standpunkt, daß der 'Verlauf' eine 'dominierende' Stellung einnimmt. Er übersieht, daß Subjekt und Prädikat die primären Satzteile sind, die anderen Satzglieder (adverbiale Bestimmung usw.) jedoch nicht auf derselben Ebene liegen, sondern erst sekundär die Gliederung der eigentlichen Satzteile sind. Diese Verkennung würde zu eigentümlichen Folgerungen führen (z. B. Gleichstellung von Subjekt und adverbialer Bestimmung, 26, 100).

Mit der Auffassung des Subjekts als des wirklich Seienden, d. h. des realen Vorgangs, hängt ein zweiter verhängnisvoller Irrtum zusammen. Der Verfasser will dem Verhältnis von Wirklichkeit und Sprache nachgehen und zeigen, wie das 'Seiende' im Sprechakt 'analysiert' und unter Begriffe 'subsumiert' wird (6, 92 und öfter): 'Der Sprechende gibt das Ergebnis seines Analyse- und Subsumtionsakts dem Hörenden kund, und dieser setzt die von ihm empfangenen Sinneseindrücke in Begriffe um bzw. baut aus ihnen, als Gliedern, ein Vorstellungsganzes zusammen...' Das sind die Akte der Satzbildung und des Verstehens! Denn Sprechen ist 'nichts anderes als ein Herzählen der Benennungen für die den Gliedern des Bewußtseinsinhalts zuerkannten Attribute, wobei sogar viele durch die Situation unmittelbar gegebene, für den Hörer selbstverständliche, unterdrückt werden' (36). Unter 'Attribuierung' ist also nicht der Vorgang der Bestimmung eines Wortes durch ein anderes zu verstehen — darüber wird noch zu sprechen sein —, sondern die Zuordnung der Begriffswörter zur Wirklichkeit als Zwischenglieder 'zwischen der Analyse und dem Aussprechen des fertigen Satzes'. Wenn im Sprechakt 'jedes Glied unter einen Begriff gebracht und daher mit je einem Worte bezeichnet' wird, wenn also die sprachliche Gliederung die Wirklichkeit einfach abbildet, so ist die Rede allerdings nichts anderes als die Aneinanderreihung und Herzählung von Begriffen, die 'in der in der Sprache üblichen Reihenfolge hergezählt', d. h. 'der Reihe nach mit Worten benannt' werden (27, 7).

Digitized by Google

Daraus ergeben sich dann streng logisch die nachstehenden Folgerungen, die der Verfasser unerbittlich zieht. Es gibt keine spezifisch syntaktischen Verbindungen und Beziehungsmittel. Wirkt hier auch die ausgesprochene Abneigung gegen Pauls Satzdefinition als 'Verbindung von Begriffen' nach? Der Verfasser behauptet, daß 'es Wörter mit verbindender Funktion, ohne die leider auch Paul nicht auskommen zu können meint, überhaupt nicht gibt, ja nach Art und Wesen der Sprache nicht geben kann' (36).

In diesem Sinne muß denn Th. Kalepky auch weiter folgern: 'Es gibt keine Konjunktionen — wenigstens dann nicht, wenn mit diesem Terminus Bindewörter in dem Sinne gemeint sind, daß sie Wörter oder ganze Sätze miteinander "verbinden"'. Also 'niemals und in keiner Sprache gibt es — oder kann es — das geben, was die Grammatiker bisher Konjunktionen genannt haben: Wörter oder Wörtchen, die zwischen anderen, einzelnen oder Satzgruppen, eine Verbindung bilden, eine Brücke herstellen sollen'. Konjunktionen können wohl Verhältniswörter sein. Der Sinn der Behauptung ist der, daß Verhältniswörter regelrechte Vollwörter sind, d. h. Begriffe, unter die wirkliche Verhältnisse der Umwelt subsumiert werden. Reine syntaktische Beziehungsmittel kann es aber für Kalepky nicht geben, da ja der Sprachverlauf der ist, daß die Analyse den Bewußtseinsinhalt (als psychische Korrelation der Wirklichkeit) zergliedert; 'die Subsumtion stellt die jedem Gliede zukommenden Begriffe fest, und die Elekution zählt der Reihe nach die Namen dieser Begriffe, d. h. die "Wörter" her' (52 f.). Schließlich werden die Verbindungswörter gar mit den Verbindungslauten (*Speisekarte, voudrai*) in eine Linie gestellt! (36 f.)

Ebenso werden die übrigen Wortarten ihres syntaktisch-funktionellen Charakters entkleidet und auf Begriffswörter zurückgeführt. Es gibt demnach nur drei Wortarten: Gegenstands-, Verlaufs- und Verhältnisangaben; wir würden sagen: Hauptwörter, Zeitwörter und Verhältniswörter. Die Sprache führt alles, was die Außen- und Innenwelt in sich birgt, auf diese drei großen Gruppen zurück[1]. Dabei sind auch die Verhältniswörter Benennungen des Makro- und Mikrokosmus, nicht etwa syntaktische Hilfsmittel.

Th. Kalepky geht noch einen Schritt weiter. Auch die Kasus sind nicht syntaktische Beziehungsmittel, sondern 'Andeutungen

[1] Vgl. die viel tiefer schürfende Untersuchung von Paula Matthes, Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff. Philosophische Untersuchungen im Anschluß an das Kategorienproblem in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft, Halle 1926; auch Hermann Ammann, Die menschliche Rede, sprachphilosophische Untersuchungen, I. Teil, Lahr i. B., 1925.

Digitized by Google

des Verlaufs selbst, wie er sich eben an den Seienden in verschiedenartiger (durch die Kasusendungen angegebener) Weise auswirkt'. Die Kasus geben also wirkliche Verhältnisse wieder! In dem Satze *Pater filio librum fratris dat* handelt es sich also um 'ein Geben, das sich am Vater, am Sohn, am Buch usw., aber an jedem anders auswirkt'. Der Sprechende analysiert diesen Vorgang und subsumiert ihn unter Begriffe. So kommt es, daß selbst die syntaktischen Funktionen des Verbums (Person, Zeit, Modalität usw.) als 'Begriffe' bezeichnet und mit der eigentlichen Begriffsbedeutung vollkommen auf dieselbe Stufe gestellt werden. Vermengung der (semasiologischen) begrifflichen Bedeutung und der (syntaktischen) Beziehungsbedeutung! Die syntaktische Funktion des *to* im englischen *to be* oder des bestimmten Artikels wird einfach mit dem Ausdruck 'Markierzeichen', 'Wortschlacke', 'Bedeutungsabschwächung' abgetan. Aber hier setzt gerade erst das Problem ein (74 f., 97).

Der Satz ist nach Th. Kalepky eine Analyse eines Tatbestandes (oder des entsprechenden Bewußtseinserlebnisses). Infolgedessen werden die Worte in ihrer Aneinanderreihung von dem wirklichen Vorgang (!) her bestimmt, aber nicht durch syntaktische Verbindungen. Daraus ergibt sich auch die These, daß 'niemals ein selbständiges Wort "Glied" oder "Hinzufügung" zu einem anderen Wort ist, sondern immer einen der an den Gliedern des Bewußtseinsinhalts festgestellten Begriffe bezeichnet' (67 Anm.). Man möchte einwenden: Ist denn beispielsweise nicht das adjektivische Attribut eine Hinzufügung zu einem Substantiv? Darauf erhält man die Antwort, daß Adjektiva nicht 'Benennungen von Eigenschaften sind' — sonst wären sie ja Gegenstandsangaben —, sondern sie fassen 'die Seienden nur nach einer oder einzelnen Seiten ihres Wesens ins Auge', sind also immerhin 'Benennungen von Seienden' (Anm. 72 u. 77). Sie werden also nicht (syntaktisch) auf das betreffende Substantiv bezogen, sondern wieder ganz konsequent auf das Seiende, die Wirklichkeit. Der Verfasser nennt sie 'Knappwörter', wie auch bestimmte Arten der Pronomina.

Wir sehen also, daß die eigentliche Syntax, die Beziehung der Satzteile und Satzglieder innerhalb des Satzes aufgelöst wird, wenn nämlich ein selbständiges Wort niemals Glied oder Hinzufügung zu einem andern Wort sein kann. Im Falle der 'Objektspaltung' (z. B. *élire qn. roi)* 'errät der Hörer' die verschiedenen Beziehungen 'mit unfehlbarer Sicherheit' (60 f.). Es liegt dann eigentlich keine Berechtigung mehr vor, von Satzteilen oder Syntaxe zu sprechen. Auch 'Attribut' bezeichnet ja, ebenso wie das Verhältnis von Subjekt und Prädikat, nicht eine innensyntaktische Beziehung, sondern eine Beziehung von Wirklich-

Digitized by Google

keitsvorgang und Begriffsworten. Daher die Unvollständigkeit und seltsame Anordnung der sprachlichen Ausdrucksmittel. Selbst die Kasus sind Subsumtionen der Wirklichkeit unter Begriffe! Welches ist dann der Sinn der Wortstellung, der Stimmodulation? Es wird also nicht nur der Unterschied innen- und außensyntaktischer Beziehungen verwischt, sondern auch die Unterscheidung von Begriffsbedeutung und syntaktisch-funktionaler Beziehungsbedeutung fällt fort. Die Einteilung der Wortarten geschieht demgemäß unter begrifflichen Gesichtspunkten. Wer einsieht, daß Wörter wie *Sonderung* (Hauptwort), *besonder* (Eigenschaftswort), *sondern* (Zeitwort) und *sonder* (Verhältniswort) dieselbe Begriffsbedeutung haben, sich aber nur durch die syntaktische 'Formung' unterscheiden, der wird neben der Begriffsbedeutung der Wörter noch eine syntaktische Funktionsbedeutung gelten lassen; und der Entstehungsort der letzteren ist der Satz. Die syntaktische Formung kennzeichnet eben die Beziehung der Begriffsworte im Satz: *Sonderung* ist entweder Satzgegenstand oder Beifügung zu einem Verb usw., *besonder* ist Beifügung zu einem Hauptwort, die Formen von *sondern* sind die Satzaussage usw. Meine Bemühungen sind daher seit langem darauf gerichtet, Begriffsbedeutung und Beziehungsbedeutung (also auch die der Wortart) angemessen zu unterscheiden und die Syntax somit als Beziehungslehre zu begründen.

Es fällt auf, daß der Verfasser wohl Paul, Wundt und Meyer-Lübke kennt und gelegentlich auf ihre Ansichten eingeht. Aber Marty, Delbrück, Husserl, Cassirer, Bühler, Hermann, Voßler, Horn, Deutschbein, Junker u. a., vom Auslande namentlich die Gelehrten der Schweiz und Frankreichs, fehlen.

Die Sprachauffassung des Verfassers ist höchst rationalistisch. Trotzdem die logizierende Sprachbetrachtung mit Recht bekämpft wird, herrscht bei ihm überall der Begriff. Der so bedeutsame Stimmungsgehalt der Wörter wird nur gelegentlich gestreift ('Gefühlswirkung'); Sprache ist Verständigung, Mitteilung; für die Sprache als Auslösung unserer Affekte, für die Sprache als Ausdrucksbewegung ist kein Raum. Doch lese und prüfe jeder selbst! Und das Werk verlangt nach ernster Auseinandersetzung.

Wenn ich selbst zu einer grundsätzlichen Ablehnung komme, so empfinde ich es um so peinlicher, als die Schrift den Namen eines unserer anerkannten Meister trägt. Aber auch hier heißt es: amicus Plato, magis amica veritas.

Prag. Ernst Otto.

Digitized by Google

Das Generationsproblem im modernen englischen Roman.

1.

Die jüngste Literaturforschung, die an die Namen Schirmer, Fehr, Arns, Vowinckel und Wild geknüpft ist, hat sich immer mehr daran gewöhnt, die gegenwärtige englische Literatur in Gegensatz zu derjenigen der vergangenen Epoche zu stellen. Die gesteckten Grenzen sind dabei verschieden. Aber wo man auch den Ausgangspunkt nehmen mag, der antithetische Charakter ist überall deutlich zu spüren. Immer mehr wird dabei das, was man das 'viktorianische Zeitalter' nennt, abgelehnt. '"The Victorian Age" erweckt ein halb mitleidig-humoristisches, halb verständnisloses Lächeln'[1]. Man versteht darunter in erster Linie die Generation zwischen 1832 und 1880, in der sowohl die behäbige Sattheit als auch das geräuschvolle Pathos der Weltausstellungen abstößt. Tennyson als Verkünder des Imperialismus ist dabei genau so viktorianisch wie Thackeray, Eliot oder Trollope. Man vergißt allerdings bei dieser Ablehnung oft, daß auch in dieser Zeit schon starke Gegensätze lebendig waren, die sich gegen die allen neuen Werten gegenüber feindliche Bürgerlichkeit wandten. Man denke etwa an die idealistisch-ästhetische Richtung, wie sie von Ruskin vertreten wurde. Aber es liegt hier keine Hauptströmung vor, sondern nur eine Opposition, die als solche in der Defensive bleibt.

Erst mit dem allmählichen Zerbrechen der viktorianischen Welt lockert sich das feste Gefüge, und die Kräfte, die bisher durch eine immer drückender empfundene Konvention gelähmt waren, werden jetzt frei. Die Jahre von 1880 bis zur Jahrhundertwende sind in diesem Sinne eine Übergangsperiode, bis dann mit dem Tode der Königin Viktoria im Jahre 1901 eine neue Generation sozusagen mündig wird. Das Leichenbegängnis der Herrscherin an dem grauen Januartag[2] mit den ungeheuren Menschenmassen, die den Sarg begleiteten oder den Weg säumten, ließ deutlich fühlen, daß hier nicht nur eine tote Königin bestattet wurde, sondern daß man mit ihr eine ganze Generation zu Grabe trug[3]. Die Trauer war sicher allgemein, aber daneben

[1] M. Kluge, 'Die Stellung Rose Macaulays zur Frau'. Anglia, Bd. LII, Heft 2, 1928, p. 138.

[2] R. H. Gretton, 'A Modern History of the English People' (Richards, 1913) Bd. II, Kap. 7.

[3] J. Galsworthy, 'The Forsyte Saga' (Heinemann, 1924) p. 733. Vgl. auch noch die Satire auf den Viktorianismus in Rose Macaulays Roman 'Orphan Island' (1924).

Digitized by Google

spürte man deutlich die Befreiung von einem Zwang, unter dem man allzu lange geseufzt hatte. Strachey drückt die Stimmung so aus: 'It appeared as if some monstrous reversal of the course of nature was about to take place'[4].

Die Literatur der Zeit ist auf weite Strecken hin lebendiger Ausdruck der neugewonnenen Freiheit, indem jetzt spürbar die Auflösung aller festen Werte beginnt, die schließlich bis zu einem völligen Subjektivismus in der Dichtung führt. 'Das Georgische überwindet das Viktoriansche'[5], sagt Fehr. Ein literarischer Individualismus setzt ein, der in stärkstem Gegensatz zu den kollektivistischen Wertungen der vergangenen Periode steht. Wenn sich unter den verschiedenen miteinander ringenden Gruppen überhaupt noch eine Einheit feststellen läßt, dann ist es die bald mehr, bald weniger stark hervortretende Tendenz, sich von den überkommenen Werten zu befreien. Der Sinn dieser Freiheit wird allerdings zunächst in der bloßen Selbstlösung gesehen, und erst ganz allmählich erwacht das Bewußtsein dafür, daß es mit dieser negativen 'Freiheit wovon' nicht getan ist, daß vielmehr der neuen Freiheit auch ein Inhalt gegeben werden muß. Damit erweitert sich das Problem zu der Frage nach der 'Freiheit wozu'.

2.

Nunmehr ist der Punkt gefunden, von dem aus ein bedeutsames Problem des modernen englischen Romans betrachtet werden kann. Es handelt sich um die Frage: Wie ist das Verhältnis der verschiedenen Generationen zueinander dargestellt? Gerade an dieser Stelle mußte sich die Umwertung am deutlichsten zeigen, weil hier die ethischen Anschauungen einen einschneidenden Wandel erfahren haben. Ernste Lebensführung und äußerste Sittenstrenge sind die charakteristischen Merkmale der viktorianischen Zeit, besonders auch im Familienleben und im Verhältnis des älteren Geschlechtes zum jüngeren. Die Königin Viktoria, die sich in erster Linie als Gattin und Mutter fühlte, gab dafür von höchster Stelle aus ein leuchtendes Beispiel[6]. Im 20. Jahrhundert lockern sich alle diese Bande erheblich, und der englische Roman ist ein deutliches Spiegelbild dieses Wandels.

Das Verhältnis der Generationen zueinander ist allerdings auch schon früher in der englischen Literatur behandelt worden. In Shakespeares Werk spielt die Familie und ihre Struktur sogar eine sehr erhebliche Rolle, aber 'einen Spiegel typischer elisabethanischer Verhältnisse in dem Sinne, wie ihn etwa der

[4] Lytton-Strachey, 'Queen Victoria' (Chatto & Windus, 1. ed. 1921) p. 269.
[5] B. Fehr, 'Englische Literatur des 19./20. Jahrhunderts' (Handbuch der Literaturwissenschaft) p. 409.
[6] Strachey a. a. O. p. 123.

Digitized by Google

Roman des 19. Jahrhunderts für die viktorianischen darbietet, kann man hier nicht finden'[7]. Shakespeare hat vielmehr da, wo er die Tragik des Generationsproblems am tiefsten erfaßt hat, nämlich in dem Verhältnis des Prinzen Heinz zu seinem Vater, das Thema weit über das Zeitbedingte hinausgehoben und in das Allgemeinmenschliche gesteigert[8].

Das Eindringen des Puritanismus bedeutete ohne Zweifel für das Generationsproblem eine wichtige Entwicklung im Sinne eines immer stärker betonten Autoritätsgefühls durch das ältere Geschlecht. Die Vorstellung von der Familie als einer göttlichen Institution wurde immer ausgeprägter. Die puritanischen 'Family Conduct Books' aus dem 16. Jahrhundert sind ein deutlich wahrnehmbarer Ausdruck dieser neuen Gesinnung, die sich scharf von der Heiterkeit des 'Merry Old England' abhebt. Es wird jetzt religiöse Pflicht für die Eltern, ihre Kinder so streng wie möglich zu erziehen (vgl. William Gouge, 'Of Domestical Duties' [1627]).

Der Vater ist die Gott verantwortliche höchste Autorität, gegen dessen Machtwort es keinen Widerspruch gibt. Das ist die Entwicklung, die über Jeremy Taylor (1613—1667) und Richard Baxter (1615—1691) zu dem 'Family Instructor' (1715) von Daniel Defoe führt, einem Buche, das von Dreßler als die 'dichterische Krönung der puritanischen Familienführungsbücher des 17. Jahrhunderts'[9] bezeichnet wird.

Aus einer solchen Atmosphäre heraus versteht man etwa den engen Familienkontakt in Burns' 'Cotter's Saturday Night' (1786) und auch das überaus harte Autoritätsprinzip des alten Deans in Scotts Roman 'The Heart of Midlothian' (1818). Auch in Merediths Roman 'Rhoda Fleming' (1815) klingt noch dieser Puritanismus an in der Gestalt des alten Bauern Fleming, der den Fehltritt seiner Tochter mit derselben Überstrenge verdammt wie sein Vorbild bei Scott. Vergebens sucht man bei dieser älteren Generation nach Verständnis für die Jugend. Das alles fällt schon in eine Zeit, in der namentlich durch die romantische Dichtung ein Eingehen auf die Psychologie des Kindes immer größer geworden war, aber sofern der Roman in Betracht kommt, werden die Kinder noch lange aufgefaßt 'als Komplementärfiguren zu den Erwachsenen, verkörpern die Eigenschaften, die der Erwachsene sich wünscht, aber nicht besitzt'[10]. Gewisse Aus-

[7] L. L. Schücking, 'Die Familie bei Shakespeare' (Englische Studien, Bd. 62, Heft 1/2, p. 187).

[8] Ibid. p. 199 ff.

[9] Vgl. darüber ausführlich B. Dreßler, 'Geschichte der englischen Erziehung' (Teubner, 1928) p. 90 ff.

[10] W. Dibelius, 'Charles Dickens' (Teubner, 2. Aufl., 1925) p. 264.

Digitized by Google

nahmen bei Dickens ändern das allgemeine Bild nicht. Der Romandichter sieht im Kinde ebenso nur die Vorstufe des Erwachsenen, wie das Rousseau in seiner Pädagogik auch getan hatte (vgl. bei Dickens Paul Dombey, Nelly Trent und Amy Dorrit). Wo hier Konflikte zwischen den Generationen geschildert werden, sind sie in erster Linie sozialer und nicht psychologischer Art.

Eine psychologische Betrachtungsweise offenbart sich im älteren Roman nur bei zwei Autoren. Das Vater-Sohn-Problem wird in Thackerays 'The Newcomes' (1853) und in Merediths Roman 'The Ordeal of Richard Feveral' (1859) behandelt. Bei Thackeray wird in dem Verhältnis des alten Obersten zu seinem Sohn Clive sehr deutlich, daß sich hier zwei Generationen gegenüberstehen, die einander nicht begreifen. So prachtvoll der alte Oberst auch als Mensch gezeichnet ist, er leidet doch an einer gewissen geistigen Enge, wenn ihm das Künstlertum seines Sohnes völlig unverständlich bleibt. Aber er bemüht sich wenigstens, sich in diese ihm fremde Welt hineinzufühlen, ohne daß es ihm allerdings gelingt. So wird der Roman mehr zu einer Tragödie des Vaters. Ebenso scheint bei Meredith der Akzent viel stärker auf dem Vater und seinen falschen Erziehungsgrundsätzen zu liegen als auf dem Sohne, den das Leben in andere Bahnen drängt. Der Vater will das Beste für seinen Sohn und erkennt nicht, daß eine rein intellektuelle Ausbildung den Geist einengen muß. Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß der ältere Roman das Generationsproblem, wenn er es überhaupt bringt, entweder auf dem Boden des puritanisch erfaßten Autoritätsprinzips behandelt, oder aber den Schwerpunkt in erster Linie in die Charakterisierung des Vaters verlegt. Mit der oben angedeuteten geänderten Weltanschauung der nachviktorianischen Zeit läßt sich eine völlige Verschiebung feststellen, die dahin geht, die Lebensrechte der jungen Generation immer stärker zu werten. Die Entwicklung erfolgt jedoch nicht ohne schwere innere Krisen.

3.

Die geänderte Problemstellung erhält durch den Evolutionsgedanken des 19. Jahrhunderts ihren Anstoß. Durch die Entwicklungslehre, wie sie von Darwin biologisch erfaßt ('Origin of Species', 1859), von Spencer soziologisch erweitert ('First Principles', 1862) und von Huxley popularisiert wird ('Collected Essays', 1894), haben die ethischen Vorstellungen eine sehr bezeichnende Wendung im Sinne einer Lockerung der festgefügten sittlichen Begriffe erfahren. Die Blickrichtung wird jetzt von dem bloßen und oft so satten Selbstgenügen abgelenkt und auf Vergangenheit und Zukunft gewendet. Dadurch wird auch das Generationsproblem in eine ganz neue Beleuchtung gerückt.

Digitized by Google

Die Vermittlung zur eigentlichen Literatur bildet dabei Samuel Butler (1835—1902). Seine Teilnahme an der evolutionären Richtung äußert sich allerdings zunächst in der Form einer leidenschaftlichen Polemik, die sich namentlich gegen Darwin richtet. Das wird besonders deutlich in seinem Buche 'Evolution, Old and New' (1879), wo er der mechanisch-teleologischen Betrachtungsweise Darwins den schärfsten Kampf ansagt[11]. Was er ihr vor allen Dingen vorwirft, ist die Auffassung, daß alle Entwicklung auf dem bloßen Zufall beruhe, auf dem 'good luck', wie er es einmal nennt[12]. Dadurch werde der Entwicklungswille restlos ausgeschaltet, der bei Butler die entscheidende Rolle spielt[13].

Dabei vertritt er die Theorie, daß alle zu beobachtenden Veränderungen in ihrem letzten Zusammenhange Ausdruck eines wohldurchdachten Planes seien: Nicht 'luck', sondern 'cunning' stehe hinter aller Entwicklung. Es ist zunächst bei ihm rein naturwissenschaftlich gedacht, wenn er sagt: Die Urpflanze braucht Nahrung, und so schafft sie sich einen Magen[14]; oder der Elefant braucht ein Werkzeug, um den Mangel des zu kurzen Halses auszugleichen, und er schafft sich einen Rüssel. Jedes Geschöpf hat so einen W i l l e n zur Weiterentwicklung, natürlich nicht das einzelne Wesen, sondern die Gattung als solche. Das gilt auch vom Menschen: er will 60 Meilen den Tag reisen, da erfindet er die Dampfmaschine; oder er will 200 Meilen weiterkommen, da erbaut er sich das Flugzeug.

Damit wird durch Butler unter dem Einfluß Schopenhauers[15] der schöpferische Wille in die Mechanik des darwinistischen Systems hineingetragen und der Weg beschritten, der schließlich zum 'élan vital' Bergsons führen sollte.

Die unter dem Einfluß des Willens verursachte Entwicklung ist aber insofern kein bewußter Prozeß, als etwa jedes einzelne Stadium wahrgenommen werden könnte, sondern sie erhält dadurch ihr charakteristisches Gepräge, daß sie für den einzelnen unbewußt vor sich geht. Damit wird das Unbewußte zum eigentlich Lebenschaffenden gemacht, wobei festgestellt wird, daß alles Leben auf einer unbewußten Erinnerung beruhe. Butler geht sogar so weit, daß er das Leben definiert als 'that property of matter whereby it can remember — matter which cannot remember is dead'[16].

[11] 'Evolution, Old and New' (Fifield, 1879) p. 66.
[12] 'Luck or Cunning' (Cape, 1887) p. 80.
[13] 'Essays on Life, Art, and Science' (Fifield, 1904) p. 319.
[14] 'Luck or Cunning' p. 118.
[15] 'Der Wille ist das Innerste, der Kern jedes Einzelnen und auch des Ganzen: er erscheint in jeder blindwirkenden Naturkraft, er erscheint auch im überlegten Handeln des Menschen.' ('Die Welt als Wille und Vorstellung' Buch II, § 21.)
[16] 'Unconscious Memory' (Cape, 1880) p. 175.

Digitized by Google

Biologisch ausgedrückt heißt das soviel wie, daß das Leben des Embryo als unbewußte Erinnerung weiterlebt, daß sogar Leben ohne diese Vorstufe nicht denkbar ist, daß somit die Vorstufe zum wichtigsten Faktor des Seins wird[17]. Wenn man die Linie dann weiter nach rückwärts verfolgt, kommt man schließlich zu der Erkenntnis, daß alle die endlosen ehemals gewesenen Existenzen in uns unbewußt weiterleben.

Aber geradeso wenig wie man den Anfang finden kann, läßt sich auch das Ende erkennen; denn auch nach vorwärts wirken diese Kräfte weiter, zunächst als unbewußte Lebendigkeit, um dann in den nachfolgenden Generationen zur Bewußtheit zu erwachen. So bindet eine unlösbare Einheit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander und aneinander. Der Begriff des Lebens wird dabei immer mehr als Wirkungskraft erfaßt und zu einer gewaltigen Metaphysik erweitert, zu einem erhabenen Mysterium, dessen Anfang und Ende wir nicht verstehen können[18]. Es ist ein Leben, in dem Geburt und Tod eng beieinander wohnen, denn in jeder Geburt ist Tod, und in jedem Tod ist neues Leben[19]. Unser ganzes Dasein ist schließlich ein stetes Sterben und Geborenwerden: 'We come up unconsciously and go down unconsciously, and we rarely see either birth and death'[20].

Uns interessiert hier in erster Linie die Frage: Wie stellt sich Butler von diesen Voraussetzungen aus zu den ethischen Problemen? Da ist zunächst festzustellen, daß er auf Grund seines metaphysisch-biologischen Lebensbegriffes zu einer Ablehnung aller absoluten Moral kommt. Das Absolute kann für ihn nur Erstarrung bedeuten, lebendig ist für ihn nur das sich Entwickelnde, das Fließende[21]. Es würde aber über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen, wollte man im einzelnen nachweisen, wie von dieser Ebene aus für Butler die Frage von Gut und Böse eine ganz neue Wertung erfährt. Auf jeden Fall stellen wir in seinen Schriften immer wieder fest, daß er sich gegen die Überwertigkeit des moralisch begründeten Vollkommenheitsgedankens wendet und sich damit in stärkste Opposition zu seiner Zeit stellt. In dieser antipuritanischen und antiviktorianischen Haltung geht er auf weite Strecken den Weg, den auch Ruskin,

---

[17] 'Essays' p. 75 ff.

[18] 'Life and Habit' (Cape, 1878).

[19] 'Notebook', ed. by H. F. Jones (Cape, 1921) p. 104.

[20] Ibid. p. 16. — Vgl. ferner für den ganzen Zusammenhang W. L. MacDonald, 'Samuel Butler and Evolution' ('The North American Review' Dezember—Febr. 1926/27, p. 635 ff.). — Ph. Aronstein, 'Samuel Butler d. J.' (Germ.-Rom. Monatsschrift, Bd. 14, Nr. 5—8, 1926).

[21] 'Notebook' p. 29.

Digitized by Google

William Morris und Matthew Arnold gegangen sind (vgl. die Ablehnung von 'hebraism' in Arnolds Buch 'Culture and Anarchy', 1869). Er vernichtet damit radikal eine Weltanschauung, an der die übrigen Zeitgenossen erst ganz schüchtern Kritik zu üben gewagt hatten.

Die Theorien Butlers finden wir in erster Linie in seinem Roman 'The Way of All Flesh' (begonnen 1872, beendet 1885, veröffentlicht 1903) widergespiegelt. Darin wird das Generationsproblem unter dem Einfluß der eben charakterisierten Ideen einer ganz neuen Betrachtungsweise unterzogen. Die äußere Handlung allein — nämlich die Geschichte einer Familie, deren Schicksale durch vier Geschlechter hindurch verfolgt werden — ist nicht das Bedeutsame dabei. Gustav Freytag hatte in seinen 'Ahnen' etwas Ähnliches versucht, aber der Aufbau des Werkes, der so angeordnet ist, 'that the successive heroes are all members of one line scattered over more than a dozen centuries, does not make the work a genealogical novel'[22]. Und Ähnliches gilt von Thackeray, wenn er die Generation von 'Pendennis' in den 'Newcomes' weiterführt. Die bloße Chronologie ergibt noch kein organisches Nacheinander. Viel eher darf man in diesem Zusammenhang an Zolas 'Rougon-Macquart'-Serie (1871—1893) denken, in der ausdrücklich naturwissenschaftliche Lehren (Vererbung und Anpassung) zur Grundlage gemacht werden mit Hilfe von Theorien, die Zola in Taine fand ('Essai de Critique', 1857). Ob Butler mit diesen Romanen bekannt war, ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen worden; daß in 'The Way of All Flesh' Zolasche Ideen lebendig sind, steht jedoch außer allem Zweifel.

Wir erleben hier sozusagen an einem erläuternden Beispiel, wie auf Grund der Evolutionsgesetze die verschiedenen Generationen der Familie Pontifex schließlich nur eine einzige Persönlichkeit verkörpern, wobei jedes einzelne Glied im folgenden nachwirkt, allerdings in einer fortentwickelten Form. Diese Evolution geht allerdings nicht ohne Kampf vor sich; sie wird überhaupt nur dadurch möglich, daß das junge Geschlecht kraft des in ihm wirkenden Willens zum Leben sich in bewußten Gegensatz zur älteren Generation stellt. Daraus ergibt sich die tragische Spannung des Romans.

Die sittliche Struktur der Familie wird auf diese Weise allerdings völlig zerstört. Sie ist für Butler überhaupt nur der Überrest einer primitiven Kultur. 'The family is a survival of the principle which is more logically embodied in the compound animal — and the compound animal is a form of life which has

[22] A. E. Zucker, 'The Genealogical Novel.' ('Publications of the Modern Language Association of America', vol. 43, Nr. 2, Juni 1928, p. 551 ff.)

Digitized by Google

been found incompatible with high development. I would do with the family among mankind what nature has done with the compound animal, and confine it to the lower and less progressive races. Certainly there is no inherent love for the family system on the part of nature herself. Poll the forms of life and you will find it in a ridiculously small minority. The ants and the bees, who far outnumber man, sting their fathers to death as a matter of course'[23]. Die Familie hat also für Butler nur biologischen Sinn, und viele zerrüttete Familienverhältnisse beruhen nach ihm einfach darauf, daß immer wieder der Versuch gemacht wird, Beziehungen aufrechtzuerhalten, die in der Wirklichkeit längst ihre Daseinsberechtigung verloren haben[24]. Das tut hier im Roman der Vater Theobald, wenn er ein quälendes Autoritätsregiment ausübt und dadurch schließlich den Sohn aus dem Hause treibt. So traurig dieser Konflikt im Einzelfalle auch sein mag, so sehr hält ihn doch Butler für notwendig. Deshalb darf man es nicht als unnötige Wiederholung ansehen, wenn der Verfasser dasselbe Problem zweimal behandelt (George — Theobald, Theobald — Ernest), sondern diese scheinbare Doppelheit wird aus seinem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt heraus erklärlich. Daß Butler das Generationsproblem gleichzeitig im Sinne einer Höherentwicklung wertet, geht aus den geschilderten Voraussetzungen deutlich hervor. Von hier aus ist der Weg bis zu der in der Gegenwart oft diskutierten Rassenhygiene nicht mehr weit (vgl. B. Shaw, 'Mrs. Warren's Profession'). Auch die Deutung des englischen Imperialismus aus darwinistischen Grundsätzen heraus verteilt die Wertakzente nach dem Grundsatz, daß Entwicklung stets Fortschritt sei[25]. Überall finden wir ein höchst charakteristisches optimistisches Denken, bis schließlich dann der Weltkrieg hier den großen Rückschlag gebracht hat.

4.

Die Lehren Butlers wurden nunmehr der Anstoß, die Rechte der Jugend gegenüber denen der älteren Generation im Roman hervorzuheben. Galsworthy, der in der 'Forsyte Saga' das Generationsproblem auf breitester Grundlage behandelt, ist allerdings zu problematisch, um es in dieser einfachen Formulierung darzustellen. Insofern schließt er sich aber immerhin an Butler an, als auch er in erster Linie 'künstlerische Naturgeschichte'[26] gibt. Vom alten Jolyon im 'Man of Property' (1906) bis zum 'eleventh

[23] 'The Way of all Flesh' (Cape) p. 117.
[24] 'Notebook' p. 31.
[25] F. Brie, 'Der Einfluß der Lehren Darwins auf den britischen Imperialismus' ('Freiburger Universitätsreden' I, 1927).
[26] Fehr, a. a. O. p. 401.

Digitized by Google

baronet' in 'The White Monkey' (1923) reiht sich Altersstufe an Altersstufe, wobei jede einzelne Trägerin einer bestimmten Kulturschicht ist. Zunächst haben wir die viktorianische Welt der gehobenen Mittelklasse mit ihrem satten Reichtum. Die großen Familienessen des alten Swithin atmen das Lebensgefühl eines Geschlechtes 'which believes in nourishment and flavour and yields to no sentiment craving for beauty'[27]. In dieser Welt gilt nur der Besitz, wird nur der 'man of property' von der Art des Soames hochgeachtet, der von sich einmal bekennt: 'What shall it profit a man, if he gain his own soul, but lose all his property'[28]? Im Gegensatz zu Butler steht aber Galsworthy zu dieser Welt der festen Werte nicht restlos in Opposition. Er weiß, daß Englands Macht auf den 'Forsytes' beruht, daß sie die Säulen der Gesellschaft und die Eckpfeiler der Konvention sind[29]. Wenn diese Generation schließlich untergeht, weil über allem Streben nach Macht und Reichtum das Forsyte-Geschlecht seine Seele verloren hat, so bedeutet das etwas sehr Tragisches.

Feine Ohren haben die Anzeichen des Unterganges allerdings schon lange vernommen. Die Anti-Forsytes wie der Architekt Bosinney, Soames' Frau Irene und vielleicht auch der alte Jolyon, der abgeklärte Schönheitssucher, der Beethoven liebt und Händel und Gluck verehrt ('The Indian Summer of a Forsyte'), haben die alte Welt schon unterminiert, ohne daß sie allerdings die Kraft hatten, sie in ihren Fugen zu erschüttern. Die nächste Generation ist jedoch schon erfolgreicher. Es ist das Geschlecht von Jolly und Val Dartie, das in Oxford an den Ideen des englischen Imperialismus emporwächst. Diese jungen Leute setzen der viktorianischen Sattheit den Aufruf zu einer Tat entgegen, die England aus dem 'self contented provincialism' weckt.

Aber erst der dritten Generation, der des jungen John, des Sohnes von Irene, und seiner Geliebten Fleur, der Tochter von Soames, gelingt es, die Forsyte-Idee endgültig zu besiegen. Es ist eine Jugend, die — in völligem Gegensatz zu den festen Grundsätzen des vorherigen Geschlechtes — mit 19 Jahren noch nicht weiß, was sie will, die aber ein starkes Lebens- und Liebesbedürfnis hat. Aber — und damit ist wiederum die Anknüpfung an Butlersche Theorien gegeben — die Fesseln der Vererbung sind noch so stark, daß die Liebe zwischen John und Fleur, den Kindern der feindlichen Häuser, durch den Familienhaß erstickt wird. So schließt diese Trilogie von der Forsyte Glück und Ende

[27] 'The Man of Property' (Heinemann, 1924) p. 51.

[28] Ibid. p. 52.

[29] Ibid. p. 238. Vgl. ferner für diesen Zusammenhang Kurt Schrey, 'John Galsworthy und die besitzenden Klassen' ('Neuere Sprachen', Bd. XXV, namentlich p. 346 ff.).

Digitized by Google

in müder Resignation, mit einer völligen Entwertung des Alten, ohne daß eine gültige Formel für das Neue gefunden wäre; denn die Schilderung der jungen Generation in den letzten Bänden der Forsyte Saga ('White Monkey', 'Silver Spoon', 'Swan Song') wird man sicher nicht als endgültig ansehen können. Hier spürt man die Auflösung der alten Bindungen allzu deutlich, aber eben nur die Auflösung. Fleur tanzt nach den Klängen der Jazzmusik durchs Leben; sie ist modern bis in die Fingerspitzen hinein; ihr Haus ist der Mittelpunkt aller literarischen Modeerscheinungen, aber das alles ist doch nur eine Betäubung, die über die innere Hohlheit hinwegtäuschen soll. Die junge Generation weiß zwar, was sie verloren, aber sie weiß noch nicht, was sie dafür eingetauscht hat. Man möchte beinahe von einem Katzenjammer der gewonnenen Freiheit sprechen, wie er auch durch das Motiv vom weißen Affen angedeutet wird, der die Frucht ausgesogen und dann die Schale fortgeworfen hat.

Galsworthy ist, wie man sieht, doch zu sehr von den wirklichen Werten der viktorianischen Generation überzeugt, als daß er bei aller Kritik ihrer Fehler sich wie Butler restlos von ihr lossagen könnte. Allerdings ist das Urteil von Vowinckel doch wohl zu hart, der Galsworthys Ruhm überhaupt schon für überlebt hält und ihm nur noch ein historisches Interesse zubilligt[30]. So viel ist allerdings richtig, daß er die biologische Grundform Butlers, die sinngemäß ein Vorwärts darstellt, in eine Entwicklung nach rückwärts umgewandelt hat, so daß sich von Geschlecht zu Geschlecht ein unaufhaltsamer Abstieg zeigt. Damit geht er den müden Weg, den auch Thomas Mann in seinen 'Buddenbrooks' gegangen ist, einen Weg, den schließlich jeder gehen mußte, der von Butler zwar den Entwicklungsgedanken übernahm, nicht aber seine These von dem schöpferischen Willen, der aller Entwicklung einen Antrieb nach oben gibt.

Bis zu einem gewissen Grade berührt sich mit Galsworthy Arnold Bennett in seinem Roman 'Clayhanger' (1910). In dem Generationskonflikt zwischen dem alten Druckereibesitzer Darius Clayhanger und seinem künstlerisch veranlagten Sohne handelt es sich zunächst auch um den Gegensatz zwischen alt und jung. Aber auch hier wird gezeigt, daß dieser alte Clayhanger aus seiner ganzen Erziehung und Tradition heraus — er hat sich vom Laufjungen und Ofenanzünder bis zum Druckereibesitzer emporgearbeitet[31] — werden mußte, wie er ist: nämlich jener engherzige Philister, der seinem Sohne keine Lebensfreude gönnt.

[30] E. Vowinckel, 'Der englische Roman der neuesten Zeit' (Herbig, 1926) p. 141.

[31] A. Bennett, 'Clayhanger' (Tauchnitz) Bd. I, Kapitel IV.

Digitized by Google

In dieser geistigen Enge, die gleichzeitig eine starke Geschlossenheit darstellt, liegt auch die Größe dieses Mannes, der sein Ziel nur erreichen konnte durch Unterdrückung alles Triebhaften und durch eine völlige Unterwerfung unter einen unbeugsamen Willen. Auf diese Weise hat sich das ganze viktorianische Geschlecht seinen Besitz erworben. Das gilt für Soames genau so gut wie für Darius. Dabei schwingt leise noch ein religiös-puritanisches Motiv mit, eben jene kalvinistische Vorstellung, daß der Erfolg im äußeren Leben der sichtbare Ausdruck der göttlichen Gnade sei. Daher wird die Fabrik des alten Darius auch so groß, während sein Herz dabei kalt bleibt, und er zeiht die Jugend der Undankbarkeit, da sie so schnell das vergißt, was das alte Geschlecht mühselig erworben hat.

Es ist überaus schwer, Partei zu ergreifen in Fällen, wo die Vertreter der alten Generation mit solcher Geschlossenheit gezeichnet werden wie hier, und wo das junge Geschlecht so wenig Selbstwerte zu bieten hat. Auch der Roman 'Sussex Gorse' (1916) von Sheila Kaye Smith gehört mit in diese Gruppe. Auch hier wird in erster Linie der Vertreter der alten Generation Reuben Backfield mit seiner imponierenden Größe im Gedächtnis bleiben[32]. Genau wie Soames und Darius glaubt auch er an den Besitz, d. h. an seinen Grund und Boden, dem er alles opfert. Deshalb verzichtet er völlig auf das Glück des Familienlebens. Wie Irene für Soames, so ist auch seine Frau ihm nur Besitz: sie soll ihm Söhne gebären, d. h. Arbeitskräfte für seinen Hof[33].

Gegen diese hypertrophierte Einseitigkeit lehnt sich das junge Geschlecht auf. Alle seine Kinder verlassen ihn, teilweise in Schande, teilweise um draußen in der Welt ihr Glück zu finden. Schließlich steht der alte Reuben ganz allein. Nur sein Besitz, d. h. die mütterliche Erde — 'his dream, his love, his promised land'[34] —, ist ihm noch treu geblieben. 'It was the faithful earth which was his enemy and yet his comforter—which was always there, though his children forsook him — the good earth to which he would go at last'[35]. Dann wirft er sich auf den Boden, läßt die Erde seine Wange berühren und genießt 'the smell of her teeming sap, the sensation that he lay on a kind breast, generous and faithful'[36]. Das ist die 'religion of his godless old age'. Und so geht er den Weg, den er innerlich gehen muß[37].

---

[32] Vgl. Karl Arns, 'Sheila Kaye Smith' (Zeitschrift für frz.-engl. Unterricht, Bd. XXVI, 1927).

[33] 'Sussex Gorse' (Cassell, 1916) p. 77.

[34] Ibid. p. 190. [35] Ibid. p. 412. [36] Ibid. p. 414.

[37] Man sieht gleichzeitig, wie hier der Heimatroman im Sinne Hardys fortgesetzt wird. Vgl. darüber L. Villard, 'Sheila Kaye Smith et les romans de Sussex' (Revue Anglo-Américaine, August 1926).

Digitized by Google

5.

Die Problemstellung — das dürfte nunmehr deutlich geworden sein — war bisher immer so, daß in dem Generationskonflikt das ältere Geschlecht zum mindesten in seinem ganzen Wesen innerlich begriffen wurde, darüber hinaus aber in seiner geschlossenen Weltanschauung etwas Imponierendes hatte. Eine leichte Verschiebung des Blickpunktes findet sich da, wo die Geschlossenheit zwar geblieben ist, die imponierende Größe aber immer mehr zu bloßer Starrheit wird. Man will das Feld nicht kampflos räumen, aber die proklamierte Macht ist kein sittliches Recht mehr, sondern drückende Tyrannis. Die Vertreter der neuen Werte werden als Eindringlinge angesehen, die man nicht nur nicht verstehen kann, sondern die man fürchtet. Man ruht deshalb nicht eher, als bis man den 'Eindringling' vernichtet hat. Wir haben hier das letzte Aufbegehren einer Welt, in der man es nicht duldete, daß neue Werte in sie hineingetragen wurden, in der man vielmehr verlangte, daß jeder die traditionellen Wertungen in sich absorbierte.

Schon Bosinneys, des Künstlers, Kampf gegen die Forsyte-Welt kann unter diesem Gesichtswinkel betrachtet werden, aber viel zäher ist das Ringen in Gilbert Cannans Roman 'Stucco House' (1917), in dem sich dieser Biograph Butlers auch als sein treuester Schüler erweist. Hier ist die viktorianische Welt nicht mehr wie bei Galsworthy in ihrer inneren Kraft und Stärke gezeigt, sondern nur in ihrer philisterhaften Enge, wie sie aus der kleinen Perspektive von Thrigsby (Manchester) gesehen wird. Hier bekennt man in maßloser Arroganz von sich: 'England leads the world, and Thrigsby leads England, and no one is going to take the lead from us'[38]. Es ist diese muffige Atmosphäre der bloßen Respektabilität, der puritanischen Prüderie, gegen die sich nun die Welt des Irrationalen in der Gestalt des Künstlers Jamie Lawrie empört. Genie steht gegen Konvention: das ist die Polarität, unter der das Generationsproblem bei Cannan durch mehrere Romane hindurch gefaßt wird. In 'Stucco House' platzen die Gegensätze zerstörend aufeinander, bis der Künstler und Sonderling von der Welt des Spießertums zermalmt worden ist.

Die zur Schau getragene Sittenstrenge des Familienlebens in dem Hause mit der Stuckfassade ist für Jamie eine Qual. 'The family! the family! I am trying to break away from the family'[39], ruft er im Sinne Butlers einmal erbittert aus. Von seiner Ehe heißt es: 'His marriage was a fake, his home a sham, his family nothing. They were all separate individuals, living in

[38] 'Stucco House' (Fisher Unwin, 1917) p. 49.
[39] Ibid. p. 269.

Digitized by Google

one house, bound together by no spiritual faith. The family had become a commercial proposition, a money-making group'[40].

Das Haus mit der Stuckfassade geht in Flammen auf, Jamie zerbricht in dieser Welt, aber sein Dasein ist doch nicht vergeblich gewesen. Sein Sohn Bennett gehört zu einer Generation, die den Kampf gegen das Philistertum kräftiger aufnimmt, die von sich bekennt: 'I've just woke up. I've just realized that the world is for the young and for the generous, for those who will dare and wreck their lives, if need be'[41]. In diesem jungen Geschlecht lebt überstark ein Drang nach Selbständigkeit und nach Befreiung von der ewigen Bevormundung. Das Schicksal dieser Generationen zeigt der Roman 'Round the Corner' (1913) von demselben Verfasser. Allerdings geht diese Jugend ähnlich wie auch bei Butler den Weg alles Fleisches. Jedoch sind hier gegenüber Butler insofern die Rollen anders verteilt, als nicht so sehr der Vater, der feine, wenn auch etwas einseitige Pfarrer Folyat, der jugendlichen Lebensentwicklung hemmend im Wege steht, sondern vielmehr die Mutter, die ganz den Typ der respektablen viktorianischen Frau verkörpert.

Wenn der Jugend die Achtung vor dieser Art von Respektabilität völlig fehlt, so liegt das daran, daß sie erkannt hat, wieviel innere Fäulnis sich doch oft darunter verbirgt. 'Respectable! Respectable! Give me a list of any ten men living in respectable suburban villas and I warrant you, there'll be more dishonesty and cowardly misdoing in their lives than in ten of the so-called criminal classes. I don't understand it. I do rotten things myself—who doesn't? But I can't shut my eyes to them when they're done'[42]. Das sind Bekenntnisse einer Jugend, die damit zum Ausdruck bringen will, daß sie im Gegensatz zu der hier geschilderten älteren Generation auch bereit ist, eigene Schwächen ehrlich einzugestehen.

Solange allerdings die bestehenden Institutionen den Charakter dieser Respektabilität tragen, gibt es für diese Jugend nur Leiden. Folyats Tochter Annette, die Gouvernante in einer vornehmen Familie ist, wird mit Schimpf und Schande aus dem Hause gewiesen, weil ihr kleiner Zögling sie einmal im Sommer, als sie nackt badete, gesehen hat. 'You have polluted the mind of my child, who was intrusted to your care'[43], sagt der entsetzte Vater. Aus dieser Welt, in der 'we are prisoners all our lives'[44], sucht das junge Geschlecht sich zu befreien, besonders

[40] Ibid. p. 302.
[41] Ibid. p. 372.
[42] 'Round the Corner' (Nash & Grayson, 1922) p. 112.
[43] Ibid. p. 125.
[44] Ibid. p. 148.

Digitized by Google

sein feinster Vertreter Bennett, der junge Sohn von James Lawrie. Er fühlt diese Gefangenschaft am tiefsten. 'All round him he saw darkness and ugliness, but never any beauty'[45]. Auf die Fragen, die für ihn die quälendsten sind, wie etwa die nach dem Sinn des Lebens, wird ihm keine Antwort. 'Nothing was ever done to help him to understand the processes of his own existence, or to direct the forces stirring in him, or to pick his way through the whirling maze of divers emotions, in which every now and then the lost himself. He was affectionate, no appeal was made to his affections. He was romantic: no food was forthcoming for his hunger. Spiritually and emotionally he was starved'[46]. So erhalten wir das ergreifende Bild eines jungen Menschen, der innerlich verkümmern muß, weil ihm die Sonne fehlt, die er zu seinem Wachstum braucht.

Immer mehr hat sich hier, wie man sieht, der Wertakzent zugunsten der jungen Generation verschoben, vielleicht nicht so sehr deshalb, weil man in ihr besonders starke positive Lebenswerte wahrnähme, sondern mehr aus einem Gefühl der Teilnahme heraus einem Geschlechte gegenüber, das sich innerlich so bedrückt fühlt. Das Schicksal Jamies und Bennetts ist ja kein Einzelfall. Wenn wir Hugh Walpoles Roman 'Harmer John' (1926) lesen, diese Tragödie eines Künstlers und Idealisten, der von der Philisterwelt zugrunde gerichtet wird, so werden wir von ganz ähnlichen Gefühlen ergriffen. Das puritanische Polchester duldet zwar die entsetzlichen Slums in der Vorstadt Seatown, aber ist in seinen religiösen Gefühlen tief verletzt, wenn der junge Sportlehrer aus Stockholm Hjalmar Johanson, der Verkünder der Lehren von Ruskin und Morris, von 'spiritual beauty' redet. Man ruht nicht eher, als bis man diesen Eindringling nach einem Vortrage buchstäblich gelyncht hat.

6.

Diese Welt ist morsch und reif zum Untergang; die Schilderung des Untergangs dieser alten Welt ist die dritte Stufe des Generationsproblems. Dies hatte Walpole schon verkündet, als er seinen Roman 'The Cathedral' (1922) schrieb. Hier sieht man deutlich, wie viel schon von der früheren Stärke geschwunden ist, wie immer kräftiger an den einst so festen Fundamenten gerüttelt wird, bis schließlich die alte Generation völlig zusammenbricht[47]. Zunächst scheint ja alles noch völlig festzustehen in

[45] Ibid. p. 215.
[46] Ibid. p. 216.
[47] Vgl. darüber Karl Arns, 'Roman und Drama im neuesten England' (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1926, Heft 1, p. 36). Diese Entwicklung war bei Walpole schon vorgezeichnet in den beiden Romanen 'The Duchess of Wrexe' (1914) und 'The Green Mirror' (1918).

Digitized by Google

dieser Geschichte von dem Archdeacon Brandon, dem 'King of Polchester', wie er genannt wird. 'His position in the Cathedral, in the Precincts, in the Chapter, in the Town, was unshakeable. He trusted in God, of course, but, like a wise man, he trusted also in himself'[48]. Die 'patria potestas' übt er mit der ganzen Würde des viktorianischen Menschen aus. Er ist ein runder Mann, 'round shouldered, round faced, round stomached, round legged'[49], alles in allem, das echte Bild bürgerlicher Behäbigkeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Und doch ist diese Welt schon unterminiert und trägt das Todeszeichen auf ihrer Stirn. In der Familie ist es der Sohn Falk, der eigene Wege geht. Er wird von Oxford verjagt und flieht dann mit der Tochter eines verrufenen Gastwirts nach London. Auch seine Frau löst sich von dem Mann, der sie geistig nur unterdrückt hat, denn 'her real life was not dead, only dormant'[50]. Schließlich bricht das ganze System zusammen, gestürzt von dem Kanonikus Ronder, dem Anti-Forsyte des Romans. Wenn er von Brandon sagt: 'He stands for ... old ideas, conservatism, every established dogma you can put your hand on, bad music, superstition, and carelessness'[51], so ist es für ihn selbst Lebensbedürfnis 'to alter things for his comfort'[52].

Hier siegt also das junge Geschlecht über die alte Generation. Aber hier wird auch ganz besonders deutlich, wie wenig klar die neuen Ziele sind. Die bloße Proklamierung der These, daß aus Prinzip alle Dinge geändert werden müßten, wie Ronder es will, dürfte doch eine allzu schwache Begründung für die Unterminierung der alten Welt sein. Auch dem Sohne fehlt schließlich doch die sittliche Qualifikation, die es uns ermöglichen könnte, in ihm die Verkörperung eines neuen Zeitgeistes anzuerkennen. So ist hier ebenfalls das Ergebnis die mit großer künstlerischer Kraft durchgeführte Zerstörung der viktorianischen Welt, eine eindringlich verkündete 'Freiheit wovon', ohne daß die Frage nach der 'Freiheit wozu' überhaupt gestellt, geschweige denn beantwortet wird.

7.

Wir haben gesehen, wie sich die Bewegung der Generationen aus dem Entwicklungsgedanken ableitete, wie die Fortschrittsidee treibend und vorwärtsdrängend hinter dem ganzen Problem stand, ohne daß der Fortschritt selbst dabei recht zum Ausdruck kam. War deshalb vielleicht die ganze Fragestellung falsch?

[48] 'The Cathedral' p. 5.
[49] Ibid. p. 22
[50] Ibid. p. 86.
[51] Ibid. p. 367.
[52] Ibid. p. 123.

Digitized by Google

Ist die Ablösung der Generationen überhaupt unter dem Entwicklungsgedanken zu begreifen? Ist nicht alles Geschehen nur eine ewige Wiederkehr? So stellt es wenigstens Shaw dar, wenn er in seinem Weltmysterium 'Back to Methusaleh' (1921) am Schlusse Urmutter Lilith wieder einführt und dadurch Ende und Anfang zum Kreise schließt*.

Das ist die neue Wendung, die es mit sich gebracht hat, daß auch die Romanliteratur das Generationsproblem nicht länger mehr als Entwicklungsfrage ansieht. Immer unmöglicher wird es jetzt, auf das evolutionäre Nacheinander der Geschlechter den entscheidenden Akzent zu legen. Rose Macaulay tut es sicherlich nicht mehr, wenn sie in ihrem Roman 'Told by an Idiot' (1923) das Leben der Generationen von 1880 bis zur Gegenwart zeichnet. Nur die äußere Form — nämlich die Projizierung der historischen Geschehnisse auf eine einzige Familie — ist noch gewahrt. Sicher sind die Viktorianer, die Edwardianer und die Georgianer voneinander verschieden, viel stärker aber als die Unterschiede sind jetzt die Gemeinsamkeiten zum Ausdruck gebracht; denn darin sind sich alle Generationen gleich: sie jagen Idolen und Schlagworten nach, und wenn sie meinen, den Stein der Weisen gefunden zu haben, dann erkennen sie, daß aller Gewinn nur leerer Schaum war.

Unter diesem Aspekt sind alle Kulturbewegungen seit 1880 gesehen. Nur die Ausdrücke ändern sich, sonst bleibt sich alles gleich. Sprach man einst von 'the new woman', so heißt das Schlagwort jetzt 'the modern girl'[53]. Aber aus der Erkenntnis, daß jede Hoffnung enttäuscht und daß jeder Glaube trügt, hat die nachfolgende Generation nichts gelernt, sondern sie muß alle Erfahrungen selbst wieder von neuem machen. Das Leben ist eben ein ewiger Kreislauf. Deshalb haben die beiden Kinder Imogen und Tony vielleicht auch nicht ganz unrecht, wenn sich ihr Lebensgefühl darin äußert, daß sie im 'Inner Circle' der Untergrundbahn im Kreise herumfahren und dabei ihr Schicksalslied singen mit dem Kehrreim: 'Round the world for ever and aye'[54].

Rose Macaulay leitet aus dieser Auffassung einen stark ironisch gefärbten Pessimismus ab, insofern als das Leben zu

* Nach Beendigung des Aufsatzes fiel mir die Arbeit von K. Joel in die Hände: 'Die Überwindung des 19. Jahrhunderts im Denken der Gegenwart' (Kantstudien, Bd. 32, Heft 4), in der sich eine ganz ähnliche These findet: 'Statt der unbegrenzt ausschreitenden Weltkurve der Entwicklung meldet sich eine andere Weltfigur: die Wiederkehr, vorgeahnt bei Nietzsche, physikalisch angelegt in Einsteins Krümmung des Raumes 'des in sich zurücklaufenden Lichtbogens' (p. 491).

[53] 'Told by an Idiot' (Tauchnitz) p. 64.

[54] Ibid. p. 206.

Digitized by Google

einer 'tale' wird, 'told by an idiot'[55]. Es ist ihr nicht mehr möglich, den Sinn eines Geschehens zu begreifen, dessen letzte Deutung nicht in dem Anderssein besteht, sondern in dem Genügen an sich selbst. Das ist, weltanschaulich gewertet, die Idee des Kreises, bei dem ja jeder einzelne Punkt dem anderen gleich ist. Auch der Titel des schon erwähnten Romans 'Round the Corner' von Cannan deutet an, daß die gerade Entwicklungslinie immer mehr durch den Kreis ersetzt wird. Der älteste der Söhne des Pfarrers Folyat, Serge, gibt die Interpretation dieser These, wenn er angesichts all der Irrungen und Wirrungen in seiner Familie feststellt, daß das Leben 'had always been round the corner'[56].

Er kann deshalb in einer Atmosphäre nicht bleiben, in der man diese ewige Zirkulation des Lebens nicht anerkennen will, vielleicht auch nicht anerkennen kann. Er geht wieder in die Welt hinaus, nicht aber ohne seinem Vater einen langen Abschiedsbrief zu schreiben, der sein Lebensbekenntnis enthält; und dieses gipfelt in den Worten: 'The salvation of human life lies in movement, circulation...'[57].

8.

Von der hier geschilderten Grundlage aus hat der Generationsroman eine Entwicklung genommen, die es möglich gemacht hat, der neugewonnenen Freiheit auch einen Inhalt zu geben. War der Schwerpunkt bisher in erster Linie auf den Gegensatz der Generationen gelegt, so erkennt man jetzt, wie unwichtig diese Fragestellung im Grunde doch ist. Es treten nunmehr ganz andere Probleme in den Vordergrund. Es gilt, das von den Bindungen frei gewordene Ich zu gestalten und in feste Form zu bringen, ein Ziel, das bisher immer wegen der starken Betonung des Generationskampfes hatte zurücktreten müssen. 'Der neue Mensch wandert nicht nach Hause, wie vordem Novalis, sondern er ist bei sich zu Hause. Er sucht nicht den steten Fortschritt, sondern das feste Beharren in sich selbst'[58].

Auf diese Weise gibt die junge Generation dem Dasein wieder einen Sinn, nachdem solange über die Sinnlosigkeit des Daseins geklagt worden war. Man fordert wieder feste Werte, nachdem man bis dahin immer nur von der Vernichtung von Werten gesprochen hatte. Dabei ist gelegentlich sogar etwas wie Neid auf die Sicherheit und Festigkeit der Viktorianer zu beobachten. Eine erwachende Renaissance der viktorianischen Literatur ist

[55] Vgl. Shakespeare, 'Macbeth', V. 5.
[56] 'Round the Corner' p. 116.
[57] Ibid. p. 322.
[58] W. Feilchenfeld, 'Entdecke dein Ich' (Quelle & Meyer, 1926) p. 142.

Digitized by Google

unverkennbar[59]. 'Dennoch ist es ein Zeichen der heutigen Zeit, daß die unbefriedigte, traditionslose und nach einem Halt suchende junge Generation sich wieder mit Liebe oder mit dem Willen zu verstehen in das Leben und Treiben der Menschen des vorigen Jahrhunderts versenkt[60].

Man hat bei dieser Neigung der jungen Generation auf den Einfluß von 'Jean Christophe' hingewiesen, und zweifellos hat Romain Rolland mit diesem Werke dem jungen England sehr viele Anregungen gegeben. Es ist sogar auffällig, wie stark in Gilbert Cannans Roman 'Mendel' (1916) die Ähnlichkeiten mit dem französischen Vorbilde sind. In beiden Fällen handelt es sich um die Entwicklungsgeschichte eines künstlerischen Menschen, der in unglücklichen Familienverhältnissen aufwächst. Christophes Vater geht am Trunke zugrunde, und Mendel muß sehen, das 'Werde, der du bist'.

Bedeutsamer aber ist das Entstehen des Weltbildes im geborenen Künstler. Wir beobachten, wie in beiden Menschen ein unwiderstehlicher Gestaltungstrieb erwacht — Mendel bemalt etwa das Straßenpflaster, weil er unbedingt malen muß[61]. Durch alle Kunstrichtungen muß er, wie auch Christophe, hindurch. (Man vergleiche die Wirkung der deutschen Musik auf den Franzosen, die eine ähnliche Bedeutung hat wie das Cézanne-Erlebnis Mendels.) Alle Phasen der Freundschaft und der Liebe werden als Bildungsmomente erlebt, und das Ende ist dann schließlich das 'werde, der du bist'.

Der hier entstehende neue Bildungsroman erhält seine eigentümliche Färbung durch diese Selbstverwirklichung des Individuums. Die Entwicklung schließt sich an 'Wilhelm Meister' an, allerdings mit dem bezeichnenden Unterschied, daß die Hinwendung zur sozialen Idee völlig fehlt. Der neue Bildungsroman ist zwar nicht antisozial, zum mindesten aber asozial.

Gilbert Cannan steht in der künstlerischen Gestaltung dieser jungen, sich zu sich selbst emporbildenden Menschen nicht allein. J. D. Beresfords großer Romanzyklus 'Jacob Stahl' (1911), 'A Candidate for Truth' (1912) und die 'The Invisible Event' (1915) gehört ebenfalls in diese Richtung. Bezeichnend ist auch hier, daß der Kampf gegen das ältere Geschlecht zwar stillschweigend vorausgesetzt[62], aber durch die Ichwerdung des Helden völlig über-

[59] Vgl. die Wertung Trollopes in den Biographien von M. Sadleir und Hugh Walpole.

[60] Kluge a. a. O.

[61] 'Mendel' (Fisher Unwin, 1916) p. 25.

[62] Es wird gelegentlich noch im Sinne Butlers von den 'laws of hereditary' gesprochen, aber vor Übertreibungen gewarnt, denn eine 'primary inclination to deviate from the original type, upsets all calculations from the outset'. 'Jacob Stahl' (Sidgwick & Jackson, 1921) p. 10.

Digitized by Google

wunden wird. Der innere Bildungsweg ist aber noch komplizierter als bei Mendel, da er mit der Unterdrückung vieler Minderwertigkeitskomplexe verbunden ist, unter denen Jacob Stahl zu leiden hat: Er ist Krüppel, denn die Amme hat ihn als Kind fallen lassen. So fühlt er sich namentlich in der Schule sehr unglücklich, und erst als seine Tante Hester Stahl ihn zu sich nimmt, kann er sich langsam entwickeln.

Der Weg ist allerdings sehr dornenvoll; denn alle Einflüsse des äußeren Lebens können immer nur als Durchgangsstadium angesehen werden. Immer wieder kommen neue Bindungen an andere Menschen, immer wieder kommt aber dann der Augenblick, wo die bildende Kraft des anderen aufhört, und wo notwendigerweise die Trennung erfolgen muß. Das geht natürlich nicht ohne schwere innere Krisen und qualvolle Leiden ab, aber derartige Entfremdungen sind notwendig, wenn überhaupt eine Höherbildung erfolgen soll.

Am erschütterndsten ist hier die Loslösung von der Tante, die Mutterstelle an ihm vertreten hat, und die an dem Trennungsschmerz langsam zugrunde geht. Aber jedesmal ist doch ein Stück Persönlichkeitswert des anderen als bildender Faktor mit hinübergegangen, und deshalb bedeutet jeder Bruch auch gleichzeitig einen weiteren Schritt auf dem Wege zur Persönlichkeitsgestaltung. Je höher der Weg emporgeht, desto einsamer wird es naturgemäß um diese Menschen, und am Ende müßte die letzte große Einsamkeit stehen, wo das Ich ganz allein ist. Aber dieses Ziel erreicht Stahl nicht. Am Ende von 'The Invisible Event' steht er immer noch vor dem Tore als Suchender und Wartender. Als er schon 41 Jahre alt ist, heißt es noch von ihm: 'He is ever at the beginning of life, reaching out towards those eternal values, that are ever beyond his grasp'[63].

Nur Hugh Walpole zeigt in seinem Roman 'Fortitude' (1913) diese letzte und jubelnde Einsamkeit. Sie wird um so stärker fühlbar, als die Lösung des jungen Peter Westcott von seinem engstirnigen Vater besonders qualvoll ist. Hier spürt man noch deutlich den Gegensatz zwischen dem alten Bauern, der nur einen Weg kennt und jede Abweichung davon als Frevel empfindet, und dem Sohne, der voll heißer Lebenslust ist, bis er sich schließlich aus den Fesseln befreit.

Nur geht auch er den Weg alles Fleisches, durchwandert Schule, Freundschaft und Ehe, läßt sich von dem Rhythmus der Großstadt London umrauschen und steht schließlich, wenn man den äußeren Erfolg als Maßstab ansieht, vor dem Nichts. Die

[63] J. D. Beresford, 'The Invisible Event' (Sidgwick & Jackson, 1915) p. 387.

Digitized by Google

Freunde haben ihn verlassen, an der Seite einer ungeliebten Frau ist er an der Ehe zerbrochen: da ruft ihn die Heimat, die brausende See, die Cornwall umrauscht. Nun steht er auf dem Grey Hill, die ganze Natur ist lebendig, die Blitze zucken, der Donner rollt, der Sturm umheult ihn. Da ist es ihm, als wenn eine Stimme ihm zuriefe, alles wegzuwerfen — Freunde, Ehrgeiz, Liebe — und nur sich selbst zu leben. Das Leitmotiv des Romans: "Tisn't life that matters! 'Tis the courage you bring in', wird hier für ihn zur Erfüllung.

9.

Immer mehr hat sich also der Generationsroman dem Metaphysischen genähert. Von hier aus ist der Schritt dann nicht mehr weit bis zu der Stufe, wo das Ich ganz im Religiösen aufgeht. Die Frage nach der 'Freiheit wozu' erhält da die tiefste Lösung, wo die restlose Verbindung mit der Gottheit gesucht wird. Da ist der feste Punkt gefunden, der in den Stürmen des Daseins den sicheren Halt gibt. Es ist der Weg, den Maurice Baring in 'C' (1924) andeutet, ohne daß er ihn jedoch zu Ende geht[64].

Der junge Caryl Bramsley, dessen Bildungsgeschichte hier erzählt wird, ist allerdings von Anfang an schon Mystiker und von der älteren Generation unverstanden. Mit seiner unendlichen Scheu, irgend etwas von seinem Inneren zu offenbaren, lebt er nur in sich selbst. Die Bekanntschaft mit der Dichtung Shelleys bedeutet für ihn die große geistige Wandlung: 'He had opened the gates of an undiscovered magical kingdom'[65]. Und diese Tore öffnen sich noch weiter, als er in Paris in eine katholische Kirche kommt und sich von dem 'palpable silence'[66] dieser Stätte ergreifen läßt. Von da ist der Weg nicht mehr weit bis zu dem Punkte, wo er im Katholizismus sieht 'the great reality; the only thing that mattered; the only thing that counted; the only creed that a thinking man could adopt; the only solace that satisfied the needs of the human heart; the only curb to the human passions[67]. Der Einfluß Pascals macht sich bemerkbar, und die ganze Stimmung verdichtet sich zu dem Bekenntnis: 'Religious belief is a mystery and an adventure'. Er spielt sogar mit dem Gedanken des Übertritts, aber dann ist er doch zu schwach, den entscheidenden Schritt zu tun. Er geht an dem tragischen 'Zu spät' zugrunde, als echtes Kind einer Generation, die problematisch ist wie selten eine andere vor ihr.

[64] Vgl. über Baring namentlich den Aufsatz von Karl Arns in 'Englische Studien' Bd. 61, Heft 3, p. 393 ff.
[65] M. Baring, 'C' (Heinemann, 1924) p. 73.
[66] Ibid. p. 161. [67] Ibid. p. 389.

Digitized by Google

Compton Mackenzie sieht dagegen in dem Roman 'Sinister Street' (1913—1914) für seinen Helden Michael Fane, diesen bedeutsamsten Vertreter der jungen Generation, die Erlösung aus aller Seelennot in der völligen Hingabe an Gott. Es ist allerdings ein Ziel, das sehr schwer erkämpft werden muß, denn der Weg zum Himmel geht von der Erde durch die Hölle. Zunächst ist allerdings das Leben selbst das interessante Abenteuer für diesen jungen Menschen und seinen Kreis. Man will nur leben. 'They cared for nothing but being alive'[68], bekennt das junge Geschlecht einmal von sich. Daraus wird auch das Recht der Opposition gegen die festen Organisationen, wie Schule und Universität, abgeleitet. Um das Leben in seiner Ganzheit zu begreifen, steigt Michael — ähnlich wie Christian Wahnschaffe — bis in die Welt der Straßendirnen und der Verbrecher hinab. Das Leben sucht er in einer leidenschaftlichen Liebe zu einem ganz oberflächlichen Mädchen[69], das ihn später hohnlachend von sich stößt. Aber nie fühlt er sich bei alledem glücklich. Die bloße 'Freiheit wovon' kann ihn nicht befriedigen, sein Dasein bleibt leer.

Immer stärker aber fühlt er sich in den Augenblicken des Lebensekels zur Religion hingezogen. Schon während seiner Adoleszenz kommt die Periode, wo er Legenden liest und sich von dem Mysterium der katholischen Kirche erfüllen läßt. Da heißt es von ihm: 'He offered the best of him to the worship of God'[70]. Er hilft bei der Messe und verbringt schließlich seine Ferien in einem Kloster. Hier wird er innerlich auf das tiefste erschüttert: 'Sometimes I feel, as if there wasn't any me at all, and I am surprised to see a letter come addressed to me. But when I see a letter I've written, I'm still more surprised'[71]. Ein ganz neues Ich-Bewußtsein kommt über ihn, das mit einer großen inneren Sicherheit verbunden ist. Es ist deshalb die notwendige Weiterentwicklung für ihn, wenn er am Schluß nach Rom eilt und hier in der Stadt des Glaubens völlige Ruhe findet.

Berlin. Dr. Meißner.

[68] 'Sinister Street' I, p. 203.
[69] Ibid. p. 422.
[70] Ibid. p. 218.
[71] Ibid. p. 249.

Digitized by Google

Zum Verlaine-Text der Vanier- und Messein-Ausgabe.

Wenn es richtig ist, daß Fehler dazu da sind, daß sie gemacht werden, so ist es doch gewiß ebenso richtig, wenn man nach der Wahrnehmung von Fehlern, die einem selbst oder einem Mitmenschen passiert sind, nicht nur die Quelle solcher Unrichtigkeiten zu entdecken, sondern auch zu verstopfen versucht.

Eine solche mögliche Fehlerquelle ist für diejenigen, die sich mit Paul Verlaine beschäftigen, der Umstand, daß der Text seiner Gedichte nicht völlig einwandfrei vorliegt. Abgesehen von dem weitverbreiteten Choix de poésies de Paul Verlaine, den der Verlag Fasquelle-Charpentier, versehen mit einem Geleitwort von François Coppée, seit 1891 herausgibt, der aber — an sich nicht schlecht — für die meisten Teile des Werkes Verlaines nicht in Betracht kommt, weil er sie in seiner Eigenschaft als 'Auswahl' gar nicht enthält, sind es die Œuvres complètes de Paul Verlaine in 5 Bänden (dazu 2 Bände Œuvres posthumes), die 1898—1903 der Pariser Verleger Léon Vanier herausbrachte, und ferner die von Vaniers Nachfolger Albert Messein veranstaltete Neuausgabe dieser Œuvres complètes de Paul Verlaine vom Jahre 1923, die uns die Kenntnis des französischen Dichters hauptsächlich vermitteln müssen. Diese letztere, die Messein-Ausgabe, trägt auf der Titelseite den stolzen Vermerk: 'Texte définitif collationné sur les originaux et sur les premières éditions. Avertissement de Charles Morice', und die ersten Sätze des Avertissements sagen folgendes: 'L'Œuvre de Paul Verlaine est ici, pour la première fois, purement restituée et intégralement réunie. L'Éditeur, que j'ai bien volontiers secondé dans ses efforts pour effacer les fautes dont maintes pages, aux précédentes éditions, étaient altérées, me laisse l'honneur de certifier l'authenticité absolue de la présente publication, définitive.' Nun finden sich nicht nur hier und da in den zwei Bänden der Correspondance de Paul Verlaine publiée par Ad. van Bever (Paris, Messein) manche Gedichte Verlaines, die in den Messein-Œuvres complètes nicht zu finden sind, sondern Maurice Monda konnte 1926 in den Editions Baudinière einen dickleibigen Band unter dem Titel: Œuvres oubliées de Paul Verlaine veröffentlichen, Tatsachen, die das obenerwähnte 'intégralement réunie' in ein eigentümliches Licht stellen und in einem skeptischen Menschen den Zweifel wecken, ob es mit der anderen Behauptung 'purement restituée' seine Richtigkeit hat. Um in diese Frage Klarheit zu bringen, ist die Vergleichung der beiden Texte Vanier und Messein unternommen worden, d. h. nur des ersten zirka 400 Seiten umfassenden Bandes der fünf Bände 'Œuvres

Digitized by Google

complètes'. Da dies für meine Bedürfnisse genügte, stand ich nicht an, das Vergleichen der vier übrigen Bände in altruistischer Weise für andere aufzusparen. Es war aber noch ein anderer Grund, der mich diese nicht übermäßig erheiternde Vergleichsarbeit vornehmen ließ. Ich hatte in den Verlaine-Texten eine ganze Menge unregelmäßiger Verse gefunden, bei denen eine oder zwei Silben fehlten oder überschüssig waren. Eine ähnliche, bloß noch um das Tausendfache verstärkte Großzügigkeit gegenüber der Verstechnik hatte ich auch bei vielen von Verlaines Übersetzern festgestellt. Es fragte sich nun, ob die Verdeutscher sich bei ihren ungenierten Vernachlässigungen der metrischen Form in der Tat auf das Vorbild Verlaines berufen konnten oder nicht; denn selbstverständlich waren sie gerechtfertigt, wenn es Verlaine selber auf ein paar Silben mehr oder weniger nicht angekomemn wäre. Warum sollten sie päpstlicher als der Papst sein?

Das Ergebnis der Vergleichung des Bandes I-Messein mit Band I-Vanier ist nun folgendes:

I. Beide Texte interpungieren oft außerordentlich verschieden. Es ist kaum eine Seite unter den zirka 400 Seiten vorhanden, auf der sie völlig gleich interpungieren. Es ist natürlich unmöglich, diese Verschiedenheiten aufzuzählen. Sie sind auch oft ohne Belang für das Verständnis des Textes, freilich nicht immer. Man muß z. B. die letzte Strophe des 'Pouacre'-Gedichtes (M. 367/368) nach der dort gegebenen Zeichensetzung noch als die Rede des Totenkopfes ansehen, während sie nach der Interpunktion Vaniers die Antwort des Dichters auf die Rede des Totenkopfes ist. Und so ließen sich noch mehrere Stellen anführen, deren Verständnis durch die Interpunktion beeinflußt wird.

II. Die Orthographie in beiden Ausgaben zeigt naturgemäß weniger Verschiedenheiten.

Sie sind auch ziemlich belanglos: M. 36,13 corysa, V. 44 coryza; M. 38,5 Çurya, V. 46 Curya. M. 38,1; 11 Çavitrî, V. 46 Çavitri. M. 39,12 67,6 117,6 119,3 283,13 371,9 rhythme. V. 47. 76. 129. 131. 299. 393 rythme. M. 45,6 und sonst nonpareil, V. 54 u. sonst non pareil, M. 49,21 alourdir, V. 58 allourdir, M. 67,11 85,18 Adieux, V. 76. 95 Adieu; M. 335,4 Dieux, V. 355 Dieu; M. 145,8 dorlote, V. 158 dorlotte; M. 158,11 clignote, V. 172 clignotte; M. 290,11 haôs, V. 306 hâos; M. 298,2 fénéant, V. 314 fainéant; M. 305,28; 369,9 lys, V. 321. 391 lis; M. 363,2 giffler, V. 385 gifler; M. 387,19 une faulx, V. 409 une faux. Das ausrufende Oh schreibt M. 238,10 247,2; 247,6 O, 266,12 Oh, während V. an diesen Stellen umgekehrt verfährt.

Hierher, unter die orthographischen Eigentümlichkeiten, gehört auch der verschiedene Gebrauch der großen bzw. kleinen Anfangsbuchstaben. Diese Verschiedenheiten sind nicht ganz so belanglos wie die soeben notierten, da bekanntlich in der Verlainezeit und bei den Symbolisten die Majuskel eine große Rolle spielte, um abstrakte Begriffe für unsere Vorstellung zu persönlichen Wesen zu erheben. In diesem Sinne hat Messein viel mehr Majuskeln als Vanier.

M. 68,9 Le Saint Délire, V. 77 Le saint délire; M. 86,17 C'est l'Hiver,

Digitized by Google

V. 96 cet hiver; M. 96,1 Les Destins jaloux, V. 107 les destins jaloux; M. 181,2 le Malheur, V. 195 le malheur; M. 208,6 La Fleur chérie, V. 222 La fleur chérie; M. 218,13 la Prière, V. 232 la prière; M. 221,4 le vieux Piège, V. 235 le vieux piège; M. 227,23 la Charité, V. 242 la charité; M. 227,24 les sept Blessures, V. 242 les sept blessures; M. 232,14 les Cinq Plaies; V. 247 les cinq Plaies; M. 233,2 la Sagesse, V. 248 la sagesse; M. 240,15 ma Table, V. 256 ma table; M. 241,20 les Angélus, V. 257 les angélus; M. 258,8 le Calice, V. 275 le calice; M. 275,16 l'Histoire, V. 240 l'histoire; M. 275,27 ce Progrès, V. 290 ce progrès; M. 275,29 la Raison, V. 290 la raison; M. 296,2 le Rire impur, V. 312 le rire impur; M. 378,13 l'Enfer, V. 400 l'enfer.

Aber auch Vanier hat eine ganze Menge Majuskeln, die Messein nicht hat, manchmal allerdings ziemlich wahllos gesetzt an Stellen, wo kaum die Absicht einer Personifikation vorliegen kann: M. 197,14 221,8 L'Ange gardien, V. 211 235 L'Ange Gardien; M. 199,2 Le Moyen âge, V. 213 Le Moyen Age; M. 208,7 que de pleurs joyeux, V. 222 que de pleurs Joyeux; M. 216,8 La chanson pure, V. 230 La Chanson pure; M. 217. 1, 5 Voix de l'orgueil, Voix de la haine, V. 231 Voix de l'Orgueil, Voix de la Haine; M. 296,2 l'esprit cruel, V. 312 l'Esprit cruel; M. 316,17 l'océan, V. 334,6 l'Océan; M. 359,1 l'empire, V. 381 l'Empire; M. 366,9 l'ouest de Paris, V. 388 l'Ouest de Paris; M. 371,6 les désirs, V. 393 les Désirs; M. 373,11 Sept péchés, V. 395 Sept Péchés; M. 394,4 l'enfer, V. 416 l'Enfer.

Dieser Unterschied in der Majuskel oder Minuskel wirkt sich auch aus in den Fällen, wo Personen eine größere Bedeutung, die unsern Respekt heischt, zugemessen werden soll, und wo sie mehr als Typen gekennzeichnet werden und in größerer Plastik hervortreten sollen: M. 62, 21 le Roi. V. 71 le roi; M. 184, 14, 21 une Dame, V. 198 une dame; M. 201, 18 Nous, V. 215 nous; M. 219, 13 le vieux Logicien (Satan), V. 233 le vieux logicien; M. 221, 4 le vieux Séducteur, V. 235 le vieux séducteur; M. 227, 15, 16 la Mère (Maria), V. 242 la mère; M. 227, 16 le Fils (Jesus), V. 242 le fils; M. 227, 21 Elle (Maria), V. 242 elle; M. 228, 4 le Seul Pervers, V. 243 le seul Pervers; M. 238, 13 les Saints, Vous, V. 254 les saints, vous; M. 239, 1 Ces Fous, V. 255 ces Fous; M. 240,6 l'Apôtre, V. 256 l'apôtre; M. 245, 10 Dieu, V. 261 dieu; M. 390, 11; 393, 1, 9, 16, 22 Don Juan, V. 412, 415 don Juan.

Diesen vielen Fällen gegenüber, in denen M. im Gegensatz zu V. die Respektsmajuskel hat, verschwinden die wenigen Fälle, in denen die Verhältnisse gerade umgekehrt liegen: M. 376, 15 O seigneur (Gott), V. 398 O Seigneur; M. 380, 1 le diable, V. 402 le Diable; M. 384, 17 le sauveur, V. 406 le Sauveur; M. 387, 4 monsieur le marquis, V. 409 Monsieur le marquis.

Außer der Majuskel bedient sich M. zur Hervorhebung besonders betonter Begriffe an manchen Stellen des Kursivdrucks gegenüber des gewöhnlichen Drucks bei V.: M. 200, 8 (V. 214) il; M. 202, 1 (V. 216) présent; M. 213, 9 (V. 227) en peine de passage; M. 227, 13 (V. 242) debout; M. 227, 10 (V. 242) compassion; M. 238, 7, 8 (V. 254) vouloir, pouvoir; M. 238, 17 (V. 254) Père, Fils; M. 239, 11 (V. 255) ceci.

Der stärkste Grad der Betonung wird bei M. durch Bloß-Majuskeldruck gegeben: M. 238, 9 VOUS (Gott), V. 254 Vous; M. 200, 8 CAR, V. 214 Car; M. 200, 12 ET, V. 214 Et; M. 201, 18 CAR, V. 215 Car. Hier sollten, offenbar in Übereinstimmung mit Verlaineschen Absichten, die ganz unlogischen CAR und ET der Religionsspötter ironisiert werden.

Ist sonst noch eine Verschiedenheit in der Verwendung der Majuskel, resp. Minuskel zu konstatieren, so liegt es an der verschiedenen, nicht immer konsequenten Stellungnahme der Texte zur Interpunktion: M. 291, 1 ! Arrière, V. 307 ! arrière; M. 301, 8 ! Moi, V. 317 , moi; M. 45, 7 ! l'homme, V. 54 ! L'homme; M. 217, 10, 13, 14, 14 ; l'endroit; des noces; des tas; des négoces, V. 231 . L'endroit . Des noces . Des tas . Des négoces; M. 327, 2 . Je, V. 346 , je; M. 328,13 Non! que me fait?, V. 347 Non! Que me fait?;

Digitized by Google

M. 373, 6 , pourquoi, V. 347 ! Pourquoi. Ich erwähne noch die Schreibung der Monatsnamen: M. 152 Juin, 166 Octobre, 176 avril; bei V. 165 juin, 181 octobre, 191 Avril. Auf einem Druckfehler beruht V. 59 L'Hirondelle gegenüber M. 50, 2 L'hirondelle.

Nach Erledigung dieses Krimskrams kommen wir zur Darstellung ernsterer Verschiedenheiten der beiden Texte. Allerdings müssen wir erst noch die Fälle aufführen, in denen offenbar nur Druckfehler vorliegen. Messein als texte définitif dürfte eigentlich keine haben, aber helf er sich: Irren ist menschlich.

Druckfehler bei Vanier: V. 46, 1 Maha-Brahata, M. 38, 1 Mahabharatta; V. 30 effila, M. 25, 10 affila; V. 40 en ami donnant, M. 32, 11 en amidonnant; V. 69 qu'ont voit, M. 60, 3 qu'on voit; V. 83 ils vont charmants, M. 73, 2 ils vont charmant; V. dès que votre œil m'eût lui, M. 79, 12 m'eut lui; V. 100 hriquet, M. 89, 3 briquet; V. 105 en notre ombre, M. 94, 12 en votre ombre. V. 155 Raimbaud, M. 143, 1 Rimbaud; V. 158 tu va, M. 145, 11 tu vas; V. 178 se plaindre, M. 163, 15 me plaindre; V. 187 vos petit-bras, M. 172, 9 vos petits bras; V. 197 si nous n'avons négligé rien, M. 183, 10 si nous avons négligé rien; V. 218 à travers les ténèbres, M. 204, 14 à travers tes ténèbres; V. 233 pauve, M. 219, 2 pauvre; V. 241 cette chienne criade, M. 226, 15 criarde; V. 242 les enfants de Niobé tués par les cieux, M. 227, 4 par les dieux; V. 290 des bronches, M. 275, 8 des branches; V. 290 des faites, M. 275, 8 des faîtes; V. 304 espanol, M. 288, 4 espagnol; V. 304 un enfant scrophuleux dans un Escurial, M. 288,9 un infant scrophuleux; V. 317 tu vas respirant comme on respire un jour, M. 301, 10 comme on expire un jour; V. 318 à Léor Trézenik, M. 302, 1 à Léo Trézenik; V. 317 à Gorges, M. 303 à Georges; V. 320 Cest, M. 304,16 C'est; V. 334,1 on se repend, M. 316, 11 on se repent; V. 338 sourtout, M. 320, 17 surtout; V. 341 de courroux, M. 322, 9 du courroux; V. 357 rebroussant la moustache, M. 337, 13 retroussant la moustache; V. 384 Et garde ton cœur, M. 362, 2 Mais garde ton cœur (umgekehrt in der folgenden Zeile); V. 385 pour un destin fier, M. 363, 24 pour un dessein fier; V. 389, tout mon remord, M. 367, 3 remords; V. 401 si tu m'as absous, M. 379, 10 si tu m'as absoute; V. 401 le sang s'affaise, M. 379, 21 s'affaisse; V. 403, 9 la tête profère une plainte, et. roulant, sonnant creux, M. 381, 12 et, roulant, sonne creux; V. 403, 26 Et des orbites vont coulant de pleurs de plomb, M. 281, 19 des pleurs de plomb; V. 408 Jésus la couvait d'un long regard triste, M. 386, 18 Jésus la couvrait; V. 420 par étalage, M. 398, 17 par l'étalage; V. 422 vous jouer là sans atouts avec le feu, M. 400, 21 vous jouez là sans atout.

Druckfehler bei Messein: M. 4, 8 Herktôr, V. 4 Hektôr; M. 48, 5 tu traîne, V. 57 tu traînes; M. 56, 12 Dont les portraits, V. 65 Dans les portraits; M. 63, 15 Je métonne, V. 72 je m'étonne; M. 107, 4 l'an, V. 119 l'on; M. 109, 9 où, V. 121 ou; M. 141, 6 le cœur, V. 153 le chœur; M. 164, 15 Ét, V. 179 Et; M. 197, 13 les coins, V. 211 les soins; M. 214, 12 cet âme, V. 228 cette âme; M. 225, 1 trempe-là, V. 240 trempe-la; M. 238, 17 pêcheur, V. 254 pécheur; M. 253 Gaspar Haüser, V. 269 Hauser; M. 262, 6 aplomp, V. 279 aplomb; M. 268, 3 leurs tanière, V. 285 leur tanière; M. 274, 1 a jamais, V. 289 à jamais; M. 274, 14 tout ces lourds joyaux, V. 289 tous ces lourds joyaux; M. 277, 12 les grappes sûres, V. 292 les grappes sures; M. 302, 2 tu jûtes, V. 318 tu jutes; M. 303, 4 musiqne, V. 319 musique; M. 311, 14 rêveiller, V. 327 réveiller; M. 323, 1 ça, V. 341 çà; M. 339, 19 aux endroits farce, V. 359 aux endroits farces; M. 351, 5 quatres chaises, V. 371 quatre chaises; M. 359, 7 aux cœurs si lents, V. 381 aux vœux si lents; M. 362, 1 Raout, V. 384 Raoul; M. 367, 13 turpulin, V. 389 turlupin; M. 370, 12 au cœur des choses, V. 392 au chœur; M. 373, 16 il se sacrifice, V. 395 il se sacrifie; M. 378, 5 trangresser, V. 400 transgresser; M. 378, 9 sans autres souci, V. 400 sans autre souci; M. 378, 29

Digitized by Google

jexpie, V. 400 j'expie; M. 382, 3 Wateau, V. 404 Watteau; M. 386, 15 mouvemant, V. 408 mouvement; M. 400, 17 me me croit pas, V. 422 ne me croit pas. Dann kommt, daß bei M. 157, 4 eine ganze Zeile ausfällt, die V. 171 in folgender Form bringt: Sais-tu qu'on serait.

Bei folgenden Verschiedenheiten ist weder durch den geforderten Sinn noch durch metrische Kriterien zu ersehen, ob M. das Richtige bringt oder V. Es ist eben nur die Verschiedenheit der Texte zu konstatieren, wenn sich auch bei vielen das Gefühl mehr für die eine Lesart als für die andere erwärmen wird: M. 5, 1 superbe tuerie, V. 5, 6 suprême tuerie; M. 44, 17 trêves, V. 52 trêve: M. 86, 17 Or, c'est l'Hiver, V. 96 Or, cet hiver; M. 94, 3 Je languis et me meurs, V. 105 Je languis et je meurs; M. 94, 12 pour jamais (wodurch ein Hiatus vermieden wird), V. 105 à jamais; M. 162, 2 du reste, V. 177 de reste; M. 163, 14 vous aimiez, V. 178 vous aimez; M. 201, 22 sous telle et telle forme, V. 215 sous telle ou telle forme; M. 215, 13 O ces mains, ses mains vénérées, V. 229 O ces mains, ces mains vénérées; M. 220, 7 souffrance, V. 234 souffrances; M. 221, 6 parmi des fanfares, V. 235 parmi les fanfares; M. 234, 6 le moindre bruit, V. 249 le moins de bruit; M. 239, 17 ô Vous Dieu, V. 255 ô mon Dieu; M. 247, 6 O ta tête plate, V. 263 Ah! la tête plate; M. 260, 7 Comme un oiseau qui grelotte sur un toit, V. 277 sous un toit; M. 271, 2 laissent, V. 286 laissant; M. 290, 2 pas permis, V. 306 point permis (aber nun stehen 2 point auf derselben Zeile); M. 292, 9 Ses cheveux, noirs tas sauvage (vielleicht nur falsche Interpunktion), V. 308 Ses cheveux, noir tas sauvage; M. 293, 5 un rictus, V. 309 ce rictus; M. 295, 9 derrière des voiles, V. 311 derrière les voiles; M. 339, 13 voix forte, V. 359 voix haute; M. 353, 6 les yeux troubles, V. 374 les yeux troublés; M. 360, 15 emmi les roseaux, V. 382 emmi des roseaux; M. 374, 8 il dit. V. 396 il fit; M. 376, 13 en cour d'amour, V. 398 en cours d'amour; M. 389, 16 loin de tous lieux, V. 411 loin de tout lieu; M. 390, 16 pour être bon chrétien, V. 412 un bon chrétien; M. 391,23 sous son aile, V. 413 sous ses ailes.

Vier Stellen verdienen eine besondere Besprechung:

1. In dem Vendanges überschriebenen Sonett (M. 303, V. 319) heißt es bei M. auf Zeile 9—10:

Frère du sang de la vigne rose,
Frère du vin de la vigne noire,
O vin, ô sang, c'est apothéose.

Hier druckt Vanier de la veine noire statt de la vigne noire. Die Übersetzer, in Unkenntnis der Variante M. und verführt durch Vaniers veine noire, halten den ersten frère für das menschliche Blut, den zweiten frère für den Wein. So Kalckreuth, S. 93:

O Blut der rosigen Traube,
O Wein der schwärzlichen Venen ...

so ich in der Z. f. e. U. 1927, S. 255:

Blut, du Bruder du des Safts der Reben!
Wein, du Bruder schwarzer Venensäfte.

Dadurch wird aber der Sinn des ganzen Gedichts etwas verworren. Wie mir Max Kuttner mitteilt, sind offenbar die beiden frère beidemal das Blut des Menschen, und Messein hat mit seinem zweimaligen vigne ganz recht. Der Gedankengang des Gedichts wäre demnach folgender: Str. 1. Unser Blut singt *fröhlich*, wenn Hirn, Denken, Erinnern ausgeschaltet ist. Str. 2. Unser Blut weint *traurig*,

Digitized by Google

wenn Herz und Gefühl die Flucht ergriffen. Str. 3. Unser Blut ist eben teils fröhlich wie der helle Traubensaft, teils düster wie der schwarz-rote Wein. Es ist der Bruder des Weins in beiderlei Gestalt und kann so auch als Wein bezeichnet werden, um so mehr, als diese Gleichsetzung von Blut und Wein uns vom Abendmahl her geläufig ist. Das Blut ist das wahrhaft Natur- und Gottgegebene in uns. So singt denn fröhlich, weint bitterlich, o Menschen, wie es euch euer Blut eingibt. Legt eurer wahren Natur keinen Zwang an durch zu viel Grübeln einerseits, durch zu viel Gefühlsüberwucherung anderseits. Chassez la mémoire, chassez l'âme!

2. Im Conseil falot (M. 362, V. 384) heißt die zweite Strophe bei Messein:

Bois pour oublier!
L'eau-de-vie est une
Qui porte la lune
Dans son atelier.

Hier hat V. tablier statt atelier. Die Übersetzer (Jaffé 143; Hahn 140) übersetzen nach Vanier

Jaffé: Tapfer trinken lohnt!
Guckst du in die Flasche,
Trägst du in der Tasche
Sonne bald, bald Mond.

Hahn: Trink Lebenswürze!
Der Branntwein belohnt:
Er trägt den Mond
In seiner Schürze.

Es ist klar, daß beide Übersetzungen nicht genügen können, zumal in beiden der Hauptgedanke: 'Trink, daß du all dein Elend, all den Plunder vergißt' nicht wiedergegeben wird. Ich möchte vorschlagen

für die tablier-Variante

Trink Vergessen! Sauf!
Branntwein ist so eine
Weißbeschürzte Kleine,
Tischt den Mond dir auf.

für die atelier-Variante

Trink Vergessen dir!
Branntwein ist so eine,
Trägt dir Mondenscheine
Zu ins Schankquartier.

Welche der beiden Varianten mag die richtige sein? Die Metrik hilft uns auch hier nicht, da atelier und tablier beide dreisilbig sind. Läßt sich porter la lune dans son tablier noch sonst irgendwo belegen? Der Sinn der Strophe ist wohl klar. Branntwein bringt uns das ersehnte Vergessen. Er macht uns zu Menschen, die halbwegs lunatiques sind, die insofern glücklich sind, als sie sich oft für Könige und Krösusse halten und dank ihrer Geisteskrankheit statt im Jammertal der rauhen Wirklichkeiten im Paradies der Träume leben.

3. In dem 'Crimen Amoris' (M. 371, V. 393, F. 259) hat M. in der Zeile 4/5 beidemal au Sept Péchés, während V. u. F. das einfachere aux Sept Péchés haben. Hätte M. nur einmal dieses singularische au, so wäre es sicherlich als Druckfehler zu werten. Aber dieses zweimalige seltsame au legt den Gedanken nahe, daß es vielleicht den richtigen, von Verlaine gewollten Text darstellt,

Digitized by Google

der eben nur seiner Seltsamkeit wegen von V. und F. verändert worden ist. Daß sich für dieses au vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt manches sagen ließ, schreibt mir Max Kuttner. Aber natürlich könne eine endgültige Entscheidung nur ein Einblick in Verlaines Manuskript bringen.

4. Ebenso verhält es sich nach Kuttner in der Impénitence finale (M. 382, 6; V. 404, 6) mit dem Vers: Et mauvaise à ne rien regretter (V. redouter) de personne. Das redouter sei das Banalere und vielleicht gerade darum das Unrichtige[1].

Sind diese Fälle nur durch Einsichtnahme in die Manuskripte zu entscheiden, so hilft bei den folgenden die Metrik. Es handelt sich jetzt eben um die obenerwähnten, anscheinend salopp gebauten Verse Verlaines, die aber durch Einsicht in die andere Ausgabe zu regelmäßigen werden. Zuerst seien die encore-encor-Verse besprochen. Es ist bekannt, daß der französische Dichter das Wort encore bald als zweisilbig, bald als dreisilbig gebrauchen kann. In der M.- und V.-Ausgabe der Verlaineschen Gedichte wird nun gewöhnlich encor bei zweisilbigem Gebrauch des Wortes, encore bei dreisilbigem gedruckt. Aber keine der Ausgaben ist konsequent in dieser Beziehung.

Fehler bei Messein: M. 1, 2 Crurent, et c'est un point encore mal éclairi (Alex. 13 S.), V. 1 encor; (M. 165, 9 Je vous vois encore! En robe d'été); M. 192, 6 Et si tu n'entends pas rire, c'est encore bien (Alex. 13 S.), V. 206 encor; M. 294, 8 Tel est l'Amour encore plus faible que la Haine (Alex. 13 S.), V. 310 encor; M. 333, 2 Hélas! il fut frivole encore plus que barbare (Alex. 13 S.), V. 352 encor; M. 376, 5 Dame Reine — Encore toi, Satan! — Madame Reine (Alex. 13 S.), V. 398 encor.

Fehler bei Vanier: V. 146 Plus belle encore votre chère beauté (Zehns. 11 S.), M. 134, 4 encor; V. 182 Toute sonore encore de vos derniers baisers (Alex. 13 S.), M. 167, 11 encor; V. 184 Mais je trouve encor meilleur (Achts. 7 S.), M. 169, 10 encore; V. 257 Si doux qu'ils sont encore d'ineffables délices (Alex. 13 S.), M. 241, 14 encor; V. 258 Plein d'une humble prière, encore qu'un trouble immense (Alex. 13 S.), M. 242, 15 encor. — Noch an einer Stelle liegt eine Verschiedenheit im Druck dieses encore vor, die aber für die Metrik belanglos ist, da dem encore zufällig ein mit einem Vokal beginnendes Wort folgt: M. 165, 9 Je vous vois encore (V. encor)! En robe d'été (beides Achtsilbner).

Daß diese encore-Fälle vorweggenommen sind, geschah mit Absicht, damit die nun folgenden Verschiedenheiten mehr hervortreten sollen, die sich auch durch das Kriterium der Metrik zur Entscheidung bringen lassen.

Fehler bei Messein: M. 108, 1 Toutes grâces et toutes nuances (Achts. 9 S.), V. 120 toute grâce; M. 171, 2 Fantastique apparue (Achts. 6 S.),

[1] Ich möchte hier, wo ich den Namen Kuttner dreimal wiederholt habe als den eines Mannes, an den ich mich oft in meinen Nöten wende, ein Versäumnis wieder gutmachen, das ich mir habe zuschulden kommen lassen. In der Anmerkung auf S. 49 meiner in den Westermannschen Schultexten veröffentlichten Verlaine-Schulausgabe hätte ich erwähnen müssen, daß ich die Kenntnis von der Popularität Malek Adels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und von dem Grunde dieser Popularität der Vielbelesenheit Kuttners verdanke, der mir das Zitat aus Maxime du Camp verschaffte.

Digitized by Google

V. 186 fantastiquement; M. 220, 15 Dont la voie basse est pour tenter la foi (Zehns. 11 S.), V. 234, 15 la voix; M. 232, 1 Dieu de terreur et de sainteté (Zehns. 9 S.), V. 246 et Dieu de sainteté; M. 291, 11 Se balancent sur l'axe paradoxal des jambes (Alex. 13 S.), V. 307 par l'arc; M. 299, 12 L'horloge du tic-tac allègre son pouls (Alex. 11 S.), V. 315 de son pouls; M. 315, 1 Sachez donc ... Que je meure ici, ma tout belle (Alex. 11 S.), V. 332, 7 ma toute belle; M. 328, 2 Comparables à ces fleurs d'été que nous voyons (Alex. 13 S.), V. 347 comparable (Comparable ist nicht zu den vorhergehenden yeux zu ziehen, sondern zu dem nachfolgenden je tremble); M. 355, 10 Veillent, fins espions, derrière nos fronts (Alex. 11 S.), V. 376, 14 et derrière nos fronts; M. 365, 14 De noces auront dévirginé leurs nuits depuis (Alex. 13 S.), V. 387 De noce; M. 372, 18 Du haut du palais avec une torche au poing (Elfs. 12 S.), V. 394 Du haut palais; M. 373, 1 Nous avons trop souffert, anges et hommes (Elfs. 10 S.), V. 395 Nous avons tous; M. 380, 6 De grands regards de flammes et noirs. Le trou farouche (Alex. 13 S.), V. 422 de flamme; M. 386, 21 Se fit. On lui apportait une lettre (Alex. 10 S.), V. 409 on lui portait en secret.

Fehler bei Vanier: V. 72, 5 Le, Révérend, les bras croisés en croix, tête dressée (Alex. 14 S.), M. 63, 5 en croix fehlt; V. 73 L'âme du Roi montait aux cieux conquis (Alex. 8 S.), M. 64, 21 montait sereine; V. 105 Le jour dans mes pensées, dans mes rêves la nuit (Alex. 13 S.), M. 94, 6 dans mes pensers; V. 140 Habite en cœur tout à vous (Achts. 7 S.), M. 128, 6 en ce cœur; V. 187 Et vous bêlâtes avec votre mère—ô douleur (Alex. 13 S.), M. 172,15 vers votre mère; V. 209 Une candeur d'âme d'une fraîcheur délicieuse (Alex. 14 S.), M. 195, 11 d'âme fehlt; V. 235, 8 Qui luit parmi les fanfares de la gloire (Zehns. 11 S.), M. 221, 6 de gloire; V. 251 A n'aimer en ce monde où la chair règne (Alex. 10 S.), M. 236, 7 en ce monde amer; V. 252 Hélas! Voyez un peu mes tristes combats (Alex. 11 S.), M. 237, 6 tous mes tristes combats; V. 277 La tristesse, langueur du cœur humain (Elfs. 10 S.), M. 260, 1 la langueur; V. 283 La mer qui prie (Fünfs. 4 S.), M. 266, 6 sur qui; V. 302 Des mots anciens comme des bouquets de fleurs fanées (Alex. 13 S.), M. 286, 1 comme un bouquet; V. 322 Subtiles talismans et philtres (Siebens. 8 S.), M. 306, 10 Subtils; V. 332, 4 Et, tenez, je vais dire mon caractère (Alex. 11 S.) M. 314, 17 je vous vais; V. 333, 1 Ah, c'en est trop, je souffre et je m'en vais pleurer. Viens (Alex. 13 S.), M. 315, 12 et m'en vais; V. 339, 6 Dont je sentirai tôt ou tard les épines (Alex. 11 S.), M. 321, 6 je sentirai bien; V. 354, 4 Et je jette à ton cou mes bras de lierre (Alex. 10 S.), M. 334, 11 à ton cou chéri; V. 354, 14 O si joyeuse avec toute douceur (Alex. 10 S.), M. 335, 2 avec toute cette douceur; V. 367, 11 Cette façon de grasses aubaines (Achts. 9 S.), M. 347, 11 Cette heure; V. 375, 4 Et puisque c'en est fait de notre haine (Alex. 10 S.), M. 353, 16 même de notre haine; V. 381 O n'y vouloir fleurir un peu de cette existence (Alex. 13 S.), M. 359, 8 un peu cette existence; V. 385, 10 Dans ce monde! (Fünfs. 3 S.), M. 363, 6 dans ce monde pire; V. 396, 24 Les branches d'arbres ont l'air d'ailes s'agitant (Elfs. 12 S.), M. 374, 24 d'arbre; V. 397, 6 Comme un amour mal défini (Elfs. 8 S.), M. 375, 6 encore mal défini; V. 402, 12 Puis se penche et saisit avec pâles mains (Alex. 11 S.), M. 380, 7 avec ses pâles mains; V. 402, 22 Au rire affreux, qui fut, Comte Henry, ta bouche (Alex. 11 S.), M. 380, 17 votre bouche; V. 403, 22 La tête est là, et dardant en l'air ses sombres yeux (Alex. 13 S.), M. 381, 15 La tête est là, dardant; V. 406, 17 Tandis qu'autour c'était, en décadences soyeuses (Alex. 13 S.), M. 384, 13 en cadences soyeuses; V. 407, 7 Qui dirait la fleur aurorale de l'homme (Alex. 11 S.), M. 385, 2 la lueur aurorale; V. 411, 4 Et si ce n'étaient la lueur de ses yeux (Zehns. 11 S.), M. 389, 4 Et si n'étaient; V. 414, 20 Jésus fait chair qu'aima Madeleine (Zehns. 9 S.), M. 392, 18 la Madeleine; V. 421, 26 Que sais-je encore? Et quand la rumeur publique (Alex. 11 S.), M. 399, 19 Et quant à la rumeur.

Digitized by Google

Außerhalb der Reihe der Seitenzahlen füge ich hier noch folgende Vanier-Fehler an:

1. V. 159, 13 Car la boulangère ... Elle?... Oui dame! M. 146, 13 (auch Fasq. 121, 1) Oui dam (ohne e). Das Wort dam reimt auf flamme; aber das ist ja gerade der Witz dieses 'C'est le chien de Jean de Nivelle'-Gedichts, daß es überall männlich auf weiblich, und weiblich auf männlich reimen läßt. (Nivelle : Michel; guet : égaie; public : Angélique; obscure : mur etc. etc.) Und Verlaine reimt hier in dieser schnurrigen Weise, um die Stelle des Gedichts: Petit Poète jamais las de la rime non attrapée zu illustrieren. Übrigens hat er diese Art Reim, wenn auch nicht häufig, aber doch noch einige Male verwandt. Man vergleiche M. 224 die Schlußzeilen der Strophen: demeure : Seigneur; ignore : mort. Ferner M. 260 m'apitoient, foudroient : décroît, toit. M. 273 plus, élus : eues, sues; souverain : reine. Und besonders in dem Gedicht, das wegen dieser Reimeigentümlichkeit den Titel: Vers pour être calomnié trägt. M. 301 sommeil, soleil : merveille, éveille; lit, lit : plie, folie; tel : immortelle.

2. In dem Gedicht La chanson des ingénues hat V. 41, 9

Et nous courons par les prés
Et rions et babillons
Des aubes jusqu'aux vesprées,
Et chassons aux papillons.

Liegt hier in dem Reim prés : vesprées auch ein solcher Fall von Reim, der männlich mit weiblich zusammenkuppelt, vor? Nein. Denn M. 33, 9 u. Fasq. 36, 9 zeigen die Form les prées, die, wie mir Kuttner schreibt, im Altfranz. nicht ungewöhnlich ist und hier wegen des gleichfalls altertümlichen vesprées besonders gut paßt. Es ist auch ganz undenkbar, daß Verlaine einen solchen Reim prés : vesprées zwischen streng normal gebaute Verse hätte einfließen lassen. Wenn er dieser Art Reime sich bedient, so geschieht es mit Absicht und ganz bewußt, und nicht aus Nachlässigkeit oder Reimmangel.

Auch hier hat es sich gezeigt, daß, wenngleich der Vanier-Text die größere Anzahl von fehlerhaften Stellen — es waren 33 — aufwies, der Messein-Text doch auch 14 Verse hatte, die Fehler zeigten, die durch Vanier richtiggestellt werden konnten, und ich wiederhole, daß er infolgedessen noch nicht als der texte définitif anzusehen ist. Das wichtigere Ergebnis der letzten Gegenüberstellungen ist aber dies, daß in diesen 46 Versen, in denen, sei es nach dem einen, sei es nach dem anderen Text, man an Verlaines Adresse den Vorwurf eines saloppen Versbaues richten könnte, es sich herausgestellt hat, daß nicht Verlaine, sondern seine Drucker die Schuldigen sind.

Sind nun im ersten Bande des Verlaine überhaupt keine un-

Digitized by Google

regelmäßigen Verse nachzuweisen? Nach den bisher gemachten Erfahrungen bin ich geneigt, ihn im Gegensatz zu der Annahme vieler seiner Übersetzer für den korrektesten und penibelsten Versdichter zu erklären. Denn die paar noch überbleibenden Fälle, in denen M. sowohl wie V., also beide, unregelmäßige Verse überliefern, ohne daß der eine Druck den anderen sogleich korrigiert, dürften auch dem Schuldkonto irgendeines Druckers zugeschrieben werden. Es sind folgende:

1. M. 274, 2 = V. 290, 1. Vos yeux qui n'ont jamais rien vu que Montmartre (ein Alexandriner von 11 Silben). Hier könnte man die eine fehlende Silbe gewinnen, wenn man rien zweisilbig lesen würde. Dagegen spricht aber, daß rien, das natürlich hundertfach bei Verlaine vorkommt, stets als ein einsilbiges Wort gemessen wird. Sollte nicht der Arikel le vor Montmartre fehlen?

2. M. 204, 18 = V. 218, 18. Nabuchodonosor et te faire paître (Zehnsilbner von 11 Silben). Hier weiß man überhaupt nicht recht, wie man syntaktisch konstruieren soll. Wird Verlaine nicht vielleicht et t'a fait paître geschrieben haben?

3. M. 374, 2 = V. 396, 2. Ayant compris comme s'ils étaient résignés (Elfsilbner von 12 Silben). In der Annahme, daß hier etwas nicht in Ordnung ist, bestärkt uns die Tatsache, daß der von Coppée besorgte Choix eine metrisch einwandfreie Lesart gibt Er macht aus dem si ein Reflexiv, das er vor étaient stellt.

Ayant compris, comme ils s'étaient résignés.

4. M. 400, 11 = V. 422, 17. Hélas! L'après-demain et le lendemain se passent (Alexandr. von 13 Silben). Der Vers wird sofort regelmäßig, wenn das überflüssige und rhythmisch störende et gestrichen wird.

So würde denn an unregelmäßigen Versen im ersten Bande Verlaine nichts, rein gar nichts übrigbleiben, wenn nicht in dem Gedicht Fantoches bei Messein 87, 12 sowohl wie bei Vanier 98, 12 ein auf keine Weise wegzuemendierender Achtsilbner mit 9 Silben stände, nämlich

Clame la détresse à tue-tête.

Schrecklich! Aber immerhin werden wir angesichts der Tausende von richtig gezählten Versen dem armen Lelian die Freiheit zugestehen müssen, das tue, wie es andere Dichter auch getan haben, einsilbig zu lesen.

Noch bei zwei Versen, die M. und V. gleich überliefern, habe ich Bedenken:

M. 352, 25. V. 373, 3. La femme pense à quelque ancienne compagne.

M. 344, 1. V. 364, 1. Leurs cheveux que le vent fouette.

Das sind zwar, der erste ein richtiger Alexandriner, der zweite ein richtiger Achtsilbner, aber nur, wenn das ie in ancienne, das

Digitized by Google

oue in fouette zweisilbig gelesen wird. Dies verstößt aber gegen den Gebrauch Verlaines, wenn auch nicht gegen den Gebrauch anderer Dichter, z. B. Mallarmés. Ancien kommt Hunderte von Malen bei Verlaine vor, aber immer ohne Diärese. Dasselbe gilt von dem allerdings seltener vorkommenden fouetter.

Mit der Aufzählung und Besprechung der Varianten, die M. und V. zeigen, bin ich zu Ende. Es sei nun zum Schluß das zusammengestellt, was sich bei Messein mehr als bei Vanier findet.

Es ist dies zuerst der von Charles Morice gezeichnete Avertissement, aus dem ich am Anfang einige Stellen zitieren mußte. Zweitens werden in den Romances sans paroles die ersten 9 Gedichte, wie dies auch schon bei Fasquelle geschehen war, durch die Unterüberschrift: Ariettes oubliées gekennzeichnet. Bei Vanier fehlt dieser Untertitel. Drittens bringt Messein in der Sagesse (im Gegensatz zu Vanier) die Widmung: A la mémoire de ma mère. Mai 1889. P. V., sowie die interessante: 'Préface de la première édition.' Viertens haben die Gedichte aus der Sagesse, L'échellonnement des haies; l'immensité de l'humanité; la mer est plus belle; la 'grande ville' als Unterschrift die Angabe des Ortes und der Zeit ihrer Entstehung: Stickney 75. Londres 75—77. Bournemouth 77. Paris 77. Vor allen Dingen hat aber fünftens Messein unter den Gedichten der Sagesse auf S. 269 die frühere Fassung des Gedichts: Tournez, tournez, bons chevaux de bois, so daß wir dies Gedicht, das bei Vanier nur unter den Romances sans paroles zu finden war, jetzt bei M. in zwei Fassungen haben, auf S. 158 mit einem Motto aus V. Hugo und der Unterschrift Champ de foire de Saint Gilles, août 1872 in 7 Strophen in den Romances sans paroles und ohne Motto und Unterschrift in 9 Strophen auf S. 269.

Charlottenburg. Franz Nobiling.

Digitized by Google

Pleonastisches satzverbindendes 'und' in romanischen und germanischen Sprachen.

In seiner Romanischen Syntax § 650ff. spricht Meyer-Lübke von der sog. 'doppelten Verknüpfung'. 'Wie bei den Relativsätzen durch ein Demonstrativpronomen auf den Teilsatz hingewiesen werden kann, so kann auch in vielen anderen Gruppen in ähnlicher Weise durch ein Pronomen oder Adverbium im Verbalsatze die Verknüpfung beider Sätze eine festere werden.' Sehr häufig ist bekanntlich der Fall, daß, wenn der Teilsatz an erster Stelle steht, zu Anfang des Hauptsatzes auf ihn durch das demonstrative Adverb 'so' zurückgewiesen wird, wie etwa ital. *e. T. quando la vide, si fecie grande maraviglia* (Wiese, Altital. Elementarb. S. 188) 'und als T. sie sah, da (so) wunderte er sich sehr', und so auch im Altfrz., Prov., Rätorom. Genau das gleiche findet sich auch im Deutschen, in den nordischen und in gewissem Umfange auch z. B. in den slawischen und baltischen Sprachen. Diese Erscheinung soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

An Stelle des Adverbs 'so' wird nun vielfach die kopulative Konjunktion 'und' verwendet. Für diesen Fall hat der Ausdruck 'doppelte Verknüpfung' offenbar noch mehr Berechtigung. Betrachtet man Beispiele wie afrz. *quant li rois l'ot coisie ... et a dit a ses homes* 'als der König sie bemerkt hatte ... hat er zu seinen Leuten gesagt' (Alix. 345, 29); ital. *perchè tu vuogli che io più avanti ancora dica, ed io il dirò* 'weil du willst, daß ich es noch weiter erzähle, so werde ich es sagen' (Bocc. Dec. 2, 9), so scheinen derartige Fälle zu beweisen, daß der Unterschied zwischen Teilsatz und Vollsatz einerseits und Vollsatz und Vollsatz andererseits noch nicht in dem Maße fühlbar war wie in hypotaktischen Perioden ohne das verbindende 'und', wie es durchweg in modernen Sprachstufen der Fall ist, wo nach Meyer-Lübke eine doppelte Verknüpfung 'kaum mehr üblich ist'. Die von ihm beigebrachten Beispiele (§ 652) stammen denn auch sämtlich aus den älteren Sprachstufen der romanischen Sprachen. Aus dem modernen Spanischen könnte ich freilich ein Beispiel anführen: *a quien quiere y es a su primo* (Jac. Benavente, La Malquerida [1922] 156) 'wen sie liebt, das ist ihr Vetter' (eigtl. Akkus.).

Zahlreiche Beispiele für diese Erscheinung bieten auch die älteren germanischen Sprachen, in erster Linie das Altnordische. Z. B. *er hjartblóð Fafnis kom á tungu honom, ok skildi hann fugls rǫdd* (Edda, Fafnism. 31 Prosa) 'als das Herzblut Fafners auf seine Zunge kam, da verstand er die Sprache des Vogels'; *einn dag er konungr reið á veiðar, ok hann var einn sinna*

Digitized by Google

manna (zitiert bei Mikkelsen, Dansk Ordfojningslære S. 481) 'eines Tages, als der König auf Jagd ritt, ward er getrennt von seinen Mannen' (ungewöhnl. Voranstellung des Subj. *hann* vor das Verb!); *er Hugi er kominn til skeiðs enda ok snysk aptr, ok er Þjálfi eigi þá kominn á mitt skeiðit* (ebd.) 'als H. an das Ende der Bahn gekommen ist und umkehrt, ist Þ. noch nicht bis zur Mitte der Bahn gekommen'. Im Ags. scheint dieser Gebrauch nicht oft vorzukommen; als ein Beispiel wäre anzuführen: *mid þi þe hîe gehŷrdon þâra sâcerda ealdormen, and hîe cwǽdon him betwêonan* (Blickling Homil. ed. Morris 239, 29) 'während die Ältesten der Priester sie hörten, sprachen sie untereinander'. Althochdeutsch erscheint die gleiche Konstruktion bereits im Wessobrunner Gebet: *dô dar niuuiht ni uuas enteo ni uuenteo, enti dô uuas der eino almahtîco cot* 'als da nichts war an Enden und Wenden, da war der eine allmächtige Gott'. Ein paar weitere Beispiele bringt Kölbing bei (Ztschr. f. deutsche Phil. IV, 348). Ferner im älteren Niederländischen: *ende alsi alle hadden ontfaen dat hoge gerechte, ... ende die gene, van wies handen sijt ontfingen, seide ... dese tale* (Verwijs en Verdam, Middelnederl. Woordenb. II, 637) 'und als sie das hohe Gericht empfangen hatten, da sagten diejenigen, aus deren Händen sie es empfangen hatten, diese Rede'[1].

Sogar im modernen Neuhochd., wenn auch nur dialektisch, ist der in Rede stehende Gebrauch nicht fremd; vgl. die von Weise beigebrachten Beispiele: *wenn sie wollen, und da geh ich mit* (Unsere Mundarten S. 222); *was die Leute sagen, und das ist wahr* (ebd.); *wer's glauben tut, und der ist nicht hier* (Ztschr. f. deutsche Mundart. 1911, 356).

Übrigens findet sich die gleiche Verwendung des pleonastischen 'und', wenn statt des vorangehenden Nebensatzes eine Partizipialkonstruktion steht; M.-L. führt je ein Beispiel aus dem Altspan. und älteren Italienischen an (§ 653). Ein weiteres altspan. Beispiel ist: *hyo sirviendo vos sin art, et vos consseiastes para mi muert* (Cid 2676) 'wahrend ich euch ohne Arglist diente, sannet ihr auf meinen Tod'; für das Ital. gibt Vockeradt, Lehrb. d. ital. Sprache S. 459, 9 u. 11 einige Beispiele; vgl. ferner *e istando in cotale*

[1] Stellen aus Bibelübersetzungen sind nicht unbedingt beweiskräftig; so liegt in dem got. Satz: *jah bibe usfulnodedun dagos ahtan du bimaitan ina, jah haitan was namo is Jesus* (Luc. 2, 21) 'und da acht Tage vergangen waren, um ihn zu beschneiden, ward sein Name Jesus genannt', zweifellos eine wörtliche Übersetzung des griech. *ὅτε ἐπλήσθησαν ... καὶ ἐκλήθη ...* vor, wie wiederum der Gebrauch des *καί* von Blass-Debrunner, Gramm. des neutest. Griech. § 442 als 'hebraisierend' angesehen wird. — Daß er freilich dem echten Altgr. nicht unbekannt ist, beweisen Stellen aus Homer wie: *ἦμος δ' ἠῶ. φάρη ῥόδ. Ἠώς, καὶ τότ' ἔπειτ' ἀνάγοιτο μετὰ στρατὸν εὐρὺν Ἀχαιῶν* (A 477/8); *εἰ δέ τεν ἐξ ἄλλου γε θεῶν γένεν ὠδ' ἀίδηλος, καὶ κέν δὴ πάλαι ἦσθα ἐνέρτερος Οὐρανιώνων* (E 897/8).

Digitized by Google

maniera, e Governale sì tornoe (Wiese a. a. O. S. 190) 'und in dieser Weise dastehend, wandte G. sich um'[1].

Sogar wenn dem Verbum nur eine Zeitbestimmung vorangeht, die gewissermaßen einen Temporalsatz vertritt, erscheint bisweilen pleonastisches 'und'; z. B. ital. *da indi inanxi poco tempo e lo ree Marco andoe a cacciare* (M.-L. S. 700) 'bald darauf ging der König auf die Jagd'; span. *ahora y verá* (Spitzer, Aufs. z. rom. Synt. u. Stilist. S. 257) 'jetzt wird er sehen'; *desde las cinco y que estamos en pie* (Benav. 169) 'seit 5 Uhr sind wir auf den Beinen'. Für das Altfrz. und Prov. gibt M.-L. nur Beispiele mit *si* (*sic*), das ja in diesen Sprachen die Bedeutung von 'und' hat; daß aber auch *e* in dieser Funktion vorkommt, wenigstens im Prov., beweisen Beispiele wie: *am tant e li mars creys e passa lo ribaie* (Appel, Prov. Chrest.[2] 8, 189) 'unterdessen wächst das Meer und überflutet das Ufer'; *lo iorn et illi trebaillava en servir los malautes* (ebd. 119, 6) 'am Tage war sie damit beschäftigt, den Kranken zu dienen'. Statt der Zeitbestimmung kann auch ein anderer Satzteil, z. B. das Objekt, vorangestellt und durch 'und' mit dem Verbum verknüpft werden. M.-L. gibt nur für das Altfrz. und Prov. Beispiele; daß dieser Fall auch im Neuspan. vorkommt, beweist das Beispiel: *el corazón y dicen que le ha partío* (Benavente a. a. O. 183) 'das Herz, sagt man, hat er ihm durchschossen!' Die Ausdrucksweise erklärt sich offenbar so, daß zunächst das wichtigste Glied des Satzes emphatisch vorangestellt wird, gewissermaßen abhängig von einer hinweisenden Gebärde: 'schau da, das Herz!' Und an dieses selbstständige Satzglied wird nun eine weitere Erläuterung kopulativ angeschlossen: 'und (dazu habe ich noch mitzuteilen:) man sagt, daß er es ihm durchschossen hat!' Von hier aus begreift es sich, daß 'und' sogar zwischen Subjekt und Verbum treten kann, ein Fall, der bei M.-L. durch ein Beispiel aus dem Prov. belegt wird: *et era vos, seinor, si devet levar em pes* (aus Appel a. a. O. 116, 49) 'und nun ihr, Herren, sollt euch erheben'; ein weiteres Beispiel ist: *e·l vescoms de Ventedorn si avia moiller bella* (ebd. 122b, 6) 'und der Vizegraf von V. hatte ein schönes Weib'. Für die Verknüpfung durch *si* ließen sich auch aus dem Italienischen Beispiele anführen: *poi dopo molti giorni lo Re sì pensò di non essere leggitimo* (Wiese a. a. O. S. 189) 'und nach vielen Tagen dachte der König, daß es nicht recht sei ...'. *Jesu Christe si lagremóe* (Wiese a. a. O. S. 190) 'J. Chr. weinte'. Im

[1] Vgl. agriech. *ὡς φαμένη ... καὶ ἠγήσατο* 'so gesprochen habend ... führte sie' (X 247); auch im späteren (Mittel-) Griech.: *καὶ ἀκούσας Λεόντιος καὶ Ἴλλους ... καὶ ἀπῆλθαν εἰς τὸ Παπύριν καστέλλιον* (Malales, 690 p. Chr., bei Sophocl. Greek Lex. 615) 'und als L. und I. es gehört hatten, begaben sie sich in das Kastell Papyris'. — Über slaw. und litau. Parallelen vgl. zuletzt E. Fraenkel, Baltoslavica (Ergänzungsh. I zu Kuhns Ztschr.) S. 52.

Digitized by Google

modernen Rumänischen tritt pleonastisches *şi* ('und') oft vor das Subjekt, wenn dieses auf das Verbum folgt; z. B. *numaĭ sărea şi ĭa de colo* (Weigand, Rum. Gr. § 139) 'sofort sprang sie auf von dort'; *şi de atunci căuta şi ĭa vreme de prilej* (ebd.) 'und dann suchte sie eine passende Zeit'. Ist das Subjekt ein Substantiv, dann scheint es gebräuchlich zu sein, dasselbe durch ein Pronomen vorauszunehmen; das *şi* steht dann vor dem Subst. Z. B. *vine ĭa şi turturica maĭ pe urmă* (ebd. Anm. 2) 'zuletzt kommt auch die Turteltaube'. Gerade umgekehrt verfährt das Deutsche, wo besonders die Mundarten es lieben, ein Subjekt mit dem Prädikat durch 'und' zu verbinden, wobei es freilich unmittelbar vor letzterem noch durch ein entsprechendes Personalpronomen aufgenommen wird. Dahin gehören Beispiele wie: *jûe Mann un däi is krank* (Ztschr. f. dtsch. Mundart. II, 394) 'euer Mann ist krank', und so häufig im gesprochenen Plattdeutschen. Ferner gern in Volksliedern: *euer Sohn und der muß sterben* (Volkslied 'Zu Straßburg'); *gut G'sell und du mußt wandern* (Volkslied aus 1603; Zupfgeigenhansl). Vgl. im älteren Engl.: *The Perse owt of Northombarlande, and a vowe to God mayd he* (Percy, Rel. p. 2, I).

Bisweilen findet sich ein pleonastisches 'und' zwischen zwei bereits durch eine andere Konjunktion verbundenen Hauptsätzen; wir haben es dann mit einer Vermischung zweier Ausdrucksweisen zu tun. So mit einer Vermischung des kopulativen und des kausalen Verhältnisses in folgenden Beispielen: *por no afligirle a usted no habrá acudío ... Y que ella tambien de verle a usted se recuerda de muchas cosas* (Benavente a. a. O. 211) 'aber um Sie nicht zu betrüben, wird sie nicht herbeigeeilt sein — Denn auch sie, wenn sie Sie sieht, erinnert sich vieler Dinge'; *yo nunca he podido creerlo. — Bien lo sé, y que usted ha sío la primera en defenderme* (ebd. 216) 'ich habe es nie glauben können. — Ich weiß es wohl, denn Sie sind immer die erste gewesen, mich zu verteidigen'. Eine ähnliche Zusammenziehung liegt auch vor in span. *¡ojalá! y que vuelvas pronto* 'wolle Gott, daß du bald zurückkehrst!', wozu Spitzer a. a. O. richtig bemerkt: 'ursprünglich lagen zwei Wünsche vor: *¡ojalá! (Dios lo haga), y que vuelvas pronto.* Dann wurde *ojalá y* auf einen Wunsch übertragen'. Von solchen Erwägungen haben wir wohl auszugehen, um auch die eigentümliche Konstruktion zu verstehen, wo 'und' vor eine einen Nebensatz einleitende Konjunktion oder vor ein Relativpronomen tritt. Freilich scheint 'und' in solchen Fällen schließlich ganz bedeutungslos geworden zu sein und rein formelhaft gebraucht zu werden. Während M.-L. diesen Fall gar nicht erwähnt, kennt ihn Spitzer (a. a. O. S. 256) in dem katalan. Ausdruck *fins tant y que* 'bis daß' und in dem span. *tal y como* (katal. *tal y com*) 'so wie': *Gonçalo Garcia de Santa Maria, tal y como se presenta en su obra ...* 'so wie er

Digitized by Google

sich in seinem Werke zeigt'. Daß aber im Span. *y* z. B. auch vor *que* 'daß' nicht selten ist, zeigen Beispiele wie: *cuando supieron y que ella habia acabao con su primo, su padre de Faustino habló con Esteban* (Benavente 157) 'als man erfuhr, daß sie mit ihrem Vetter gebrochen habe, sprach der Vater Faustinos mit Stefan'; *y los que le han visto dicen y que iba como entristecío* (ebd. 157) 'und die, die ihn gesehen haben, sagen, daß er wie bekümmert umherging'; *no le perdono y que no haya venido* (ebd. 166) 'ich verzeihe ihr nicht, daß sie nicht gekommen ist'. Ganz vulgär — wie z. T. wohl auch die vorhergehenden Beispiele — mutet es an, wenn nach *puede* 'es mag sein, vielleicht' *y que* sich findet: *y ella puede y que no se acuerde de su primo* (ebd. 156) 'vielleicht erinnert sie sich nicht an ih en Vetter'; *el tio Eusebio puede y que tenga más tierras* (ebd. 158) 'der Onkel E. hat vielleicht mehr Ländereien'. Ein Beispiel aus dem Altfrz.: *Plus ne veil (= veux), mon sire, mon Dieu, et que (= pourvu que) je demeure en sa grace* (Godefroy, Dict. III, 670).

Vor ein Relativpronomen tritt *y* in folgenden Beispielen: *con la horca no paga y el que haya sío* (Benavente 182) 'mit dem Galgen bezahlt es nicht (genug), der es gewesen ist'; *no hay quien me quite de la cabeza que tu hija y a quien quiere y es a su primo* (ebd. 156) '... daß, wen deine Tochter liebt, ihr Vetter ist'.

Im Germanischen ist der Gebrauch von 'und' vor subordinierenden Konjunktionen nicht unbekannt. Tobler (Über den relat. Gebrauch des deutschen 'und', K. Z. VII) führt mehrere Beispiele aus dem Mhd. an, wie: *suln wir engelten des unt dax Adam und Eve den Apfel ax, so engulde ich, des ich nie genôz;* oder: *der künec nach râte sende unde ob es sîne mage dûhte guot getân.* Vgl. ferner die zahlreichen von Tobler (Germania XIII) aus Dietrichs erster Ausfahrt zitierten mhd. Beispiele, von denen ich nur folgende wiederholen will: *der* (sc. Jesus) *helf mir hie derwerben und das ich also clegelich von diser welt nit scheide; zusammen sprangen die weigant mit starken schlegen schnelle, und das* (= so daß) *es in dem wald erdoß* (= erscholl); *er war verdecket* (= geschützt) *für den tot, und ob* (= wenn) *es also keme, das er in striten müste sein* u. a. Das letztgenannte Beispiel erinnert uns an den engl. Gebrauch von *and if, an if* für einfaches *if* 'wenn'. Z. B. *What's the prize? — Your life and if you have it* (Marlowe, Jew of Malta II, 2); *I'll break thy little finger, Harry, an if thou wilt not tell me all things true* (Shakesp., Henry IV. I. P. 2, 3) u. a. Vor einem Reativpronomen kommt 'und' noch im Neuhd. vor allem in den Mundarten sowie in Volksliedern vor, z. B. *was nutzt mir a ringl und des i nit trag?* (Tobler, K. Z. VII, 361); *den Ring, und den ich hab von dir, den trag ich an dem Finger* ('Ach Blümlein blau' ...; Zupfgeigenhansl); *die erste Blume, und*

Digitized by Google

die er trug, die brach des Königs Tochter (Weise, Z. f. d. Mundart. 1911, 356); *den ersten Schrei, und den sie tut, den schreit sie ihrem Vater zu* ('Es ritt ein Ritter wohl durch das Ried'; Zupfgeigenhansl) u. a.

Wenn in einem bereits durch eine Konjunktion bzw. ein Relativpronomen eingeleiteten Nebensatz 'und' pleonastisch steht, und zwar zwischen Subjekt und Prädikat, so haben wir es hier im Grunde mit der gleichen Erscheinung im Nebensatz zu tun, wie in den oben besprochenen Hauptsätzen (wie: *e·l vescoms de Ventedorn si avia moiller bella*): es handelt sich um emphatische Heraushebung des Subjektes. Beispiele finden sich wieder im Neuspan. des Benavente: *yo no sé que esta hija mia y haya podido tener pelusa de nadie* (Benav. 155) 'ich weiß nicht, daß diese meine Tochter sich über irgend jemand hat beklagen können'; *te han dicho que Norberto y se fué del pueblo esta mañana?* (ebd. 176) 'hat man dir gesagt, daß N. heute morgen den Ort verlassen hat?'; *ellos no se conforman con que la justicia y le haya soltao tan pronto* (ebd. 187) 'sie sind nicht damit einverstanden, daß die Justiz ihn so bald freigelassen hat'. Für das Engl. führt Tobler (Germ. XIII, 94) ein Beispiel aus einer schottischen Ballade (vgl. Uhland, Schriften III, 521) an: *but she hadna pu'd a rose ... whan up and started a London Lord.* Doch schon mengl.: *a sijknesse by whiche and he is ded* (2. Kön. 13,14) 'ἀῤῥωστίαν δι' ἣν ἀπέθανε' (Koch, Hist. Gr. der engl. Spr.[2] II p. 436). Im Nhd. scheint dieser Gebrauch besonders im schlesischen Dialekt häufig zu sein; so hat denn auch G. Hauptmann in seinen naturalistischen Dramen reichlich von der Konstruktion Gebrauch gemacht. Z. B. *Wenn unsere Fabrikanten und wär'n gute Menschen, da wär'n ooch für uns keene schlechen Zeiten sein* (Weber); *ich werd dir die Finger abwischen, daß nich irgend das Garn un fettig wird* (ebd.). Etwas abweichend von dem soeben illustrierten Typus ist ein anderer, bei dem das Subjekt des Nebensatzes nach dem pleonast. 'und' noch einmal wieder anaphorisch aufgenommen wird, z. B. *wenn Se und Se will'n da naus gehn ...* (G. Hauptm., Vor Sonnenaufg.); *... aus Angst, daß se und se könnden 'n ei der Steuer schrauben* (Weise, Z. f. d. M. 1911, 357); *wenn ich se und ich verschling se ...* (ebd.). Für diese Fälle trifft wohl die Bemerkung Weises (a. a. O. 358) zu: 'demnach scheint der Schlesier die Empfindung zu haben, als hätte er einen aus zwei Teilen bestehenden Nebensatz vor sich, in dem das Zeitwort der ersten Hälfte unterdrückt ist'. Also wäre das letzterwähnte Beispiel etwa aufzufassen wie: 'wenn ich sie (erwische) und ich verschlinge sie ...'[1].

[1] Die Hauptsatzstellung nach 'und' erklärt sich als eine Form des Strebens nach syntaktischer Ruhelage, vgl. Behaghel, Idg. F. XIV, 438 ff. und Beiheft XVII, 234 der Zeitschr. d. allg. dtsch. Sprachvereins.

Digitized by Google

Wenn in diesen Beispielen noch eine gewisse Selbständigkeit des 'und' zu erkennen ist, so scheint es völlig zu einem Flickwort herabgesunken zu sein in den Fällen, wo es unmittelbar hinter die Konjunktion tritt. So im Frühnhd.: *nachdem und Crassus ertott ward* (K. Z. VII, 361); *dieweil und sie uns helfen* (ebd.). Auch dafür bietet der schlesische Dialekt Beispiele: *wenn und du wärscht am Leben* (bei Weise, Z. f. d. M. 1911, 357); *bis daß und der Hallunke wär zum Durfe naus* (ebd.). Ein Satz, in dem sich der Gebrauch pleonastischer Konjunktionen (zweimal 'und', einmal 'daß') häuft, ist folgender: *wenn daar on daß er amohl on mußt offs Gerechte* (ebd.) 'wenn er einmal aufs Gericht mußte'.

Schließlich sei noch auf eine Gebrauchsweise des pleonastischen 'und' hingewiesen, die sich in verschiedenen Sprachen nachweisen läßt. Für das Italienische macht Vockeradt darauf aufmerksam (Lehrb. d. it. Spr. § 478, 7 u. 8): *e* steht bisweilen zu Anfang einer bestätigenden Antwort; *e* tritt bisweilen vor Fragen, in denen sich Unwillen, Erstaunen Freude, Sehnsucht und andere lebhafte Empfindungen aussprechen. Beispiele: *E voi dite il vero, disse il medico* 'ihr sprecht die Wahrheit, sagte der Arzt; *disse: E quando fostu questa notte in questa casa?* 'er sagte: "Wann warst du diese Nacht in diesem Hause?"' Ausführlich spricht über solche Fälle Spitzer, Italienische Umgangssprache S. 208ff. Ähnlich auch im Span.: *¿Y dejas, Pastor santo, tu grey en este valle hondo, oscuro?* (Bello-Cuervo, Gramm. de la lengua castell. § 1286) 'verlässest du, heiliger Hirte, deine Herde in diesem tiefen, dunklen Tal?'; *ay Dios mio, replicó Sanchica, ¿y que será de ver a mi padre con pedorreras?* (Cerv. Don Qu. II, 192); 'ach mein Gott, erwiderte S., was wird es sein, meinen Vater mit Pedorreras (Art enge Beinkleider) zu sehen?' Franz.: *Seigneur, obligez-moi de m'enseigner un homme. — Et qui?* (Mol. L'étourdi II, 13). Vgl. auch Haas, Neufrz. Syntax § 369. Auch im Englischen gibt es entsprechende Beispiele, so: *and you walked here?! said Lady Everingham* (Disraeli, Coningsby). Übrigens schon altengl.: *đâ cwæđ Eustachius: 'And ne sæde ic þæt wilde deór hî gelâhton'* (Ælfric, Lives of Saints, ed. Skeat, Nr. 30, 371) 'da sprach E.: "Und nicht sagte ich, daß wilde Tiere sie fingen".' Im Deutschen ist dieser Gebrauch vornehmlich aus Volksliedern bekannt; z. B. *da begegnet ihm seini Frau Mueter: 'Und was weinist und trurust so sehr?'* (schweiz. Volkslied 'Im Aergäu sind zweu Liebi ...'; Zupfgeigenhansl); *do sprach der Wein: 'Und du hast recht'* ('Ich weiß mir ein Liedlein ...'; Zupfgeigenhansl); *also sprach Gott der Herre wohl zu der Mutter sein: 'Und welchen Sünder du begerst, derselbig der sei dein'.* ('Und unser lieben Frauen'; Zupfgeigenhansl). Im Niederländ. scheinen besonders gern Fragen auf diese Art eingeleitet zu werden, z. B. *en wat zou dat?* (De Vries en Te Winkel, Woordenb. d. nederl. taal sub *en*) 'was

Digitized by Google

sollte das?'; *en, hoe gaat het er mee?* (ebd.) 'wie steht es damit?' Offenbar erklärt sich dieser Gebrauch des 'und' als ein Anknüpfen an eine vorausgehende Situation oder eine Gedankenreihe, mit der der Sprecher beschäftigt war. Dies gilt zweifelsohne auch von dem neuisländ. Gebrauch des *og* 'und' in kurzen Ausrufen (ungegliederten Nominalsätzen), z. B. *og hetjan!* 'der Held!' *og bölvaður!* 'zum Teufel!' *og höfðinginn!* 'der Ehrenmann!'; sogar in einem Verbalsatz: *og hvað er nú að tarna!* 'was ist (bedeutet) das da?!' (sämtl. Beispiele aus Blöndal, Isl.-Norsk Ordbog. 1920/24).

Die Anknüpfung von Gesprochenem an eine Situation oder an Gedachtes kann so weit gehen, daß eine Erzählung, ein Lied, ein Gedicht geradezu mit 'und' beginnt. Besonders Volkslieder scheinen dies Verfahren zu lieben, z. B. *Und unser lieben frauen, der traumete ein traum* (Uhland, Volksl. 840); *und mein Diandel hat g'sagt, i soll kommen auf Nacht* (Volksl.); *und soll ich dich verlassen und muß geschieden sein* ... ('Abschied von Bonn', Kommerslied) u. a. Beispiele aus der modernen Kunstdichtung: *Und frische Nahrung, neues Blut saug' ich aus freier Welt* (Goethe); *und wieder schwankt die ernste Wage* (Uhland) u. v. a. Eine dänische Romanze von Oehlenschläger beginnt: *Og som jeg nu hen ad Gaden gik i den fremmede Stad* 'und wie ich nun die Straße entlang ging in der fremden Stadt'. Für das Mittelengl. gibt Mätzner (Engl. Gramm. III, S. 356) ein Beispiel: *and as I passid in my preiere ther prestis were at messe.* Die neuengl. Dichtung macht genau wie die deutsche als Stilmittel davon Gebrauch: *And thou art dead, as young and fair as aught of mortal birth* (Byron); *and I was once like this* (Southey); *and hast thou mark'd the pensive shade ...?* (Th. Moore). Merkwürdigerweise scheinen die romanischen Sprachen diesen Gebrauch so gut wie gar nicht zu kennen.

Kiel. H. Jensen.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Zu den germanischen Multiplikativzahlen.

1. 'Einmal'. Für das auffallende ahd. *einēst* 'einmal' hat neuerdings J. Schatz in seiner *Ahd. Grammatik*[1] eine Erklärung gegeben. Er geht aus von *einezzēm, einzēn* 'einzeln' und deutet an, daß von da aus die Länge des *e* auf *einēst* (Notker) übergezogen sein dürfte. Das *-t* will Schatz aus dem 'sup(erlativischen) *-st*' erklären.

Zur Stütze dieser Ansicht wäre eine Aufklärung darüber erforderlich, welche Beziehungen zwischen den Wörtern für 'einzeln' und für 'einmal' und weiterhin zwischen 'einmal' und den Superlativen bestehen.

Ich möchte demgegenüber an meinen Erklärungsversuch in 'Sprachkörper und Sprachfunktion'[2] erinnern. Er geht von der Beobachtung aus, daß gerade Multiplikativzahlwörter häufig gekürzt werden; Schatz selbst bietet dafür Belege in § 415.

2. 'Zweimal' und 'dreimal'. Kluge wollte mhd. (mittelbinnendtsch.) *zwis* unmittelbar dem idg. **dṷis* (lat. *bis*, gr. *δίς*, ai. *dviš*) gleichstellen[3]. Er hat in seiner Neubearbeitung der Urgermanischen Grammatik[4] diese Ansicht nicht wiederholt, vielleicht wegen der Einwendungen, die Wilmanns gegen die Gleichstellung von lat. *bis* und mhd. *zwis* gemacht hatte: diese Einwendungen gipfeln in dem Nachweis, daß die md. Reime *ī* zeigen[5]. Wilmanns selbst hält *zwīs, drīs* für 'junge genitivische Adverbia nach der Analogie von *eines*'. Der Einfluß von *eines* ist von vornherein wahrscheinlich. Im As. lauten die Formen: *ēnes, twīo, thrīwo* und *thrīo*, im Mnd.: *ēnes, twīge* und *twīges*, auch *tweyes, drīge* und *drīges*. Da ist die Einwirkung von *ēnes* ganz deutlich zu erkennen.

Aber wie sind die *twīo* und *thrīwo* selbst gebildet, die dann durch *ēnes* umgebildet wurden?

In 'Sprachkörper und Sprachfunktion' habe ich unter Hinweis auf an. *tvisvar* die germ. Formen zurückgeführt auf **twis-wōr-*, **þris-wōr-*. Da kommt die von Kluge angenommene Beziehung zu idg. **dṷis*, wenn auch in anderer Form, wieder zu ihrem Recht. Die starke Abschwächung des Wortkörpers erklärt sich nach den Anschauungen, die ich a. a. O. vorgetragen habe.

Mbd. *zwīs, drīs* entsprechen den mnd. *twīges, drīges*. Mnd. *tweyes*[6] ist von *twei* beeinflußt.

In dem veralteten dänischen *tøsver, tøsser*[7] setzt sich das an. *tvisvar* fort. Aber auch im Dänischen zeigt sich eine starke Kürzung des zweiten Bestandteils: dän. Mundarten haben *tøse, tøs*[8].

Breslau. Wilhelm Horn.

---

[1] Göttingen 1927, § 407.
[2] 2. Aufl. Leipzig 1923, S. 112 ff.
[3] Pauls Grdr.[2] I, § 303.
[4] Kluge, Urgermanisch § 303.
[5] Wilmanns, Deutsche Grammatik [2] II, 646.
[6] Vgl. A. Lasch, Mnd Gr. § 400.
[7] Falk-Torp, Norweg.-dän. etym. Wb. S. 1303 (*tvende*).
[8] NED: *twice*.

Digitized by Google

Got. *swa* 'so'.

Got. *swa* wird auf idg. **swod* zurückgeführt. Brugmann setzt neben *so-* einen uridg. Demonstrativstamm *su̯o-* an[1], den er wiederfindet in osk. *svai* 'si', umbr. *sopir* 'siquis' aus **suod quis*, homerisch ὅττι = **ϝοδ τι*, av. *hvaṯ* 'wie, gleich'.

Ich möchte annehmen, daß das Demonstrativum **su̯od* eine Kontamination ist aus dem Demonstrativum *sod* und dem Interrogativum *ku̯od* (lat. *quod*). Daß das Demonstrativum vom Interrogativum beeinflußt ist, kann man auch sonst beobachten. Die vulgärlat. Form des Demonstrativpronomens Nom. Sg. Masc. *ęlli* (> afrz. *li*) für klass.-lat. *ille* beruht auf Angleichung an die entsprechende Form des Interrogativpronomens *qui*. Noch deutlicher ist der Dat. Sg. Masc. *ęllui* (> frz. *lui*) von dem Interrogativpronomen *cui* beeinflußt[2]. Die Fragen *qui? cui?* zogen eben die Antworten *ęlli, ęllui* nach sich. Im Altnord. ist die Form des Dat. Sg. des Demonstrativums *þúi* vom Fragepronomen *hví* beeinflußt[3].

Im Idg. folgte auf die Frage: '*Was* (= *ku̯od*) hat er getan?' die Antwort: '*das*' = *sod*; durch Kreuzung mit *ku̯od* wurde dies zu *su̯od*. Dieses neutrale Pronomen hat im Gotischen die Funktion des Adverbs 'so'. Umgekehrt hat engl. *so* bei einigen Verben die Bedeutung *that* angenommen: he said so, he did so, he commanded so und dgl. (NED: *so* I, 2).

Es kommt auch vor, daß die Frageform von der zu erwartenden Antwort beeinflußt wird. Im Neuenglischen hat sich die futurische Frageform *Shall you go?* festgesetzt unter dem Einfluß der Antwortform *I shall go.*

Wie das Adverb *swa* ist auch das Adverb *ja* allem Anschein nach ein Demonstrativpronomen: idg. *i̯o*. Die Relativfunktion des Pronomens ist sekundär. Auch bei der Bejahung bieten wieder die romanischen Sprachen Parallelen: afrz. *oil* = *hoc ille (facit)*, prov. *oc*[4].

swa wurde im Westgerm. gedehnt > *swā*; daraus entstand im Ae. *swǣ, swē*[5]. Erfolgte die Dehnung später, so ergab sich ae. *swā*.

Über das Verhältnis von got. *swa* zu got. *swē* vgl. Feist, über das Verhältnis von got. *swa* zu ahd. as. *sō* die Vermutungen bei Kluge, Feist, Franck und van Wijk.

Breslau. Wilhelm Horn.

Zum dichterischen Schaffen.

Man hat neuerdings öfter versucht, dem Geheimnis des dichterischen Schaffens durch Aussagen der Dichter selbst näher zu kommen. Es ist davor gewarnt worden, diese Zeugnisse allzu wörtlich zu nehmen, da der Dichter sich leicht täusche in seiner Selbstbetrachtung[6]; aber trotz dieses Bedenkens sind die Selbstzeugnisse von großem Wert. Für englische Dichter

---

[1] Grdr.[2] II 3, 1008 und Kurze vergleichende Grammatik § 854. Der Reflexiv- und Possessivstamm **seu̯e-, su̯e-* (vgl. *teu̯e-, tu̯e-*), **seu̯o-, su̯o-* (vgl. **teu̯o-, tu̯o-*) ist fernzuhalten; vgl. Brugmann, Grdr.[2] II 2, 396 und 403.

[2] Vgl. Schwan-Behrens, Afrz. Gr. § 322 mit Literaturangaben.

[3] Vgl. A. Heusler, Aisl. Elementarbuch § 257, 4.

[4] Vgl. Meyer-Lübke, Gr. der roman. Spr. III, 561.

[5] Bülbring § 103.

[6] J. Volkelt, Ästhetik III, 74 (zitiert Ölzet-Newin, Über Phantasievorstellungen, S. 40 ff.), O. Walzel, Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters (Handbuch der Literaturwissenschaft), S. 68.

Digitized by Google

hat A. Brandl neuerdings in mehreren Untersuchungen die Selbstzeugnisse mit großem Gewinn herangezogen[1].

Die meisten neueren Dichter betonen stark das Unbewußte in ihrem Schaffen. Eine auffallende Ausnahme wäre E. A. Poe mit seiner Hervorhebung des rein Verstandesmäßigen, wenn seine Ausführungen durchaus ernst zu nehmen wären.

Über die Anschauungen vom dichterischen Schaffen in der antiken Welt unterrichtet eine Abhandlung von W. Kroll[2]. Platon spricht vom dichterischen Wahnsinn, er stellt den Dichter dar als von Gott besessen: 'Es ist ein altes Wort, daß der Dichter, wenn er auf dem Dreifuß der Musen sitzt, nicht bei Besinnung ist, sondern wie ein Brunnen das zuströmende Wasser bereitwilligst fließen läßt[3].' Das schöne Shakespearesche Wort von des Dichters *fine frenzy* (im Sommernachtstraum) ist wohl antiken Ursprungs: es ist schon öfter darauf hingewiesen worden, daß es allem Anschein nach auf Horaz zurückgeht[4]. Die Vorstellung, daß die Muse durch den Dichter redet, daß der Dichter verkündet, was die Muse ihm eingegeben hat, ist in der antiken Welt lebendig.

In den antiken Vorstellungen vom Dichter bewegt sich Milton. Er fühlt sich als Seher und Priester, wie der antike Dichter, der sich *προφήτης Μουσῶν* und *vates* nennt[5]. Milton stellt sich zu den Dichtern, denen Gott die Dichtung eingibt. In der Abhandlung *The Reason of Church Government* 1641 sagt er[6]: 'These abilities, wheresever they may be found, are the inspired gift of God, rarely bestowed...' Die Anrufung der Muse ist bei ihm, wie Herbert Spencer es ausdrückt, eine 'Bitte um Besessenheit'. Milton sagt von der Himmelsmuse (PL IX 21 ff.):

> ... my Celestial Patroness, who deignes
> Her nightly visitation unimplor'd,
> And dictates to me slumbring, or inspires
> Easie my unpremeditated Verse.

Ein andermal ruft er die Himmelsmuse (= *Urania*) so an (PL VII 28 ff.):

> ... while thou
> Visit'st my slumbers Nightly, or when Morn
> Purples the East...

Auch die Vorstellung, daß die Musen dem Dichter im Schlaf, im Traum das mitteilen, was er dann im Gedicht vorträgt, auch diese Vorstellung ist antik. Dieses Traummotiv begegnet bei Kallimachos und dann bei Ennius,

---

[1] A. Brandl, Zum dichterischen Vorstellungsleben bei Wordsworth, *Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wiss.*, phil.-hist. Kl. 1922; Zur Psychologie des Dichtens bei Burns, *Sitzungsberichte* 1923; Walter Scott über sein dichterisches Schaffen, *Sitzungsberichte* 1925. — Einiges über Rossetti in den Gießener Beitr. 2, 258, über Byron 4, 1 ff. — [Vgl. jetzt auch Archiv 154, 85, 97.]

[2] W. Kroll, Studien zum Verständnis der römischen Literatur, Stuttgart 1924, S. 24 ff.: Das dichterische Schaffen. Vgl. damit die Auffassung der Dichtung in der englischen Renaissance (W. F. Schirmer, Antike, Renaissance und Puritanismus, München 1924, S. 121 ff.).

[3] Leg. 719 c (vgl Kroll S. 25).

[4] H. R. Anders, Sh.'s Books, Berlin 1904, S. 281; Brandl, Sh., S. 142.

[5] Kroll, a. a. O. S. 30.

[6] D. Masson, Life of Milton II, 118.

Digitized by Google

der im Traum auf den Helikon entführt mit Homer spricht[1]. Manchmal wird das Traummotiv auch dem Hesiod zugeschrieben. Dieser bäuerliche Dichter aus einem Dorf am Helikon redet jedoch in der Schilderung seiner Dichterweihe nicht von einem Traum[2]. 'Als er auf dem Helikon die Herde weidete, lehrten ihn die Musen die Kunst des Gesanges, indem sie ihm einen Lorbeerzweig überreichten und ihm die göttliche Stimme einhauchten[3].' Das Traummotiv ist in der Antike oft wiederholt und variiert worden und führte zur Sage vom dichtenden Schäfer. Die antike Vorstellung erscheint schließlich als Sage von einem Bauern[4], dem die Gabe der Dichtkunst im Schlaf verliehen wird, in dem Bericht Bedas über den Dichter Cædmon. In der 'gelehrten Sphäre, in der die christlich-erbauliche Dichtung der Angelsachsen erwachte' (Brandl[5]), ist die antike Einkleidung nicht verwunderlich. Die Erzählung Bedas wirkte weiter: sie wurde übertragen auf den Dichter des Heliand[6].

Von dem Traumartigen des dichterischen Schaffens ist auch in den Selbstzeugnissen neuerer Dichter oft die Rede.

Auch das Zuflüstern und Diktieren wird oft betont. Jean Paul sagt: 'Der echte Dichter ist ... im Schreiben nur der Zuhörer, nicht der Sprachlehrer seiner Charaktere'[7]. Von Christina Rossetti sagt ihr Bruder W. M. Rossetti: 'something impelled her feelings, or "came into her head", and her hand obeyed the dictation'[8]. Alfred de Musset bekennt: 'On ne travaille pas, on écoute, on attend. C'est comme un inconnu qui vous parle à l'oreille'[9].

Besonders lebendig hat Ludwig Anzengruber den Besuch der Muse geschildert[10]: 'Wenn die Muse zu mir auf Besuch kommt, dann ist es gerade so, als ob mir jemand alles das, was da kommen soll, ins Ohr sagen würde. — Ja, mehr als das; wenn ich eine dramatische Arbeit vorhab', so seh' ich die handelnden Personen vor mir, jede Falte des Gesichts, jedes Zucken der Wimper, jedes Lächeln, jede Träne, alles seh' ich; — ich seh's! — Ich höre auch jedes Wort, das da gesprochen wird; — ich hör's!' — Nach einer kleinen Pause rief er begeistert: 'Und wann der Bauer in den Tisch hineinschlagt und dabei greint, und wann die Bäuerin keift, so seh' ich und hör's. — So, lieber Freund, dicht' ich.

Breslau. Wilhelm Horn.

---

[1] Kroll, S. 28.
[2] Kroll, a. a. O.
[3] Kroll, a. a. O
[4] 'Stabula iumentorum, quorum ei custodia nocte illa erat delegata' Beda IV, c. 24.
[5] Pauls Grundr.[2] II 1027.
[6] Pauls Grundr.[2] II 99.
[7] Vgl. W. Dilthey, Die Einbildungskraft des Dichters, in: Philosophische Aufsätze, Eduard Zeller gewidmet. Leipzig 1887, S. 404.
[8] O. Jiriczek, Victorianische Dichtung. Heidelberg 1907, S. 445 f.
[9] O. Behaghel, Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen, Rektorrede, Gießen 1906, S. 58, Anm. 91. — Vgl. auch R. Hennig, Die Entwicklung des Naturgefühls. — Das Wesen der Inspiration. In: *Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung*, Heft 17. Leipzig 1912, S. 157.
[10] Anzengrubers Werke, Auswahl von E. Castle. Leipzig, Hesse & Becker, 1. Teil, S. 115.

Digitized by Google

Idealistische Phantasien auf dem 'Waldhorn'.

(*Le cor* von A. de Vigny)

Wenn Spitzer, wie es nach den selbstbewußten Eingangsworten seines '*Cor*'-Artikels (Germ.-rom. Monatsschr. 1928, S. 399 ff.) den Anschein hat, sich damit schmeichelte, der staunenden Mitwelt und dem 'in der eigentlichen ästhetischen Erfassung versagenden' Herausgeber des Archivs ein Musterbeispiel gediegener Interpretation dichterischer Erzeugnisse vorzuführen, dann ist ihm das geradezu glänzend gelungen. So glänzend, daß ich ohne die mir in den letzten Jahren schon verschiedentlich, besonders in Bd. LI der *Zs. f. franz. Spr. u. Lit.*, entgegengetretenen Proben ungezügelten Phantasieüberschwanges das hier, in der G. R. M., Dargebotene einfach nicht für möglich gehalten, sondern (mit Goethe) gesagt hätte: 'Ich sehe es wohl, aber ich glaub' es nicht.' Da war doch die 'Ewigkeitsperspektive', mit der Sp. bei dem Futurum exactum eines denkbar unbedeutenden *billet doux* sofort bei der Hand war, nur ein harmloser Luftsprung seiner verhätschelten *folle du logis*. Hier dagegen schwingt sich seine Phantasie zu geradezu göttlicher Kraftleistung empor: Sie schafft Wunderdinge aus dem reinen Nichts, nämlich einen 'philosophischen Gedanken' — noch dazu als Leitmotiv des Gedichts — da, wo auch nicht die Spur eines solchen vorhanden ist; sie sieht — zwar nicht, wie der Liebende Shakespeares, eine Helena im Zigeunerweib — wohl aber in einem nichts Böses ahnenden noch sagenden Erzbischof einen ('wahrscheinlich feisten') Hokuspokusmacher und erkennt auch sofort als Anlaß zu so 'parodistischer Gestaltgebung' die Ähnlichkeit des Namens *Turpin* mit dem Worte *turpitude*[1]; und sieht schließlich, sich auch an Kleinem und Kleinstem betätigend, in dem Vorkommen von *âmes* und *âme* in I, III und IV, sowie von *sombre* in I und III, von *noir* in III und IV — um die Verschiedenheit des jedesmaligen Zusammenhanges genau so unbekümmert wie bei 'präsentativ' und 'präsentierend' — thematische Arbeitsweise', wo der nicht mit der Pandoragabe überschwenglicher Phantasie Bedachte lediglich absichtsloses durch den jedesmaligen Gedanken bedingtes Auftreten ein und desselben Wortes an verschiedenen Stellen sieht[2]. Doch Vigny lebt schon lange nicht mehr, eine authentische Entscheidung der Frage ist nicht mehr möglich — da mag denn dieser letzte Punkt, in dem ich nur ein Zeichen für den Interpretationsüberschwang Sp.s sehen zu müssen glaube, der an sich aber jeder Wichtigkeit entbehrt, aus der Diskussion ausscheiden, um desto mehr Raum für das Wichtigere zu lassen, nämlich für den Nachweis, daß Sp. in den beiden ersterwähnten Punkten

[1] Nun wundere ich mich auch nicht mehr — worüber ich anfangs geradezu verblüfft war —, daß Sp. ebenso wie Herr Lerch, bei dem von mir (für den 'bestimmten Artikel') neugeschaffenen Ausdruck 'präsentatives Präfix' unisono und a tempo auf Voßlers 'präsentierende Funktion' (!) hinwiesen und, der eine über 'Identität', der andere — scharfblickender — sogar über Plagiat schrie. Haben doch 'präsentativ' und 'präsentierend' nahezu ebensoviel Buchstaben miteinander gemein wie *Turpin* mit *turpitude!*

[2] Wohl aber kann Absicht für das *au fond des bois* der Anfangs- und der Schlußzeile des Gedichts zugestanden werden. Denn die Wahl übereinstimmender Abschlußwörter ist alter dichterischer Brauch (vgl. Dantes dreimaliges 'stelle').

Digitized by Google

vollständig in die Irre gegangen ist; und zwar weil er, der am Schlusse (S. 414) die Philologen zum gründlichen Lesen des Textes der Dichtungen ermahnen zu müssen glaubt, den Text des hier von ihm behandelten Gedichts nur in oberflächlicher Weise, zwar auf Übereinstimmung der gebrauchten Wörter (vgl. das vorhin über die Wiederkehr von âme(s), noir, sombre Gesagte) achtend, aber nicht auf das vom Dichter Ausgedrückte, gelesen hat und infolgedessen für die Auffassung des Gedichts der Spielball seiner Phantasie, seiner Reminiszenzen aus der Chanson de Roland, sowie übereilter Schlußfolgerungen — denn Übereilung ist auch eine Schwäche seiner Arbeitsweise! — geworden ist.

Beginnen wir mit der letzten dieser drei Fehlerquellen, den übereilten Schlußfolgerungen: 'Vigny selbst', so argumentiert Sp., 'sah sein unbestrittenes Verdienst darin, "d'avoir devancé en France toutes celles (sc. compositions) de ce genre dans lesquelles une pensée philosophique est mise en scène sous une forme épique ou dramatique"' und fährt fort: 'So müssen wir denn den philosophischen Gedanken suchen, der seinen symbolischen Ausdruck in dem Gedicht gefunden hat.' Ist das Logik? Weil Vigny sich als ersten Vertreter des *genre* der Ideendichtung bekennt, darum muß in jedem seiner Gedichte eine solche Idee stecken? Etwas mehr ruhige Überlegung, und Sp. hätte selbst erkannt, daß diese beiden Dinge gar nichts miteinander zu tun haben, daß jemand eine Dichtungsgattung schaffen und zugleich eine erhebliche Anzahl andersgearteter Gedichte verfaßt haben kann. Dazu kommt, daß der Dichter für diese Frage selbst einen deutlichen Fingerzeig durch die Gruppierung seiner Gedichte gegeben hat: er teilte sie nämlich in vier Gruppen: I. *Livre mystique*, II. *Livre antique*, III. *Livre moderne*, IV. *Les destinées*, hier mit dem charakterisierenden Zusatz: *Poèmes philosophiques*. Hat er nun unser Gedicht, *Le cor*, der vierten Gruppe zugeteilt? Nein, er hat es dem Livre moderne zugewiesen, unter denen sich auch die allbekannten Gedichte La neige, La frégate 'La Sérieuse', Madame de Soubise usw. finden, alles Gedichte lyrisch-epischer Art wie Le cor, in denen einen philosophischen Gedanken zu suchen oder gar finden zu wollen wohl niemandem außer Sp. in den Sinn gekommen ist oder kommen wird. Es ist unter diesen Umständen geradezu erheiternd, wenn Sp. belehrend zu Sch.-G. sagt (S. 401): 'die Thematik selber gehört zum Wesen des Vignyschen *poème*, das einen metaphysischen Gedanken symbolisiert', und es damit Sch.-G. väterlich zum Vorwurf macht, diesen 'metaphysischen Gedanken' nicht erkannt zu haben[1].

Hören wir nun, wie dieser Gedanke lautet. Sp. formuliert: 'Das hoffnungslose Unterliegen des Helden unter einem feind-

[1] Genau ebenso 'väterlich' belehrt mich, fast zu derselben Zeit, Lerch in der *'Zs. f. franz. u. engl. Unterricht'* darüber, wie man einen grammatischen Gegenstand kunstgerecht behandeln muß, und führt mir — mit einem (auf 1½ Seiten!) fünfmaligen: 'Hätte 'Kalepky' oder 'Hätte er da und da nachgeschlagen, so hätte er' usw.) — vor, was ich noch alles hätte heranziehen sollen. Die Komik der Sache liegt darin, daß, während der Herausgeber jener Zeitschrift mich immer wieder um 'kurze' Beiträge bittet, Lerch mit sittlicher Entrüstung alle möglichen Dinge vermißt, deren Heranziehung aus den 'kurzen Beiträgen' Lerchische Riesenartikel gemacht hätte.

Digitized by Google

lichen Geschick und die Unmöglichkeit seiner Verständigung mit der Welt, die ihm erst durch den nach dem Tode zuerkannten Ruhm gerecht wird (der Relativsatzteil von mir gesp.). Wäre das tatsächlich Vignys Gedanke bei *Le cor* gewesen, so müßte man nicht nur diesen Gedanken als töricht, sondern seine Veranschaulichung als denkbar ungeschickt bezeichnen. Hat es in den Jahrtausenden, deren Geschichte uns halbwegs bekannt ist, nicht unzählige Helden gegeben, die nicht einem feindlichen Geschick unterlagen? Und was meint Sp. mit 'Unmöglichkeit ihrer Verständigung mit der Welt'? Darin kann man doch nichts anderes als eine leere Phrase sehen. Was hat denn bei einem Helden 'die Verständigung mit der Welt' zu tun? Man müßte diese Formulierung des vermeintlichen Grundgedankens als sinnlos bezeichnen, wenn nicht ein Blick auf die anderen Fehlerquellen: flüchtiges Lesen des Vignyschen Textes, ungezügelte Phantasie, verbunden mit dem Hineinspielen von Reminiszenzen aus dem Rolandsliede den Schlüssel zur Lösung des Rätsels gäben. In der *Chanson de Roland* bläst der Held sein Horn um Hilfe, und diese Hilfe kommt — übrigens durch seine eigene Schuld, wovon wir jetzt aber absehen wollen — zu spät. Dadurch erhält 'die Unmöglichkeit der Verständigung mit der Welt', von der Sp. redet, einen gewissen Sinn. Wie verläuft nun aber die Sache bei Vigny, oder: Wie stellt Vigny den Verlauf des Kampfes dar? Von einer Notlage Rolands, von einem Blasen um Hilfe keine Spur. Er und sein Kampfgenosse Olivier sind *debout*, völlig unverwundet (höchstens ein paar Schrammen könnten sie in dem Kampfe, in dem alle anderen den Tod fanden, davongetragen haben) und ungeschwächt. Beweis: Als ein gewaltiges Felsstück (franz. sogar *rocher!*) heruntersaust, schiebt Roland es mit spielender Leichtigkeit dahin, wo es ihm die beste Stellung gegenüber den erhöht stehenden Feinden gewährt. Und sobald er auf der Höhe des Felsstücks erscheint, nehmen die Feinde Reißaus. Roland und Olivier werden so — und zwar aus eigener Kraft, ohne Hilfe der anderen, ja ohne überhaupt daran gedacht zu haben, sie zu Hilfe zu rufen — unbestrittene Sieger! So sieht also Sp.s 'Unmöglichkeit ihrer Verständigung mit der Welt' aus! Und so liest Sp., dieser tiefe Kenner Vignyschen Geistes (vgl. S. 401) und Zurechtweiser der Fachgenossen (S. 414) — hierüber noch ein Wörtlein am Schluß — den Text des Dichters, den er vorbildlich zu interpretieren unternimmt! Statt sich genau zu vergegenwärtigen, was Vigny sagt, baut oder vielmehr braut er sich mit ungezügelter Phantasie aus seinen Reminiszenzen des Rolandsliedes das wirre Gemisch zusammen, auf das sich dann halbwegs ein 'philosophischer Gedanke' von dem Genre des von ihm in Sperrdruck angegebenen gründen läßt. Man weiß wirklich nicht, ob man darüber lachen oder ernstlich böse werden soll.

Dem Leser, dem das hier über Vignys Darstellung Gesagte ebenso neu sein sollte wie dem Vigny-Interpreten Sp., sei zur Erklärung bemerkt, daß Vigny natürlich von dem altfranzösischen Rolandsliede keine Ahnung hatte und auch keine haben konnte. Denn dieses wurde erst im Jahre 1837 zum ersten Male veröffentlicht, 1841 zum ersten Male ins Neufranzösische übersetzt — und Vignys *Le cor* stammt aus dem Jahre 1825! Dagegen war die Turpinsche *Historia Karoli Magni et Rotholandi*, die sogenannte 'Pseudo-Turpinsche Chronik' schon 1566 veröffentlicht und 1584 ins Neufranzösische übersetzt worden, so daß sie sicher die Hauptquelle aller zur Zeit der Ab-

Digitized by Google

fassung von *Le cor* im Umlauf befindlichen Rolandsagen, vor allem aber aller Darstellungen derselben in Schul- und Kinderbüchern gewesen ist: denn sie trieft förmlich von Moral, Frömmigkeit und — was ihr besonders für Lateinschulen Wert verleihen mußte — von rednerischen Glanzleistungen ciceronianischster Art[1]. Aber genau deckt sich die von Vigny gegebene Darstellung nun doch nicht mit der Pseudo-Turpinschen, und es erhebt sich damit die Frage, ob die Abweichungen sich bereits in den von Vigny in seiner Kindheit gelesenen Erzählungen fanden, oder vom Dichter bewußt und zu poetischen Zwecken eingeführt worden sind. Das betrifft vor allem die Ausschaltung des Verräters Ganelon (der im Pseudo-Turpin auch auf dem Heimzuge Karls seine Rolle weiterspielt und die — von Vigny dem Erzbischof Turpin zugewiesene beruhigende Erklärung des Hornrufs — abgibt) sowie den Tod Rolands, der in der Chronik — wie ja auch im Rolandsliede — die Folge der in der Schlacht empfangenen Wunden ist, bei Vigny dagegen durch einen zweiten auf die beiden Sieger herabstürzenden Felsblock verursacht wird[2]. Diese Frage könnte höchstens durch glückliche Bücherfunde, sei es von Kinderbüchern aus dem Hause Vignys oder von Sagensammlungen aus der Jugendzeit des Dichters entschieden werden. Die Wahrscheinlichkeit ist gering (doch vgl. Korrektur-Noten am Schluß). Für unsere Erörterung ist sie auch belanglos. Denn so viel steht unbedingt fest, daß sowohl der von Sp. in das Gedicht hineininterpretierte Grundgedanke ein Hirngespinst ist (da Roland im Gedicht gar nicht daran denkt, um Hilfe zu rufen, sondern lediglich beim sicheren Bevorstehen des durch einen unvorhergesehenen Unfall verursachten Todes die auf

[1] Einige kleine Proben. 1. Von Moral (Rechtfertigung des Unterganges so vieler tapferer Franken in Rolands Nachhut): *quia praecedentibus noctibus vino sarracenio* (der ihnen auf Ganelons Rat, zusammen mit schönen sarazenischen Dirnen, geschickt worden war) *ebrii quidam cum mulieribus paganis et christianis etiam feminis, quas secum multi de Gallia adduxerant, fornicati sunt, mortem incurrerunt* (also Strafe des lieben Gottes!). Aber es hatten sich doch nicht alle, die später fielen, des Verbrechens der Unzucht schuldig gemacht! Auch das wird sorgsam erwogen: *Hoc in loco interrogandum est cur illos qui minime cum mulieribus fornicati sunt, Dominus mortem incurrere permisit.* Antwort: *Quia noluit ut ad propriam patriam redirent amplius, ne forte ibi graviora peccata committerent* etc. 2. Von Frömmigkeit: *Tunc elevatis ad caelum oculis Rotholandus, Christi martyr, ait: Domine Jesu Christe, pro cuius fide patriam meam dimisi... tibi in hac hora, commendo animam meam. Sicut pro me de virgine dignutus es nasci, crucem pati, mori, sepulcro sepeliri, tertia die ab inferis resuscitari... sic animam meam a morte aeterna liberare digneris* etc. (1½ enggedruckte Seiten!). 3. Rednerische Glanzleistungen (Karls Klage über der Leiche Rolands): *O brachium dextrum corporis mei, barba optima, decus Gallorum, spata iustitiae, hasta inflexibilis, lorica inviolabilis, galea salvationis, Judae Machabeo probitate comparatus, Sansoni assimilatus...* (im ganzen 23 Vergleiche!). Dann *cur te in has oras adduxi?* usw. (eine volle Seite mit einem aus drei Distichen bestehenden poetischen Zitat).

[2] Vigny spricht zwar nicht von einem zweiten Felssturz, sondern läßt Turpin auf Karls Frage, was er von der Höhe aus sähe, nur sagen: *Tous deux sont écrasés sous une roche noire.* Da aber Roland das zuerst herabgefallene Felsstück gleichsam spielend *(d'une main)* weiterrollt, ist es wenig wahrscheinlich, daß sie von diesem — etwa bei unerwartetem Zurückrollen — zerdrückt worden seien.

Digitized by Google

dem Heimwege begriffenen Seinen durch das Hornsignal zur Umkehr veranlassen will, augenscheinlich, damit sein Leichnam und die der übrigen Gefallenen nicht die Beute der heidnischen Feinde würden), als auch die von ihm mit solcher Selbstsicherheit und so ausgeprägtem Gefühl der Überlegenheit gegenüber Sch.-G.s 'gänzlich fehlgehender'[1] Beurteilung gegebene Charakteristik Turpins eine Ausgeburt seiner Phantasie ist. Vor das geistige Auge des Dichters treten, erweckt durch den Klang eines Waldhorns (der als dem Anruf der siebenten Strophe Ames des chevaliers, revenez-vous encore? usw. vorausgehend zu denken ist) die Bilder, die er von den Ereignissen der Schlacht bei Roncevaux in früheren Jahren in sich aufgenommen hat. Und da zu ihnen auch die (im Pseudo-Turpin erwähnte, ihm von Jugend auf bekannte) Vision des Erzbischofs gehört, kann gar keine Rede davon sein, daß er 'für Vigny der (wahrscheinlich feiste) Hofprälat' ist, dessen Aufgabe es sein soll, 'am Hofe in pompösem Staat einherzuziehen und klerikalen Hokuspokus zu machen', auch keine Rede davon, daß in dem *tenant les saintes amulettes* irgendeine — metrische oder klerikale ('weil er das Priestertum der Christen hier als Spielart eines naiven Schamanentums ausgibt'!!) — Ironisierung, in dem *assis nonchalamment* eine Andeutung des Inhalts zu sehen sei, daß 'dem feisten Pfaffen im Grunde alles Heroische auf Erden fremd und gleichgültig' sei. Ein Erzbischof, zumal wenn er *les saintes amulettes* (statt *reliques* wegen des Reimes auf *violettes*!) in Händen hält, sitzt eben anders auf seinem Zelter als die Krieger auf ihren Streitrossen. Geradezu unerhört aber wird diese Annahme einer Ironisierung und Verspottung, ja Verhöhnung des Erzbischofs bei einem Interpreten, der sich auf seine 'ästhetische Erfassung' (S. 399) so außerordentlich viel zugute tut. Wie könnte bei einer so karikierten und daher erheiternd wirkenden Vorstellung die Stimmung des Dichters so wehmütig und melancholisch bleiben, daß er gleich darauf, aus seiner Vision erwachend, in die schmerzlichen Worte ausbricht: *Dieu! que le son du cor est triste au fond des bois!* Man weiß wirklich nicht, ob man an einer solchen Interpretation mehr die Gedankenlosigkeit oder die Hemmungslosigkeit der Phantasie oder das hohe Selbstbewußtsein bewundern soll, mit dem so wirres, wüstes Zeug als Höhepunkt der heutigen Interpretationskunst (erlernt von Roustan, 'diesem Künstler der Interpretation'!) und nicht ohne ein Gefühl stolzer Überlegenheit gegenüber dem besonnenen Gelehrten, den wissenschaftliche Methode und Selbstkontrolle (Spitzer völlig unbekannt!) vor allen Maßlosigkeiten und Hirngespinsten bewahren, vorgetragen wird. Ich stehe keinen Augenblick an, zu erklären, daß ich seinen Wunsch, Vigny möchte auf den 'epischen' Teil verzichtet und, durch Einfügung des Restes einer Strophe in den Schlußvers, ein abgerundetes lyrisches Gedicht geschaffen haben, nicht teile. Möglich, daß es so eine 'stärkere Wirkung geübt und uns noch tiefer berührt hätte'. Aber es wäre dann eben etwas ganz anderes geworden, eine Verkörperung rein gefühlvoller Stimmung, etwa wie Goethes 'Füllest wieder Busch und Tal' oder 'Im Felde schleich ich still und wild' oder 'Und frische Nahrung, neues Blut' usw., während bei der jetzigen Form unseres Gedichtes der rein lyrische Teil nur den Rahmen für einen — nicht rein epischen — sondern

[1] Die Worte 'gänzlich fehlgehender' sind zwar nicht von Sp. gebraucht, sie sind aber aus seiner Zurechtweisung herauszulesen. Die Anführungszeichen sind demnach in anderem als dem gewöhnlichen Sinne gesetzt.

Digitized by Google

einen lyrisch-epischen, einen 'visionären' Teil bilden. Aber was will die Besonderheit dieses Wunsches, über den Sch.-G. sicher mit sich hätte reden lassen, gegenüber der selbstbewußten, ja selbstherrlichen Willkür besagen, mit der Sp. einen völlig aus den Fingern gesogenen 'philosophischen Grundgedanken' stabiliert, und dann zu stimmungzerstörender Karikatur stempelt, was bei Vigny einen integrierenden, mit den anderen Bildern harmonisch zusammenklingenden Bestandteil seiner aus lyrischer Abendstimmung beim Klange des Waldhorns erwachsenden Vision bildet? Wenn die im Untertitel der Sp.schen Veröffentlichung genannte 'immanente Stilerklärung' so aussieht, dann kann man nur dringend wünschen, daß dieser erste 'Versuch' einer solchen auch zugleich der letzte sein möchte. Förderung der Sache bringt sie dann sicher nicht, wohl aber verleitet sie, wie der vorliegende Fall zeigt, ihre Vertreter zu derselben Überhebung gegenüber den bei altbewährten Methoden verharrenden Fachgenossen, wie sie die Begründung der 'idealistischen' Neuphilologie — verbunden mit unerquicklichsten Fehden — mit sich brachte. Ob es wohl ein bloßer Zufall ist, daß der Verkünder der neuen, d. h. der 'immanenten' Stilerklärung, der sich daraufhin (S. 414) so selbstbewußt zum praeceptor philologorum Germaniae — was sag' ich? Germaniae?, vielmehr mundi, orbis terrarum (denn es heißt da ja: Die Philologen sollten ... also alle, ohne Ausnahme, werden zurechtgewiesen!) aufwirft, zugleich der überzeugteste Verfechter der 'idealistischen' Neuphilologie ist[1]?

Berlin-Schlachtensee. Theodor Kalepky.

Croquer le marmot.

Dieser vielgebrauchte Gallizismus, den Bauche[2] zu Unrecht für *désuet* hält, hat bekanntlich den Sinn *Eine Ewigkeit auf jemanden warten müssen*[3]. Über Erklärung dieser Redensart liest man an verschiedenen Stellen Dinge, die bei genauerem Zusehen nur wenig befriedigen können, so daß es sich vielleicht verlohnt, dabei einen Augenblick zu verweilen. Bis zum heutigen Tage scheint uns die Redensart ihre Entstehung verheimlichen zu wollen. Ich mache es mir zur Aufgabe, alles, was ich hier und da darüber gelesen habe, heranzuziehen und Stellung dazu zu nehmen. Die mannigfaltigen Bedeutungen der den Ausdruck bildenden Worte und vielleicht auch der Mangel an Belegen aus der Entstehungszeit erschweren die Forschung. Den ältesten Beleg finde ich erst in der 1. Hälfte des 18. Jahrh. bei Gil Blas[4].

---

[1] Korr.-Noten: a) (zu S. 74, Z. 19) Inzwischen hat W. Suchier eine neue Quelle nachgewiesen (s. Behrens-Festschrift S. 295 ff.). — b) Spitzers Widerlegungsverfahren: Irgendeine Behauptung wird herausgegriffen, mit einigen Scheingründen angefochten, worauf die bündige Erklärung erfolgt: 'Es sind also (!!) sämtliche (!!) Behauptungen K.s unrichtig.' So zu lesen im Literaturblatt 1929 Sp. 86, und im vorliegenden Falle mit Sicherheit vorauszusehen.

[2] *Le langage populaire*, Payot, Paris 1920, S. 247; 1928, S. 231. In den Tageszeitungen ist *'croquer le marmot'* noch sehr gebräuchlich. Im *Petit Journal* vom 29. 3. 1928 fand ich einen illustrierten Witz, dessen Pointe *croquer le marmot* bildet.

[3] Siehe Sachs-Villatte bei *croquer*.

[4] Von Gil Blas erschienen bekanntlich 1715 zwei Bände, 1724 ein dritter Band und 1735 der vierte und letzte.

Digitized by Google

Es heißt nämlich dort (*Œuvres de Lesage.* Prosper Poitevin. Paris 1840, Livre 8, chap. III, S. 292): *Je me fis annoncer comme successeur de Don Valerio, ce qui n'empêcha pas qu'on ne me fît attendre plus d'une heure dans l'antichambre. Monsieur le nouveau secrétaire, me disais-je pendant ce temps là, prenez, s'il vous plaît, patience, vous croquerez bien le marmot, avant que vous le fassiez croquer aux autres. Croquer le marmot* erwähnen Wörterbücher wie Richelet (1740), die Akademie (1718), Leroux (1718), die Akademie (1694) und Furetière (1690); es fehlt aber bei Nicot (1606), so daß wir mit Wahrscheinlichkeit unserem Gallizismus das Ende des 17. Jahrh. als Entstehungsdatum geben können. Möglich ist es, daß er früher bekannt war, aber um 1690 wird er durch die Wörterbücher bekräftigt, ein Beweis, daß er um diese Zeit allgemeines Sprachgut geworden war. Cramail, der Verfasser der *Comédie des proverbes,* der 1568—1646 lebte, gibt uns den Beleg *croquer le marmouset*[1] und die *Estrennes du Gros Guillaume,* die uns einen *croqueter le marmouset*[2] liefern, sind aus dem Anfang des 17. Jahrh. Auf Grund der Sinnverwandtschaft von *croquer* und *croqueter*[3] einerseits, von *marmot* und *marmouset*[4] andererseits, können wir mit größter Wahrscheinlichkeit diese Ausdrücke für gleichwertig halten[5].

Wie hat man nun *croquer le marmot* zu erklären versucht? Jeanroy[6] sagt uns: *La véritable origine de la locution nous semble apparaître évidemment dans ces lignes par lesquelles débute une pièce facétieuse... Estant ces jours passez proche voisin de nos chenets, croquetant le marmouset...*

[1] *Par la teste du sort et du destin! Ils ne peuvent pas fuir; cela m'est hoc; je leur ferai croquer le marmouset comme il faut.* [*Ancien Théâtre français,* Band IX, S. 61, II. Akt, VI. Szene.]

[2] *Estant ces jours passez proche voisin de nos chenets, croquetant le marmouset, pensant tromper la rigueur de l'hyver par l'humble radication d'une chaleur ignée...* [*Les Estrennes du Gros Guillaume à Perrine, présentées aux dames de Paris et aux amateurs de la vertu — Variétés historiques et littéraires,* Band IV, S. 229.] Dieses Beispiel gibt auch Godefroy zu *croqueter,* ohne darin ein *croquer le marmot* erblickt zu haben, denn es illustriert das Verbum *croqueter,* und Godefroy äußert sich nicht über die Bedeutung des angeführten Belegs.

[3] *croquer:* 1. *faire un bruit sec en parlant des choses que l'on broie en mâchant,* 2. *manger des choses croquantes,* 3. *dévorer,* 4. *faire l'esquisse d'un portrait,* 5. *voler quelque chose à quelqu'un* [diese Bedeutung belegt Littré mit einem Beispiel aus dem 15. Jh.], 6. *frapper* (im 17. Jh. wohl nicht mehr); *croqueter: fréquentatif de croquer, qui se rencontre dans la première moitié du XVIIe Siècle* (Godefroy).

[4] *marmot:* 1. *Affe,* 2. *kleine groteske Figur,* 3. *erst im 17. Jh.: Kind; marmouset: 1. kleine groteske Figur,* 2. *Kind.* Es scheint älter zu sein als *marmot.* Schon Villon [*Testament,* Vers 1980] gebraucht *marmouset* in der Bedeutung *Kind.*

[5] Im Glossaire des *Ancien Théâtre français,* Jannet, Paris 1857, finden wir auch: *croquer le marmouset ou le marmot, attendre en vain, se morfondre,* und zwar Band IX, S. 61 belegt. Freilich empfiehlt es sich hier, mit dem Gallizismus in seinem heutigen Gewande zu arbeiten. Andererseits darf man nicht immer den genauen Wortlaut in den Belegen verlangen. Man vergleiche *faire le pied de grue,* das gerade dieselbe Bedeutung wie *croquer le marmot* hat. In dem *Ancien Théâtre français,* Band VII, S. 124 wird der Ausdruck mit folgender Variante gebraucht: *mais avez-vous proposé de faire ici longtemps la jambe de grue?*

[6] Romania, Band XXIII, 1894, S. 232 ff.

Digitized by Google

Le sens de ces derniers mots nous paraît être: tourmentant (avec le croc destiné à remuer les charbons) les chenets. C'est l'occupation naturelle aux gens qui attendent au coin du feu; si ce n'est elle, au moins, ç'en est une très peu différente que nous désignons aujourd'hui par le mot t i s o n n e r. Que c r o q u e t e r l e m a r m o u s e t ne soit qu'une variante de c r o q u e r l e m a r m o u s e t, c'est ce qui résulte avec évidence d'un passage de la C o m é d i e d e s p r o v e r b e s (Acte II, Scène V)[1], *où l'on désigne la même action par la dernière des deux locutions; enfin que c r o q u e r l e m a r m o t soit identique à c r o q u e r l e m a r m o u s e t nous paraît non moins évident.* Daß *croquer, croqueter le marmouset* bzw. *le marmot* identisch sind, das ist schon ziemlich sicher. Jeanroy drückt sich auch sehr vorsichtig aus, indem er sagt: *la véritable origine de la locution n o u s s e m b l e apparaître...* Mir scheint die Sache, wenn nicht unmöglich, doch höchst unsicher. Kein Wörterbuch gibt *croquer* bzw. *croqueter* den Sinn *sich eines Schürhakens bedienen;* sogar die Bedeutung *frapper* scheint für *croquer* im 17. Iahrh. verschwunden zu sein, denn kein Wörterbuch aus jener Zeit erwähnt sie. Was klar aus dem Satze hervorgeht, ist, daß Guillaume sich wärmt — weiter nichts. Daß *marmouset chenet* heißt, das steht fest (Larousse, Hatzfeld und Darmesteter, Akademie usw.). Es ist auch ganz natürlich, denn der Feuerbock war mit Figuren versehen, wie es uns Paul Benoit in seiner Dissertation *Die Bezeichnungen für Feuerbock und Feuerkette im Französischen, Italienischen und Rätoromanischen mit besonderer Berücksichtigung des Alpengebietes* [2] ausführlich sagt.

Ich möchte von einer zweiten Deutung sprechen, die ich in Payen-Payne, *French idioms and Proverbs,* Oxford University Press 1924, fand. Bei *croquer* (S. 103) ist zu lesen: *I l c r o q u a i t l e m a r m o t, he was dancing attendance, he was cooling his heels. Littré gives as the explanation of this obscure expression that...; others assert that in the antechambers of the rich were to be found dishes of cakes in the form of little marmots, which visitors used to eat (croquer) whilst waiting. But both explanations need confirmation.* Ich habe diese zweite Art, über *croquer le marmot* Klarheit zu erlangen, sonst nirgends gefunden. Ich weiß also nicht, auf welcher Quelle diese Angabe beruht, noch wo sie Payen-Payne geschöpft hat. Von dieser freigebigen Sitte aus der damaligen Zeit ist auch nirgends etwas zu erfahren, und dieses kulturgeschichtliche Moment müßte doch Spuren gelassen haben. Ich möchte auch bemerken, daß das Warten, dank einer so freundlichen Sitte, seinen unangenehmen Charakter verliert, und gerade das Unangenehme des Wartens drückt doch *croquer le marmot* aus. Ist diese Interpretation Tochter der Phantasie oder der Wirklichkeit? Eher der ersteren. Auf alle Fälle... *Se non è vero, è ben trovato.* —

Ebensowenig befriedigend ist die dritte von Littré aufgeführte Erklärung (beim Wort *marmot*): *...M. Boucherie pense que c r o q u e r l e m a r m o t provient de la fable où la mère promet de donner au loup l'enfant qui crie, et que c'est attendre le moment où l'on permettra au loup de c r o q u e r l e m a r m o t. Mais cette explication pèche en ce que c'est introduire dans la locution 'attendre' qui n'y est pas, et qu'il faut trouver une interprétation*

[1] In Wirklichkeit aber VI. Szene.

[2] Bern 1925. Auch erschienen in der Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. 44, S. 385 ff.

Digitized by Google

qui de croquer le marmot mène directement à attendre. Ich verweise auf die angespielte Fabel. *Si le loup parvenait à croquer le marmot*[1], *il n'y aurait plus rien à attendre, et cette locution qui marque l'attente devrait désigner au contraire la satisfaction éprouvée par quelqu'un qui n'a point attendu en vain.* Es erübrigt sich wohl, länger hierbei zu verweilen. Zu erwähnen ist noch, daß die Fabeln La Fontaines zwischen 1678—1694 herausgegeben wurden, also zu einer Zeit, wo allem Anschein nach der Gallizismus schon existierte, mit Bestimmtheit unter dem Gewand *croquer, croqueter le marmouset.* Darin liegt ein neuer Grund gegen die Behauptung, La Fontaine als Schöpfer des Gallizismus zu erblicken.

Littré, diesmal beim Worte *croquer,* gibt uns die Erklärung Furetières ... *Croquer le marmot, attendre longtemps sur les degrés, dans un vestibule, et, en général, en un lieu quelconque, locution venue de ce que les compagnons peintres, quand ils attendent quelqu'un, s'amusent à faire sur les murailles le croquis de marmots.* Ich finde es befremdend, daß Leuten, die beruflich gewöhnlich nicht zu warten brauchen, die Sprache einen Gallizismus zum Ausdruck des Wartens verdankt hätte, und ich glaube, daß der Ansicht Furetières mehr Wahrscheinlichkeit zukommen wird, wenn wir daran eine Kleinigkeit ändern. Die Bedeutung *croquer le marmot* — groteske Figuren zeichnen — ist in Ordnung. Sehr natürlich ist es, daß die Malergesellen, die beruflich malen müssen, bei ihren ersten Versuchen versagen und groteske Resultate zum Vorschein bringen. Somit ist es natürlich, daß der Begriff eines wertlosen Zeichnens mit demjenigen eines Malergesellen verknüpft ist. Nun schlage ich vielmehr die folgende Denkweise vor: *il croque le marmot,* d. h. er — also nicht etwa ein Malergeselle, sondern Herr Jedermann bzw. Monsieur Tout-le-Monde — muß warten, langweilt sich und zeichnet als Zeitvertreib auf die Wand x-beliebige wertlose Figuren, wie die Malergesellen sie machen, nicht etwa wenn sie warten, sondern wenn sie überhaupt malen. Somit hätten wir eine Darlegung, welche unbedingt Glaubwürdigkeit verdient. Indem manche Wörterbücher *marmot* und *marmouset* mit *ungeschicktes Bild, wie die Malerjungen anfänglich machen,* glossieren, so wäre es interessant, hierbei zu wissen, ob diese Bedeutung ganz unabhängig von dem Gallizismus *croquer le marmot* angegeben wird, oder ob die Wörterbücher in der Interpretation von *croquer le marmot,* wie sie Furetière vertritt, den Anlaß gefunden haben, *marmot* und *marmouset* diese Bedeutung beizugeben. Ich neige dazu, denn Furetière war eine Autorität. Hat sich Furetière selbst durch seine eigene Interpretation *von croquer le marmot* dazu verleiten lassen, *marmouset*[2] eine Bedeutung zu spenden, die seiner persönlichen Anschauung diente und sie unterstützte? Es ist möglich, aber nicht sicher. Die Interpretation Furetières dürfen wir nicht über Bord werfen. Sie hat und behält ihren Wert und ist den besten anderen Auslegungen gewachsen. Wir haben es hier mit einer Möglichkeit zu tun, welche nicht ausgeschaltet werden darf.

Larousse bei *croquer* sagt uns: *Croquer le marmot, se confondre à attendre. Cette locution originale viendrait soit de l'habitude qu'ont les dessimateurs ... soit de ce qu'autrefois les marteaux des portes figuraient des*

[1] Sagt Jeanroy Romania XXIII, S. 235 ff.

[2] *Figure d'homme mal peinte, mal faite ...* sagt er. *Les apprentis peintres font des marmousets sur toutes les murailles blanches qu'ils rencontrent.* Marmot gibt er nur die Bedeutung Affe.

Digitized by Google

marmots, des têtes grotesques, qu'on avait tout le loisir de contempler, pendant que l'on nous faisait attendre. Diese 4. Deutung scheint mir bedenklich. Der Wartende hat viel Zeit zur Verfügung und weiß nicht, wie er sie verbringen soll. Eine natürliche Beschäftigung ist allerdings, daß er sich die grotesken Figuren der *heurtoirs*, also die *marmots* bzw. die *marmousets* ansieht. Fest steht, daß fast alle *heurtoirs* der damaligen Zeit groteske Figuren als Verzierungen hatten[1]. Wie kann aber der Begriff *ansehen* auf denjenigen *croquer* lenken, und welchen Sinn sollen wir dabei dem *croquer* geben? Es taucht nur der doppelte Sinn auf: entweder *essen* oder *zeichnen*. Und wenn der Übergang von *küssen* zu *essen* — siehe die folgende Deutung — denkbar ist (vgl. ital. *mangiare i cattucacci*), befremdet doch der Übergang von *ansehen* zu *essen*. Um ein Warten auszudrücken, sagt freilich der Franzose *gober des mouches*, aber die Fliegen bewegen sich frei, und man kann sie unterschlucken, sogar unfreiwillig. Die *marmots* und *mormousets* dagegen sind fest an der Tür, und sie zu verschlucken wäre eine Unmöglichkeit. *Cet enfant est joli à croquer*, sagt der Franzose von einem niedlichen Kinde, oder *un enfant à croquer* von einem schönen Kinde, oder einfach *être beau à croquer* sehr schön sein. Diese Redensart soll uns ja nicht irreführen. Die Bedeutung von *croquer* ist wohl hier *malen, zeichnen* (s. Littré, Larousse usw.) und nicht etwa *essen, knabbern, anbeißen*, wie doch die deutsche Übersetzung *jolie à croquer (zum Anbeißen schön* — Sachs-Villatte bei *croquer)* vermuten ließe[2]. Bedenklich scheint

---

[1] Siehe Viollet-le-Duc, *Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XIe au XVIe Siècle*, Paris 1875, Band IV, S. 81 ff.

[2] Johan Vising (Zeitschr. für Romanische Philologie 1927, Band XLVII, S. 444) schreibt: *Zum Schluß noch eine scherzhafte Kleinigkeit. Littré und das Dictionnaire Général glauben, daß jolie à croquer bedeutet 'so niedlich, daß man (sie) malen (krokieren) möchte u. dgl. m. Sicher unrichtig. Man sagt ja nicht z. B. fleur jolie à croquer u. dgl. m. Das Richtige findet sich in der Übersetzung Sachs-Villatte 'zum Anbeißen schön'. So übersetzt schon 1841 der schwedische Lexikograph A. F. Dalin. Übrigens sagt man im Schwedischen 'niedlich, daß man (sie) speisen möchte'.* Ich habe für Vising die größte Hochachtung, dessen Gelehrsamkeit die romanische Philologie so vieles verdankt. Es ist mir aber unmöglich, seine Ansicht zu teilen. Seine Ansicht ist eine Möglichkeit, steht aber wohl derjenigen Littrés an Wahrscheinlichkeit nach. *Etre joli(e), beau (belle) à croquer* oder einfach *être à croquer* ist eine heimische Konstruktion, die sich in erster Linie auf junge Mädchen, vorzugsweise auf Kinder bezieht. Wenn Sachs-Villatte mit *'zum Anbeißen schön'* übersetzt, so übersetzt er eine französische heimische Redensart durch eine deutsche mit entsprechendem Sinn, daraus läßt sich nicht viel über den Sinn von *'croquer'* schließen. Daß der Schwede sich auch wie der Deutsche ausdrückt, wirft nur die Frage auf, ob der Franzose vielleicht nicht auch dieselbe Vorstellung hat. Ich glaube nicht, daß der Franzose an ein *'speisen ... manger, mordre usw.'* dabei denkt, und ich glaube auch nicht, daß es früher anders war. Wenn der Franzose *joli à croquer* hört, so gibt er heute m. E. dem *croquer* den Sinn Zeichnen, und der Umstand, daß Littré, das Dictionnaire Général auch so denken und daß Furetière (1690) in *croquer le marmot* ein Zeichnen erblickt, deuten darauf, daß es früher auch nicht anders war. Eine der ältesten Bedeutungen von *croquer* ist *stehlen, wegnehmen*, und dies führt naturgemäß zu *Zeichnen*. Scheler (Diction. d'étym. franç., Paris 1888) sagt: *croquer terme métaphorique, peindre à la hâte, d'où croquis,*

Digitized by Google

mir auch die Interpretation aus einem anderen Grunde. *Marmot, marmouset* soll *heurtoir* geheißen haben. Wir hätten es also hier mit einer durchaus möglichen *Métonymie* zu tun, die darin besteht, den Teil für das Ganze zu setzen (vgl. *se mettre quelque chose sur le dos, les fleurs qu'une main pieuse y a déposées* oder *tels sont les conseils qui sortaient récemment des lèvres autorisées de* ... usw.). Wir dürfen aber nicht einen beliebigen Teil zur Bezeichnung eines Ganzen gebrauchen, denn Bedingung ist hier, daß der Gebrauch eine solche Redensart bekräftigt, und Larousse wären wir für die Auskunft dankbar, wenn er Belege dafür gäbe. Wenn *marmot heurtoir* hieß, warum finden wir in keinem Wörterbuch diese Bedeutung, wo doch die alte Bedeutung *Affe* überall Platz gefunden hat? Wie kommt es, daß Viollet-le-Duc das Wort *marmot* unter dieser Bedeutung nicht führt, oder daß er uns unter *heurtoir* nicht sagt, daß der Klopfer auch *marmot* hieß? Wie kommt es dann, daß Larousse selbst den Artikel *marmot* nicht mit dem Vermerk vervollständigte: *marmot, nom donné aussi autrefois au verrou ou heurtoir des habitations féodales?*

Nun kommen wir zu einer fünften Interpretation. Larousse, diesmal beim Worte *marmot*, sagt uns: ... *d'après d'autres, cette locution ferait allusion à l'usage féodal d'après lequel un vassal allant rendre hommage à son suzerain, devait, en l'absence de celui-ci, réciter à sa porte les formules de l'hommage et baiser, à plusieurs reprises, le verrou, le heurtoir appelé marmot. En marmottant les formules, il semblait murmurer de dépit et avait, en baisant le heurtoir, l'air de vouloir le manger, le croquer. Les italiens emploient comme expression synonyme de croquer le marmot: mangiare i cattucacci, c'est-à-dire manger les cadenas et les verrous.* Auch dies ist wenig überzeugend. Wenn die Wiege unseres Gallizismus in der Feodalität zu suchen ist, so müssen wir vor Augen behalten, daß *croquer le marmot* spätestens Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden wäre. Zu jener Zeit war die Grenze zwischen der Schrift- und der gesprochenen Sprache nicht so scharf gezogen wie in modernen Zeiten, so daß wir ohne weiteres Belege aus dem 15. Jahrhundert finden müßten. Niemand kann freilich behaupten, daß er alles, selbst nicht aus einer abgegrenzten Periode, ge-

---

me paraît dériver du sens accessoire enlever. Comparez l'expression figurée: enlever un morceau de musique. C'est enlevé! La même acception a donné lieu aux composés croque-mort, croquenotes. Daß der Begriff *schön* mit demjenigen *zeichnen, malen* zusammenstimmt, beweist noch die Redensart *être fait à peindre*, d. h. *être d'une grande beauté physique* (S. Pradez, Dictionnaire des Gallicismes, Payot, Paris, S. 126). Niemand wird mir doch abstreiten können, daß man *croquer une fleur* sagen könnte, ebensogut wie *croquer une scène, un paysage.* Man vergleiche die Beispiele: *La Serre croquait ses ouvrages* (Richelet 1750). *Il ne fait que croquer ce poème* (Akademie 1718). Daher steht gegen *une fleur, une scène, un paysage, un discours à croquer* gar nichts im Wege. *Croquer* mit Personenobjekt hat geläufig den Sinn *'skizzieren, beschreiben* u. ä.' So: *une jeune fille de Norvège, croquée par un lauréat du Prix des Goncourt, n'est pas non plus toute la Norvège* (Petit Parisien 28. 12. 27); ... *vous vous souvenez, n'est-ce pas, de cet original, si joliment croqué par La Bruyère* (Annales politiques et littéraires, Band 85, 1925, S. 109). Auf das letzte Beispiel Bezug nehmend würde man sagen: *cet original était joli à croquer* und *croquer* einen anderen Sinn als denjenigen Littrés in *être (beau) à croquer* zu geben, wäre unmöglich.

Digitized by Google

lesen hat. Der Umstand aber, daß niemand welche anführt, deutet darauf, daß wir mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen müssen, daß *croquer le marmot* späteren Ursprungs ist. Man könnte einwenden, daß ein neugeschaffener Ausdruck nicht unbedingt einer noch lebenden Sitte zu entspringen braucht: er kann mitunter eine Erinnerung sein an frühere Gebräuche. Vielleicht — aber vergessen dürfen wir nicht, daß wir eine volkstümliche Redensart vor uns haben, die sich das Volk selbst geschmiedet hat. Es ist also normalerweise anzunehmen, daß der Ausdruck zur Zeit jener Sitte geboren ist, und daß er sie überlebte. Daß die Italiener einen *mangiare i cattucacci* haben, interessiert uns. Wenn wir aber frz. *manger les cadenas et les verrous* hätten, so hätte der Ausdruck niemals die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Aber *croquer* und *marmot* gaben gerade den Anlaß zu den vielen Interpretationsversuchen.

In den Händen habe ich zufälligerweise ein kleines Büchlein, betitelt: *Particularités de la langue française, ce qu'il est indispensable de savoir pour saisir les finesses de la conversation.* Von einem Verfasser ist keine Rede, von einem Erscheinungsjahr auch nicht, nur der Verlag Editions Nilson, Paris, hat sich genannt. Das 2. Kapitel: *Locutions archaïques et familières* führt uns *croquer le marmot* an, und dazu wird gesagt: *Croquer le marmot, attendre longtemps et inutilement. Le heurtoir des manoirs gothiques était de fer forgé représentant un singe marmouset ou marmot que les vilains étaient obligés d'embrasser en frappant chez leurs seigneurs. Si on les laissait longtemps à la porte, ils avaient l'air de croquer le marmot.* Wir haben es hier mit der Erklärung zu tun, wie wir sie bei Larousse schon gefunden haben, mit der Variante allerdings, daß der *Vasall* der *vilain* geworden ist.

Es gibt noch eine Interpretation, die wir Sainéan und Esnault verdanken. Sainéan (*Les sources indigènes de l'étymologie française.* Paris, De Boccard, 1925, Band II S. 356) sagt: *Citons finalement quelques périphrases facétieuses, chères au vulgaire et qui ont échappé jusqu'ici aux étymologistes. Telles croquer le marmot, attendre longtemps en vain, locution parallèle au synonyme croquer le marmouset qu'on lit dans la Comédie des proverbes. On a donné de cette expression diverses explications qui ont le tort d'être trop sérieuses. Il s'agit en l'espèce d'un genre de locutions plaisantes familières au peuple: croquer le marmot ou le marmouset est tout simplement une périphrase vulgaire pour marmotter ou marmouser, c'est-à-dire claquer des dents ou grommeler comme font les singes dépités ou les personnes qui s'ennuient à attendre*[1]. *Le vulgaire parisien dit avec ce même sens avoir mangé du singe être, de mauvais humeur et ne pas tenir en place* [Rossignol] ... *C'est de la même manière qu'il faut entendre l'ancienne expression croquer la pie, laquelle est pour pier, boire copieusement.* Sainéan mit seinem scharfen Sinn für Volksetymologie gibt uns wohl hiermit die wahrscheinlichste Deutung. *Croquer le marmot* heißt einfach *marmotter* oder *marmouser*, d. h. mit den Zähnen klappern, vor sich hinbrumme(l)n, mit anderen Worten sich wie geärgerte Affen benehmen.

[1] Sainéan gibt hier als Fußnote: Cf. norm. *guenonner, se morfondre, perdre le temps à attendre* (Moisy). *Furetière explique ainsi croquer le marmot: locution venue de ce que les compagnons peintres ... s'amusent à faire sur les murailles les croquis de marmots. Explication anecdotique qui s'évanouit devant les analogies sémantiques citées ci-dessus.*

Digitized by Google

Croquer le marmot ist daher soviel wie *faire le singe. Croquer* hat also den Sinn *nachahmen, imitieren.* Es ist bloß schade, daß Sainéan nicht näher auf die Entwicklung von *croquer* zu *imitieren* eingeht, denn sie verdient Erörterung. Als Parallelfall gibt er uns *croquer la pie,* den er aber nicht eingehend erörtert, und auch *avoir mangé du singe.* Letztere Redensart scheint mir unglücklich gewählt, denn hier hat *manger* nicht etwa den Sinn *nachahmen, imitieren,* sondern einfach *essen* und gehört nicht hierher, sondern zu einer letzten Interpretation, die ich noch in Vorschlag bringe. Der Übergang von *croquer la pie* zu *boire*[1], der zur Erklärung von *croquer le marmot* von größter Wichtigkeit ist, wird uns von Esnault (*L'Imagination populaire—métaphores occidentales.* Paris 1925, Presses universitaires) klargemacht. Er erklärt uns den alten Gallizismus, *croquer la pie,* auf folgende Weise: (S. 63) *... vin de cerf ... qui fait pleurer; vin de lyon: qui rend furieux ou querelleur; vin de pie ... qui fait cajoler (cajoler, chanter, crier en parlant de la pie) ... Et ainsi s'éclaire le croquer la pie de nos aïeux: c'est prendre ce vin de pie, 'le vin mystérieux d'où sortent les chansons' de Hugo, c'est boire jusqu'au niveau, variable d'ailleurs avec l'individu et les circonstances, où on se met à bavarder et à babiller comme une pie, à s'émoustiller.* Und als Fußnote zu *émoustiller* lesen wir: *croquer, crocher, prendre, croquer le marmot, imiter de rage, le balancement de menton des singes, enrager d'impatience (à un rendez-vous qui rate, devant un lait qui tarde à bouillir.* Und an anderer Stelle (S. 107) sagt er: *C'est un émerveillement populaire comme le singe danse du menton quand il mange; quand il rage: de là gueuonner, se morfondre* (Moisy, *Dictionnaire Normand* 1877) *c'est-à-dire pester d'impatience. Le marmot est un singe; d'où 'menton' à Louhans; de là, tantôt t a q u e r l e m a r m o t, trembler de froid, de peur* (Fertiault, *Dictionnaire Verduno-Chalonnais* 1896), *et tantôt c r o q u e r (e t g o b e r) l e m a r m o t, pester d'impatience et plus généralisé marmotter, maugréer. Pour ruminer, le bœuf balance la mâchoire: de là a t t r a p e r (e t a v o i r e t g o b e r) s o n b œ u f, être en colère ...* und noch S. 106: *... La chèvre est encore un animal dont le menton danse en broutant, de là devenir chèvre 'endêver' usuel en Provence, et à travers la France sous les variantes: chevrer, chevroter, chevreter, p r e n d r e (e t a v o i r, e t g o b e r) l a c h è v r e, parce que le menton qui danse est un signe de colère qui va éclater.* Esnault gibt uns eine Darlegung, die am glaubwürdigsten erscheinen dürfte. Obige Beispiele sind auch derart klar, daß sie keiner Erörterung bedürfen. Jeder, der sich mit dem Argot beschäftigt hat, weiß, daß *croquer, prendre, avoir, gober, faire, imiter* vielfach Synonyma sind, z. B. *j'ai été croqué, gobé ... ich bin erwischt* bzw. *verhaftet worden.* Daß nun *croquer* (essen) zu dem Sinne *nehmen, nachahmen, imitieren* übergeht, das soll uns nicht befremden. Wenn die Wörterbücher diese Bedeutungen nicht erwähnen, ist es aus dem Grunde, weil sie sich nicht mit dem Argot bzw. mit Dialekten beschäftigen. Der Begriff *prendre* liegt bereits in *croquer,* nämlich in seiner Bedeutung *voler.* Den Begriff *nachahmen* enthält übrigens auch *croquer,* aber nur in verschleierter Form, nämlich in der Bedeutung *faire l'esquisse d'un tableau,* denn *Zeichnen* ist nichts anderes, als auf Papier oder sonstwo das *'nachahmen, wiedergeben',*

[1] Schon bei Rabelais (IV. Buch, Prolog.) *croquer la pie* = boyre d'autant et à grandz traicts. (Aus Sainéans La langue de Rabelais, II. Band, S. 255 und 537.)

Digitized by Google

was man sieht. Rabelais, der *croquer le marmot* nicht kennt, hat sich mit Redensarten beholfen, die die Unzufriedenheit dadurch ausdrücken, daß das Benehmen ärgerlicher Menschen gerade mit dem Benehmen von geärgerten Affen verglichen wird[1].

Endlich kommt noch eine Interpretation, welche meines Wissens niemand erwogen hat. Wenn wir *croquer le marmot* die Bedeutung *einen Affen, ein Kind aufessen* geben, so schließt sich diese Redensart an viele andere wie: *avaler des couleuvres* [*etwas tun, was uns Ekel gibt und von da aus Kränkungen erleiden, seinen Ärger verschlucken* — Pradez, Dictionnaire des Gallicismes], *avaler un crapaud* [*faire quelque chose de désagréable,* Littré], *manger de la vache enragée* [*souffrir de privations,* Littré], *avoir mangé du singe* [*être de mauvaise humeur.* Sainéan, Sources indigènes de l'étymologie française, Band II, S. 356], *boire une faute* [*die Folgen* bzw. *die Verantwortung des begangenen Fehlers tragen,* so: *vous avez fait la faute et vous la boirez. Comédie des Proverbes. Ancien Théâtre français,* Band IX, S. 26], *boire un affront*[2] [*le supporter avec patience*]. Auf diese Weise ist eine Erklärung von *croquer le marmot* möglich: *das Kind* bzw. *den Affen aufessen,* also etwas tun, was uns Widerwillen verursacht. Ein unnützes Warten ruft unseren Widerwillen hervor.

Welcher Schluß ist nun aus vorhergehendem zu ziehen? *Croquer le marmot* gibt uns ein Beispiel von den Schwierigkeiten, die uns die Erklärung von volkstümlichen Redensarten bietet. Die Redensart ist vermutlich Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden, und *croquer, croqueter le marmouset* scheint ihr vorangegangen zu sein. Die Deutungen, die dafür geliefert worden sind, sind teils anekdotischer, teils semantischer Art. Erstere zeugen von mehr Phantasie als Wahrscheinlichkeit. Mir scheint, daß die Erklärung Furetières allein Berücksichtigung verdient. Aber auch sie bedarf einer Bestätigung. Solange wir sie nicht haben, scheinen mir die zwei letzten Deutungen am meisten befriedigend zu sein.

Jena. René Olivier.

Alfred Pillet †.

Aufrichtig betrauert von seinen Fachgenossen, schmerzlich beklagt von seinen Verehrern, Freunden und Schülern ist Alfred Pillet plötzlich und in der Vollkraft seines Wirkens am 27. Oktober 1928 zu Königsberg gestorben. Mit ihm ist eine der sympathischsten Gestalten der deutschen Romanistik dahingegangen: ein Mann, der mit einer ungewöhnlichen Gelehrtenbescheidenheit warme Menschlichkeit verband, und herbe, entsagungsvolle Arbeit des Forschers mit feinsinnigem Urteil des geschmackvollen Kritikers zu einen wußte; ein Mensch, der es verstand, als hingebender Lehrer die Herzen ganzer Studentengenerationen zu gewinnen, und der sich als unbestechlicher und leidenschaftsloser Beurteiler wissenschaftlicher Kontroversen im vollsten Sinne des Wortes 'au-dessus de la mêlée' zu halten

[1] Sainéan, *La langue de Rabelais,* Paris, de Boccard, 1923, S. 317, gibt uns zahlreiche Beispiele davon.

[2] Ich verweise hiermit auf die interessante Abhandlung *'Zur französischen Metapher und ihrer Erforschung',* Germanisch-Romanische Monatsschrift, Band IV, S. 217, wo der metaphorische Gebrauch von *boire* von Schultz-Gora meisterhaft behandelt wird.

Digitized by Google

vermochte. So wird es keinen unter denen geben, die ihn gekannt haben, der des verblichenen Gelehrten nicht in wehmütiger Trauer gedächte.

Alfred Pillet war am 25. Januar 1875 zu Breslau als Sohn des dortigen französischen Lektors Prof. Pillet geboren und brachte so eine gewisse Prädestination zum romanistischen Studium mit, dem er an den Universitäten Breslau und Berlin oblag. Früh begann er sich unter der richtunggebenden Leitung Carl Appels insbesondere für die Erforschung der provenzalischen Literatur zu begeistern, ein Interesse, das ihn nie wieder verließ und seinem ganzen Gelehrtendasein die entscheidende Signatur geben sollte. So promovierte der Einundzwanzigjährige 1897 über *'Die neuprovenzalischen Sprichwörter der jüngeren Cheltenhamer Liederhandschrift'*, die er mit Einleitung und Übersetzung zum erstenmal herausgab. 1901 habilitierte er sich in Breslau, nachdem er eine Ausgabe der *Altprovenzalischen Liederhandschrift N² (Cod. Phillips 1910 der Berliner Staatsbibliothek)* veranstaltet und außerdem eine Studie zur vergleichenden Literaturgeschichte (*Das Fableau von den Trois bossus Ménestrels*) vorgelegt hatte. Aus den folgenden Jahren seien genannt seine scharfsinnigen *'Beiträge zur Kritik der ältesten Troubadours'*. Wenn von nun an die Publikationen spärlich werden, so kennt man heute genau den Grund: Schon der junge Privatdozent stellte sich eine Lebensaufgabe, die glücklicherweise s e h r weit gediehen, wenn auch nicht völlig abgeschlossen ist: eine *Bibliographie der Troubadours*, von der später noch ein Wort zu sagen sein wird. Der Sechsunddreißigjährige wird 1911 nach Königsberg berufen als Nachfolger von Schultz-Gora. Einen gleichzeitigen Ruf nach Jena schlug er aus. In Königsberg wurde er notorisch einer der beliebtesten Dozenten und Fakultätsmitglieder, wozu nicht zuletzt sein vornehmes und ausgleichendes Wesen beitrug. Man wählte ihn wieder und wieder in den Senat, machte ihn zum Kurator der Handbibliothek, zum stellvertretenden Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Prüfungsamtes, zum Leiter des Ausschusses zur Förderung des Auslandsstudiums, zum Mitglied des Bibliotheksrates, zum Mitglied der Königsberger Gelehrten Gesellschaft und im Studienjahr 1924/25 zum Rector magnificus. Da wird er aus seinen Spezialarbeiten herausgerissen und zeigt nun in seiner Rektoratsrede über *'Geist und Charakter der Franzosen'* auch seine synthetische Begabung, die ihn auch sonst zu ausführlichen Aufsätzen über Autoren, die ihm am Herzen lagen, führten, so über Molière, Dante, Zola, Anatole France. Den letzteren werden viele noch als Vortrag, gehalten auf dem Göttinger Philologentag 1927, im Gedächtnis haben. Die letzte veröffentlichte Arbeit Alfred Pillets, in der er ganz aus dem vollen schöpfen konnte als ein 'maestro di loro che sanno', ist der Beitrag zur Festschrift für seinen Lehrer Carl Appel 1927: *Grundlagen, Aufgaben und Leistungen der Troubadours-Forschung.* Hier teilt er auch den Plan seines verdienstvollen Riesenwerkes mit, das, wie gesagt, bereits auf fast 500 druckfertigen Quartseiten aus seinem Zetteldasein befreit ist, und nur noch einer kundigen, ordnenden und abschließenden Hand harrt. Er sagt: 'Ich gebe für jeden Dichter die ganze Literatur, soweit sie noch irgendwelchen wissenschaftlichen Wert hat, nicht nur zu den Tatsachen seiner Biographie, auch zu seiner literarischen Stellung, und bei jedem seiner Gedichte den Anfangsvers mit den wichtigeren Varianten, die Handschriften mit den Blattzahlen und Hinweisen auf ihre diplomatischen Abdrucke, die eventuellen Differenzen in der Attri-

Digitized by Google

bution, die Gattung, der es angehört, die halbwegs zurechtgemachten Drucke wie die kritischen Ausgaben, die größeren Beiträge zu Textkritik, Erklärung oder Datierung' (Appelfestschrift S. 317/18).

Nach diesen Angaben kann sich jeder eine Vorstellung davon machen, welch wunderbares Arbeitsinstrument uns Alfred Pillet dank einer jahrzehntelangen asketischen Sammel- und Sichtungsarbeit als Vermächtnis hinterlassen konnte. Auch eine kleinere letzte Arbeit *'Über den Ursprung der provenzalischen Lyrik'* wird nächstens noch in den Schriften der Gelehrten Gesellschaft (Königsberg) erscheinen. Der Name Alfred Pillet aber wird in der Geschichte der romanischen Philologie stets in Verbindung mit den gegenwärtigen deutschen Meistern der Provenzalistik Carl Appel und Oskar Schultz-Gora genannt werden müssen.

z. Zt. Königsberg i. Pr. Helmut Hatzfeld.

Zu den letzten Versen des provenzalischen Alexanderfragments.

In der Romania 48, 38 ff. versuchte P. Marchot eine neue Erklärung der beiden letzten Verse des Alexanderfragments, die schon zahlreiche Deutungs- oder Besserungsversuche hervorgerufen haben. Der Verfasser des Gedichtes erzählt in den voraufgehenden Strophen, mit welcher Sorgfalt das junge Königskind Alexander erzogen wurde, und berichtet, was ihm seine einzelnen Lehrmeister beibringen sollten. Der erste lehrte ihn Griechisch, Latein, Hebräisch und Aramäisch. Der zweite unterwies ihn im Waffenhandwerk; der dritte in der Rechtskunde. Dann heißt es vom vierten und fünften:

Li quarz lo duyst corda toccar
et rotta et leyra clar sonar
et en toz tons corda temprar,
per se medips cant ad levar,
li quinz des terra misurar
cum ad de cel entro bemar.

Und damit bricht das Fragment ab.

An der Lesung der letzten Schriftzeichen kann kein Zweifel sein. Das lehrt ein Blick auf die photographische Wiedergabe, die man bei Monaci in den Facsimili di antichi manoscritti T. 12, 13 und in den Facsimili di documenti per la storia delle lingue e delle letterature romanze, T. 27, 28 findet. Zweifelhaft kann nur die Trennung der letzten beiden Worte sein. Zwischen *be* und *mar* ist ein geringer Zwischenraum, während *entro* und *be* eng beieinanderstehen, so daß man *entrobe mar* lesen könnte. Weder das eine noch das andere ist uns verständlich. Die bisherigen Versuche, mit den Worten fertig zu werden, kann man bei Marchot oder, vor ihm, bei Foerster nachlesen (Altfranz. Übungsbuch, 5. Aufl., S. 241 f.). Sie setzen an die Stelle von *entro be mar: entro la mar, entroque mar, entro he (= en) mar.* Marchot will stärker ändern:

li quinz de sterra misurar
cum addecel entro de mar,

was seiner Meinung nach heißen soll: 'Le cinquième [maître lui enseigna] à calculer une étoile, et comment elle renseigne (*adecelar* "découvrir, dévoiler, faire savoir, renseigner") sur mer'. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Erklärung viele Anhänger finden wird.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine neue Konjektur zu liefern; aber

Digitized by Google

ich möchte auf einige Stellen aus den Textes landais von Georges Millardet (Paris 1910) hinweisen, bei denen jedem Leser die Verse des Alexander einfallen werden. Es heißt dort:

> tote aquere binhe, tere a garrigue ... atant quant dure e s-esten de lonc e de lat dedens aques termjs d e u c e u e n t r o b i s m e. 110, 3.
>
> tot aquet loc, casau, boyrie e heretat ... ab tots sonx dretz e apertenences, entrades, eyssides, bies, camix *(sic)*, d e u c e u e n t r o b i s m e. 204, 5 v. u.
>
> tot aquet ostau e maynes ... ayssi cum dure e ten de totes partz d e u c e u e n t r o a t e r r e e d e t e r r e e n t r o a v i s m e. 207, 20.

Es handelt sich an allen drei Stellen also um die Bezeichnung eines Besitzes, der nicht nur die Oberfläche des betreffenden Stückes Land umfassen soll, sondern auch den Luftraum darüber und den Untergrund bis in die Tiefe der Erde (das Glossar erklärt *bisme visme* als 'abîme, l'intérieur de la terre'). Es wird 'vom Himmel bis zum Abyssus' gemessen.

Ob und wie nun diese, offenbar einer Formel entsprechende[1] Bezeichnungsweise mit der Stelle des Alexander zu verbinden ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Daß neben *abisme* auch im Altfrz. eine Form *bisme* und auch ein *abesme* existierte, wird uns von Godefroy im Complément p. 14 a unter *abisme*, freilich erst für das 14. und 15. Jahrhundert, bezeugt. Tobler verzeichnet aus dem Pariser Glossar 7692 auch die Glosse *abyssus: abeme*. (Tobler-Lommatzsch S. 50 b)[2].

Wenn so das *e* des Alexander sich (aus abîssimus) rechtfertigen ließe, wo wäre das *s* geblieben und wie würde sich das durch den Reim gesicherte *-ar* erklären? Ich weiß keine befriedigende Antwort, so daß ich einstweilen nur ein Rätsel neben das andere stellen könnte.

Breslau. A p p e l.

---

[1] Dieselbe Formel lateinisch bei Ducange unter abyssus:

> praedictum hospitium, cum suis introhitibus et veyrialibus ... a c o e l o u s q u e i n a b y s s u m ... dedit et concessit,

oder in umgekehrter Richtung:

> praedictas alquerias ... cum omnibus ibi pertinentibus, ... d e a b y s s o u s q u e a d c a e l u m habeatis.

[2] Bei Godefroy findet sich a. a. O. noch eine andere Gegenüberstellung von *ciel* und *bisme* aus dem Mystère de S. Crespin:

> Sire, qui en ciel et en bisme
> Peux faire tout ce qui te plaist,

aber das besagt ja kaum etwas für unsere Stelle.

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1929.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Brandl.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ H. Gade.
Stellvertretender Schriftführer:	„ M. Born.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Aronstein, Ph., Professor, Studienrat a. D. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.
„ Artzt, Rud., Studienrat, Berlin-Lichterfelde, Nelkenstr. 2.
„ Dr. Bartel, Heinrich. Berlin SW 61, Kleine Parkstr. 11.
„ Dr. Becker, Gustav, Studienrat am Falk-R.-G. Berlin-Halensee, Markgraf-Albrecht-Str. 15.
„ Dr. Bitterhoff, Max, Studienrat an der Menzel-Realschule. Berlin NW, Crefelder Str. 11.
„ Dr. Block, John, Professor, Studienrat an der Goetheschule. Halensee, Halberstädter Str. 3.
„ Dr. Bolle, Wilhelm, Oberstudiendirektor des Realgymnasiums in Friedrichsfelde, Karlshorst, Treskow-Allee 91.
„ Dr. Born, Max, Studienrat an der Chamissoschule. Berlin-Friedenau, Wielandstr. 38.
„ Bosch, U., Diplom-Handelslehrer. Berlin NW 21, Wilsnackerstr. 60, I.
„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.
„ Brodeck, Hermann, Studienrat. Berlin-Treptow, Rethelstraße 3.
„ Dr. Bröker, H.
„ Dr. Brunner, ord. Prof. a. d. Universität. Innsbruck, Rennweg 24.
„ Dr. Brüß, Friedrich, Studienrat an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.
„ Dr. Bürger, Richard, Oberstudiendirektor der Oberrealschule. Spandau, Hasenmark 6.
„ Dr. Cohn, Georg. Berlin-Wilmersdorf, Giselerstr. 15.
„ Dr. Dibelius, Wilhelm, ord. Prof. an der Universität. Berlin-Wilmersdorf, Barstr. 55.
„ Doegen, Wilh., Prof., Direktor der Lautabteilung an der Preuß. Staatsbibliothek, Zehlendorf, Alsenstr. 121.
„ Dubray, Paul. Berlin W 30, Westarpstr. 3.
„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor a. d. Universität. Kiel, Feldstr. 88.
„ Dr. Ehrentreich, Alfred, Schlachtensee, Krottnauerstr. 7.
„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.

Digitized by Google

Herr Dr. Fiedler, Fritz, Studienrat. Potsdam, Sophienstr. 3.
„ Dr. Foß, Ernst, Studienrat a. d. Oberrealschule. Steglitz, Albrechtstr. 33.
„ Dr. Franke, W., Studienrat, Realgymnasium, Lichterfelde, Kylmannstraße 4.
„ Dr. Freund, Julius, Professor, Charlottenburg, Leistikowstr. 6.
„ Friedländer, J., Studienrat an der Königstädt. Oberrealschule. Berlin, Schönhauser Allee 31.
„ Dr. Fuchs, Max, Prof.; Studienrat a. D. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Studienrat am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Dr. Gamillscheg, Ernst, ord. Professor an der Universität. Berlin-Wilmersdorf, Barstr. 55.
„ Gautier, Paul, Oberregierungsrat, Lektor. Berlin NW, Hansaufer 1.
„ Dr. Gerike, Direktor der deutschen Schule. Bogotá (Columbien).
„ Gerstenberg, Ernst, Oberstudienrat am Französischen Gymnasium. Berlin W 50, Augsburger Straße 72.
„ Dr. Gottwald, August. Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Str. 30.
„ Grabau, Karl, Prof., Studienrat. Berlin-Lankwitz, Realgymnasium, Luisenstr. 7.
„ Dr. Grabert, Willy, Studiendirektor. Berlin-Schmöckwitz, Lindenstraße 31.
„ Dr. Haack, Fritz, Studienrat. Berlin W 35, Magdeburger Straße 11.
„ Dr. Haak, Paul, Studienrat. Berlin-Wilmersdorf, Württembergische Straße 18.
„ Dr. Hartig, Paul, Studienrat. Berlin-Wilmersdorf, Binger Str. 22.
„ Dr. Heidrich, Hans, Studienrat am Helmholtz-Realgymnasium. Berlin-Zehlendorf, Eisvogelweg, Haus 40.
„ Herrmann, H., Studienassessor. Berlin O 34, Petersburger Platz 4.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, v. d. Heydt-Str. 4.
„ Dr. Hille, Karl, Studienrat am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Dr. Hoffmann, Fritz, Studienrat am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Hermsdorf, Hennigsdorfer Str. 6.
„ Holland, Reinhard, Studienrat. Berlin NO 55, Hufelandstr. 8 III.
„ Dr. Hörning, Willy, Studienrat am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Dr. Hübner, Walter, Oberschulrat. Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 31.
„ Hünermann, Fritz, Studienassessor. Berlin-Neutempelhof, Burgherrenstraße 11.
„ Dr. Jahncke, Ernst, Studienrat am Mommsen-Gymnasium. Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 18.
„ Jourdan, Henri, Agrégé de Phil. Berlin W 30, Luitpoldstr. 23.
„ Dr. Junge, Adolf, Studienrat. Berlin-Tempelhof, Adolf-Scheidt-Platz 1.
„ Dr. Kahle, Rich., Studiendirektor, Oberrealschule. Strausberg, Wilhelmstr. 10 c.
„ Dr. Kartzke, Georg, Studienrat. Treptow, Am Treptower Park 54.
„ Dr. Klein, Johannes. Berlin N 31, Jasmunder Straße 4.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ Krankemann, Erich, Oberstudienrat. Neukölln, Mareschstr. 18.
„ Krüger, Fritz, Studienrat. Berlin O 112, Ludwig-Lehmann-Str. 4.
„ Krüger, Max, Studienrat. Berlin S 59, Cottbuser Damm 70/71.
„ Dr. Kuen, Heinrich. Leipzig, Ferd.-Rhode-Straße 3.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Direktor a. D. Berlin-Steglitz, Am Stadtpark 1.

Digitized by Google

Herr Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Dr. Lange, Hugo, Studiendirektor. Berlin-Weißensee, Parkstr. 15.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. Levinstein, Kurt, Oberstudienrat a. Französisch. Gymnasium, Wannsee, Waltharistr. 10.
„ Dr. Lewent, Kurt, Studienrat a. d. Kirschner-Oberrealschule. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lichtenberg, Studienassessor. Berlin-Lichtenberg, Frankfurter Allee 250.
„ Dr. Lommatzsch, Erh., ord. Prof. a. d. Universit. Frankfurt a. M.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Parkaue 12.
„ Luft, Friedrich, Professor, Studienrat am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Dr. Marcus, H. Berlin-Steglitz, Jeverstraße 17.
„ Mayer, Karl, Studienrat. Berlin NO 55, Bötzowstraße 42.
„ Dr. Meißner, Paul, Privatdozent. Berlin W 30, Gossowstr. 8 III.
„ Moellig, Hans, Studienrat. Berlin NW 52, Calvinstr. 23.
„ Dr. Mohrhenn, Studienrat. Berlin-Lichterfelde, Sophienstr. 2.
„ Dr. Müller, August, Professor, Studienrat an der Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Nadler, Hugo, Studienrat. Berlin O 34, Königsbergerstr. 15 I.
„ Nitsche, Karl, Studienrat. Berlin W 30, Hohenstaufenstr. 16.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Studienrat an der Leibniz-Oberrealschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstr. 8.
„ Opitz, G., Geh. Studienrat a. D. Wiesbaden, Mozartstr. 8.
„ Dr. Otto, Ernst, ord. Professor an der deutschen Universität Prag, Benešovska 1863.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Prof. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Professor. Studienrat an der Oberrealschule. Cottbus, Friedrich-Ebert-Str. 45, 3.
„ Dr. Pieper, Willy, Studienassessor. Berlin-Lichterfelde, Zehlendorfer Straße 52, 3. H. A.
„ Pubanz, Richard, Studienrat. Berlin-Friedenau, Thorwaldsenstr. 4.
„ Dr. Quadt, Max, Studienassessor, Staatl. Bildungsanstalt. Berlin-Lichterfelde, Zehlendorfer Str. 52.
„ Dr. Radtke, Bruno, Studienrat, Charlottenburger Lyzeum VI. Berlin W 15, Duisburger Str. 9.
„ Dr. Redepennig, Oberstudienrat, Luisenst. Realgymnasium, Berlin S 61, Sieboldstr. 4.
„ Dr. phil. h. c., Dr. ing. e. h. Reichel, Hans, Inhaber der Firma Georg Westermann. Braunschweig, Adolfstr. 56.
„ Dr. Risop, Alfred, Prof., Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Bergstr. 74.
„ Dr. Rohlfs, Gerhard, ord. Professor an der Universität Tübingen, Föhrberg 3.
„ Roloff, Paul, Studien-Dir. Berlin NO 55, Greifswalder Str. 24/25.
„ Dr. Rosenkranz, Wilhelm, Handelsschuldirektor. Berlin NO 55, Hufelandstraße 50.
„ Dr. Roth, Wilhelm,
„ Salewsky, Rud., Studienrat. Berlin-Steglitz, Horst-Kohl-Str. 4 a.
„ Sandig, Ernst, Direktor des Verlags Georg Westermann. Braunschweig, Wachholtzstr. 18.
„ Dr. Saß, E., Studienrat am Mommsen-Gymn. Halensee, Ringbahnstr. 7.
„ Schade, Studienrat. Berlin-Tempelhof, Bosestraße 45.

Digitized by Google

Herr Dr. Schellberg, Wilh., Geh. Reg.-Rat u. Min.-Rat. Charlottenburg 2, Uhlandstr. 24.
„ Dr. Schiffer, Erh., Studienrat. Wilmersdorf, Schlangenbaderstr. 88.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Studienrat, Direktor a. D. Berlin SW 47, Katzbachstr. 12 II.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Tempelhof, Blumenthalstr. 22.
„ Schmidt, Paul, Studienrat. Berlin NW 21, Essener Str. 20.
„ Schneider, Fritz, Studienrat. Niederschönhausen, Cottastraße 1.
„ Dr. Schönemann, Fritz, Privatdoz. B.-Lichterfelde, Fontanestr. 7.
„ Dr. Schulze, Alfred, Geh. Regierungsrat, Honorarprofessor an der Universität. Marburg, Frankfurter Str. 56.
„ Schwedtke, Kurt, Studienrat. Berlin-Steglitz, Birkbuschgarten 13.
„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Oberstudienrat am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Dr. Sieiken, O., Oberstudiendirektor, Berlin-Treptow, Neue Krugallee 6.
„ Dr. Speck, Johannes, Studienrat am Paulsen-Realgymnasium. Berlin-Steglitz, Göbenstr. 8.
„ Spies, H., ord. Professor an der Handelshochschule, Berlin W, Kurfürstenstr. 4.
„ Steffen, G., Studienass. B.-Cöpenick, Wendenschloß, Goethestr. 3.
„ Stölting, Alwin, Oberstudiendirektor i. R. Berlin, Agricolastr. 15.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Frh.-v.-Stein-Lyzeums in B.-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.
„ Dr. Strohmeyer, Hans, Oberstudiendirektor. Berlin-Oberschöneweide, Zeppelinstr. 3.
„ Dr. Tausendfreund, Studiendirektor des Realgymnasiums und der Realschule, Rathenow.
„ Theel, Adalb., Studienrat. B.-Charlottenburg, Marienburger Allee 28.
„ Thiedke, Gustav, Studienrat am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Stierstr. 5.
„ Dr. Tiktin, H., Prof., Seminar. B.-Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Prof., Oberstudienrat am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Vasmer, Max, ord. Professor der Slavischen Philologie. Berlin-Wilmersdorf, Barstr. 55.
„ Dr. h. c. Velhagen, August, Verlagsbuchhändler, Bielefeld.
„ Völcker, Otto, Studienrat. Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 11, I.
„ Volkwein, Wilhelm, Studienrat. Berlin-Marienfelde, Kirchstr. 20.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Studienrat am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 37 I.
„ Dr. Wagner, Max L., Professor.
„ Dr. Walter, E., Studienrat. Berlin-Charlottenburg, Fraunhoferstr. 17.
„ Weltzien, Fritz, Studienrat. Berlin O 112, Holbeinstr. 32 a.
„ Dr. Wende, Fritz. Charlottenburg, Berliner Str. 22.
„ Dr. Wiener, Fritz, Studienrat. Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 18.
„ Wilke, Felix, Professor, Studienrat an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Klein-Glienicke (Mark), Am Böttcherberg.
„ Dr. Winkler, Emil, Universitätsprofessor. Wien VIII, Zeltgasse 2.
„ Dr. Wiske, Friedr., Studienrat. Berlin N 58, Stubbenkammerstr. 1.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Prof. Berlin-Charlottenburg, Reichsstr. 99.
„ Dr. Wollmann, Paul, Studienrat am Realgymnasium Oberschöneweide. Berlin-Friedenau, Menzelstr. 29.
„ Woltmann, Studienrat, Berlin W 50, Augsburger Str. 11.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

J. Schatz, Althochdeutsche Grammatik. Göttingen, Vandenhoeck, 1927. (Göttinger Samml. indogerm. Gram.) VII, 352 S. Geh. 12 M.

Braunes Althochdeutsche Grammatik bedeutete seinerzeit eine glänzende Leistung, und wie sie durch vier Jahrzehnte hindurch dem Lernenden wie dem Lehrenden ein sicherer Führer durch das Labyrinth des Ahd. gewesen ist, so wird sie zweifellos noch weiteren Generationen von Studenten ein unentbehrliches Hilfsmittel bleiben. Trotzdem erkannte schon Braune selbst (Vorrede zur 3. Auflage der Ahd. Grammatik), daß über den Rahmen seines Buches hinaus eine Erfassung des gesamten ahd. Sprachmaterials, besonders auch der gewaltigen Fülle der inzwischen von Steinmeyer und Sievers gesammelten Glossen wünschenswert wäre. Noch entschiedener betonte dies Baesecke im Vorwort zu seiner 'Einführung ins Althochdeutsche' (München 1918); er entwarf ein großzügiges Programm für die kommende g r o ß e ahd. Grammatik, mußte sich aber selbst im wesentlichen auf das auch von Braune verwertete Material beschränken. So blieb diese Aufgabe ungelöst. In diese Lücke tritt nun das vorliegende Buch von J. Schatz, der durch die intensive Bearbeitung der altbairischen Sprachquellen in seiner trefflichen altbairischen Grammatik zweifellos wie wenige dazu berufen war.

Freilich, das große Programm Baeseckes ist hier doch nur zum Teil in Angriff genommen. Ich will nicht davon reden, daß die Verknüpfung mit dem 'Germanischen und Indogermanischen einerseits, mit dem Mittelhochdeutschen andererseits' gewiß nicht in dem Maße als Ziel gesehen ist, wie es Baesecke vorschwebte, doch auch die Heranziehung der lebenden Mundarten[1] (vielleicht mit Ausnahme des Bairischen) und der Phonetik bleibt weit hinter dem zurück, was man von der kommenden großen Grammatik erhoffte. Schmerzlicher aber empfindet man den grundsätzlichen Verzicht auf die großen Gebiete der Wortbildung und Syntax. Daß uns besonders die Satzlehre, die ja allerdings bei dem Charakter der ahd. Sprachdenkmäler ihre besonderen Schwierigkeiten hat, auch in dieser dritten großen Darstellung des Ahd. versagt bleibt, wird man nicht nur darum bedauern, weil sie ein besonderes Desiderat ist, sondern auch deshalb, weil bei der Bearbeitung der Glossen, deren meist unterschätzten syntaktischen Gehalt die ahd. Satzlehre wird auszuwerten haben, die phonetische Beobachtung vielleicht mit der syntaktischen hätte Hand in Hand gehen können und so eine gewaltige Arbeit gespart wäre.

Doch all das sind Wünsche, die außerhalb des Rahmens des vorliegenden Buches liegen, und sie sollen uns ihm gegenüber nicht ungerecht machen. Schatz' Ziel war es, in der gleichen Beschränkung auf Laut- und Formenlehre wie Braune und Baesecke, das gesamte ahd. Sprachmaterial zu bearbeiten. Daß diese Aufgabe wesentlich erleichtert worden wäre, wenn man damit auf das Erscheinen des großen ahd. Wörterbuches gewartet hätte, das Steinmeyer druckfertig hinterließ und dessen Veröffentlichung bevorsteht, wollen wir nicht als Einwand geltend machen, sondern uns des Mutes freuen, der sich auch ohne diese Stütze an das mühevolle Werk wagte. Die immer schwer zu erzielende Vollständigkeit ist zwar auch hier wohl nicht ganz erreicht. So fehlen etwa die Brixener Glossen zum Summa-

[1] Vor allem ist auf eine Verwertung der Ergebnisse des Sprachatlasses für das Ahd. trotz Wredes kühnem Versuche gänzlich verzichtet.

Digitized by Google

rium Heinrici[1] mit ihren interessanten Sprachformen. Mag so auch die eine oder andere Lücke noch zutage treten, so tut das der Anerkennung für die Akribie und den Bienenfleiß des Verfassers keinen Eintrag.

Zu den geistreichen, wenn auch vielleicht bisweilen etwas gewagten Deutungsversuchen Baeseckes steht Schatz' Buch in einem unverkennbaren Gegensatz. Sein Ideal ist die sorgfältige Ordnung und Ausbreitung des Sprachmaterials. Dabei geht er in seiner Scheu vor der Einmischung subjektiver Auffassung so weit, daß namentlich die Lautlehre bisweilen den Eindruck bloßer Registrierung der Schriftzeichen macht. So fehlt etwa bei der Behandlung von *iu* < germ. *eu* (§ 40 f., § 44) jede Andeutung, wann sich Sch. die Entwicklung zum Monophthongen eingetreten denkt, obwohl doch gerade hierfür kürzlich Edw. Schröder eine neue Datierung gegeben hat (ZfdA. 60, 244), die um zwei Jahrhunderte von der bisher üblichen abweicht. Während S. 33 in mir unverständlicher Weise erklärt wird, daß 'auch Schröder in *ao* den Diphthong sieht' (wer hätte darin jemals etwas anderes gesehen?), fehlt bei der Schreibung *oa* jeder Hinweis auf die Baeseckesche Deutung als Bezeichnung des offenen Monophthongen, die mir sehr naheliegend scheint, da *oa* nur vor Dentalen auftritt; hätte nicht auch die verwandte Schreibung *ei* für *ę* (§ 49) eine Interpretation verdient (monophthong. Vokal zwischen *i* und *ë*)? Bei der Darlegung der hochdeutschen Lautverschiebung ist nicht nur jedes nähere Eingehen auf ihre Ursachen vermieden (§ 142), sondern auch für die relative Chronologie der einzelnen Vorgänge wird nur ein Verweis auf Schwarz' (freilich sehr förderlichen) Aufsatz geboten. Demgegenüber wundert man sich bisweilen bei sicher feststehenden Tatsachen über den scheinbar zweifelnden Ausdruck, z. B. § 201 'germ. *ss* wird aus Dentalverbindungen erklärt'.

Die bewunderungswürdige pädagogische Klarheit Braunes erreicht Sch. keineswegs. Zwar wird man es zweifellos als eine sehr dankenswerte Erleichterung gegenüber der Brauneschen Darstellung empfinden, wenn Sch. etwa auf S. 232 ff. und S. 313 ff. die Substantiva bzw. Verba mit Doppelformen einer gesonderten Betrachtung unterzieht. Aber man bedauert schon rein äußerlich, daß durch den fast völligen Verzicht auf Sperrdruck und Petitsatz so wenig Wert auf rasche Übersichtlichkeit gelegt wird. Dem Ausdruck fehlt es bisweilen an Zweckmäßigkeit, der Darstellung mitunter an Deutlichkeit. Ich greife nur einige Beispiele heraus. Ist es geschickt, bei der Darlegung der Entwicklung von germ. *ê²* > *ie* ohne weitere Erläuterung zu *skēri* auf *skīr-*, zu *zēri* auf *tīr-* zu verweisen, oder bei der Auseinandersetzung der Verbalklassen für die 3. und 4. zwei zwar einwandfreie, aber durchaus inkongruente Definitionen zu geben (§ 438 3. Klasse: Verba mit silbenschließendem *m, n, ŋ, l, r* ... und Verba, deren Stamm mit Geräuschlaut endigt und *l, r* vor dem Vokal hat; § 444 4. Klasse: Verba, deren Stamm germ. auf einfaches *l, r, m, n, n, p, k* endigt)? Zudem hätte für Schatz' Klasse 3 C entweder die Definition erweitert oder die Flexion von *fehtan* als Analogiebildung nach *flehtan* erklärt werden müssen; ebenso hätten die disparaten *p, k* der 4. Klasse wohl des Hinweises auf das *r* bzw. auf *brechan* als Ausgangspunkt bedurft. Die Erörterung der *-as, -a* im Genitiv und Dativ der *o*-Stämme bleibt völlig unklar, weil weder hier noch bei der Behandlung der Endsilben von der (bes. bair.) Neigung gesprochen wird, unbetontes *e* zu *a* zu wandeln.

Zusammenfassend sei gesagt, daß Schatz' Buch ebensowenig ein Lehrbuch für den Studenten ist wie es dem Vertrauteren die ungleich tiefere und durchsichtigere Darstellung Braunes ersetzen wird. Wer eine Erklärung für die Erscheinungen sucht, wird bei Sch. keineswegs auf seine Rechnung kommen. In der Bereitstellung des mühsam gesammelten Materials da-

[1] Ich handle demnächst darüber in den Neuphilolog. Mitteilungen.

Digitized by Google

gegen geht er bei weitem über seine Vorgänger hinaus, und so wird keiner, der sich intensiver mit dem Ahd. beschäftigt, Schatz' Buch entbehren können.

Berlin. Hans-Friedrich Rosenfeld.

E. Beutler, Forschungen und Texte zur frühhumanistischen Komödie. (Mittlg. d. Hamb. Staats- und Universitätsbibl. IX, 2.) Hamburg, Selbstverlag der Staats- u. Univ.-Bibl., 1927. 232 S.

Der Band enthält drei sehr bedeutsame Texte, den der zwar schon bekannten, aber bisher nicht gedruckten *Cauteriaria*, das Bruchstück einer neu gefundenen Phylonkomödie, verbunden mit einigen Briefen eines Franziskanerepistolars, und eine gleichfalls noch unbekannte deutsche Bearbeitung von Reuchlins *Henno*. Jeder dieser Texte ist von einer wissenschaftlich sehr wertvollen Einführung begleitet. Die zur *Cauteriaria* verbreitet zum ersten Male in überzeugender Weise Licht über die bisher rätselhafte Person des Verfassers, dessen Name nicht einmal feststand. Auch was über die Wanderung der Komödie nach und ihre Verbreitung in Deutschland ausgeführt wird, stützt sich auf gute Gründe, wenn auch hier und da Zweifel übrigbleiben. Die Erhaltung der Handschriften scheint mir doch zu stark vom Zufall abhängig zu sein, als daß man nach ihrem Vorhandensein gewissermaßen 'Einflußsphären' der überlieferten Werke abgrenzen könnte.

Weniger vermag ich der ästhetischen Würdigung der Komödie zuzustimmen. Ihre Handlung mag einheitlich sein, aber darum ist sie weder dramatischer noch aufführungsfähiger als die anderen Versuche der gleichzeitigen Humanisten, und noch weniger ist sie ein Stück aus der unmittelbaren Gegenwart. Der Verfasser bezeichnet sie zwar als *fabulam historiae tamen participem*, aber das ist die übliche Anpreisung, die in den nächsten zwei Jahrhunderten immer wiederkehrt. Noch bei Cecchi im Prolog des *Assiuolo* heißt es *un caso nuovamente accaduto*. Die Angaben mögen in manchen Fällen sogar zutreffen, aber darum sind die Stoffe doch kein Griff in das Leben, sondern unter einem rein literarischen Gesichtspunkt erfaßt. Die Vorgänge entsprachen etwa dem, was man in einer Novelle zu hören gewohnt war, und weil sie novellistisch, nicht weil sie wirklich waren, wurden sie in die Form einer Komödie gebracht. Der Unterschied zwischen der Komödie von damals und der Novelle war ja äußerst gering. Die eine war so wenig für die Aufführung bestimmt wie die andere für die private Lektüre im stillen Kämmerlein, sondern beide wurden durch eine Person im Freundeskreise vorgetragen. Dabei war es Vorschrift, die Sprechenden in den Novellen durch verschiedene Stimmlagen zu markieren und die Reden mit Gesten zu begleiten. Mehr wird auch bei dem Vortrag der Komödien nicht geschehen sein. Der ganze Unterschied bestand also darin, daß der erzählende Teil der Novelle in der Komödie durch die Bühnenanweisungen, wie wir es heute nennen, ersetzt wurde. Sie sind in Wirklichkeit epische Rudimente, und daraus ergibt sich der scheinbar wunderliche Zustand, daß Stücke, die nie für eine Aufführung bestimmt waren, häufig sehr zahlreiche 'Bühnenanweisungen' enthalten, während sie bei aufgeführten Werken fehlen. Sie waren bei einer szenischen Darstellung überflüssig, bei dem Vortrag aber zum Verständnis der Handlung unentbehrlich. B. bemerkt (S. 32) sehr richtig, daß die frühhumanistische Komödie durch das antike Lustspiel wenig beeinflußt sei. Sie lehnt sich vielmehr an die Novelle an, und erst, als man gegen Ende des 15. Jahrhunderts an eine Darstellung auf der Bühne dachte, ahmte man Plautus und Terenz genauer nach. Man wollte mit ihrer Hilfe aus dem epischen Stil herauskommen und zu einem dramatisch-gegenwärtigen vordringen. Gerade in

Digitized by Google

dieser Beziehung ist die *Cauteriaria* sehr interessant. Aber die Komödie des Quattro- und Cinquecento, ob in lateinischer oder italienischer Sprache, blieb immer eine literarische Kreuzung des antiken Lustspieles und der Novelle, ohne eigene Wurzel in der Gegenwart. Anläufe zu größerer Selbständigkeit durch Grazzini und den begabteren Cecchi scheiterten oder wurden zu spät unternommen, zu einer Zeit, als der Schauspieler in der Commedia dell'arte schon den Sieg über den Dichter errungen hatte.

B. setzt sowohl die *Cauteriaria* (S. 29) wie den *Henno* (S. 106) mit der Stegreifkomödie in Verbindung. Eine solche gab es aber nicht vor dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Erst damals gingen die Schauspieler zur Improvisation über, die bis dahin eine Spezialität der Laien-Aufführungen gewesen war. Aber je mehr sie sich unter den Komödianten verbreitete, desto mehr erstarrte sie. Die große Masse der Schauspieler mußte sich mit einem Schein von Improvisation begnügen, der mit allen möglichen Notbehelfen zustande gebracht wurde. Dazu gehörten auch die feststehenden Typen, die naturgemäß die Improvisation sehr erleichterten. Gewiß sind sie uralt, schon Aristoteles spricht ja von ἡθη βωμολοχα. εἰρωνικά und ἀλαζόνων, aber wie diese Typen in der Commedia dell arte auftreten, sind sie, trotz Anlehnung an Novelle und antikes Lustspiel, das Produkt der Schauspieler. Es ist ausgeschlossen, daß die Figur des *dottore Gratiano* sich aus der *Cauteriaria* entwickelt habe oder die Quelle des *Henno* eine improvisierte italienische Komödie war. Beide Stücke gehören einer Zeit an, wo in Italien überhaupt noch nicht improvisiert wurde, denn diese Kunst wurde zuerst in Siena als gesellschaftliche Unterhaltung von den *Intronati* ausgeübt, aber, soweit unsere Nachrichten reichen, nicht vor 1529.

Der Nachweis, daß die Bearbeitung des *Henno* in Frankfurt a. M. entstanden und auch gespielt ist, scheint mir dagegen in jeder Beziehung gelungen; auch der Ansicht, daß diese Bearbeitung und auch das Reuchlinsche Original zeitlich vor dem *Klugen Knecht* liegen, möchte ich beipflichten, wenn auch ein Zweifel in dieser Beziehung nicht unberechtigt ist.

Über die Phylonkomödie möchte ich mich erst äußern, wenn der Herausgeber in der Lage ist, das ganze Stück vorzulegen. Hoffentlich geschieht das recht bald, das Fragment schon bietet des Interessanten genug. Eine Angabe (S. 28), die allerdings auf Grund einer sehr trüben Quelle gemacht wird, fällt mir auf. Danach hätte der beleidigte Ehemann in Rom das Recht gehabt, den Ehebrecher zu entmannen. In der *lex Julia de adulteriis* steht nichts dergleichen.

Berlin-Charlottenburg. Max J. Wolff.

E. Ermatinger, Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung. Aufsätze und Reden. Zürich, Amalthea, 1928. 403 S.

'Einseitige Erzeugung von Licht auf Kosten der Wärme', 'innere Roheit bei äußerer Bildung, gesteigerte Begehrlichkeit bei verbesserter Lebenshaltung', so etwa bestimmt sich für Emil Ermatinger das Weltbild des abklingenden Positivismus, Ausdruck einer der Vergangenheit gegenüber, wie man sieht, grundsätzlich gewahrten Skepsis, die sich nun mit einer dem Morgenrot neuer Tage hoffnungsfreudig zugewandten Haltung verbindet. Wissenschaftliche Frucht solchen, den ganzen Menschen umfassenden seelisch-geistigen Erlebens ist die vorliegende, schöne und wertvolle Samm lung von Aufsätzen, die, uns längst im einzelnen bekannt (mit einer einzigen Ausnahme, dem über Heinrich Leuthold), aus den Jahren 1919—1927 stammen und von denen vielleicht nur die Rede über Klopstock enttäuscht.

Man kennt die Probleme, die Ermatingers Forschung befruchtet haben,

Digitized by Google

und so ergibt es sich von selbst, daß sich auch die hier vereinigten zwanzig Aufsätze und Reden um dieselben Themen gruppieren, nicht hermetisch von einander abgeschlossen, sondern durch mannigfache Bänder und Brücken miteinander verbunden, selbst wieder von einer organischen Mitte gehalten werden und so nun deutlicher als beim einzelnen Erscheinen ihren gemeinsamen und einheitlichen Ursprung aus innersten Bedingtheiten offenbaren. Solche Problemgruppen etwa sind vom Engeren ins Weite gehend, Ermatingers alte Liebe: Gottfried Keller, jetzt freilich mit mannigfacher Wendung und Drehung des Problems, das in vielfach gebrochenem Lichte nun in allen Regenbogenfarben aufleuchtet, wobei, wie man sehen wird, aus entscheidenden Gründen den Verfasser vor allem Kellers Stellung 'an der Scheide zweier Zeitalter' beschäftigt. Damit ist wachgerufen das Interesse an Kellers Gegenpol C. F. Meyer, hier und früher auftauchende Fragen führen zu Gotthelf und Pestalozzi, der Leuthold-Aufsatz wirkt wie ein Vorklang der neu gewonnenen Ergebnisse. Das Ganze wiederum faßt sich zusammen zum Problemkomplex 'Schweiz', der Anlaß gibt einmal zu historischer Erörterung über den Anteil der Schweiz an der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, dann zur grundsätzlichen Erörterung des Begriffes einer schweizerischen Nationalliteratur. Aufsätze über Andreas Gryphius und Grimmelshausen schichten sich um den Begriff des Barock freilich in dem Sinne, daß gezeigt wird, wie die große dichterische Persönlichkeit, wenn auch zeitgebunden, den kaum gewonnenen Begriff der Epoche auch schon wieder relativiert, andere um das Problem der literarischen Entwicklung, die wir gemeinhin als 'Realismus' bezeichnen, wieder andere, die des Verfassers Gedanken über das 'Dichterische Kunstwerk' weiterführen, um methodische und theoretische Fragen. Der Schlußaufsatz endlich bringt die reiche Ernte vorläufig unter Dach, indem unter Zugrundelegung der korrelaten Begriffe 'Zeitstil' und 'Persönlichkeitsstil' die 'Grundlinien einer Stilgeschichte der neueren deutschen Dichtung' gezogen werden. Die hier versuchte Gruppierung gibt dabei, eben weil sie von den vielfachen Beziehungen zwischen diesen Gruppen für den Augenblick absehen muß, nur ein beiläufiges Bild der in Wirklichkeit viel bunteren Fülle, der viel lebhafteren Ideenwirkung, als in diesem schematischen Aufriß zum Ausdruck kommen kann.

Wenn heute die selbst schon in Dissertationen und Erstlingsarbeiten üblich werdenden methodologischen Kapitel als Symptom eines in unsrer Wissenschaft herrschenden krisenhaften Zustandes ernste Beachtung verdienen, so nötigt die Besinnung des Verfassers über 'die deutsche Literaturwissenschaft in der geistigen Bewegung der Gegenwart' zu um so aufmerksamerem Zuhören. Der Aufsatz eröffnet mit Recht die Sammlung, weil hier bereits die Stellung bezogen wird, die den Blickpunkt für alle weiteren Untersuchungen bietet. Methode, so beantwortet sich für Ermatinger die Grundfrage aller Literaturgeschichtschreibung, ist nichts Absolutes, sondern bestimmt durch einen weltanschaulichen Glauben. In entschlossener Wendung gegen die rein positivistisch orientierte Forschung ist ihm die Entscheidung nicht zweifelhaft vor der förmlichen Schicksalsfrage, 'ob wir, im Sinne des alten Materialismus, als Forschende und Schaffende uns zur Welt der Gestalten bekennen wollen, die wir 'psychologisch' untersuchen und in ihrer äußeren Erscheinung 'positiv' beschreiben, oder zu den Ideen, als geistigen Kräften, die spontan die Gestalten geschaffen haben, die wir also wieder denkend erschaffen müssen, wenn wir sie erkennen wollen, die wir nicht beschreiben können, weil Idee innere geistige Bewegung bedeutet, zu deren Erkenntnis wir selber Ideen haben müssen, mit denen wir die Idee der Gegenstände erschaffen' (S. 12/13). Die Forderung nach Abkehr vom Psychologismus, nach dem Mut dieser Metaphysik bietet den notwendigen persönlich-axiomatischen Blickpunkt für Ermatingers Einstellung. Mit allem Ernste tritt uns hier die Forderung nach einem Wandel der Gesinnung

Digitized by Google

als Voraussetzung neuer Wissenschaftlichkeit entgegen, nach einem neuen Ethos, das vor allem im Gefühl für das Gemeinschaftsleben von Zeit und Volkstum gegründet sein muß. Nicht soll Wissenschaft mythologisiert, wohl aber die notwendige 'Synthese zwischen dem Ich und dem Gegenstande, zwischen dem Künstlerisch-Schöpferischen der Persönlichkeit und dem Begrifflich-Verständigen in der Feststellung des Tatsächlichen' (S. 26) vollzogen werden. Nicht mehr gilt es, nur zu sammeln, zu beobachten und zu beschreiben, sondern 'die Verpflichtung auf den Geist selber als das Eine und Allgemeine, Freie und Unendliche, Lebendig-Flutende und Rastlos-Schaffende' (S. 31).

Mit Recht hat sich Verfasser im Nachwort gegen den möglichen Vorwurf, damit sei ein subjektives Moment gegeben, dahin verantwortet, daß alle Geschichte, soweit sie auf Erkenntnis inneren Lebens ausging und sich nicht mit bloßer Aneinanderreihung und kritischer Erörterung von Tatsachen begnügte, je und je eines solchen persönlichen Momentes nicht entbehren konnte. Und das offene und mutvolle Bekenntnis: 'Es ist doch so, daß uns die Persönlichkeiten, Vorgänge und Verhältnisse der Vergangenheit dazu dienen müssen, uns selber zu erkennen und unser Urteil über die Gegenwart zu klären. Wenn aber dem so ist — und das Beispiel aller großen Geschichtschreibung beweist es —, so heißt das die Geschichtschreibung im wahren Sinne des Wortes preisgeben, wenn man fordert, sie müsse ohne inneren Anteil der Persönlichkeit unternommen und durchgeführt werden' (S. 399/400) — dieses Bekenntnis ist einer Generation aus der Seele gesprochen, die wie Ermatinger danach ringt, den förmlich 'luftleeren Raum' zwischen Leben und Wissenschaft zu überbrücken. Der Ausgangspunkt von Dilthey ist deutlich, ebenso deutlich aber auch die Stelle, wo ihn Ermatinger überholt, wenn er auf das Positivistische in Diltheys Konstruktionen hinweist und erkennt, daß für ihn Geist nur ein psychologischer, aber kein kosmischer Begriff gewesen sei, während umgekehrt Wilhelm Scherer bei Ermatinger nicht ganz zu seinem Rechte kommt und etwa Erich Rothacker in seiner 'Einleitung in die Geisteswissenschaften' das weltanschauliche, das metaphysische Moment, das auch in Scherers Geschichtschreibung wirksam ist, deutlicher gesehen hat.

Solche Klärung kommt dem Aufsatz 'Psychologie und Metaphysik im dichterischen Kunstwerk' zugute, wenn die eben für den Forscher geforderte Synthese sich für den Dichter so formuliert: 'Idee als Gestalt, Geist als Seele', womit natürlich wiederum methodisch und erkenntnistheoretisch eine Norm gegeben ist. Es macht vielleicht den Hauptreiz der Ausführungen Ermatingers aus, worauf hier ein für allemal hingewiesen werden muß, ohne daß den fesselnden Einzelheiten, die gleichsam nur nebenbei abfallen, nachgegangen werden könnte, daß er sich's niemals an theoretischen und abstrakten Deduktionen genügen läßt, sondern sie jeweils am immer kennzeichnenden Objekt illustriert, wie im vorliegenden Falle etwa an Otto Ludwig und Karl Spitteler.

Verfasser hat nicht nur ein neues methodisches Programm in die Welt gesetzt — wir leiden nachgerade keinen Mangel mehr daran und beginnen die sich mehrenden programmatischen Vorstöße weniger als Hilfe, denn als Zeichen von Hilflosigkeit und innerer Unsicherheit zu deuten —, sondern in allem Folgenden, worauf nur mehr in großen Zügen eingegangen werden kann, die Probe aufs Exempel gemacht. Die Formeln Psychologie — Metaphysik, Gegenstand — Ich, Künstlerisch-Schöpferisches — Begrifflich-Verständiges, Idee — Geist, Gestalt — Seele lassen nach ihrem dualistischen, korrelaten (nicht antithetischen) Charakter schon erraten, daß sie sich vor allem dahin bewähren werden, das Zusammen- und Ineinanderspielen treibender Kräfte zum geistigen Bilde einer Persönlichkeit, einer Epoche, die ihrerseits als Symbole, als Wirkung dieser immanenten Formkräfte begriffen und gedeutet werden, bloßzulegen, das Übergangsartige, mit der Vergangen-

Digitized by Google

heit Verbundene, in die Zukunft Weisende, kurz das Wesentliche, die eigentliche Lebensmitte ihrer Erscheinung besonders deutlich erkennen zu lassen. Ähnliche Wege, von ähnlichen Voraussetzungen ausgehend, hat ja auch Hermann August Korff in seinem 'Geist der Goethezeit' beschritten, und es ist gewiß kein Zufall, daß Ermatingers übrigens durchaus selbständig formulierte Ausführungen, besonders dort, wo sie etwa, wie öfters geschieht, die Aufklärung von der Vergangenheit abgrenzen wie von der folgenden Epoche, Sturm und Drang, Klassik und Romantik, die auch für Ermatinger eine geistige Einheit bildet und nur graduelle Stufungen erkennen läßt, sich aufs engste mit Ergebnissen Korffs berühren. Eher die Zusammenhänge verdunkelnd als erhellend aber wirkt der vom Verfasser eingeführte Terminus 'geistliche Aufklärung', womit geistige Kräfte wie Jakob Böhme oder der Pietismus gemeint sind, die in einen anderen Zusammenhang, der gerade dem Begriff der Rationalisierung widerspricht, einzuordnen sind, wovon Rez. demnächst Rechenschaft geben zu können hofft. Solcher hier hervorgehobener methodischer und grundsätzlicher Dualismus bewährt sich, sei es, daß Gryphius als eine Erscheinung des Barock mit der diesem eigentümlichen Spannung zwischen mittelalterlich-christlicher Jenseitigkeit und neuzeitlich-natürlicher Diesseitigkeit gedeutet wird, was sich in Gryphius' Dichtung etwa als Gegensatz von Leidenschaft und freier Ergebung in Gottes Willen äußert; sei es, daß in Parallelisierung von Grimmelshausens 'Simplizissimus' und der 'Courache' die gleiche 'Paradoxie zwischen Weltzugehörigkeit und Himmelssehnsucht' aufscheint, um sich, wie feinsinnig erwiesen wird, in einem Erlösungsziel, das im 'Wunderbaren Vogelnest' als religiöses Testament des Dichters gegeben wird, aufzuheben: Verurteilung des Verstandes, der 'Hure Vernunft', Abkehr von der irdischen Wirklichkeit; sei es, daß Goethes Religionsbegriff in seinem Schwanken zwischen Unendlichkeitssehnsucht und Lebensangst, zwischen Gottergebenheit und Selbstvertrauen als ein Zwischenstehen zwischen Irdisch-Sinnlichem und Geistig-Unsinnlichem charakterisiert wird, so daß die Formeln des kirchlichen Lehrbegriffs zwar abgelehnt werden, die christliche Grundfärbung des religiösen Gefühls aber erhalten bleibt. Vortreffliches wird im Vorbeigehen über Hamann und Herder gesagt, Lessing aber Unrecht getan, wenn es heißt, seinem Religionsbegriff fehle 'die mystische Beziehung auf das Übersinnliche' (S. 172), während sich gerade auf religiösem Felde in Lessing der geistesgeschichtliche Fortschritt vom Rationalismus zum Irrationalismus vollzieht, wie ich nachweisen konnte (vgl. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1928). Sei es ferner, daß Jeremias Gotthelf sich als Mystiker und Kämpfer gegen die geistig-politische Aufklärung des 19. Jahrhunderts bewährt (wobei Scholastik und Mystik wohl nicht mehr einander ausschließende Gegensätze genannt werden dürfen [S. 205] bei aller Wahrung des grundsätzlich Trennenden und ohne daß man deshalb auch schon in Meister Eckhart mit Otto Karrer u. a. einen Schüler und Fortsetzer des Thomas von Aquin sehen müßte).

Derselbe Dualismus offenbart sich, sozusagen auf weitere Strecken verteilt, historisch in den 'Problemen der neueren deutschen Epik', die vom 'Simplizissimus' an beobachtet werden, wobei 'Problem' selbst wieder dualistisch als 'Kampf zwischen dem Seienden und dem Seinsollenden' verstanden wird. Epik als Problemdichtung in diesem Sinne erreicht ihren Höhepunkt in der Romantik, um dann parallel mit dem Niedergang metaphysischen Denkens allmählich abzusinken. Hauptmanns 'Emanuel Quint', eingeordnet in eine, wie sich zeigen läßt, niemals ganz unterbrochene, literarisch-mystische Tradition, ist dann doch mehr als, wie Ermatinger urteilt, 'eine mit dichterischen Mitteln aufgearbeitete Krankheitsgeschichte eines psychopathisch merkwürdigen Falles' (S. 73). Das Urteil über Thomas Mann, den von Ironie und Skepsis zerwühlten Virtuosen, dem es 'an dem Glauben als dem unmittelbaren Weltgefühl gebricht', wird man vorbehaltlos unterschreiben; zu er-

Digitized by Google

innern wäre an neu erstarkende epische Problemdichtung, wie sie etwa in E. G. Kolbenheyers Romanen zutage tritt.

Von solchen Voraussetzungen aus mußte es den Verfasser immer wieder zu Keller zurücklocken, in dem sich ja seit dem Feuerbach-Erlebnis Materialismus in dichterischer Prägung am deutlichsten ausgewirkt hat. Manches mußte Ermatinger jetzt in anderem Lichte erscheinen als einst. Daß dem so ist, daß Ermatinger die innere Nötigung gefühlt hat, sich von neu gewonnener Höhe immer wieder mit Keller auseinanderzusetzen, beweist allein schon die Tatsache, daß nicht weniger als fünf Aufsätze der Sammlung sich mit dem Dichter beschäftigen. Kellers Bild hat dabei nur gewonnen, hebt sich noch deutlicher und klarer von geistesgeschichtlichen Hintergründen, öffnet dem Blicke weitere Tiefen als früher. Seine geistesgeschichtliche Stellung und Sendung bestimmen zwei Aufsätze: 'Gottfried Keller an der Scheide zweier Zeitalter' — schon der Titel sagt alles — und 'Zwei Dichterworte'. Dieser besonders zeigt Ermatingers Begabung, von einem beliebigen Punkte der Peripherie jeweils ins Zentrum vorzustoßen. Goethes Worte über die Ehrfurcht in den Wanderjahren und das Bekenntnis des Jukundus im 'Verlorenen Lachen': 'Der Rest ist Schweigen', wenn nämlich die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweggezogen werden, geben Anlaß, den geistesgeschichtlichen Wandel in der Stellung des Menschen zur Religion zu beleuchten. Denn schon bei Goethe b e d e u t e n die vorgeschriebenen Gesten Ehrfurcht, d. i. Religion, s i n d es nicht mehr. Verfasser braucht seinem alten Helden auch jetzt nicht Unrecht zu tun oder auf niedrigeren Sockel zu stellen. Sei's, daß Ermatinger aus dem Verse 'in eigner Angel schwebend ruhn' Kellers 'Lebensglauben' herausschält, sei's, daß er den Humoristen Keller dem heiligen Narren des Grafen von Zimmern vergleicht, immer ergeben sich, wenn auch das Bekenntnis zu Feuerbach geistige Mitte bleibt, auch Ausblicke auf metaphysische Hintergründe Kellerschen Schaffens. Besonders aufschlußreich ist die Untersuchung 'Keller als Dramatiker', weil Ermatinger auch hier die letzten Gründe aufdeckt, die Keller am Drama scheitern lassen mußten. Denn das Drama 'kam ihm nicht zu', da 'epische Gelassenheit' der Stil seines Lebens ist wie seiner Dichtung. Jetzt freilich muß sich auch die Kehrseite des Feuerbach-Erlebnisses offenbaren, das für den Verfasser einen vorzeitigen Abbruch von Kellers geistigem Wachstum, einen Stillstand in der Entwicklung des Wesentlichen bedeutet, wie an 'Martin Salander' nachgewiesen wird, und nun auch einen Bruch im epischen Schaffen Kellers zur Folge hat. Genau wird schließlich Reichweite und Gehalt von Kellers Dichtung mit den Worten 'Epik, nationales Bürgertum, diesseitiges Bescheiden' abgegrenzt gegen Lyrik, Drama, Weltbürgertum, kosmische Weiten einer rein geistigen Welt.

Vom Gegenpole Keller aus, in dem 'die geistig-sittliche und staatlich-wirtschaftliche Bewegung der Schweiz Symbol geworden ist' als Bejahung von Natur und Gegenwart, gewinnt nun auch das Bild C. F. Meyers neue Züge, des Dichters, der als Gegensatz zum Leben, als sentimentalische Natur begriffen wird, dessen Werk sich das Gottesgefühl des Protestantismus Raum und Ausdruck schafft. Von diesen Einzelgestalten, denen sich Heinrich Leuthold als Typus desjenigen Dichters angliedert, in dem sich formschöpferische Kraft auf Kosten tiefdringender Welt- und Lebensdeutung auslebt, wendet sich der Blick zur Schweiz als Gesamtorganismus und zu ihrem Anteil an der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Bodmer und Breitinger erfahren da eine Würdigung, die mit wesentlichen, von ganz anderer Seite her gewonnenen Ergebnissen Alfred Bäumlers übereinstimmt, wenn er der Entwicklung des irrationalen, d. h. des individuellen Moments in der Ästhetik des 18. Jahrhunderts nachgeht (Kants Kritik der Urteilskraft, in der Geschichte und Systematik. 1. Bd., Halle 1923). Wenn aber Verfasser die Tatsache, daß der Schweiz die klassische Dichtung ver-

Digitized by Google

sagt bleibt, aus den staatlichen Verhältnissen des Landes erklärt, umgekehrt die deutsche Klassik auf die Persönlichkeit Karl Augusts und seinen Hof zurückführt, befriedigt solche Begründung als eine rein exoterische nicht vor dem Forum der esoterischen, eigenen Postulate. Abgelehnt wird der Begriff einer schweizerischen Nationalliteratur vor allem an Hand der Beziehungen zwischen Keller und Ludwig Eckardt.

Eine Stellung für sich im Problemkomplex 'Schweiz' nimmt der schöne und ergebnisreiche Aufsatz 'Pestalozzi als Denker' ein, ein Meisterstück in der Art, geistige Gestalt symboldeutend aus innerster, treibender Mitte heraus zu erfassen. Gezeigt wird, wie sich der geistesgeschichtliche Gegensatz im Sturm und Drang zwischen dem Ideal der 'Bildung', das er von der Aufklärung übernimmt, und seinem eigenen Glauben an das Genie, das sich aller regelnden Konvention entzieht, in Pestalozzi zu förmlicher Tragik auswächst. Diese Einsicht legt nun auch die eigentliche Ursache dafür bloß, daß dieser reiche Geist, dieses edle Wollen und Streben im Leben gescheitert ist, notwendig scheitern mußte, da Pestalozzi, auch er, geistesgeschichtlich gesehen, ein Bürger zweier Welten, ein Genie der Erziehung, die Schule als solche verneinen mußte. Da nach dem Individualitätsprinzip seiner Methode der Lehrer mit dem Schüler in geradezu mystischer Weise verwandt sein muß, weshalb die Mutter, die ideale Erzieherin, bei Pestalozzi in so verklärendem Lichte steht, ist damit notwendigerweise die Möglichkeit eines Massenunterrichtes, theoretisch wenigstens, aufgegeben.

Eine letzte Höhe erklimmt der weltanschaulich und metaphysisch fundierte Dualismus in den Begriffen Zeitstil und Persönlichkeitsstil, in der den Historiker immer wieder beschäftigenden Frage, ob die Zeit die Persönlichkeit oder diese die Zeit hervorbringe und gestalte. Verfasser sieht in diesen Begriffen ein Nebeneinander, nicht ein Nacheinander, also ein korrelates Verhältnis, und definiert Zeitstil als die 'einmalige Bildwerdung des Unsichtbar-Formenden, eine Vielheit von Gestalten', Persönlichkeit als 'eine dieser Gestalten'. Voraussetzung für die Bildung eines Stiles ist 'stets ein im Unterbewußtsein sich vollziehendes Idee-Erlebnis als Schöpfung eines persönlich bedingten organischen Weltbildes aus dem Urstoffe des Lebens heraus' (S. 355), wobei statt 'sich vollziehendes Idee-Erlebnis' wohl, wie aus den folgenden Ausführungen ganz klar hervorgeht, ein im Unterbewußtsein 'wurzelndes' Idee-Erlebnis oder ähnliches zu sagen wäre, denn ein Idee-Erlebnis, das die Schwelle des Bewußtseins nicht erreichte, wäre ein Unding. Aus geistig abstrakter Sphäre ragt nun Stil sichtbar in Raum und Zeit hinein. Danach unterscheidet Verfasser vier Epochen: Barock (1640 bis 1710), Rokoko (1710—1770), Sturm und Drang, Klassik, Romantik (1770 bis 1830), Realismus, die in- und untereinander folgerichtig und notwendig zusammenhängen. Mit Hilfe der daraus sich ergebenden Kategorien des geistigen Erlebnisgrundes, der Stilkunst, des Seelenlebens und der Sprache wird jeweils das Bild der Epoche bestimmt, ein Unternehmen, das wiederum lebhaft an H. A. Korffs oder Fritz Strichs ähnlich orientierte Methoden erinnert. Ermatinger gelangt über manches, dort bereits Erkanntes hinaus, so, wenn er das Theodizee-Problem in den geistigen Raum der Aufklärung einbaut, oder wenn er von Klassik und Romantik zur deutenden Erfassung des 'Realismus' mit seiner fortschreitenden Verbegrifflichung, die um 1820 deutlich zu werden beginnt, weitergeht, einer der ersten bemerkenswerten Versuche, das uns scheinbar so lebensnahe und doch so schwer klar zu überschauende 19. Jahrhundert geistesgeschichtlich zu erkennen.

Die Fruchtbarkeit des hier verkündeten und angewandten methodischen Prinzips, das sich vor allem durch den Mut auszeichnet, aus der überwältigenden und verwirrenden Fülle des Materials die wesentlichen Linien, das heißt die eigentlich gestaltenden Kräfte zu lösen, ist evident, eben weil es sich um mehr als um Methode, um den letzten Sinn unserer Wissen-

Digitized by Google

schaft überhaupt handelt, eine Fruchtbarkeit, die auch nicht in der schönen, freilich noch kurzen Reihe der vom Verfasser in den 'Wegen zur Dichtung' herausgegebenen Arbeiten zu übersehen ist, Arbeiten, die mit zu dem Besten gehören, was in solchen Sammlungen zutage gefördert wird. Was im Nachwort der vorliegenden Aufsatzsammlung als Recht und Pflicht gefordert wird, das ist hier bereits erfüllt: 'Man soll es auch einem wissenschaftlichen Werk auf dem Gebiet der Geschichte anspüren, daß ein Mensch es geschrieben hat, der nicht nur Wissen und Verstand, sondern auch Gemüt, Temperament, Phantasie, Erfahrung besitzt', ein Wort, das wir aufs freudigste begrüßen.

Wien. Franz Koch.

S. Pirchegger, Die slawischen Ortsnamen im Mürzgebiet. (Vasmers Veröffentlichungen d. Berl. Slaw. Inst. 1.) Leipzig, Markert, 1927. XXXI, 239 S.

Aus einer Leipziger Dissertation hervorgegangen, mußte die Arbeit mancherlei, teilweise durch widrige Zeitumstände bedingte Wandlungen erfahren, bis sie erscheinen konnte. So waren neben begrüßenswerten Erweiterungen leider auch namhafte Kürzungen notwendig geworden, um die Druckkosten einigermaßen erschwinglich zu machen.

In einer ziemlich eingehenden historischen Einleitung, die zu den Erweiterungen des Buches gehört, orientiert der Vf. über die Besiedlung des Gebietes von der vorgeschichtlichen Zeit bis zur deutschen Einwanderung und weist darauf hin, daß der Namenforscher in seinem Materiale 'mit vorindogermanischem, illyro-venetischem, keltischem, romanischem, slawischem und germanischem Sprachgut' zu rechnen hat. Die deutschen Namen sind natürlich in großer Mehrzahl vorhanden, sie stehen zu den übrigen etwa im Verhältnis von 3:1. Das Eindringen der Bayern in Südtirol ist (S. XX) mit 500 wohl etwas zu früh angesetzt. Die Einwanderung erfolgte wahrscheinlicher in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, zu einer Zeit, als in Oberitalien schon die Langobarden saßen, deren Nachbarn die Bayern wurden.

Die ersten vier Teile des Buches enthalten die Namenuntersuchungen, und zwar hauptsächlich die Behandlung der slawischen Namen des Gebietes, einzelne lautliche Erscheinungen werden dabei durch Hinweise auf die slawische Grammatik erläutert; der 5. Teil enthält eingehendere Notizen über verschiedene Namen.

Für den Germanisten hat der 6. Teil, der eine Lautlehre der Mürzma. enthält, natürlich besonderes Interesse, und weil wir darin die erste wissenschaftliche Darstellung einer steirischen Ma. erhalten, ist es gewiß zu bedauern, daß auch dieser Abschnitt mit Rücksicht auf die obenerwähnten Umstände einer starken Kürzung unterzogen werden mußte. Schon Lessiak hat ja auf die Wichtigkeit der steir. Maa. für die Abgrenzung des Süd- bzw. Mittelbairischen hingewiesen. Wie aus dem Vorwort zu entnehmen, ist, hat E. Sievers die klanglichen Verhältnisse der Ma. untersucht; die Ergebnisse sind in kurzen Bemerkungen über die Entwicklung im Steig- bzw. Fallton eingestreut. Es werden demnach in dieser Untersuchung die neuesten Methoden sprachwissenschaftlicher Forschung verwertet. Im übrigen hat sich der Vf., soweit es möglich war, mit Vorteil an die bekannte Abhandlung Lessiaks über die Pernegger Ma. angeschlossen.

In der phonetischen Einleitung beschreibt der Vf. die Artikulationstätigkeit bei den einzelnen Lauten und Lautgruppen. Im allgemeinen ist sie bei Steigton energischer als bei Fallton, woraus sich eine Reihe von

Digitized by Google

verschiedenen Entwicklungen erklärt. Stimmhafte Geräuschlaute fehlen der Ma. In bezug auf die Intensität der kons. Artikulation werden fünf Stärkegrade unterschieden, dabei werden geminierte Fortes im Affekt auch für den Anlaut festgestellt. Im Auslaut sind in der Regel die Inlautformen durchgeführt, selten ist die alte Verhärtung bewahrt, bisweilen ist bei Doppelformen Bedeutungsdifferenzierung eingetreten.

Aus den Ausführungen über den Vokalismus ist bemerkenswert, daß *ê* und *ô* im Steigton und in der jüngeren Ma. monophthong., im Fallton dagegen diphthong. Entsprechung aufweisen, und zwar *e, o* bzw. *ęa, ða*. Lessiak hat als Kennzeichen der südlichen Maa. Diphthong, der nördlichen Monophthong festgestellt.

Der Konsonantismus erweist mit Rücksicht auf die Entwicklung von germ. *d* und *þ* die Zugehörigkeit der Mundart zur mittelbairischen Gruppe. Sie sind in weitem Umfange zusammengefallen, doch wird je nach der Tonbewegung Fortis oder Lenis gesprochen, jene bei Steigton, diese bei Fallton. Nur vor *l, n* zeigt sich ein Unterschied, indem hier germ. þ reduziert wurde, germ. *d* hingegen als Fortis erscheint. Ähnlich wird auch für germ. *b* im Anlaut steigtonig die Fortis, falltonig die Lenis gesprochen, so daß also die Ma. zwei Qualitäten des Lautes kennt. Dagegen erscheint germ. *k* anl. vor Vok., entsprechend den südbair. Maa. als Affr., ebenso vor *l, n, r*, wobei palatale und velare Artikulation unterschieden wird. Dieser Unterschied kommt jedoch in der phonet. Transkription nicht zum Ausdruck. In der Stellung nach *l* und *r* werden als Entsprechungen Spirant und Affrikata verzeichnet, die Scheidung erfolgte wiederum unter der Einwirkung der Tonbewegung; *s* wird inl. in der Verbindung *sp* und *sk* zu *š*, in den ON. Hollersbach und Angersbach (S. 181) kann die *š*-Aussprache auch nach *r* entstanden sein, wie die Beispiele auf der folgenden Seite zeigen. *l* und *r* sind nach Lessiak im Süden im allgemeinen unverändert, in den meisten nördlichen Maa. ist dagegen *l* nach Vok. zu einem *i*-ähnlichen Laut entwickelt. In der Mürzma. ist diese Vokalisierung des *l* ebenfalls vertreten, meist bei Dissimilation, sonst ist aber *l* fast ausnahmslos erhalten, *r* dagegen nach dem Verfahren der nördlichen Maa. inl. und ausl. vor Kons. geschwunden bzw. reduziert.

Die Darstellung paßt ja in den Rahmen des Buches, es wäre aber gewiß erwünscht gewesen und hätte den Wert der Untersuchung wesentlich erhöht, wenn der Vf. die Arbeit Lessiaks und ihre Ergebnisse in weiterem Umfange zum Vergleich herangezogen hätte, ein Vergleich fehlt hier fast völlig. Desgleichen wäre ein Vergleich mit den nördlichen Maa. von großem Vorteil gewesen, über Oberösterreich haben wir ja von Haasbauer im Teuthonista (Jg. 1) eine knappe, aber gute Untersuchung. Immerhin wird die deutsche Ma.-Forschung dem Vf. auch für diese Einzeldarstellung dankbar sein.

Auch der 7. Teil des Buches mit der Untersuchung über die Vertretung der asl. Laute enthält eine überaus interessante Darstellung dieser auch für die bair. Ma.-Forschung wichtigen Frage. Auch hier sind die einzelnen Lauterscheinungen durch zahlreiche Beispiele von Namenformen aus Urkunden illustriert. Als 8. Teil ist ein Kapitel mit allgemeinen Bemerkungen über die Ortsnamenbildung angeschlossen, in einem Register werden die behandelten Ortsnamen verzeichnet. Es ist wohl demselben Grund, der die sonstigen weitgehenden Kürzungen veranlaßte, zuzuschreiben, daß das Register nicht auch auf die mundartlichen Ausdrücke des 6. Teiles erweitert wurde. Dadurch wäre die Benutzung auch dieses Abschnittes bedeutend erleichtert worden.

Innsbruck. L. Jutz.

Digitized by Google

F. A. Foster, A stanzaic life of Christ. (E. E. T. S. 166.) London, Milner, 1926 (for 1924). XLIII, 456 S. 35 sh.

Dieses 10840 Zeilen lange Gedicht in vierzeiligen kreuzweise gereimten Strophen ist uns in drei Hss., Harley 3909, Additional 38666 und Harley 2250 erhalten und bisher ungedruckt gewesen. Die Hss. stammen alle aus dem 15. Jahrhundert, das Werk selbst wird vom Hsg. in das 14. Jahrhundert verlegt. Sein Wert ist linguistisch, denn es ist nach dem Ausweis der Reime in nordwestmittelländischem Dialekt abgefaßt, und auch literarhistorisch, denn es bildete, wie Vf. in der Einleitung nachweist, die Vorlage für Teile der Chester plays, die also wie andere mittelalterliche Spiele Literatur in der Volkssprache und nicht nur lateinische als Vorlage benutzten.

Abgedruckt wird nur eine Hs., Harley 3909. Aus den beiden anderen werden nur in dieser Hs. fehlende Teile ergänzt, und zwar Z. 1—66 und einige S. XII angeführte aus dem Inneren aus Add. 38666, Z. 9625—10840, welche auch in dieser Hs. fehlen, aus Harley 2250. Z. 10840 ist aber noch nicht der Schluß des ganzen Werkes, auch in Harley 2250 fehlt nach der Angabe des Herausgebers noch etwa eine Seite. Textvarianten der nicht gedruckten Hs. gibt Vf. nicht. Er sagt bloß, daß Harley 3909 und Add. 38666 den 'besseren' Text bieten und gewöhnlich gegenüber Harley 2250 übereinstimmen, wo auch einige Stellen ausgelassen sind.

Als Entstehungsort nimmt Vf. Chester an, ohne es weiter zu beweisen. Er schließt es wohl daraus, daß das Werk teilweise Ranulph Higdens 'Polychronicon' benutzt hat. Dieser wird zwar in manchen Hss. des Polychronicon als 'Monachus Cestrensis' bezeichnet, und dies wird durch eine Angabe des Bischofs Bale (siehe Ausgabe des P. Rolls Series, I, S. X) bestätigt, aber bei der großen Verbreitung seines Werkes kann es natürlich auch anderswo als Quelle für ein englisches Werk benutzt worden sein. Eher wahrscheinlich ist es, daß der Verfasser der Chester plays auf ein heimisches Werk gegriffen hat als auf ein fremdes. Sprachlich ist Chester als Entstehungsort möglich. Die Reime, deren bezeichnendste S. XV angeführt werden, weisen auf das nordwestliche Mittelland (z. B. ae. *a* vor Nasal, r. m. *o*, 3. Sing. Präs. Ind. auf *-es*, 3. Plur. auf *-en*, Part. Prät. der starken Verba gewöhnlich auf *-en*, *-n*, Pers. Pron. 3. Pers. Fem. *ho*), nicht nur auf westl. Mittelland, wie Vf. sagt (vgl. die eingehende Darstellung der me. westmittelländischen Dialekte von M. S. Serjeantson, Rev. E. St. III, 54, 186 und 319 ff.). Die Hs. Harley 3909 enthält außerhalb des Reimes noch weitere Beispiele von Dialektformen, die auf Cheshire passen, ich erwähne z. B. Pron. Poss. Plur. *hor* 160, 162 u. ö., ae. *y* als *u* in *hul* 149, *studfastlie* 124, ae. *ea* vor *ht* als *e* in *heght* (r. m. *sleght* 150, allerdings auch *hy* r. m. *cry* 229), ae. *eo* als *u* in *furthe* (der vierte) 85, im Reim allerdings *e* in *tre* r. m. *he* 73, und öfteres *-es* als *-us* (Luick, Hist. Gram., § 460, 2a). Die Hs. 2250 war außerdem anscheinend im Besitze einer vielleicht in Cheshire nachweisbaren Familie (siehe S. XII), wenn auch ihr Schreiber gelegentlich nördliche Formen verwendet (S. XII). Eine eingehendere Untersuchung, als sie Vf. geben konnte, wäre dankbar.

Die Hauptsache der Einleitung ist der Untersuchung der Quellen des Autors gewidmet und der Frage nach der Benutzung des Werkes durch den Verfasser der Chester plays. Quellen sind vor allem die Teile der Legenda aurea, welche von der Geburt Christi handeln, dazu noch einige andere Stücke dieser (siehe S. XXII). Das Polychronicon (wie Vf. meint, nach einer Hs., welche die Geburt Christi ausführlicher schilderte als die in der Rolls Series abgedruckte) wird gelegentlich zur Ergänzung herangezogen. Der Nachweis der Benutzung des Werkes durch den Verfasser der Chester plays scheint gelungen und könnte auch noch eingehender untersucht werden.

Digitized by Google

Die Anmerkungen geben hauptsächlich Verweise auf die Vorlagen des Textes.

Ein ausführliches Glossar, das die verschiedenen Schreibungen (mit Angabe je einer Belegstelle) enthält, und ein Eigennamenverzeichnis sind noch beigegeben.

Innsbruck. K. Brunner.

E. Vowinkel, Der englische Roman der neuesten Zeit und Gegenwart. Berlin, Herbig, 1926. 253 S. 6,50 M.

Das gegenwärtige Buch will den englischen Roman der letzten Jahrzehnte darstellen, und zwar nach besonderen Gesichtspunkten. In der Einleitung behandelt Vf. das Stilproblem des Romans — die Terminologie ist die des Vf.s —, die Stilformen des Romans und den 'inneren Weg' des englischen Romans der Neuzeit. Drei Abschnitte führen das Material vor: 1. Idealisierende, 2. Rationalisierende, 3. Romantische Stilformen. Dann finden sich verschiedene Unterabteilungen, auf die aber hier nicht eingegangen wird.

Gutes sowohl wie Nachteiliges des Buches fällt sofort auf. Die Aufstellung ist übersichtlich, und soweit ich beurteilen kann, liegt eine langjährige Beschäftigung mit den behandelten Büchern vor. Da der Gegenstand so neu und wenig bearbeitet ist, trägt das Buch zur allgemeinen Orientierung in der neuesten englischen Literatur bei.

Nachteilig finde ich z. B. den Ausdruck Stilform. Der Leser bezieht ihn immer wieder auf die Darstellungsart, während Vf. Stoff und Form nicht auseinanderhält. So kommt es, daß Henry James seiner Methode nach im zweiten Abschnitt erscheint, während Joseph Conrad, der dieselbe Methode hat, nach stofflichen Gründen im dritten Abschnitt auftritt, als exotischer Romantiker. So erscheinen George Moore und Kipling zusammen unter dem Titel Naturalismus — sie gehören kaum in dieselbe Kategorie —, während der Schüler Moores, Bennett, zum deterministischen Realismus gezählt wird. Ein Romantiker wie Hawthorne hat neben Sheila Kaye-Smith einen Platz gefunden, unter dem Titel: Spannung zwischen Idealwelt und Realwelt.

Greifswald. S. B. Liljegren.

R. Münch, Vom Arbeitsunterricht in den neueren Sprachen. Versuch einer arbeitskundlichen Didaktik. Leipzig, Teubner, 1927. XIII, 123 S. 4 M.

Der noch Ostern 1905 von der Thüringer Studentenwoche (in Gotha) als 'Mystikum' bezeichnete AU (= Arbeitsunterricht; Angabe des Verfassers im Schlußwort) wird in der vorliegenden Schrift seines mystischen Charakters entkleidet und als gangbarer Weg zum Ziel — Bildung und Erziehung — empfohlen. Im Vorwort betont Verf., daß der AU ein allgemeingültiges Prinzip ist und daher auf völlige Freiheit gestellt werden muß, d. h. frei sein muß von allem Dogmatisieren, Befehlen und sogar Empfehlen, wenn die bereits drohende Gefahr der Verengung vermieden werden soll. Seine Ausführungen wollen nur verstanden sein als Hinweise, wie man es machen kann, nicht wie man es machen muß. Sein Material ist in der Hauptsache aus der Arbeit in der Schule gewonnen. Zugleich soll seine Schrift eine kritische Übersicht und Zusammenfassung der schon erschienenen Veröffentlichungen bieten, für die des Vorworts 2. Teil ein guter Führer ist.

Der Inhalt des Buches zerfällt in I. Allgemeines: Verf. setzt sich

Digitized by Google

zunächst mit 'Namen und Begriff' auseinander und betont dabei, daß in der Aktivität des Schülers der Wesenskern des Begriffs nach heutiger Auffassung vorliegt. Doch ist die engl.-amerikan. Deutung des Wortes als *'activity-instruction'* zu eng, weil *'education'* fehlt. Unser AU soll den ganzen inneren Menschen aktivieren und wird daher zugleich zu einem Mittel der Gesamterziehung. — 'Sinn, Wert und Bedeutung des AU' liegen auf ethischem Gebiete in der Erziehung zur objektiven Kritik, die allerdings nur auf dem Wege subjektiver Selbständigkeit möglich ist. Die Erziehung schon des jungen Menschen zu offener sachlicher Kritik, zu eigenem Beobachten und Denken, zur Ablehnung gedankenlosen Nachplapperns usw., kurz, die Erziehung zu einer Persönlichkeit ist die vornehmste Aufgabe des AU. Dazu treten psychologische Vorteile durch die Auslösung von Lustgefühlen und dadurch bedingte größere psychische Tätigkeit und höhere psychische Kraft. Die so mobil gemachten Kräfte sollen aber nicht nur Mittel zum Zweck sein, sondern ihre Entwicklung und Entfaltung gilt auch selbst als Zweck. Der Vorteil, den der einzelne Schüler von dem AU hat, ist, daß alle seine Kräfte wachgerufen werden. — Die Frage 'AU ein Prinzip oder eine Methode?' wird mit allem Nachdruck zugunsten des Prinzips entschieden. Methodik wäre der Tod des AU. — In dem Abschnitt 'Formen und Phasen des AU' hebt Verf. hervor, daß es allein auf die Erregung innerster Kräfte ankommt. 'Schülerfrage' und 'Schülerwechselgespräch' unter Ausschaltung des Lehrers sind an sich kein Kriterium für den AU. Das Wesentliche bleibt für den Lehrer die dynamische Nutzbarmachung der im Stoffe liegenden jugendpsychologischen wirksamen Aktivitätselemente. Die Form, in der dies zu geschehen hat, ist völlig frei und vom Lehrer (unter Heranziehung der Schüler) selbst zu finden. Verf. stellt dann einige allgemeinste 'Charakterformen des AU' auf. Vom Schüler ausgehend ist die 'Schülerfrage' die auffälligste, aber nicht unerläßlichste Form. Alle Fragen sind von den Schülern an die Schüler zu stellen;(!!) nur im Notfalle greift der Lehrer ein. So entwickelt sich ungezwungen das 'Schülerwechselgespräch' zu Streit- und Rundgespräch, zur Aussprache, wobei Spielereien und Übertreibungen natürlich wirksam vorzubeugen ist. Von besonderer Wichtigkeit ist die neue Form der Verbesserung der Schülerfehler. Rechte Arbeitsschüler achten beständig auf das Auftreten von Fehlern bei Lehrern wie Mitschülern, wenn sie dazu erzogen sind, etwa durch absichtliche Fehler des Lehrers beim Vorlesen. Die Frage, ob auch schriftliche Arbeiten mit Fehlern den Schülern zum Korrigieren vorzulegen sind, wird vom Verf. zwar gestellt, aber, weil zu bedenklich, nicht beantwortet. Bei der Fehlerverbesserung soll kameradschaftlicher, ritterlicher Geist in der Klasse herrschen; unduldsames Besserwissen nicht aufkommen. Die Bemerkungen der Schüler sind an die Mitschüler zu richten. Das früher verpönte 'Raten' wird, natürlich im richtigen Sinne (als Ergebnis der Phantasie, Kombinations- und Erfindungsgabe) empfohlen. Auch sind z. B. englische Wörter, deren Bedeutung aus dem Lateinischen oder Französischen abzuleiten ist, nicht ängstlich im Wörterbuch nachzuschladen. Geraten werden soll auch die Überschrift eines neuen Lesestückes oder Gedichtes (vom Lehrer grundsätzlich bei geschlossenen Büchern vorgelesen), ja, auch die Lösung einer spannenden Geschichte, die im spannendsten Augenblick abgebrochen wird. AU in dieser Form erfordert eine gewisse Organisation der Schülerschaft. Schülergruppen (mit selbstgewähltem Führer und einem in Streitfällen entscheidenden Obvertrauensmann) werden gegeneinander in Bewegung gesetzt, namentlich bei den unentbehrlichen Memorier-, Pauk- und Drillübungen. Wichtiger noch ist die Rolle der Gruppen bei der Stellung und Behandlung der stets irgendwie individuell zu gestaltenden Hausaufgaben. Die Gruppenführer bestimmen bei der Erledigung der mündlichen Lese- und Übersetzungsaufgaben die ein-

Digitized by Google

zelnen Schüler, die sich vor der Klasse hören lassen sollen. Verf. bemerkt, daß dieses Verfahren natürlich nur geht, solange die Schüler es ernst nehmen, wie überhaupt der ganze Erfolg des AU von diesem Ernst, einer aufrichtigen Unbefangenheit und Hingegebenheit abhängt. Daß der 'Lehrer im AU' bescheiden an der Rückwand der Klasse stehend vorn die Schüler agieren und einzelne Lehrer spielen läßt, ist die extremste Form des falsch verstandenen AU und zugleich die äußerlichste. Der Lehrer mag noch so sehr 'zurücktreten', er bleibt nach wie vor die Seele des Ganzen. Seine Passivität kann immer nur scheinbar sein. Alles hängt von seiner Persönlichkeit ab. Von seinen Aufgaben hebt Verf. hervor, daß er dem Schüler das Denken nicht abnehmen, das Fragen nicht abgewöhnen darf. Als oberstes Gesetz gilt: nichts sagen, nichts fragen, nichts verbessern, was der Schüler sagen, fragen, verbessern kann. In dem Abschnitt 'Verhältnis zu Stoff und Ziel' betont Verf. in Übereinstimmung mit den Richtlinien, daß vor allem Erwerb der Fähigkeit zur Stoffbeherrschung zu erstreben ist, daß aber zur Erreichung dieses Zieles auch unbedingt Gebrauch zu machen ist von der jedem Schultypus gestatteten Freiheit, den individuellen Jahresplan des Lehrstoffes zu beschränken, ganz entschieden bei der Vertiefung auf der Oberstufe. Hier können nur einzelne Gebiete vertieft werden. 'Mittel und Wege des AU' geben Aufschluß über die Rolle des Schulbuches und der häuslichen Arbeiten, die unter allen Umständen in organischer Beziehung zum Unterricht stehen müssen. Bei der Beurteilung der Schüler ist die Gesamtheit der Fähigkeiten und Leistungen ins Auge zu fassen; das Notizbuch des Lehrers muß aus dem AU verschwinden; die Zensuren müßten ganz frei gefaßt werden dürfen. Wie die Prüfungen dem AU anzupassen sind, bleibt noch abzuwarten, jedenfalls müssen sich im Laufe der Zeit die Prüfungsforderungen in qualitativer Beziehung nach den Forderungen des AU richten. Das Kapitel schließt mit der Betrachtung der 'Grenzen und Gefahren des AU'. Hervorgehoben sei, daß die physische Gefahr einer Überanstrengung durch zu großen Energieverbrauch im Unterricht gering ist, denn 'freudige, lustvolle, beseelte Arbeit' bedeutet keine sonderlich große Anstrengung. 'Wenn ja, dann tröste sich der Arbeitslehrer mit seinem ruhigeren und weniger fortschrittlichen Kollegen, der nach ihm die Klasse betreten wird' (!). Gewichtiger sind psychologische Bedenken. Der Arbeitslehrer muß sich davor hüten, den 'Stimmungsgehalt' der Stunde zu übersteigern. Es muß auch aufmerksames Zuhören gelernt und strenge Sachlichkeit geübt werden; unbefangenes Aufnehmen darf nicht vernachlässigt werden. Den oft erhobenen Vorwurf der Vernachlässigung des Stoffes als intellektuellen Besitzes entkräftet Verf. mit dem Hinweis, daß nur gröbliche Übertreibungen des AU dazu berechtigen können. — Damit AU im rechten Sinne gegeben werden kann, ist die Erfüllung gewisser Vorbedingungen erforderlich, z. B. Gelegenheit zur eigenen Aus- und Fortbildung, Herabsetzung der Amtspflichten, entsprechend vorgebildete und bei der Aufnahme gut gesiebte Schüler, beschränkte Klassenfrequenz usw.

II. Einzelnes und Besonderes: Die ausführliche Besprechung des I. Teils gestattet mir, mich hier kurz zu fassen. Verf. verweist auf den Unterschied zwischen Reformunterricht (Walterscher Art) und AU, auf die Art und Natur der Lehr- und Lernmittel, betont die Stoffauswahl (ein Achtel ist mehr als das Ganze) und führt aus, welche Probearbeiten und Prüfungsforderungen den Forderungen des AU entsprechen. Dann folgen Angaben 'Zur Praxis', wie Verf. den AU auf den drei verschiedenen Schulstufen gestaltete — ein sehr lehrreicher und nicht nur für den Lehranfänger interessanter Abschnitt.

III. Unterrichtsberichte und Unterrichtsproben: Verf. gibt eine Lehrprobe und ausführliche Angaben über laufende Lesestunden einer Obertertia

Digitized by Google

im Englischen, beschreibt Konjugationsübungen in beiden neueren Sprachen und zum Schluß die Durchnahme der französischen Lektüre in Prima und Obersekunda. Viel anregendes Material ist hier zusammengetragen und viel pädagogisches Geschick wird offenbar, doch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dem Verf. märchenhaft gutes Schülermaterial zur Verfügung gestanden hat. — Manches mag sich im Unterricht weniger glatt anhören, als es hier zu lesen ist, mancher Zweifel mag aufkommen hinsichtlich der Stoffbewältigung in einer einzigen Unterrichtsstunde, mag auch sonst mancher Punkt (z. B. Schülerfragen und Schülerwechselgespräch, Arbeitslehrer und weniger fortschrittlicher Kollege usw.) zu abweichender Auffassung veranlassen, so viel steht fest, daß Münch viele Anregungen bietet, die zu lesen kein Neusprachler versäumen sollte, ganz gleich, ob er entschiedener Anhänger oder prinzipieller Gegner des AU ist.

Potsdam. Fritz Fiedler.

Eun. R. Goddard, Women's costume in French texts of the eleventh and twelfth centuries. The John Hopkins Studies in Romance literatures and languages VII. Baltimore 1927. 263 S.

Die vorliegende Publikation rechtfertigt sich dadurch, daß seit Winters Monographie (Ausg. u. Abh. ed. Stengel Nr. 45; 1886) eine ganze Reihe neuer Texte erschienen ist, deren Material zur Ergänzung und Vervollständigung, beziehentlich Richtigstellung von bisher Angenommenem dient. Gay versuchte in seinem 'Glossaire archéologique' (1887), die archäologische Betrachtungsweise, also die Berücksichtigung gleichzeitiger Statuen, Abbildungen in Handschriften usw., mit der philologischen zu verbinden, aber sein Werk blieb unvollendet und behandelte das 12. Jahrhundert auch nur ziemlich summarisch. Goddard legt nun den Nachdruck auf die philologische Seite, zieht aber, wo es irgend erwünscht oder nötig ist, unter Beigabe von 7 Bildertafeln die archäologische heran, und dies ist auch der richtige Weg, der uns am ehesten zu einer möglichst deutlichen Anschauung von Kleidung und Putz der Frau im französischen Mittelalter führt. Es versteht sich, daß trotzdem gar manches problematisch oder im Dunkel bleibt. Daß sich G. auf Texte des 11. und 12. Jahrhunderts beschränkt, ist etwas schmerzlich, und die Begründung damit, daß gegen Ende des 12. Jahrhunderts ein Wechsel in der Kleidung eingetreten sei, und daß bei einer größeren Zeitspanne die Behandlung weniger gründlich ausgefallen wäre, befriedigt nicht sehr, aber wir wollen mit dem Verfasser nicht rechten und für das Gebotene dankbar sein. Sehr praktisch ist die alphabetische Anordnung, da sie eine schnelle Auffindung ermöglicht; ich folge ihr in den nicht vielen Bemerkungen, welche ich anzuschließen habe.

Das S. 23 unten angefochtene *leve* (<*lavat*) ist natürlich ganz in Ordnung, und auch *donc*, nach dem das Komma zu streichen ist, kann bestehen bleiben, da ja *dont* und *donc* häufig verwechselt werden. — Gelegentlich von *afubler* ist S. 30 von *guite* und dessen vermutlich dunkler Bedeutung die Rede. God. bringt für *guite* nur einen Beleg, und zwar aus dem Folque de Candie 10 818; Goddard fügt das *guynte* im Folque II Anl. III, 2226 hinzu und eine Stelle aus dem Doon de la Roche 3159, wo im Text *guinte* steht (Hs. *guinde*), während Hs. L. *guite* aufweist. Das Wort begegnet aber noch öfter, so in der zehnsilbigen Version des Alexander (P. Meyer, Alex. le Gr. I, 52), in den Narbonnais 5239 und wieder im Folque 7092 und 7177, wozu noch zwei Belege kommen, die God. unter offenbar identischem *wite* aus Raoul de Cambrai 7160 und Gautier de Coincy verzeichnet. Ich kann hier die einzelnen Stellen nicht analysieren, aber so viel ergibt sich aus ihnen, daß God. nicht nur unter *guite* unrichtig mit 'chapeau' glossiert

Digitized by Google

(wie übrigens auch Suchier), sondern auch unter *wite* unrichtig mit 'long voile dont les femmes se couvrent le visage', und daß es sicher ein langes Kleidungsstück gewesen ist, wahrscheinlich ein Mantel; letzteres geht deutlich aus den Stellen im R. de Cambrai und bei G. de Coincy hervor, wie ja denn die Herausgeber des ersteren Denkmals auch schon ganz zutreffend mit 'vêtement long' glossieren. Bemerkt sei noch, daß die Stelle im 'Doon de la Roche', wo es *guintes sarazines* heißt, vielleicht einen Fingerzeig für den Ursprung des Wortes darstellt. — Zu *bliaut escarimant* (S. 58) vgl. Zs. XXIV, 566. — G. scheint zu glauben (S. 63), daß mit *bouton* in *ne valoir un bouton* 'Hagebutte' gemeint sei, aber das ist doch nicht das Nächstliegende, und es gab neben Zierknöpfen doch auch gewöhnliche Knöpfe; so sieht denn auch Tobler, Wb. in unserer Wendung *bouton* als *Knopf* an. — S. 89 konnte neben *chaucement* auch des häufigeren *chaucemente* gedacht werden, das ich freilich bei God. nicht zu entdecken vermag, s. Tobler, Wb. — Wenn *garmos*, dessen Behandlung eigentlich aus dem Rahmen des Themas herausfällt, nach der Deutung von Thomas ein Schwarzfärbemittel gewesen ist, so mögen es die Damen für die Augenbrauen verwendet haben, aber schwerlich für die Haare (S. 130), da doch blonde Haare für das Feinere galten. — Nicht *noiel*, sondern *noel* ist die ursprüngliche Form entsprechend der Herkunft. Erwünscht wäre ein Hinweis auf die hlg. Fides 93 gewesen, wo, wenn die Überlieferung richtig ist, die Bedeutung 'button-like ornament', zu welcher G. für die französischen Stellen kommt, nicht passen will, s. Anm. u. Gloss. bei Höpffner. — Das unter *orel* Vorgetragene befriedigt wenig. Es werden zwar dem Beleg von God. aus dem 'Chastie-Musart' richtig Folque de Candie 10 127 und Escoufle 5663 hinzugefügt, doch fehlt Folque 3918, und die Deutung als 'headdress' ist zu allgemein. Darauf, daß in Escoufle für denselben Gegenstand einmal *gimple* (5573) und dann *orel* gesagt wird, kann man kein großes Gewicht legen, da der Verfasser in der Bezeichnung von Kleidungsstücken nicht sehr genau ist; auch stimmt dazu nicht der Umstand, daß im Chastie-Musart (Œuvres de Rutebeuf ed. Jubinal III, 387, V. 161 u. 162) *orel* und *guimple* nebeneinander erscheinen. Es kann sich, wenn ich recht sehe, nur fragen, ob mit *orel* ein Schleier gemeint ist, der das ganze Gesicht bedeckte, wie Michelant glossiert, oder nicht bloß ein 'Mundtuch', wie im Provenzalischen *musel* oder auch *benda* (s. Zs. 43, 213), vgl. das ὠράριον im Edikt des Diokletian ed. Blümner und Mommsen. Die beiden Folque-Stellen bringen keinen Entscheid. — Warum *frois* in *orfrois* von *phrygius* lautlich nicht möglich sein soll, wie Meyer-Lübke, EW. 6471 a sagt, vermag ich nicht zu sehen. Daß *a or batu* 'synonymous' mit *orfrois* sein soll (S. 179), erscheint mir nicht ausgemacht.

Jena. O. Schultz-Gora.

Walter Gottschalk, Die humoristische Gestalt in der französischen Literatur. (Sammlung Romanischer Elementar- und Handbücher II, 6.) Heidelberg 1928. 391 S.

Der Verfasser der bekannten 'Französischen Synonymik' begibt sich hier auf ein überaus reizvolles, aber nicht ganz ungefährliches Gebiet der Literaturgeschichtschreibung. Die Bedeutung des Humors innerhalb der französischen Literatur festzustellen, die Breite seines Geltungsbereiches zu umreißen und die Tiefe seiner Wirkung zu ergründen, ist um so lockender, als man bisher Humor im eigentlichen Sinne des Wortes als ein Vorrecht der germanischen Rasse, insbesondere der Engländer und Deutschen, in Anspruch nehmen zu müssen glaubte. So ist schon der Titel des Bändchens eine Art Kampfansage gegen herkömmliche Ansichten, und

Digitized by Google

wenn man flüchtig die fast 400 Seiten mit ihrem gelehrten Apparat der Anmerkungen und Quellenverweise durchfliegt, ist man leicht geneigt, sich bedingungslos zu ergeben und die humoristische Stärke der Franzosen 'with one auspicious and one dropping eye' anzuerkennen. An die 190 Namen von Verfassern mehr oder weniger humoristischer Werke nennt das Register am Schluß, und von der 'Moniage Guillaume' bis zu Rostands 'Cyrano de Bergerac' entgeht dem scharfsichtigen Auge des belesenen Verf. kaum ein Tröpfchen des edlen Nektars franzischen Humors[1].

In der über 50 Seiten langen Einleitung wird 'Humor' im allgemeinen, und zwar idealiter, auf seine Ingredienzien hin geprüft und festgestellt, daß es mancherlei Mischung gibt: der 'heitere Humor' und der 'ernsttragische Humor', jener mit einer 'komisch-humoristischen' und einer 'rührend- bzw. liebenswert-humoristischen' Form, dieser mit einem 'tragikomisch-humoristischen' und einem 'komitragisch-humoristischen' Einschlag (S. 26); daneben gibt es 'feinen' und 'derben' Humor (S. 27), 'schalkhaften' und 'schelmischen' (S. 29), 'burlesken, grotesken, drolligen, possierlichen und närrischen' (S. 29 ff.), 'reinen und unreinen', insbesondere 'satirischen' (S. 33), insgesamt aber 'eröffnet sich uns der Humor als die höchste Form der Weltanschauung: Pessimismus und Optimismus haben sich in ihm zu einer neuen, allseitigen Einheit verschmolzen' (S. 24).

Das ist alles ganz schön und gut; aber, so fragt man sich, was haben diese idealen Typen des Humors, die auf Grund eingehenden Studiums im wesentlichen *deutscher* ästhetischer und philosophischer Schriften gefunden werden, mit der humoristischen Gestalt in der *französischen* Literatur zu tun? Steht es denn so ohne weiteres fest, daß diese Abstraktionen eine Norm für die Untersuchung französischer humoristischer Werke sein können? Gibt es hier überhaupt eine Norm? Und wenn es eine gibt, wie gelangt man wissenschaftlich zu ihrer Erfassung? Alle diese Fragen scheint sich Verf. nicht gestellt zu haben; das ist schade, denn sonst hätte er nicht so oft apodiktische Urteile gefällt[2]; er hätte vor allem nicht Tatbestände französischen Geistes in ein Schema einzuordnen versucht, das deutscher Ästhetik entnommen ist. Darin hat der Verf. dem Hang des Deutschen im allgemeinen nicht widerstehen können, jeden Einzelfall an eine 'Idee' anzuknüpfen, jede Tatsache als Glied eines Problems zu sehen; wie jedes Liebespaar für ihn eine Liebesauffassung haben, jede Liebesgeschichte einer Theorie der Sexualität entsprechen muß, so sucht der Verf. hier für jede humoristische Gestalt in der französischen Literatur eine entsprechende Rubrik zwecks Einordnung in ein System der Theorie des Humors. Diese Neigung zur Abstraktion ist aber etwas völlig Unfranzösisches[3] und führt, auf französische Literatur angewandt, auf falsche Bahnen. Es galt doch vielmehr, alle angelesenen deutschen Theorien des Humors zu vergessen und sich lediglich an französische Gewährsmänner zu halten; da hätte sich wohl herausgestellt, daß Humor im deutschen Sinne,

[1] Warum ist Nodier nicht erwähnt, dessen Humor manche Verwandtschaft nicht nur mit dem von Musset und Tillier, sondern auch von A. France hat? Und wenn schon mehrfach die Schwelle des 20. Jahrhunderts überschritten wird, warum fehlen dann neben Pierre Mille die Franzosen Escholier, Miomandre, Morand, Béraud, Duvernois usw. und die Schweizer Dumur und Vallotton?

[2] In einer 2. Auflage müßten auch Sätze wie der auf S. 93 stehende Satz: 'Wenn wir die Geistesprodukte der Humoristen *aller Völker* überblicken, so finden wir usw.' etwas bescheidenere Fassung erhalten.

[3] Vgl. dazu neuerdings die interessanten Darlegungen von René Lauret über deutsches und französisches Theater in der 'Deutsch-französischen Rundschau', Heft 3, März 1928, S. 195 ff.

Digitized by Google

d. h. als ein Erzeugnis weltanschaulicher Voraussetzungen, den Franzosen in der Tat im großen und ganzen fremd, 'exotique', wie Baldensperger sagt, geblieben ist, trotz einiger Entlehnungen vor allem im 19. Jahrhundert.

Frau von Staël schreibt in 'De l'Allemagne', wo sie von Jean Paul spricht: 'La gaieté des Français vient de l'esprit de société; celle des Italiens, de l'imagination; celle des Anglais, de l'originalité du caractère; la gaieté des Allemands est philosophique.' Damit ist ein grundsätzlicher Unterschied zwischen deutschem und französischem Humor — denn 'gaieté' heißt hier Humor — festgestellt, dem nachzugehen Aufgabe des Verf. gewesen wäre. Vielleicht würde sich dabei ergeben haben, daß in dem Maße, wie der 'esprit de société' das Wesen des französischen Humors bestimmt, auch die Satire das Mitgefühl überwiegt, so daß Bergson mit seiner Definition des französischen Humors als einer Form der Satire nicht ganz so unrecht hat, wie es Verf. auf S. 47 meint. Zudem fehlt dem Franzosen im allgemeinen jene Naivität, aus der gerade der deutsche Humor seine besten Kräfte zieht; seine mehr auf den Effekt gerichtete Art neigt zur wirkungsvolleren Groteske oder zur geistreich-kämpferischen Satire. Jedenfalls ist für den Franzosen das Lachen meist eine 'soziale Funktion' (Bergson); die Gesellschaft rächt sich dadurch für die Freiheiten die man sich gegen sie herausgenommen hat, und selbst das zartere Lächeln des Humors ist nicht so sehr in der Erkenntnis eines höheren, sittlichen Wertes, der in aller menschlichen Unzulänglichkeit liegt, begründet, als vielmehr das Ergebnis einer gleichzeitig ironischen und mitleidigen Betrachtung der Welt (Anatole France).

Auf solche Unterschiede hinzuweisen, hätte der Verf. nicht verfehlen dürfen[1]. Nur so wird es doch verständlich, daß die Franzosen etwa Rabelais' 'Gargantua et Pantagruel' als ein Meisterwerk humoristischen Schaffens bewundern, während es auf den deutschen Leser durchaus als groteske Satire wirkt; andererseits ist der Deutsche geneigt, etwa im 'Misanthrope' die Tragik, die in Alcestes Charakter liegt, zu überspannen, während der Franzose in der Flucht Alcestes vor der Gesellschaft sowie in den Übertreibungen seines Charakters viel Lächerliches findet.

Auch auf eine ernsthaft durchgeführte Untersuchung der Frage, wieweit germanischer Humor auf französische Humoristen eingewirkt hat und wieweit er überhaupt bei der Eigenart französischen Humors auf sie einwirken konnte, verzichtet man ungern. Es stimmt doch einigermaßen nachdenklich, wenn man den geringen Beitrag, den etwa Balzac zur Geschichte des Humors liefert, auf S. 232—34 des Gottschalkschen Buches nachliest und in einer fast gleichzeitigen Publikation des bekannten Literaturhistorikers Baldensperger (Orientations étrangères chez Honoré de Balzac, Champion 1928) den starken Einfluß eines deutschen und eines englischen Humoristen (E. T. A. Hoffmann und Sterne) auf Balzacs Schaffen betont findet. Auch wäre es äußerst reizvoll gewesen, zu erfahren, wie etwa Daudet oder, von den Neuesten, Romain Rolland sich mit der germanischen Art des Humors abgefunden haben. Daß gerade Französisch schreibende Schweizer, wie Töpffer u. a., dem deutschen Humor besonders nahekommen, ist kein Zufall.

Ebenso bedarf noch näherer Erörterung die Frage, ob französischer Humor einen besonderen Sprachstil ausgebildet hat, was doch zu erwarten wäre. Fehr[2] weist im Zusammenhang mit Dickensschen Stileigentümlich-

[1] Ich verweise auch auf Stefan Zweigs meisterhaften Essay über Dickens in 'Drei Meister', S. 83 f., wo ausdrücklich englischer Humor in Gegensatz gestellt wird zu französischem und spanischem.

[2] 'Die englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts' im 'Handbuch der Literaturwissenschaft', hsg. v. Walzel, S. 263 f.

Digitized by Google

keiten darauf hin, daß stehende Einzelzüge und stereotype Redewendungen dem Märchen und Volksdrama entnommen sind; gilt die Einwirkung dieser Gattungen auch für französische Humoristen?

So bleiben noch manche Fragen offen, man kann fast sagen, daß dem Gottschalkschen Buche im allgemeinen größere literarhistorische Gesichtspunkte fehlen: es ist im wesentlichen eine Materialsammlung. Dazu kommt, daß die theoretisch-abstrakte Einleitung keine innere Verbindung mit dem chronologisch berichtenden Hauptteil hat, und dieser wiederum zerflattert etwas, da die Hauptentwicklungslinien nicht genügend herausgearbeitet werden. Der Gedanke der Entwicklung liegt dem Verf. überhaupt nicht, da er mit fertigen, aus der Gegenwart gewonnenen ästhetischen Maßstäben an die ältere und älteste Zeit herangeht und überall bewußt neuzeitliches Empfinden bei der Betrachtung und Beurteilung humoristischer Werke zugrunde legt. So ist es doch ziemlich belanglos und fördert die Erkenntnis mittelalterlichen Humors nicht, wenn z. B. von der Vilainfigur Rainouart im Aliscans gesagt wird, daß sich unser heutiges Empfinden im höchsten Grade abgestoßen fühlt, wenn es soviel brutale Grausamkeit mit komischen Elementen durchsetzt findet. Ob w i r darüber lachen können oder nicht, ist gleichgültig; daß es die alten Franzosen konnten, das ist entscheidend. Und nun hätte die Eigenart mittelalterlichen Humors auf ihre Elemente hin untersucht und gezeigt werden müssen, wie das, was wir heute als Hauptkennzeichen echten Humors betrachten, nämlich die aus humaner Milde oder aus Gelassenheit gegenüber dem Unzulänglichen und Schlechten fließende Gemütsstimmung, bei dem mittelalterlichen Menschen so gut wie nicht vorhanden ist, ja gar nicht vorhanden sein konnte, solange man in der sittlichen Unvollkommenheit immer nur eine persönliche Schuld sah; wie französischer Humor des Mittelalters aber schon deutliche Neigung zu sozial-satirischen Stoffen (Macaire, Aiol, Fabliaux) zeigt, und wie bereits im Afrz. so gut wie alle Mittel humoristischer Darstellung (Kontrastierung, scherzhafte und witzige Vergleiche, volkstümliche Redewendungen usw.) wenn nicht voll ausgebildet, so doch im Keime vorhanden sind[1]. Rabelais verwendet dann alle diese Elemente und fügt aus seiner humanistischen Bildungssphäre manche wichtigen Züge humoristischer Darstellungs- und Auffassungsweise hinzu[2].

Seltsamerweise bleibt dem Verf. der feine Humor Lafontainescher Fabeln verschlossen (S. 85); gerade hier herrscht doch aber öfters jene Stimmung heiteren Verzichtes, das 'mitleidend resignierte Lächeln' vor, das später für Anatole France so charakteristisch ist, und besonders die späteren Fabeln L.s zeigen stärkeres Mitklingen menschlicher Gefühle[3]. Da hat Théodore de Banville in seiner Skizze über Lafontaine eher das Richtige getroffen, wenn er darauf hinweist, daß hinter dem harmlos-heiteren Ton mancher Fabel sich ein starkes Empfinden des Dichters verbirgt: 'Il aime tant le petit, le pauvre, le faible! Il est si bien pour l'escarbot contre l'aigle, pour le moucheron contre le lion; et quel attendrissement dans ce brin d'herbe jeté par la colombe pour sauver une fourmi!'

Es ließe sich noch mancherlei zu dem Buche Gottschalks sagen, und das ist nicht seine schlechteste Seite: Es regt an, und man wird künftig nicht an ihm vorübergehen können, wenn man sich über französischen Humor

[1] Vgl. nicht nur die Arbeit von Hugo Theodor, sondern auch Spamer, Die Ironie im altfranz. Nationalepos, Diss. Straßburg 1914 (von Gottschalk, soviel ich sehe, nicht benutzt).

[2] Verf. versteht übrigens S. 65 die bekannte, ironisch gemeinte Stelle in der Schilderung des Panurge *'au demeurant, le meilleur fils du monde'* falsch.

[3] S. Voßler, La Fontaine und sein Fabelwerk, S. 122 ff.

Digitized by Google

informieren will. Freilich, die Geschichte des französischen Humors, die es, wenn ich das vorgesetzte Motto von Stapfer richtig verstehe, sein will, ist es nicht; diese bleibt noch zu schreiben[1].

Ilmenau. Alfred Götze.

Victor Klemperer, Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart. Erster Teil: Die Romantik. Leipzig und Berlin, Teubner, 1925. 288 S. Gr.-8°.

Ref. hatte dem Verlage versprochen, das vorliegende Buch im Archiv anzuzeigen; infolge von allerhand widrigen Umständen ist er so lange nicht dazu gekommen, aber vielleicht gilt auch hier das *mieux vaut tard que jamais*. Allerdings muß ich mir Beschränkung auf Hauptlinien und Grundzüge auferlegen.

Daß wir es bei Klemperer mit einem begabten, ernstlich um die Wahrheit bemühten und fesselnd schreibenden Literarhistoriker zu tun haben, ist bekannt. Seine Schriften verdienen daher Beachtung, und das gilt besonders von dem uns hier beschäftigenden, eine Periode der französischen Literatur behandelnden Bande, deren halbwegs befriedigende Darstellung zu den allerschwierigsten Aufgaben zählt. Haben wir doch noch immer kein grundlegendes Werk, das sich ausschließlich mit dieser befaßt und auf das sich der Forscher selbst stützen könnte. Auch bei Kl. steht ja die Romantik nur im Rahmen einer großen auf fünf Bände berechneten Geschichte der französischen Literatur, über deren 'Prinzip und Methode' Verf. sich im Jahrb. f. Philol. I ausgesprochen hat[2]. Immerhin ist ihr hier ein angemessener Platz eingeräumt worden, so daß diese Darstellung der merkwürdigsten Epoche der französischen Literatur die, soweit ich sehe, bisher eingehendste ist. Sie gewinnt gerade in diesen Jahren an Aktualität und ist um so willkommener, als ja die Franzosen eine sogenannte Centenaire-Feier des Romantismus veranstaltet haben, wobei sie sonderbarerweise Hugos 'Préface de Cromwell' als Datum nahmen, und an der Sorbonne eine erkleckliche Zahl von 'Conférences' über den französischen Romantismus abgehalten worden sind, die man in den letzten Nummern der 'Annales de l'Université de Paris' gedruckt findet.

Während das über Napoleon Gesagte mitsamt dem Bildnis fortbleiben konnte, weil es äußerst fraglich erscheint, ob Napoleon auch nur 'an die Pforte' (S. 17) einer Geschichte der modernen französischen Literatur gehört, ist es durchaus zu billigen, daß die kleineren Schriftsteller des Kaiserreichs nicht leer ausgegangen sind, da der Literarhistoriker auch Durchschnittsleistungen zu berücksichtigen hat; und zwar sieht hier Kl. mehrfach mit überraschendem und richtigem Blicke, wie sich das z. B. in der Beurteilung von Xavier de Maistre zeigt. Bei den folgenden, den Hauptinhalt des Buches ausmachenden Abschnitten, die sich mit den Vorläufern und Beginnern der französischen Romantik, der Eigenart der letzteren und mit den Vertretern der romantischen 'Schule' beschäftigen,

---

[1] Warum, so fragt man sich in diesem Zusammenhang, werden denn solche vorbereitenden Arbeiten, die notgedrungen problematisch bleiben müssen, in die für die Hand des Studierenden bestimmte Sammlung der Elementarbücher aufgenommen? Darin liegt vom pädagogischen Standpunkt aus ein Mißgriff, den man künftig vermeiden müßte.

[2] Wenn übrigens Kl. hier sagt, daß ihm 'die Literaturgeschichte die Geschichte des nationalen Ideals sei' (national natürlich im weitesten Sinne genommen), so ist das eine eigenartige, kaum haltbare Auffassung, der auch schon von anderer Seite widersprochen worden ist.

Digitized by Google

werden allerhand starke Bedenken rege, die sich auf Anordnung, Gruppierung und Auffassung beziehen. Wenn es S. 74 von Chateaubriand heißt: 'soweit ein Franzose Romantiker sein kann, soweit ist es vor allen anderen Chateaubriand gewesen', so mußte man doch erwarten, daß in einem vorangehenden Kapitel eine Orientierung über die Ursprünge der französischen Romantik und über das, was Kl. unter ihr versteht, gegeben werde. Letzteres geschieht erst im folgenden Kapitel, und zwar beginnt Kl. hier mit Frau von Staël und dem Einfluß der deutschen Romantik, während er doch zunächst 'Romantik' in weiterem Sinne zu nehmen scheint und ja auch anderswo erklärt: 'Ohne Rousseau sind die Werke der Romantik nicht gut denkbar' (Roman. Sonderart. S. 138). Auf der anderen Seite erscheint Lamartine, der doch nicht zur romantischen Schule gehört, hinter V. Hugo.

Nach den schier zahllosen Versuchen, die schon gemacht worden sind, den französischen Romantismus zu definieren, oder wenigstens seinem eigentlichen Wesen nahezukommen, ist man auf die Stellungnahme Klemperers gespannt. Er spricht von der 'schiefsten und verbreitetsten Erklärung der romantischen Dichtung. Sie soll eine Dichtung erhöhten Gefühls oder des Gefühls schlechthin sein im Gegensatz zur "Verstandesdichtung" vorausgegangener Zeiten' (S. 90), und dann heißt es: 'das romantische Wesen ist das grenzenfürchtende Wesen, das immer nach Erweiterung strebt, rastlos bewegt und nirgends befriedigt' (es scheint hier ein 'ist' zu fehlen). Letzteres ist richtig, wenn es auch nicht gerade als neu gelten kann, denn, bei Licht besehen, haben wir mit der 'Ich-Entgrenzung' nur eine andere, wenn auch deutlichere Bezeichnung für das *infini* und den *culte du moi* der Franzosen, allein folgt denn aus dem Umstande, daß Romantik als Gefühlsdichtung für die deutsche Romantik nicht paßt (weil sie es schon lange war), daß diese Begriffsbestimmung auch für die französische Romantik falsch sei? Im Gegenteil ist doch nicht zu verkennen, daß die 'Ich-Entgrenzung' zu einer Exaltation des Gefühls oder der Leidenschaft führte, die in der französischen Romantik zur Auswirkung kam und ihr die ausgesprochen persönliche Note verlieh, welche sie von der französischen Dichtung des 18. Jahrhunderts — immer abgesehen von dem Griechen André Chénier, der für sich steht — stark unterscheidet. Muß man so widersprechen, oder vermißt man wenigstens hinreichende Klarheit, so kann man wieder den Ausführungen über das Ende oder die Umbiegung des Romantismus in Frankreich ganz zustimmen. Zweifellos ist, im Grunde genommen, die ganze Bewegung etwas der französischen Sinnesart, die dem Leben und der Tatsachenwelt zugewandt ist, und nach praktischer Betätigung strebt, Fremdartiges gewesen, daher die Abwanderung der Romantiker in die Politik usw.

Auffällig erscheint es, daß Kl. von der lyrischen oder lyrisch-epischen Produktion verhältnismäßig so wenige Spezimina namhaft macht. So finde ich z. B. Gedichte wie Chateaubriands 'L'esclave', Chênedollés 'Le gladiateur', Vignys 'Le cor' und 'La neige', auch das, was man bei V. Hugo am ehesten Lieder nennen kann, gar nicht erwähnt. Über den Entwicklungslinien und der allgemeinen Charakterisierung erscheint eben die einzelne künstlerische Leistung nicht selten zu kurz gekommen und der verdienten ästhetischen Wertung verlustig gegangen.

Zum Schluß noch ein paar Punkte, die ich trotz Raumbedrängnis nicht unterdrücken kann. Julian Schmidt muß in Schutz genommen werden, wenn Kl. ihn 'oberflächlich' nennt (S. 48). Seine 'Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789' ist alles andere, nur nicht gerade oberflächlich. — Es war bei Frau von Staël zu sagen, daß deutsches Blut in ihren Adern floß, denn daraus erklärt sich so vieles an ihr. — Das günstige Urteil über Vignys Cinq-Mars (S. 188) befremdet; Goethe schreibt

Digitized by Google

in seinen Tagebüchern (13, 117): 'ich machte einen Versuch, Cinq-Mars von A. de Vigny zu lesen'. Auch Mussets 'Comédies et Proverbes', denen Kl. 'künstlerische Höhe' beimißt, sind m. E. überschätzt, und eine so genaue Analyse, wie sie 'On ne badine pas avec l'amour' erfährt, scheint mir aus dem Rahmen zu fallen. — Auf S. 48 überrascht es, daß eine Frage, über die man etwa in einem Vorwort etwas Grundsätzliches gesagt zu sehen erwarten konnte, in eine lange Klammer gesetzt ist.

Jena. O. Schultz-Gora.

J. Haas, Kurzgefaßte französische Literaturgeschichte von 1549—1900. IV. Band: 1820—1900. Halle, Niemeyer, 1927. XII, 348 S.

Diesem Schlußband (vgl. zu I—III meine Anzeige, 'Archiv' 152, S. 145—7) gibt Verf. ein Vorwort bei, in dem er u. a. sagt, daß er seine Literaturgeschichte in erster Linie für deutsche Studenten bestimme, bei denen keine Kenntnis der französischen Literatur vorauszusetzen sei (S. IV, oben). Eigentlich sollte, meint Haas ganz richtig, der Student sich nicht die Kenntnis der Literaturgeschichte, sondern diejenige der Literatur aneignen. Da er dies aber nur zum Teil könne, sei eine Literaturgeschichte als Notbehelf für die anderen Teile nötig. Neue Wege weisen, geistreiche Aperçus geben will Haas nicht, sondern sich auf gesicherte Tatsachen beschränken. Diese Art der Darstellung wähle er aus Rücksicht auf die Bedürfnisse des Leserkreises, nicht etwa um zwischen den sog. Positivisten und den sog. Idealisten Partei zu ergreifen, von welch letzteren er das Auftreten reichlich anmaßend findet.

Haas täuscht sich vielleicht nicht, wenn er S. VI annimmt, daß der vorliegende Band wohl den starken Widerspruch der Fachgenossen erwecken werde, weil er sich in Auffassung und Behandlung des Stoffes vor allem dadurch unterscheidet, 'daß er die großen synthesen romantik, realismus, naturalismus und was es sonst noch gibt, nicht als vorhandene erscheinungen anerkennt'. H. ist der Ansicht, daß derartige Gruppierungen von Nachahmern und nach Synthesen begierigen Literarhistorikern vorgenommen worden seien.

Da, glaube ich, irrt sich Haas. Der einen Hauptbestandteil der französischen Romantik bildende starke Spiritualismus, den auch H. in der Romantik anerkennen muß, war, wie ich schon zu Band I—III, 'Archiv' 152, S. 146, bemerkte, aus der Enttäuschung über die scheinbar geringen Resultate der Riesenanstrengungen von Revolution und Kaiserreich entstanden. Dieser spiritualistische Zug der damaligen französischen 'mentalité' war nicht von außen her, gleichsam als aufgeklebtes Etikett, da: er kam von innen heraus. — Und wenn man an die eine oder andere Vorrede Victor Hugos zu seinen ersten Gedichtsammlungen denkt, sieht man m. E. zur Genüge, daß das 'Romantik' genannte Phänomen nicht künstlich geschaffen war.

Ähnliches könnte man, mutatis mutandis, Haas gegenüber einwenden hinsichtlich seiner Ablehnung der Begriffe 'Realismus' und 'Naturalismus'[1].

Glaube ich darin Verfassers vom Üblichen abweichende Auffassung nicht billigen zu können, so begrüße ich es dagegen sehr, daß im vorliegenden Band sonst in manchen Dingen die Darstellung viel persönlicher ist als in den vorangehenden drei ersten Teilen. Die darin behandelte Zeitspanne gehört ja auch zum speziellen Arbeitsgebiet von Haas.

Auch in diesem 4. Band zeigt sich da und dort, wenn auch seltener als früher, eine hinsichtlich der größeren oder geringeren Ausführlichkeit m. E. gar zu ungleiche Behandlung. Ich erwähne hierzu z. B.: Mussets 'Nuits'

[1] Übrigens sieht sich Haas in seiner Darstellung oft veranlaßt, die abgelehnten Begriffe trotzdem zu erwähnen.

Digitized by Google

wird auf nicht einmal einer Seite (S. 47) eine ziemlich farblose Darstellung zuteil, ohne daß auch nur e i n Vers zitiert würde, während Gérard de Nerval fast zwei ganze Seiten Zitate eingeräumt werden. — Der 'Gendre de Monsieur Poirier' füllt fast volle fünf Seiten (S. 226 ff.), die Trilogie 'Les Effrontés', 'Le Fils de Giboyer' und 'Lions et Renards' wird auf achteinhalb Zeilen erledigt (S. 231, 2. Hälfte).

Während an Biographischem und Inhaltsangaben oft des Guten zuviel getan wird, fehlen diese Auskunftsmittel bisweilen an Stellen, wo sie, ohne große Raumbeanspruchung, zu größerer Klarheit wesentlich beitragen würden. Ich erwähne hierzu: Fehlen einer knappen Inhaltsangabe bei Victor Hugos 'Bug Jargal' und 'Le Dernier jour d'un condamné' (S. 29, unten); bei Sues 'Mystères de Paris' und 'Juif Errant' (S. 114). — Bei Baudelaire (S. 208 ff.) hätte seine unglückselige Hörigkeit gegenüber der Mulattin Jeanne Duval manches erklärt. — Anatole Frances 'origines intellectuelles' (S. 301, unten) hätten an Klarheit gewonnen, wenn gesagt wäre, daß sein Vater einen kleinen Buchladen am Quai Malaquais hatte, in dem der Junge die gelehrte Welt frühzeitig kennenlernte.

Als nicht befriedigend bzw. unvollständig nenne ich folgende Stellen: S. 152, unten, bei den belletristischen Zeitschriften, fehlt die mit ihrem ganzen Autorenkreis für das französische Geistesleben so bedeutsame 'Nouvelle Revue Française', die erwähnt werden mußte, da ja das Jahr 1900 anderswo (z. B. bei Bédier, Curel usw.) des öfteren überschritten wird. — Porto-Riche (S. 249) und Donnay (S. 250, Mitte) sollten hinsichtlich ihrer Auffassung von der Liebe im Gegensatz zu Hervieu skizziert werden. — Bei Hervieu (ib., 3. Drittel) fehlt sein bedeutsamstes Stück. 'La Course du flambeau'. — Bei Octave Feuillet (S. 253, oben) geht eine Bemerkung (wonach seine Personen keine läuternde Reue kennten) zu weit. — Pierre Loti (S. 300, Absatz) schneidet nicht gut ab. — Bergsons Bedeutung kommt nicht zur Geltung (S. 306, Z. 11 ff.). —

Was wird sich der deutsche Student, für den diese Literaturgeschichte bestimmt ist, denken bei: S. 30, Z. 11 von unten (es handelt sich um die Esmeralda in Victor Hugos 'Notre-Dame de Paris'): 'Bis zu seiner ankunft soll eine rekluse *(sic)* sie bewachen'. — S. 58, Z. 11 (es ist die Rede von den Nebenpersonen in Mussets Theater): 'Sie bilden durch bovarystische elemente oder durch die karikierung ihrer fehler das komische element. — S. 213, letzter Absatz, wird von Rimbauds starker Einwirkung 'auf die jüngeren Dichter, D é c a d e n t s und S y m b o l i s t e s' gesprochen. Was man darunter versteht, wird aber auch später nicht gesagt.

Zum Schluß erwähne ich einige Druckfehler: S. 18, Z. 10 von unten: Komma nach *Frégate* streichen; S. 28, Z. 7 von unten: lies *kurzem* statt *kuzem*; S. 32, Z. 10 von unten: lies *livrés* statt *librés*; S. 57, Z. 21: streiche die zwei Worte *und die*; S. 107, Z. 7 von unten: lies *überlassen* statt *überlasen*; S. 174, § 1, Z. 6: lies *jungen* statt *jngen*; S. 211, viertletzte Zeile des Gedichts 'Ciel brouillé': lies *ressembles* statt *rassembles*; S. 217, Z. 5: lies *bohèmeleben* statt *bohémeleben;* S. 258, Anm. 1: lies *médecine* statt *médicine*; S. 271, Z. 5: streiche *werden*; S. 284, § 3, Z. 11: lies *du Pape* statt *de Pape*; S. 295, Z. 7 von unten in § 9: lies *Äußerlich* statt *Außerlich*; S. 299, Z. 12: lies *Élémir* statt *Elémir*; S. 300, Z. 5 von unten: lies *Antibel* statt *Antibes*; S. 348, letztes Erratum: lies zweimal *den* statt zweimaligem *dem.*

Stuttgart. A n d r e a s C. O t t.

Julius Schmidt, Methodik des französischen Unterrichts. (Zs. f. franz. Spr. u. Lit., Supplementheft XII. 1928.)

Ich lese im Vorwort: 'ist es überhaupt möglich, eine Methode des Unterrichts zu fixieren? ... Der mächtige Widerstreit zwischen Dasein und

Digitized by Google

Wachsein steht wieder vor uns, ... der Widerstreit zwischen dem frischen Zupacken an der Stelle, an die uns der Zufall stellte, und dem Nachsinnen über das Wissen von den Dingen und den Menschen. Ja es unterliegt keinem Zweifel, daß die wissenschaftliche Analyse unter Umständen die Unmittelbarkeit des Unterrichts untergräbt. Denn Unterrichten ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst.'

Ja: Forschung und Lehre sind zweierlei. Sie decken sich nur zu einem kleinen Teil. Ein Widerstreit besteht nicht zwischen ihnen. Der besteht nur für den Forscher, welcher auf Lehre Rücksicht nimmt; für den Lehrer, welcher von der Forschung für seine Kräfte zu sehr beschwert wurde oder lieber forschen als lehren möchte. Richtig aufgefaßt, so daß das Wissen des Lehrers 'ein Kapital bedeutet, von dem er jeweilig nur Zinsen brauchen darf' (Goethe), muß der Widerstreit zum Stillstand kommen.

Jedenfalls ist Schmidts dualistische Grundauffassung, besser gesagt *Grunderfahrung*, richtig; und darum ist seine Methodik in allen Teilen ebenfalls den Tatsachen entsprechend, vernünftig, durchführbar und doch tief.

Der erste Teil gilt dem Französischen als Fach: 'Der der Nachkriegspsychose entsprungene leidenschaftliche Kampf gegen das Französische hat mit der Rückkehr zur Vernunft geendet'. Glücklicherweise, wie Vf. zeigt, denn weder in der Lehre noch in der Praxis können wir das Französische entbehren, wenn wir ein modernes Bildungsideal anstreben. Aber auch zur raumzeitlichen und psychosoziologischen Schulung des Denkens ist das Französische mit seiner fast 2500jährigen Geschichte von Plautus bis heute eine Himmelsleiter. Den Wettstreit mit dem Englischen halte ich für müßig: Wer heute über unsere Grenzen hinauskommt, weiß, daß weder die eine noch die andere Sprache entbehrlich ist.

Folgt als zweiter Teil die Phonetik des Französischen: Dank seiner musikalischen Befähigung und Bildung weiß Vf. die Grundlinien anschaulich darzustellen. Er urteilt: 'Die Nachahmung ist der wichtigste Weg zur Erlernung einer guten Aussprache, und man kann fast durchweg beobachten, daß die Klassen die Sprechtechnik des Lehrers widerspiegeln.' Allerdings: 'Das Ohr des Schülers muß geschärft werden durch eine klare Analyse des Lautbestands, die ihn zu Unterscheidungen führt, deren er vorher nicht fähig war.'

Diese Grunderfahrung führt zu weiteren Feststellungen: Chorsprechen kann mehr verderben als nützen. Gesten können helfen. Mit direkter Methode geht es nicht. 'Die phonetische Genauigkeit kann sich nur an verstandenen, wirklich erfaßten Texten betätigen' (S. 13).

Das Grammophon ist zu diesen Zwecken wertlos, das Radio 'einigermaßen wertvoll'.

Der dritte Teil ist der Grammatik gewidmet. Er wendet sich vorab gegen den Unfug, welcher mit dem Sprachgefühl seit der Jahrhundertwende unter Bergsons Einfluß getrieben wurde, natürlich von denselben *Denkfühlern* angeregt, welche nach 1918 das Französische aus eben demselben 'Sprachgefühl' verbannt wissen wollten: 'Das Schlagwort von der mechanisch-imitativen Art der Spracherlernung ist daher geradezu ein Verhängnis für den Sprachunterricht geworden.' Also Grammatik! Auch *historische Grammatik*, wie man das ungenau nennt? 'Es ist wohl gut, sich darüber klar zu werden, daß die Entwicklung für den heutigen Gefühlsbestand der Sprache fast ohne Belang ist... Aber wie der gebildete Franzose selbst nachdenkt über das Werden seiner Sprache,... so werden auch wir versuchen, unser Verständnis für die gegenwärtige Sprache zu befruchten durch die Betrachtung ihres Werdens. Im Gegensatz zu Frankreich ist bei uns die Bindung zwischen Universität und Schule nicht gerade sehr eng. Wird auf deutschen Universitäten der Ge-

Digitized by Google

danke der Forschung leicht zu eng gefaßt, so gießt man in der Praxis oft das Kind mit dem Bade aus, indem man alles aus der Schule verbannt, was man an historischer Grammatik gelernt hat. Aber zweifellos ist vieles recht gut zu verwerten. ... Der Schüler zieht großen Gewinn daraus, wenn er ein Sprachphänomen nicht als eine starre Gegebenheit sieht, sondern als Glied einer Entwicklung.'

Es ist immerhin erfreulich, festzustellen, wenn ein Mensch in unserer einseitigen Zeit nicht dem dummen, alles verquickenden Monismus Opfer bringt und imstande ist, zwei Dinge zu unterscheiden:

Sprachgefühl ist ein Erziehungsprodukt, gilt also nur für die Muttersprache und ist auch hier ebenso unsicher wie intolerant, was auch meine Gegner einwenden mögen. Vor 1900 hieß es sogar: *'Sprachgefühl ... Geist der Sprache* sind Ausdrücke mythischen Gepräges, Worte von bequemer Unbestimmtheit, unter denen oberflächliche Denker oft eine Fülle unklarer und irrtümlicher Vorstellungen verstecken.'

So übersetzte im Jahre 1876 A. Leskien in W. D. Whitney *Leben und Wachstum der Sprache* S. 158. Das ist nun wiederum nach der anderen Seite hin einseitig. Eins ist das Gefühl der Sprechenden beim Sprechen — und ein anderes das Urteil eines Forschers mittels Sprachgefühl.

Weder ist Gefühl alles — noch ist es nichts. *Tout ou rien* ist ein Romantismus. Darum sind wir über Whitney hinaus, welcher im Sprachgefühl überhaupt nur 'Mythos' zu sehen vorgab.

Sprachgefühl ist eine Realität und kein Mythos, sobald es der eigenen Sprache als Instrument dient.

Sprachgefühl nennen wir alles, was beim Sprechen ohne Zuhilfenahme des bewußten Analysierens, absichtslos, mühelos, von selber geht. Es geht mühelos, weil es von Kindesbeinen an geübt wurde. Damit kommt es zur Sicherheit der Konvention. Aber diese hat nichts mit Richtigkeit oder gar mit Wahrheit zu tun.

Whitney hat die Existenz dieser Psychologismen schon sehr wohl gekannt und von der 'Absichtslosigkeit der Sprechenden' bei begrifflichen oder formalen Veränderungen auch gehandelt. Seine Kritik am *Sprachgefühl* ist also im wesentlichen nur formal. Immerhin ist sie mißverständlich.

Hier ist nun Klarheit geworden. Und Schmidt hat alle Fallen des verkannten Dualismus von 'Sprechen' und 'Philosophieren über das Sprechen', von 'Sprechen lehren' und 'Sprache verstehen lehren' vermieden.

Eine Sprache sprechen lernen ist eins — und eine Sprache historisch verstehen lernen ein anderes.

Wird Schmidt in diesem Passus beiden Seiten, der raumzeitlichen Forschung und der jeweilig auf einer Phase dieser Forschung beruhenden Lehre, gerecht, so ist seine Kritik, 'es wird auf deutschen Universitäten der Gedanke der Forschung zu eng gefaßt', zu allgemein gehalten, um ihr recht oder unrecht zu geben. Betrifft die Kritik: *Enge* die *Zeitbegrenzung*, also das Steckenbleiben im Mittelalter, das Nichtberücksichtigen des heutigen Tages, des wirklichen Lebens, der Mundarten, das mangelhafte Beherrschen der neuen Sprachen seitens der Dozenten und infolgedessen der Studenten, das Beschränken auf Literatur — oder aber das Verzichten auf sie, so unterschreibe ich Schmidts Urteil.

Betrifft aber der Ausdruck *Enge* die *Methode*, so daß also nach Schmidts Ansicht die Forschung ständig die Interessen der Schule im Auge haben müsse, so muß ich den Vorwurf zurückweisen: Teleologische Forschung gibt es nicht. Forschung ist entweder rücksichtslos, oder sie ist nicht. Man möchte sagen, je enger die Forschung in der Methode ist, um so weiter ist sie im Resultat.

Nur im Objekt darf sie nicht eng sein. Und das meinte wohl Schmidt. Und dann sind wir auch hier einig.

Digitized by Google

Darum ist der Forschung nicht nur die Sprache in ihrem raumzeitlichen Verlauf interessant, sondern auch die heutige Phase dieser Sprache: Die dogmatische Grammatik ist es ihr. Schmidt möchte dies folgendermaßen begründen: 'Die Ausnahme tut der Regel keinen Abbruch, meint er S. 24. Gewiß nicht: Denn man erkennt doch die Regel an der Ausnahme. Er meint weiter: 'Der sog. exakte Wissenschaftler hat nicht den mindesten Grund, sich über unsere Regeln zu erregen.'

Das hat er ebenso wenig, wie der Ästhetiker Grund hat, sich über die Starrheit von Gesetzen, über das Mechanische, Geistlose des Ausnahmslosen zu erregen. Diese kindliche Erregung währt auch nur so lange, als man sich nicht klar geworden ist, daß für den nicht kindlich, also begrifflich Denkenden *Gesetz* oder *Regel, Zwang* oder *Freiheit, Idealismus* oder *Mechanismus* nur schöne Worte sind, über die man bis zum Jüngsten Tag sich erregen kann, weil sie zu vieldeutig sind.

Das Geschehen dieser Welt, das heißt die Beziehungen der Dinge auf dieser Welt können wir durch Erfahrung ihrer Funktion nach als 'immer Dieselben', als 'oft' oder 'meist Dieselben', schließlich als 'immer Anders' feststellen. Physik und Chemie (das heißt 'das Geschehen der unorganischen Welt, des Stoffes', welcher ja auch ein Teil von uns ist) kennen nur das ausnahmslose Geschehen, 'immer Dasselbe'. Das nennen wir *Gesetz*, nennen seinen Charakter *notwendig, mechanisch*, ein Muß.

Alles biologische, soziologische Geschehen dagegen geschieht mit Ausnahmen, welche individuellem Verhalten entspringen und bis zum Einmaligen der Kunst gehen können. Das nennen wir *Regel, Sitte, Mode*, fälschlicherweise auch oft *Gesetz (Strafgesetz, Lautgesetz)*. Den Charakter der Ausnahmen nennen wir *nichtmechanisch* oder *frei*, Kann, *Kunst, Originalität*.

Die Erregung der Diskussion kommt also nur davon, weil die Leute über die Worte *mechanisch* oder *frei* streiten, statt über die Begriffe: 'Es hat Ausnahmen', 'es geschieht ohne Ausnahmen'.

Da diese beiden Verkettungen die Welt beherrschen, ist die Erforschung beider Verkettungen nicht nur gleichwertig, sondern auch gleich unentbehrlich. Denn in der Tat, wer nur der einen Verkettung dient, kann als Forscher gar nicht zu einem getreuen Weltbild kommen. Er muß zum Monisten werden, der nur Zwang halluziniert oder nur Freiheit träumt.

Zwischen diesen beiden Trugbildern geht der ebenso unnütze wie unentscheidbare Kampf der sogenannten Weltanschauungen. —

Aber nun erhellt für unser Problem, *was ist Sprachgebrauch, was ist dogmatische Grammatik*, das Folgende:

Die Tatsachen der Grammatik gehören in die Erfahrungskategorie des 'meist Dasselbe', das also, was wir *Regel* nennen. Zu sagen, die *Ausnahme täte der Regel keinen Abbruch*, ist also sinnlos. Denn 'meist Dasselbe' erkennen wir ja nur an seinen Ausnahmen. —

Nun zeigt Schmidt an dem frz. Subjunktiv aus seiner Praxis, in welcher Weise man *Regel* Schülern beibringen und als solche erklären kann. Er endet damit, daß ein noch tieferes Erklären möglich sei, aber nicht auf der Schule gegeben werden könne, und bemerkt hierzu (S. 36): 'In welchem Ausmaß das geschehen kann, sehen wir z. B. an Voßlers Buch "Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprache", das die französische Sprache in seiner Gesamtentwicklung studiert, um daran Einblicke zu gewinnen in die Entwicklung des französischen Geisteslebens. Ob Voßlers Betrachtungsweise richtig ist, bleibe dahingestellt, es hat nicht an lebhaftem Widerspruch gefehlt; eines aber ist sicher: Die Beziehungen zwischen Sprache und Kultur müssen bestehen.'

Natürlich bestehen sie. Aber sie sind in zahlreichen Fällen eben indirekt. Das, was also der direkte Ausfluß von Moden ist, das ist Tempo, Rhythmus, Artikulation, Akzent, Lippenhaltung usw. Die englische Im-

Digitized by Google

passibilität, anders gesagt, die Vorbildlichkeit von Ständen, welche ihre Maßnahmen geheimhalten, machte ruhigste Lippenhaltung zur Regel oder zur Mode. Die französische Mitteilsamkeit machte Lippengymnastik, starke Rundung, starke Spreizung zur Gewohnheit. Im Vokalismus hängt das meiste, im Konsonantismus sehr vieles von diesen Artikulationsgewohnheiten ab. Daher kann man nicht von der Lautung direkt auf Kultur schließen, weil die Lautung von der Artikulationsgewohnheit abhängt und erst diese mit der Kultur, das heißt der gesellschaftlichen Struktur, ihren Zwecken, Absichten, Vorstellungen zu tun hat. Ein gleiches über Formen und Satz: denn das sich Verändernde ist nur zu einem Teil dem K a n n der Kunst oder der Phantasie untertänig, zum anderen i m m e r v o r h e r z u b e s t i m m e n d e n Teil herrscht das M u ß von sinnstörenden Veränderungen, welche die Entwicklung infolge Änderungen von Rhythmus, Tempo, Artikulationsbasis bestimmten.

Darum hat Voßler Widerspruch gefunden, weil er Sprachgeschichte wie Kunstgeschichte treibt: Man kann sich aber nicht von Kunst, K a n n, Freiheit, also dem 'prinzipiell Einmaligen' aus orientieren, weil man das Einmalige, das Originelle erst erkennen kann, wenn man die Regel erkannte. Einmaliges, Kann, Kunst, Freiheit, Originalität ist doch nur das 'Nichtbefolgen' (für den Betrachter das 'Nichteintreffen') der Regel! Also kann man es gar nicht feststellen, wenn man vorher nicht die Regel kennt. Wer Originalität zum Prinzip macht, macht ja alles zu Originalität, hebt also Originalität auf.

Darum hat Voßler Widerspruch gefunden, weil seine Methode unmöglich ist, weil er als Bergsonianer mit Intuition, Gefühl, Einfühlung zu arbeiten vorgibt und dabei die peinlichsten phonetischen Naivitäten, altfranzösischen Mißverständnisse, neufranzösische Sprach- und Orthographiefehler in Zweitdrucken stehen läßt; und weiterhin, weil Tobler vor ihm das Problem richtig und tief schon gelöst hatte. — In der Tat ist Voßler in jeder Zeile, in jedem Gedanken ein Antipode von dem, was Schmidt anstrebt. Mit dem bloßen Gefühl und ohne Regeln geht es nicht einmal in der Jugend beim Erwerben von Elementen (S. 37): 'Für unsere Betätigung in einer fremden Sprache gibt es nur zwei Möglichkeiten: Übersetzen oder künstliche Synthese auf Grund von Regeln. Da das letztere allein nicht in Frage kommt, ... so ist unser Können in der fremden Sprache so lange Übersetzen, bis wir zu unmittelbaren Verbindungen von Erlebnissen und fremdsprachlichem Ausdruck kommen. Das setzt bekanntlich nicht allzubald ein.'

Diese Übersetzung soll nicht Wort für Wort sein, darf aber auch nicht mit *à peu près* sich begnügen (S. 39): 'Wenn der Schüler fortwährend die Gedanken nach seinem Sprachkönnen umbiegt (besser sagte ich wohl nach seinem Nichtkönnen), dann wird der Sprachunterricht zur Pensionatsunterhaltung! Gerade wir Deutschen haben eine straffe Gedankenschulung sehr nötig als Gegengewicht gegen unsere mächtige Phantasie und unser empfindsames Gemüt.' Ich brauche nicht zu sagen, daß Vf. Mittel weiß, den Schülern die Verschiedenheit verschiedener Begrifflichkeit und verschiedenen Stils klarzumachen. Gerade die Abgrenzung desjenigen, was man *Stil* nennt, ist ja heute meist im argen, weil man in dem Bestreben, Kunstgeschichte zu treiben und bloßes K a n n resp. *Freiheit* zu studieren, das Gebiet des Stils immer zu weit faßt.

Fünf weitere Kapitel betreffen das Sprechen des Französischen, den Wortschatz, die Lektüre, das heutige Frankreich.

Das Urteil scheint mir immer objektiv und die üblichen Einseitigkeiten und Romantismen vermeidend. Der unheilvolle Bergsonianismus von der Jahrhundertwende, mit seiner Intuitionslehre als Ersatz für Können und Wissen, mit seiner Förderung von demagogisch, rhetorisch und flach-

Digitized by Google

feuilletonistisch begabten Köpfen, wird also nun schon auf der Schule bekämpft. Dann wird er auch überwunden. Und wenn er auf der Schule überwunden wurde, wird er vermutlich einmal auch auf der Hochschule überwunden werden.

Der einseitigen künstlerischen oder kunsthistorischen, also ästhetischen Behandlung der fremden Sprache wird als letzter Zweck des ganzen Studiums vollkommenes Sprechen, Verstehen und Schreibenkönnen entgegengehalten. Dabei aber Literatur, Dichtung nicht, wie es nun die sprachinteressierte Seite gern macht, als *quantité négligeable* hingestellt, sondern ein hohes Maß von künstlerischer Textinterpretierung, ja von Literaturgeschichte vom Lehrenden verlangt und Mittel aufgewiesen, Fähigkeiten hierzu zu erwerben.

Das darf aber nicht auch nur den Anschein erwecken, als ob nun neben den praktischen Zwecken einzig und allein die literarischen stünden. Literatur ist ein so kleiner, im Leben einer Nation quantitativ so unbedeutender Abschnitt, daß man durch ihre Literatur Völker sehr viel besser verkennen als erkennen kann.

'Die Kenntnis des heutigen Frankreichs, wie sie der Lehrer des Französischen braucht und in seinen Unterricht einweben muß, wird sich auf die folgenden Gegenstände erstrecken: Die politischen Tendenzen, die Wirtschaft, die Landschaft, Kunst und Wissenschaft, das Leben im Haus und auf der Straße.' — Ich wünsche dem guten, frischen, anregenden, kühnen Buch viele Leser und bald eine ausgereifte, stilistisch sorgfältig revidierte Neuauflage.

München. Leo Jordan.

Dante Alighieri, Die Blume (*Il fiore*). Übersetzt von Alfred Bassermann. Heidelberg, Julius Groos, 1926. XXVII, 268 S.

Die große Hauptfrage des Titelblattes zunächst beiseitegelassen, ist das vorliegende Buch unter allen Umständen eine höchst dankenswerte Gabe. Auch der Nichtromanist bekommt dadurch Gelegenheit, eines der wichtigsten Erzeugnisse des Mittelalters kennenzulernen, und zwar in einer Form, die dem modernen Leser außerordentliche Erleichterung gewährt. Stehen doch den 22 000 Versen des *Roman de la Rose* nur 232 Sonette des *Fiore* gegenüber. Bassermann hat den Wortlaut des Originals mit dem Stimmungsgehalt der Dichtung wiederzugeben gewußt, so daß sich nur an einzelnen Stellen der Wunsch nach Änderung regt, so z. B. I 12 *La terza Cortesia fu san dottanza* = *Höfischkeit, vertraut und offen,* ein unerfreuliches Füllsel, II 6 *da machte sich Gott Amor auf mich dar.* Auch LIII 4, XLIX 5, CLXXVII 7, CLXXX 13 fallen aus dem flüssig lesbaren Stil der anderen Verse heraus. CIII 13 *Hielt mich nicht ab vom überqueren Gange* (= *No mi terian ch'i non gisse traverso*) ist gesucht, und XXI *Wie reich der edlen Blume Düfte rannen Bei solchem Kusse mir zu Herz und Sinnen, künden und melden, wär zu schwer Beginnen* allzu gezwungen. Selbstverständlich wird niemand die Schwierigkeit der gestellten Aufgaben unterschätzen und die Vortrefflichkeit des Geleisteten durch solche Ausstellungen schmälern wollen. Von den sorgfältigen Anmerkungen sei besonders die über Sighier (der übrigens Son. XCII dreisilbig gemessen ist!) hervorgehoben; fein ist die Bemerkung S. 243, in den Reimen des Son. LXXXVIII wäre unausgesprochen der Gedanke an *Cologna* durch die Reime *ripogna* und *vergogna* angedeutet, wie Inf. X 89 ff. die Reime *certo : sofferto : aperto* das dem Sprechenden im Sinne liegende *Montaperto* nahelegen. Es ist nicht ganz überzeugend, warum Son. CLXIX 14 *E fa collui infinte druderie* geändert werden müßte. Bassermann schlägt vor: *in fretta* und übersetzt: *Und treibe mit ihm auf den Raub das Buhlen.* Der Sinn

Digitized by Google

infinte = 'verstellte Buhlerei' scheint mir sehr gut zu passen: Die Durchreisenden, die fortwährend Herberge wechseln, sind unzuverlässige Kunden. Aber wenn sie dir etwas schenken, so sei nicht ablehnend und verstelle dich, als ob du gern mit ihnen buhltest. Son. XLVIII 13 befürwortet Bassermann die Textänderung *ove f i e strangulato* statt *fu* — und übersetzt: *Daß er doch in der Normandie noch steckte, In seinem Land, wo er noch hängen muß.* Nicht ganz befriedigend, daß er (Lästermaul) gerade nur in seiner Heimat gehängt werden solle. Der Sinn ist doch offenbar: wäre er in seiner Normandie geblieben (ehe er mir das Spiel verdarb), und zum Ausdruck seiner Nichtswürdigkeit wird er als Galgenvogel bezeichnet: 'wo er schon am Galgen war', das Perfekt zum Ausdruck einer dem Wunsch nach vollendeten Handlung, die dann in Wahrheit zu Ende geführt wird. Dem Zusammenhang nach paßt besser der Wunsch: 'wäre er doch schon damals dort gehängt worden' als der: er möge in seine Heimat zurückkehren usw. Zu Son. CLI bemerkt Bassermann 'der nicht ganz scharfe Gedanke'. Die Rede der Alten ist spaßhaft zu nehmen: Sie bedauert, daß sie keine Liebesabenteuer mehr haben kann. Der Grund ist: 'ich kam zu zeitig auf die Welt'. Wäre sie später geboren, wäre sie jetzt noch nicht zu alt für das 'holde Kosen'. Bei der Umsicht, mit der die Erläuterungen alles Notwendige vorbringen, fällt auf, daß nicht an die Wunderkraft des Heliotrops erinnert wird, wodurch der Vers CLXXXII 14 schwierig ist.

Nun aber zu der Hauptfrage. Ist es vorschnell, dieses Titelblatt? *I s t* 'die Blume' von Dante? Bassermann hat alles zusammengetragen, um die Beweiskette zu schließen. Sicher ist, daß jedem wirklich hingebenden Danteleser das Mittelglied fehlen muß zwischen dem keuschen Jugenderlebnis und den harten Selbstvorwürfen in den Kanzonen-, Inferno- und Fegefeuerstellen. Gewiß muß der Dichter nicht alles in concreto erleben, was er schildert; aber im Ernst wird kein Mensch glauben, daß Dante 'nichts' erlebt hat. Die Dichtung, die von seinen Menschlichkeiten irgend Zeugnis ablegt, hat bisher gefehlt. D'Ovidio hatte sicher recht zu sagen, daß im Werk Dantes eine Lücke fühlbar war, die der 'Fiore' auszufüllen scheint. Wenn dem verstandesmäßigen Zustimmen ein gefühlsmäßiges Widerstreben entgegensteht, so kann das seinen Grund nur in sprachlich-stilistischen Bedenken haben.

Trotz der unleugbaren dichterischen Kraft und Anmut vieler Verse gleicht der Gesamteindruck des Fiore nicht dem der großen Masse aller anderen Sonette, Terzinen und Kanzonen Dantes. Daß der leichtfertige Inhalt auch sprachlich leichtfertig behandelt wurde, stimmt für das Mittelalter nicht. Man müßte also denken, daß der Fiore ein ungefeilter Entwurf, ein leicht hingeworfener Versuch wäre. Dagegen spricht wieder die meisterhafte Zusammenfassung des Inhaltes, die gedrungene und doch nichts Wichtiges auslassende Kürze, die so ganz unmittelalterlich ist und eine Begabung verrät, die hoch über dem Durchschnitt stand. Ja, es gibt eigentlich keinen Dichter der Zeit, dem man die Fähigkeit zutraut, seinen Stoff so selbstherrlich in knappste Form zu pressen als Dante. Was gegen Dante spricht, ist die sonst bei ihm nicht zu verzeichnende Tatsache, daß er einen fremden Stoff bearbeitet, eine 'Redaktion' einer so verbreiteten Dichtung liefert, und die Sprachbehandlung. Im Gegensatz zu Dantes anderen Dichtungen häufen sich im Fiore die Kürzungen wie Son. CLVIII *I' lodo ben, settu vuo' far amico . . . e'* für *egli* vor konsonantischem Anlaut, CLVII 3 *dov' ella si creda su' pro fare, E che'l su' dono radoppiato le sia* u. a., so daß der allgemeine Eindruck beim Lesen der Dichtung der Bejahung hinderlicher ist als die Prüfung der Einzelheiten. Es dürfte daher noch eine kleine Weile dauern, bis auch die letzten Bedenken gegen Dantes Urheberschaft niedergekämpft sind.

Wien. Elise Richter.

Digitized by Google

Hermann Urtel †, Beiträge zur portugiesischen Volkskunde, mit vier Tafeln. (Hamburg. Universität, Abhandl. aus dem Gebiet der Auslandskunde 27; Reihe B: Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen. Bd. 15.) Hamburg, Friederichsen & Co., 1928. VIII, 82 S.

Glücklicherweise hat Urtels vorzeitiger Tod nicht eine noch weitere Verzögerung für die Veröffentlichung dieser schon vor dem Kriege in Angriff genommenen Arbeit gebracht. Fritz Krüger hat unter Anbringung einiger weniger Zusätze sich der Drucklegung angenommen. In der vielseitigen Tätigkeit, die Hermann Urtel als Lebensarbeit aufzuweisen hat, ist dieses Werkchen nicht das geringste.

Urtels Verdienst beruht erst in zweiter Linie auf persönlicher Sammlung unbekannten volkskundlichen Materials. Er hat zwar auch einzelnes bisher nicht Veröffentlichte mitgeteilt, aus Portugal wie aus vergleichsweise herangezogenen anderen Gebieten, hauptsächlich aber hat er alles, was schon bisher Portugal betreffend publiziert war, aus den verschiedenen in Frage kommenden Zeitschriften usw. heranzuziehen versucht. Namentlich dankt ihm die romanische Philologie und die allgemeine Volkskunde die Ausschöpfung einer Reihe nur in Portugal benutzbarer älterer Periodika.

Da Urtel den bescheidenen Titel 'Beiträge' gewählt hat, dürfen wir noch keine systematische Darstellung der portugiesischen Volkskunde von ihm erwarten. Die einzelnen Kapitel, die er lose aneinanderreiht, zeugen immerhin von einem klugen Überblick über die Erscheinungen und werden für die weitere Forschung immer nützlich sein. Auf Tafel 1—3 sind portugiesische Amulette nach der Hamburger Sammlung Dr. Seligmann, auf Tafel 4 nach den Beständen des Muséu etnografico Belem abgebildet, wozu auch eine kurze textliche Behandlung tritt. Im einzelnen sind weiter zum 'Festkalender', wie zu 'Baum- und Pflanzenkult', zum 'Toten- und Seelenglauben', zum 'Sternenglauben' usw. eine Menge wertvoller Tatsachen aus der portugiesischen Volkskunde zusammengetragen. Überall ist die Anknüpfung an die neuere Forschung unternommen, so daß die Deutungen unseren gegenwärtigen Anschauungen entsprechen.

Auf französische Verhältnisse ist oft Bezug genommen, auch auf italienische, spanische usw. Wenn man etwas wünschen möchte, so wäre es eine stärkere Benutzung allgemeiner iberoromanischer Materialien. Hier bleibt eine Lücke, die aber vielleicht den Vorteil hat, zu ergänzenden Studien zu ermuntern. — Man wird nicht klar darüber, ob manches z. B. über die *missa do gallo* (S. 27) oder über *pascoa* Gesagte (S. 32) in seiner iberoroman. Allgemeinheit erkannt ist. Ein Hinweis auf das 'neckische Anführen' am Inocentes-Tag in Spanien läge nahe (S. 35). Aus S. 81 scheint hervorzugehen, daß die Bestattung der Laienbrüder einer Ordensgemeinschaft im Mönchsrock dem Vf. nicht bekannt ist.

Ein ganz besonders wertvoller und willkommener Beitrag ist die erste Abhandlung der Schrift, 'Zur Gebärdensprache', S. 1—22. Urtel stellt 41 portugiesische Gebärden zusammen und vergleicht sie mit allerlei europäischen und sonstigen Gebärden. — Ich möchte hierzu in Kürze einige eigene Beobachtungen, und zwar aus dem benachbarten spanischen Sprachgebiete, hinzufügen. Geste 3 (Zeigefingerbewegung, um zu verneinen), auch im Dauphiné z. B. bekannt, ist in Spanien gang und gäbe. Geste 5 (vorgestreckte, leise auf und ab bewegte Hand) sah ich in Spanien wiederholt, an verschiedensten Orten. Geste 7, die man in England wie in Frankreich (regarde mon œil!) kennt, begegnet in Spanien, soviel ich mich entsinne, fast stets mit dem Worte *pícaro* verbunden. Geste 9, 'die geschlossenen Füße = Wahrheit', ist mir, etwas gewandelt, aus Mitteldeutschland (spora-

Digitized by Google

disch) bekannt. Man sieht unter dem Tisch nach, ob ein Kind einen Fuß angehoben hat, d. h. sich nicht verpflichten will, die Wahrheit zu sagen. Gegenüber dem portugiesischen und sonst verbreiteten Zeichen für 'dumm' (Berühren der Stirn mit dem Zeigefinger oder der Hand) erscheint im Kastil. der Ausdruck *chiflado* mit gleichzeitiger bohrender Bewegung des rechten Zeigefingers an der rechten Schläfe. Außerordentlicher Beliebtheit erfreut sich in weiten spanischen Kreisen die unter 24 beschriebene Gebärde, die ich als Kußhandwerfen bezeichnen möchte. Schließlich möchte ich noch (zu S. 22; Gebärde 41) neben portug. *encaixar as barbas a algum* vergleichend die span. Wendung *reirse en sus mismas barbas* stellen.

Danzig-Langfuhr. Werner Mulertt.

Digitized by Google

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Language. VI, 2, June 1928 [G. O. Russell, Some terms of physics for linguists. — L. Bloomfield, A note on sound-change. — T. Michelson, Walleser on the home of Pāli. — R. S. Kent, Three notes on the Gathas of the Avesta. — A. M. Sturtevant, The consonant þ in Gothic *stōþ: stōþum*. — A. M. Espinosa, The language of the *Cuentos populares Españoles*. — E. H. Sturtavant, The parts of the body in Hittite].

Speculum. III, 3, July 1928 [E. K. Rand, Life and I. — R. Rajna, Un indovinello volgare scitto alla fine del secolo VIII o al principio del IX. — O. Dobiache-Rojdestvensky, Un manuscript de Bede à Leningrad. — E. Gilson, Sur le *Jesu dulcis memoria*. — P. F. Jones, The Gregorian mission and English education. — W. B. Sedgwick, The style and vocabulary of the Latin arts of poetry of the 12th and 13th centuries].

Schule und Wissenschaft. II, 10, Juli 1928 [U. Haacke, Eigentätigkeit im Geschichtsunterricht. — A. Bock, Die Diskussion in den Oberklassen. — M. Luserke, Die Klassengemeinschaft als dramatische Werkstätte. — R. Müller-Freienfels, Vom kindlichen Schaffen in der bildenden Kunst]. II, 11, August [K. Friebel, Rundfunk und Schule. — O. Völcker, Neusprachlicher Funkunterricht. — H. Fischer, Schule und Rundfunkunterricht. — G. Rämisch, Auswertung des Empfangs im neusprachlichen Unterricht. — P. Ziegler, Erfahrungen beim Rundfunkempfang]. II, 12, Sept. [P. Hartig, Betrachtungen zur Stellung der Renaissance im Unterricht, unter besonderer Berücksichtigung des französischen Unterrichts. — W. Grabert, C. F. Meyers Renaissancegestaltung. — E. Gerstenberg, Shakespeare im Rahmen der englischen Renaissance]. III, 1, Okt. [K. Kesseler, Neue Wege der Jugendbildung in ihrer Bedeutung für Erziehung und Unterricht. — W. Schönbrunn, Die neuen Wege der Jugendbildung in ihrer Bedeutung für den Deutschunterricht. — A. Ehrentreich, Neuere Sprachen und jugendliches Lebensgefühl. — B. Kumsteller, Die Ziele des Geschichtsunterrichts und unsere Jugend]. III, 2, Nov. [J. Wagner, Die freien Jahresarbeiten der Oberprima nach ihrem Sinn, ihrer psychologischen Lage und Eingliederung in die Gesamtarbeit der Schule. — H. Strohmeyer, Die Jahresarbeiten im neusprachlichen Unterricht. — U. Haacke, Geschichtliche Jahresarbeiten. — W. Grabert, Zur Durchführung von Jahresarbeiten auf den Schulen].

H. Walde, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Hg. und bearb. v. J. Pokorny. Bd. II, Lief. 1—4, 716 S. Bd. I, Lief. 1 u. 2, S. 1—338. Berlin, de Gruyter, 1926—28. [Walde, rühmlich bekannt als Verf. eines etymologischen lat. Wörterbuches, hat auch ein indogerm. nahezu vollendet hinterlassen, dessen sich jetzt Pokorny angenommen hat, um es zu vervollständigen, auszufeilen und zu veröffentlichen; auch Vasmer hilft mit. Wo drei solche Männer zusammen arbeiten, wird sicherlich Vortreffliches geleistet. Das Material ist nach Wurzeln angeordnet, und zwar erschien zuerst der zweite Band, weil der im Manuskript am meisten vollendet war. Aber auch vom ersten Band ist schon in rascher Folge die erste Hälfte erschienen. Ein neusprachliches Urteil wird am besten möglich sein, wenn die Register zum Gesamtwerk vorliegen; mögen sie bald herauskommen!].

Verhandlungen der 56. Vers. deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen v. 27—30. Sept. 1927. Im Auftr. der Versammlungsleitung hg. v. P. Scymank. Leipzig, Teubner, 1928. XII, 210 S. [Die Philologenversammlung in Göttingen im Sept. 1927 war eine Heerschau der verschiedensten deutschen

Digitized by Google

Geisteswissenschaften, einschließlich Hygiene, Mathematik, Biologie und Chemie; je mehr das Gymnasium von der engen Lateinschule hinaus sich zu dehnen wagt, desto mehr bewährt sich seine alte Führerrolle. Die vorliegenden Berichte über die ungeheure Menge Vorträge, die da gehalten wurden, zeichnen sich durch ungefähr gleichmäßige Knappheit aus; auf nicht zu großem Umfange bekommt man einen Überblick über die Fülle der Probleme, die gegenwärtig den deutschen Geistesforschern am Herzen liegen. Interessant ist das Hinausgreifen über die Ressortgrenzen der Fächer, z. B. wenn E. Schwartz über Staatsmacht und Dogma in der oströmischen Reichskirche handelt oder W. Dibelius in einem Vortrag über Neuseeland einen Abstecher in die Geographie macht. Auch Fragen des inneren Lebens sind bevorzugt, vgl. W. Horn, 'Über Zweck und Ausdruck in der Sprachentwicklung'. Pädagogisch bedeutsam ist eine Anregung von K. Strecker, 'Mittellatein und die höhere Schule'. Selbst die fabulosen Märtyrerakten wurden für K. Zwierzina Gegenstand einer beachtenswerten Typenforschung. So ließe sich noch lange aufzählen. Wer Themen braucht zu weiterer Arbeit, der gehe die Titel dieser Vorträge durch: er wird reichlich Arbeitsgelegenheit finden.]

A. Helbok, Siedlungsgeschichte und Volkskunde. (Kötzschkes Schriften z. dtsch. Siedelungsforschung, II.) Dresden, v. Baensch, 1928. 107 S. [Volkskundliche Dinge und Gebräuche der Gegenwart sollen helfen, die Siedlungsgeschichte unseres Volkes in früheren Jahrhunderten aufzuhellen. Das ist ein tapferer Gedanke, und manches, was Vf. hier vorträgt, ist überzeuglich oder doch ein Zukunftsversprechen. Er selber hat der Kritik nicht vergessen und schreibt auf S. 53 mit gutem Bedacht, daß man auf jeden Fall großzügige systematische Aufsammlung und Verarbeitung erst noch vorbereiten muß: 'Was vorliegt, ist stückweise gewonnen, aber immerhin von so viel Wert, daß man gewisse Hoffnungen in eine größere Unternehmung setzen kann; sie wird klar zu trennen haben zwischen Herstellungsstoff, Technik, Form, Farbe und Motiv'. Rühmlich ist die übersichtliche Vorführung volkstümlicher Verhältnisse in Kartenform. Ein Inhaltsverzeichnis hätte die gedrängte Schrift noch übersichtlicher gemacht.]

H. Amman, Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. II. Teil: Der Satz. Lebensformen und Lebensfunktionen der Rede. — Das Wesen der Satzform. — Satz und Urteil. Lahr i. B., Schauenburg, 1928. IV, 199 S.

P. Kirn, Zum Problem der Kontinuität zwischen Altertum und Mittelalter. (Archiv für Urkundenforschung, X 1.) Berlin, de Gruyter, 1926. S. 128—144.

L. Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit. (Frühgermanentum, II.) Jena, Diederichs, 1928. 242 S. [Die Arbeit mußte einmal geleistet werden, die Berichte der Historiker über die Begebenheiten unserer Heldensage zusammenzustellen, zu überschauen und mit den ältesten Darstellungen der Sage zu vergleichen. Was wir dabei lernen, betont Verf. auf Schritt und Tritt: die seelisch fesselnden Dinge wurden nicht durch die Geschichte dargeboten, sondern kommen erst durch die Dichter heraus. Dies wird gezeigt betreffs Ermanarichs Tod, die Schlacht auf den katalanischen Feldern, Walter und Hildegunde — wenn man da von historischer Basis überhaupt reden kann —, Attilas Tod und Ende der Burgunden, Theoderich, Albwin, Brunhild, die Thüringer und Sachsen. Eine große Schwierigkeit lag allerdings darin, daß bereits die ältesten Prosaberichte oft schon Einschlag von Dichtung enthalten oder völlig uninteressant klingen. Woher kamen die poetischen Motive? Dies ist die nächste Frage, die man sich selber stellt. Sie hängt zunächst mit der Vorstellung zusammen, die man sich von den Dichtern macht; waren es immer nur Spielleute, oder konnten auch schriftkundige Epiker vorhanden sein? Daß die Hauptsagen gerade bei jenen germanischen Stämmen zuerst auftauchten, die mit den Griechen und Römern in Nachbarschaft lebten, sowie vielfach in Formen, die an antike Epen erinnern, gibt jedenfalls zu denken.

Digitized by Google

Auch ist stets mit der Möglichkeit unverwandter Gleicherfindung zu rechnen, hervorgerufen durch Ähnlichkeit des Kriegs- und Rechtslebens bei verschiedenen primitiven Völkern. Verf. geht auf diese heiklen Fragen im allgemeinen nicht ein, hält sich vorsichtig an die Überlieferung und bewährt jene ernste Kritik, die auf dem gefährlichen Boden der Heldensage besonders am Platze ist.]

Lane Cooper and Alfred Gudemann, Bibliography of the Poetics of Aristotle. (Cornell studies in English, XI.) New Haven, Yale University Press, 1928. 493 S. [Die erste Ausgabe in der griechischen Originalsprache erschien 1508 in Venedig, bald folgte Erasmus 1531. Aber die erste Übersetzung ins Lateinische, in Form eines Auszuges von Averroes und in der einer Übersetzung aus dem Arabischen von Hermannus, wurde 1481 in Venedig gedruckt. Unter den Kommentatoren steht obenan Poliziano 1483. Das ganze Buch ist eine sorgsame Bibliographie mit einem Namenverzeichnis von 12 Seiten am Schluß.]

E. Diehl, Inscriptiones latinae christianae veteres. III, 1. Berlin, Weidmann, 1928. 80 S. [Das große Inschriftenwerk wird durch dies Personenregister, das im vorliegenden Hefte bis Hilarianus reicht, bequem ausschöpfbar. Namen unserer Landsleute sind durch ein nachgestelltes 'Germ.' ausgezeichnet. Sprachliche Schlüsse wird man aus den Formen dieser Namen wohl erst dann mit richtigem Erfolge ziehen können, wenn das Register vollendet vorliegt; das Zukunftsversprechen in dieser Hinsicht ist nicht gering.]

H. Brinkmann, Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. Halle, Niemeyer, 1928. VII, 208 S. [Die mittelalterlichen Dichter in den Volkssprachen des Westens hat man fleißig studiert; die lateinischen ließ man — wenige Gelehrte wie Gröber ausgenommen — beiseiteliegen. Diese Einseitigkeit kam wohl von der Überzeugung her, daß man damals weit mehr nach dem Spielmann und dessen Kunstweise sich richtete als nach der Schule. Mit der Scholastik jedoch wurde dies anders, und der Lateindichter übernahm immer mehr die Führung. Diesen Verhältnissen trägt Brinkmann Rechnung und führt uns zu den Schulautoren des 12.—14. Jh.s in französischen und deutschen Landen. Er geht besonders dem Schönheitsbegriff und dessen Wandlungen nach, sowie den Anweisungen zum Schreiben, also den Poetiken und dem dreifachen Stil, den sie unterscheiden. Liest man, was Gaufredus speziell über den *stylus grandiloquus* sagt und was seine Gefolgsleute darüber nachsagten, so begreift man die Ausführungen des Engländers Robert Manning 1338 über die Dichtersprache *curious*, in der sich namentlich der Tristanepiker hervorgetan habe. Die Aufmerksamkeit Brinkmanns ist fast ausschließlich auf das Französische und Deutsche gerichtet; seine sehr anregenden Beobachtungen verdienten auch auf das englische Gebiet ausgedehnt zu werden, wo bisher fast nur die Dissertation Korsch über Chaucer als Kritiker vorgearbeitet hat. Brinkmann verfügt über große Belesenheit und läßt sich nicht von einer äußerlichen Anordnung, sondern von den Problemen leiten, die den damaligen Schriftstellern am Herzen lagen; das gibt seinen Darstellungen einen weiten Ausblick, und da er zugleich als sorgsamer Bibliograph über die Herkunft von Stoff und Gedanken guten Bescheid gibt, ist sein Buch für jeden mittelalterlichen Philologen eine Fundgrube.]

K. Strecker, Einführung in das Mittellatein. Berlin, Weidmann, 1928. 42 S. [Von der Ausdehnung, den sprachlichen Besonderheiten des Mittellatein, von den Grammatiken und Wörterbüchern, von den literarhistorischen Hilfsmitteln und den bereits gedruckten Sammlungen wird uns hier in höchst dankenswerter Weise das Elementare geboten. Einer unserer Hauptarbeiter auf diesem Gebiete zeigt uns das Handwerkszeug. Er versäumt auch nicht, gleich zu Anfang eine Liste der lesenswertesten Originalwerke aufzustellen, für die Schule und für eigne Lektüre, worin er den Waltharius mit Recht für 'unentbehrlich' erklärt. Dabei zeigt sich, daß Strecker, trotz seiner inter-

Digitized by Google

nationalen Kenntnis vom mittelalterl. Latein, doch hier besonders die Bedürfnisse des Deutschphilologen im Auge hatte; sonst wäre er schwerlich über Aldhelm und Beda, Asser und Galfried von Manmouth hinweggegangen. Um so eifriger hat der Neusprachler die ausländischen Lateiner des Mittelalters und die Literatur über sie nachzutragen.]

E. Yoder, The position of possessive and demonstrative adjectives in the *Noctes atticae* of Aulus Gellius. Diss. (Language dissertations II, Sept. 1928.) Philadelphia, Linguistic Soc. of Am., 1928. 103 S.

Literae virorum eruditorum ad Franciscum Craneveldium. 1522—28. A collection of original letters edited from the manuscripts and illustrated with notes and commentaries. Preface and introduction by Henry de Vocht. (Humanistica Lovaniensia, 1.) Louvain, Uystpruyst, 1928. XCIX S.

B. Kumar Sarkar, Greetings to young India, messages of social and cultural reconstruction. Calcutta, Raychowdhury, 1927. 1 Rs. XXI, 160+10 S.

B. Kumar Sarkar, The politics of bounderies and tendencies in international relations. Calcutta, Raychowdhury, 1926. XVIII, 322 S. [Die Flugschrift ist besonders insofern interessant, als sie zeigt, wie ein gebildeter, weitgereister Inder in der Gegenwart die Welt auffaßt. In der Tschechoslowakei z. B. sieht er ein Muster, wie man in Versailles behufs Selbstbestimmung der Völker einen Staat nicht nach nationalen Grenzen konstruierte, sondern zur Niederhaltung eines gefürchteten Nachbars. Die Jungtürken haben nach seiner Auffassung unter Kemal Pascha eine Wehrfähigkeit gezeigt, die auf das gedrückte Deutschland ermutigend wirkte. Singapore kann ein zweites Gibraltar werden und ist eine stete Drohung für Indien; indem die englische Flotte sich mehr dorthin konzentriert, kann Italien im Mittelmeer stärker sich rühren. Ein demokratisiertes Japan könnte die Verhältnisse in Ostasien bedeutend verschieben. Das Buch ist flott geschrieben, nicht geschwätzig und mit viel Kenntnis europäischer Dinge.]

J. Horovitz, Indien unter britischer Herrschaft. (Dibelius' Handbuch der engl.-amer. Kultur.) Leipzig, Teubner, 1928. 136 S. und 2 Blätter mit Karten. Geh. 4,80 M., geb. 6 M. [Beschrieben wird: 1. Indien unter mohammedanischer Herrschaft, 2. Geschichte der britischen Herrschaft, 3. Bevölkerung, Wirtschaft, Verwaltung, 4. Erziehungswesen, 5. Kämpfe um Gleichberechtigung, 6. indische Einheit und Freiheit nach indischer Auffassung. Verf. war 1907—15 selbst in Indien und urteilt vorsichtig. Auf indischer Seite sieht er eine unheilvolle Zerspaltung, auf britischer eine rückhaltlose Entschlossenheit, im Lande zu bleiben und es zu behalten.]

O. Jespersen, Eine internationale Sprache. Nach dem englischen Original übersetzt von S. Auerbach. Heidelberg, C. Winter, 1928. 148 S. 4,80 M.

Phonetik.

Archives Néerlandaises de phonétique expérimentale rédigées par F. J. J. Buytendijk, W. Einthoven †, G. Grijns, W. E. Ringer, G. van Rijnberk et H. Zwaardemaker. Publiées par La Société Hollandaises des Sciences à Harlem. La Haye, Nijhoff, 1928. Tome II [H Zwaardemaker, La sonorité pour une intensité moyenne uniforme de la voix parlée. — L. Kaiser, Contributions á l'investigation des sons du langage hollandais. — H. D. Bouman, Sur une méthode d'analyse des sons à l'aide de la résonance électrique appliquée aux voyelles néerlandaises. — A. Abas, Recherches experimentales sur le timbre des voyelles]. — Tome III [R. H. Stetson, Motor phonétique].

W. E. Peters, Bericht über eine experimentalphonetische Untersuchung der estnischen Sprachmelodie. Hamburg, Bangert, 1927. 16 S. [Das Estnische hat eine fallende Intonation von eigentümlicher Art, die uns hier mit Hilfe maschinenmäßig hergestellter Sprachkurven vor Augen gebracht wird.]

G. Ipsen und F. Karg, Schallanalytische Versuche. Eine Einführung in die Schallanalyse. (Streitbergs Germ. Bibl. II, 24.) Heidelberg, Winter, 1928.

Digitized by Google

XI, 319 S. und ein Anhang. 14 M. [Lietzmann unterzog die textkritische Verläßlichkeit der Schallanalyse von Sievers betreffs Textkritik vor 10 Jahren einer Probe, über die er in den Gött. gel. Anz. 1919 ausführlich berichtete. Er hatte Sievers griechische Texte gemischter Art vorgelegt, aber nicht künstlicher gemischt, als Sievers sie oft zu erkennen behauptet hatte. Das Ergebnis war wesentlich negativ, d. h. nicht, daß die Schallanalyse ganz zu verwerfen sei, wohl aber, daß zu ihrer Verläßlichkeit und richtigen Entwicklung noch vieles fehle. Darauf haben jetzt Ipsen und Karg, die sich als Assistenten von Sievers in dessen Methoden eingearbeitet hatten, eine Reihe weiterer Versuche und Übungen gemacht, betreffs Textkritik, Einschiebsel und Auslassungen; man darf diese Proben als wesentlich leichtere bezeichnen; erraten wurde der wirkliche Sachverhalt auch da nicht mit Sicherheit und lange nicht immer. Eine Reihe weiterer Proben galt vorwiegend dem rhythmisch-melodischen Gesamtcharakter in der Sprechweise einer bestimmten Persönlichkeit; die Verf. sahen sich dabei zu Beschreibungen und Linienbildern des Stimmzuges veranlaßt, die noch recht allgemein sind, deren Kompliziertheit auch mehr erraten als erwiesen scheint. Voraussetzung ist dabei stets, daß Laut und Bedeutung der Sätze nicht beliebig, sondern innerlich fest verknüpft seien, so daß es nur eine einzige Art natürlichen Vortrages gäbe, die daher auch dem Autor zuzumuten sei; man dürfte dieses Axiom doch vielfach bestreiten. Solche Versuche, die Schallanalyse experimentell — wenn auch ohne objektivierende Maschinen — zu erhärten und zu verbessern, sind gewiß als nützlich anzuerkennen; den besten Eindruck macht es dabei, wenn die Forscher gelegentlich ihr Mißlingen offen eingestehen.]

A. W. de Groot, Instrumental phonetics. Its value for linguists. (Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen. 65 A 2.) Amsterdam, 1928. S. 37—97. [Die Ablehnung phonetischer Versuche mit Maschinen durch verschiedene Linguisten wird bedauert und bekämpft. Für die Silbe z. B. lasse sich aus den Stimmkurven doch viel gewinnen. Man dürfe diese Forschungsmethoden nicht geringschätzen, weil sie noch in der Anfangsentwicklung sind; oft seien 'linguists too much afraid of instruments'.]

Löpelmann-Minnigerode, Abriß einer vergleichenden Lautlehre des Deutschen, Englischen, Französischen und Italienischen nebst Darstellung der menschlichen Sprachwerkzeuge. Mit 3 Fig. im Text und einer Doppeltafel. Berlin, Dümmler, 1929. VIII, 104 S. Kart. 4,90 M., geb. 6,75 M.

Neuere Sprachen.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker, 1928. VI, 2 [G. Misch, Egil Skallagrimsson. Die Selbstdarstellung des Skalden. — W. Dankert, J. S. Bach und die deutsche Renaissance. — Eug. Wolf, Dürer und Goethe. P. Schaaf, Das philosophische Gedicht. — W. Schultz, Das Problem der historischen Zeit bei W. v. Humboldt. — N. v. Bubnoff, Der Katholizismus im Spiegel des russischen religiösen Bewußtseins. — R. Unger, Vom Sturm und Drang zur Romantik. Eine Problem- und Literaturschau II C]. — VI, 3 [H. Nohl, Zur Charakterologie des Kunstwerks. — W. Flemming, Die Auffassung des Menschen im 17. Jahrhundert. — R. Hönigswald, Spinoza. Ein Beitrag zur Frage seiner problemgeschichtlichen Stellung. — A. Franz, Die literarische Porträtzeichnung in Goethes Dichtung und Wahrheit und in Rousseaus Confessions. — E. Lichtenstein, Die Idee der Naturpoesie bei den Brüdern Grimm und ihr Verhältnis zu Herder. — H. Schrade, Frühchristliche und mittelalterliche Kunst. Ein Literaturbericht (I)].

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXXVI, 1, Januar—Februar 1928 [Fr. Karpf, Kulturkunde und Verständigung. — M. Regula, Schematisierende oder erkenntnisschaffende Darstellung der französischen

Digitized by Google

Moduslehre. — W. F. Schirmer, Das Bild Chaucers in der Forschung der letzten Jahre. — E. Richter, Hugo Schuchardts wissenschaftliche Persönlichkeit. — E. Jaloux, A propos des 'Châteaux en Bavière'. — W. Franke, Eindrücke von einer Studienfahrt nach Irland. — H. Hamann, Tagung der Modern Language Association. — Verein der Freunde des neusprachlichen Gymnasiums. — Mitteilung der deutschen Zentralstelle für amerikanisch-deutschen Briefwechsel. — Die Hamburger Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes. — Besprechungen]. — 2, März [Eug. Lerch, Der Konjunktiv des psychologischen Subjekts. — E. W. Scripture, Der Rieselfuß. — H. Körbel, Zur Shakespeare-Lektüre an den höheren Schulen. — L. Spitzer, Zu Wartburgs französischem etymologischen Wörterbuch, Lief. 8—10. — Chr. Sénéchal, Chronique des lettres françaises. — R. Müller, Das Buch im neusprachlichen Unterricht. — P. R. Sanftleben, Gedanken zur mündlichen Reifeprüfung in den neueren Fremdsprachen. — O Hartenstein, 'Harzer Blut'. — E. Moosmann, Emil Hausknecht zum Gedächtnis. — Besprechungen]. — 3, April [H. Wengler, Ch. Ballys 'Stylistique'. — H. Picton, The touchstone of simplicity in English literature. — G. Wenz, Die Neugestaltung des British Commonwealth of Nations und die Britische Reichskonferenz vom Jahre 1926. — H. Mutschmann, Nachträge zu den 'Neuen Amerikanismen' in Bd. XXXV, 350 ff. — Marianne Fröhlich, Die Wege der neuen schwedischen Literatur. — Vorläufige Tagesordnung der XXI. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in Hamburg 1928. — Spanischer Ferienkursus in Hamburg. — Kongreß für Logopädie und Phoniatrie. — R. P. Arnold, Berichtigung. — Eug. Lerch, Berichtigung. — Besprechungen]. — 4, Mai [E. Schön, Auseinandersetzung. — L. Zimmermann, Kulturkunde und neusprachlicher Unterricht. — W. Küchler, Bemerkungen zu Molières 'l'Avare'. — G. Panconcelli-Calzia, Das Phonetische Laboratorium der Stadt Hamburg. — W. Giese, Die neuesten Werke Joan Santamarias. — L. Meyn, Die Verdoppelung des Objekts im Spanischen. — R. Münch, Auslandreise. — M. Walter, Ehrung für Hermann Klinghardt. — Spanischer Ferienkursus in Jaca. — Spanischer Ferienkurs in Hamburg. — Deutsche Sprachkurse für Ausländer in Wien. — Besprechungen]. — 5, Juli [Glückwunsch an Prof. Gustav Wendt. — K. Voßler, Der Kampf gegen den Abstraktismus in der heutigen Sprachwissenschaft. — W. Küchler, Zur Frage der Ernsthaftigkeit Molières. — Chr. Sénéchal, Chronique des lettres françaises. — Th. Kalepky, Berichtigung zu Lerchs Konjunktiv-Artikel S. 81 ff. — Luise Ey, Die luso-brasilianische Sprache und ihre Wandlungen. — Mitteilungen des Dauervorstandes des ADNV. — Spanischer Ferienkurs. — Auslandsaufenthalt. — Besprechungen]. — 6, September [W. Martini, Schule und Wissenschaft. — W. Braun, Die induktive Behandlung des Gerundiums im Englischen auf der Mittelstufe. — L. Spitzer, Bericht über den ersten internationalen Linguistenkongreß im Haag 10.—15. April 1928. — Bericht über die 21. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in Hamburg. Pfingsten 1928. — Eva Seifert, Congrès international de linguistique romane. — Bericht über die Sitzungen des Wiener Neuphilologischen Vereins. — Bericht des Neuphilologischen Vereins zu Bremen über das 31. Vereinsjahr 1926/27. — Besprechungen].

Die neueren Sprachen. Beiheft Nr. 12b: E. Moosmann, Englische Literaturstunden auf der Oberstufe. Marburg, Elwert, 1928. 132 S. 5 M. Nr. 13: W. Günther, Probleme der Rededarstellung. Untersuchungen zur direkten, indirekten und 'erlebten' Rede im Deutschen, Französischen und Italienischen. Marburg, Elwert, 1928. 160 S. 5 M. — Nr. 14: Beiträge zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts, I. M. Walter, Erinnerungen und Erfahrungen, II. P. Olbrich, Brevier des neusprachlichen Lehrers (Leitsätze zur Methodik). Marburg, Elwert, 1928. 20 S. 1 M. — Nr. 15: Kulturkunde und neusprachlicher Unterricht. Vorträge, gehalten auf der Hamburger Tagung des All-

Digitized by Google

gemeinen Deutschen Neuphilologen-Verbandes (Pfingsten 1928) von E. Otto, B. Fehr, P. Hartig, F. Franzmeyer, A. Godart. Marburg, Elwert, 1928. 68 S. 2,50 M. (für Abon. 2 M.).

Literaturblatt für germ. und rom. Philol. XLIX, 9—10, Sept.—Okt. 1928.

Publ. of the Mod. Lang. Ass. of America. XLIII, 3, Sept. 1928 [H. Collitz, Das schwache Präteritum als Mischbildung. — A. H. Gilbert, Had Daute read the *Politics* of Aristotle? — J. E. Gillet, Danza del santissimo Nacimiento, a sixteenth-century play. — C. W. Crane, A source for Spenser's story of Timias and Belphebe. — H. E. Sandison, Arthur Gorges, Spenser's Alcyon and Ralegh's friend. — R. B. Levinson, Spenser and Bruno. — A. K. Gray, Some observations on Christopher Marlowe, government agent. — D. Wecter, Shakespeare's purpose in *Timon of Athens*. — E. M. Albright, The folio version of *Henry II* in relation to Shakespeare's times. — M. Ch Linthicum, 'My Jewish Gaberdine'. — S. A. Tannenbaum, More about *The booke of Sir Thomas Moore*. — Ch. A. Rouse, Thomas Heywood and *The Life and death of Hector*. — E. L. Buckingham, Campion's *Art of English Poesie* and Middleton's *Chaste Maid in Cheapside*. — W. D. Dunkel, The authorship of *Anything for a quiet life*. — C. L. Day, Thomas Randoph and *The drinking academy*. — A. R. Thompson, Melodrame and tragedy. — A. L. Torrey, Voltaire and Peter Annet's Life of David. — D. H. Carnahan, The spirit of the *Nain Janne*. — E. H. Zaydel, Ludwig Tieck and Friedrich v. Raumer].

Mod. lang. notes. XLIII, 6, June 1928 [O. W. Raymond, New light on the genesis of 'The ring and the book'. — A. H. Nethercot, The letters of Abraham Cowley. — T. M. Rasor, Two unpublished letters by Coleridge in contemporary newspapers. — T. W. Douglas, What is the 'Parlement of foules'? — W. Kurrelmeyer, Eine unbekannte Klopstock-Originalausgabe. — R. G. Noyes, Mrs. Bracegirdle's acting in Crowne's 'Justice Busy'. — S. A. Nock, Notes on Milton's appearance. — C. Gohdes, A note on the bibliography of Keats].

The journal of Engl. and Germ. philol. XXVII, 2, Apr. 1928 [N. C. Brooks, The *Sepulchrum Christi* and its ceremonies in late mediaeval and modern times. — D. Bush, *The petite pallace of pettie his pleasure*. — R. Beck, Grimer Thomsen — a pioneer Byron student. — A. Keiser, Thoreau's manuscripts on the Indians. — E. Hofacker, Christian Morgenstern als Mystiker. — D. W. Schumann, Studien zu Schillers *Malteserfragmenten*].

Mod. philol. XXVI, 1, Aug. 1928 [E. Brugger, Almain and Ermonie as Tristan's home. — H. Buck, Chaucer's use of feminine rhyme. — M. Henshaw, The preface of St. Ambrose and Chaucer's *Second Nun's* Tale. — R. Bressie, The date of Thomas Usk's *Testament of Love*. — F. C. Tarr, Larra's *Duende satirico del dia*. — L. B. Wright, The scriptures and the Elizabethan stage. — J. v. Bonsdorff, *Hankyn* or *Haukyn*. — W. J. B. Fienaar, Arthur's shield in in the *Faerie Queene*. — T. Larsen, The father of George Peele. — V. B. Heltzel, Chesterfield and the anti-laughter tradition. — E. Malakis, Chateaubriand's contribution to French Philhellenism]. — XXVI, 2, Nov. [R. Vigneron, M. Bergeret et la criminologie. — A. M. Sturtevant, Certain Old Norse suffixes. — G. C. Taylor, Is Shakespeare's Antonio the 'Weeping philosopher' Heraclitus? — M. Rader, The transcendentalism of William Wordsworth. — T. Larsen, The Canon of Peele's works. — J. D. Rea, Coleridge's intimations of immortality from Proclus. — J. O. Wade, Middle-class philosophes, middle-class philosophy, in the drama of the 18th century].

Studies in philol. XXV, 3, July 1928 [A. K. Gray, Shakespeare and 'Titus Andronicus'. — E. P. Kuhl, Shakespeare and Hayward. — R. P. Bond, Some eighteenth century Chaucer allusions. — D. Mc Millan, Planché's early classical burlesques. — R. P. Mc Cutcheon, John Dunton's connection with book-reviewing. — F. L. Mott, A brief history of 'Graham's magazine'. — A. M. Sturtevant, Some vowel variations in certain Old Norse words. —

Digitized by Google

H. V. Canter, Personal appearance in the biography of the Roman emperors]. — XXV, 4, Oct. [F. B. Snyder, Burns and his biographers. — G. Williamson, The nature of the Donne tradition. — E. C. Knowlton, The Genii of Spenser. — B. Martin, The date of Milton's first marriage. — H. S. Hughes, Pope to Lord Bathurst: An unpublished letter. — A. Parrott, A critical bibliography of Spenser from 1923—1928. — G. March, The writings of Keats's friend Reynolds].

The mod. lang. review. XXIII, 3, July 1928 [H. J. Butler and H. E. Butler, Sir Walter Scott and Maria Edgeworth. Some unpublished letters. — A. Ewert, An early manuscript of the 'Roman des romans'. — W. J. Entwistle, The 'Cantar de gesta' of Bernardo des Carpio. I, II. — M. F. Liddel, Ferdinand Freiligrath's debt to English poets].

Leuvensche bijdragen. XX, 1—2 [G. G. Kloeke, de *un*-expansie nogmals aan de feiten getoetst. — H. J. van de Wijer, Ons toponymisch onderzoek. — H. Logeman, A world-language]. — 3—4 [J. Gessler, A propos de la source flamande du *El Verdugo* de Balzac. — Th. Baur, Hugghensiana I. — J. Mansion, A. Carnoy, J. Lindemann, J. van de Wijer, Toponymisch onderzoek]. Bijblad.

Germ.-rom. Monatsschrift. XVI, 7—8, Juli—Aug. 1928 [M. J. Wolff, Aristophanes im Urteil von heute. — J. Körner, Prag, Das Problem Friedrich Schlegel. — M. Förster, Shakespeare-Musik I. — W. Küchler, Zur Frage der Sittenschilderung in der Komödie Molières. — H. Baader, Organische Kunstauffassung im modernen Frankreich (Paul Claudel) und ihre Beziehungen zur deutschen Literatur]. 9—10, Sept.—Okt. [K. Krohn, Kalevala und die finnischen Heldenlieder. — T. E. Karsten, Die Fortschritte der germanisch-finnischen Lehnwortforschung seit Wilh. Thomsen. — R. Petsch, Epische Grundformen. — L. Spitzer, Vigny's 'Le cor'].

Neophilologus. XIII, 4 [J. van Ginneken, Een Fransch voorvoegsel in het Nederlandsch of een Oer-Europeesch prae-Indogermaansch relict, II. — S. van Praag, Een Hebreeuwsche bewerking van Racine's *Athalie*. — C. Phaf, Autour d'une nouvelle théorie sur l'emploi des modes. — H. R. Lang, Readings from Ajuda-codex of Old Portugese lyrics. — W. Flemming, Vondels Einfluß auf die Trauerspiele des Andreas Gryphius, zugleich eine methodologische Besinnung. — Th. Kalepky, Zur Deutung des Goetheschen Homunculus. — H. de Groot, De geschiedenis van het Hamletprobleem. — A. E. H. Swaen, Het Angelsaksische raadsel 58. — Christine Mohrmann, Het Latijnsche perfectum gnomicum, II].

Philol. quarterly. VII, 2, Apr. 1928 [R. C. Flickinger. — A. S. Cook, Aldhelm's 'Rude infancy'. — J. E. Gillet, Caramuel de Lobkowitz and his commentary de Vega's *Arte nuevo de hacer comedias*. — D. J. Morril, An examination of the chronology of Coleridge's lecture notes. — A. Shewan, In praise of Homer. — R. S. Crane, English literature, 1660—1800: A current bibliography. — C. A. Brown, Brief articles and notes for *Prometheus unbound*. — M. Ch. Linthicum, Green shoestrings. — A. M. Sturtevant, The use of the weak inflection of the Gothic adjective in a vocative function. — A. R. Benham, A note on Lyly's *Euphues*].

Verein der Freunde des neusprachlichen Gymnasiums Bericht über die Mitgliederversammlung am 10. Sept. 1928 im Spatenbräu, Berlin, Friedrichstr. 172. 18 S.

L. Ulshöfer, Neue Wege im Sprachunterricht. Verwendung symbolischer Farben. (Göhls Unterrichtsbeispiele aus der Arbeitsschule, V). Eßlingen a. N., Schreiber, 1928. 96 S.

Germanisch.

Revue germanique. XIX, 3, Juillet—Sept. 1928 [L. Pineau, Lettres d'Ibsen à Georg Brandes].

R. Much, Waren die Germanen des Cäsar und Tacitus Kelten? (Zeitschr. f. deutsches Altertum, LXV). Berlin, Weidmann. 1928. S. 1—50.

Digitized by Google

R. Much, Sigmund Feist und das germanische Altertum. (Wiener Prähistorische Zeitschrift, XV.) Wien, Jasper, 1928. S. 1—19.

W. Steller, Abriß der altfriesischen Grammatik mit Berücksichtigung der westgermanischen Dialekte des Altenglischen, Altsächsischen und Althochdeutschen. Mit Lesestücken und Wortverzeichnis. (Braunes Gramm. Germ. Dial. 5.) Halle, Niemeyer, 1928. XIV, 184 S. [Auf die Neuausgabe des 'altwestfries. Schulzenrechtes' läßt Steller eine Gesamtgrammatik der uns bekannten altfriesischen Texte folgen, samt Lesestücken, so daß er sich teilweise mit Heusers altfrs. Lesebuch deckt. In Braunes Art werden uns Laut- und Flexionslehre vorgeführt; voran geht ein Verzeichnis der erhaltenen Denkmäler mit ausreichender Beschreibung der Hss Von einem Blatt der Lutherübersetzung erhalten wir sogar ein Faksimile. Es bleibt bei dem späten Charakter dieser festländischen Dialektreste. Die Arbeit ist vor allem materialkundig; manchmal ist Heuser in der Sprachausbeutung etwas vollständiger, z. B bei *nema* und *nima*; im allgemeinen ist Steller erschöpfender. Über das Verhältnis zum Ags. wäre jetzt, wo die alten nordhb. und merc., wests. und kent. Eigentümlichkeiten genauer aufgehellt sind, zuletzt noch durch Kügler und Heidemann, eine eigene Studie erwünscht. Steller spricht von einer englisch-friesischen Sprache und stellt deren Merkmale zusammen (S. 4 f.), ohne den ags. Zeit- und Ortsunterschieden nachzuspüren; das ist in der Tat nicht einfach, denn manches im Altfriesischen spricht für Heusers Behauptung näherer Verwandtschaft mit dem Altnordhb. — namentlich auch *wesa, wesand* —, und manches, z. B. *ymb* > *emb* für Kentisch; jedenfalls darf man sich mit der bloßen Anführung der spätwests. Formen, wie *gyst, gyfan,* nicht begnügen. In der Einleitung fällt auf S. VII der Glaube an Textkritik 'aus Gründen der Satzmelodie' auf. Schwerlich vermögen letztere in ihrem gegenwärtigen Entwicklungszustande die Gründe der historischen Lautlehre zu ersetzen. Gern stellt man das Buch in die noch sehr magere Reihe der fries. Quellen- und Forschungswerke; es kann sehr nützliche Weiterarbeit bewirken.]

A. Brandl, Medea und Brünhilde. (Literatur, Okt. 1928, XXXI, 1—3.)

Skandinavisch.

Acta philologica Scandinavica, II, 2 [E. Lidén, Svenska *tilta* 'Furchenrücken' och besläktade ord. — J. de Vries, der altnordische Rasengang. — — R. Iversen, Rim og uttale hos Henrik Ibsen. — C. C. Uhlenbeck, Forntida gudsdyrkan i Östergötland. — Minnen af forntida gudsdyrkan i Mellan. — Sveriges ortnamm — Studier till Sveriges hedna mytologi och fornhistoria]. — III, 3 [B. Collinder, Studier i nordisk grammatik. — A. H. Krappe, La légende de Gunnar Half. — N. Svanberg, Das Verbum *schlagen* etc. — St. Einarsson, On some points of Icelandic dialectical pronunciation. — J. Helgason, A short remark].

A. H. Krappe, La légende de la fin du roi Théodoric. — Ders., La légende de Gunnar Half (Olafs saga Tryggvasonar, chap. 173). (Acta philol. scandinavica 1928, S. 1—8.)

Die Edda, mit historisch-kritischem Kommentar hg. von R. C. Boer. Bd. I: Einleitung und Text, XCI, 319; Bd. II: Kommentar, VIII, 397 S. [Diese monumentale Ausgabe ist von einem wohlbekannten holländischen Gelehrten gemacht, und zwar in deutscher Sprache, was schon auf den ersten Blick wohltuend berührt. Sie will die längst vergriffene Ausgabe von Sophus Bugge, 1867, ersetzen, indem die dazwischenliegenden Ausgaben als weniger erschöpfend in der Anlage gewertet sind. Erschöpfend sucht Boer die Überlieferung zu beschreiben, zu sichten und chronologisch aufzuhellen; das Problem ist ziemlich verwickelt; Stammbäume sollen die Übersichtlichkeit fördern und ein reicher Variantenapparat das Nachprüfen erleichtern. In bezug auf die Aufnahme von Texten folgt Boer der Tradition mit einigen Zutaten und verzichtet auf eine normalisierte Schreibung, gibt also das Sprachbild der Hss.

Digitized by Google

wieder. Der Text ist im ersten Bande vorgeführt, sehr deutlich angeordnet und mit einem Namenregister versehen. Der ganze zweite Band enthält Kommentare. Hg. betont, daß die Ausgabe so bereits 1914 ziemlich fertig war, also eigentlich neben und nicht nach der von Neckel zu betrachten sei. Je mehr Ausgaben, desto besser.]

Niederländisch.

C. P. F. Lecoutere, Inleiding tot de Taalkunde en tot de Geschiedenis van het Nederlandsch. XX, 330 S. 4 Karten. Derde, verbeterde en vermeerderde Druk bewerkt door L. Grotaers. Groningen-Den Haag, Wolters [1926]. [Das unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges für die flämischen mittleren Lehrerseminare in Belgien veröffentlichte Programm enthielt zwei neue Lehrfächer: Anfangsgründe der Sprachwissenschaft und Abriß der historischen Grammatik. Um einen Leitfaden beim Unterricht in diesen Fächern zu bieten, veröffentlichte im Oktober 1915 der kurz nach Erscheinen der 2. Auflage (Sommer 1921) verstorbene Löwener Professor Lecoutere das vorliegende Handbuch, dessen 1926 erschienene 3. vermehrte und verbesserte Auflage wir der sorgfältigen Arbeit des Löwener Dozenten Dr. Grootaers verdanken. Das vom Verlag geradezu prächtig ausgestattete Werk kann unseren Germanisten und Anglisten, die sich leider nur zu wenig mit dem Niederländischen befassen, warm empfohlen werden. Eine hoffentlich bald erscheinende 4. Auflage würde allerdings durch Umstellung des 4. Abschnittes des I. Teils ('Geschichte der Sprachwissenschaft') nur gewinnen. Der nicht gerade kleinen Liste der 'Vorbeteringen' (S. 329 f.) wären noch 'philosophische' (S. 14 Z. 13) und 'grammatica' (S. 16 Z. 21) beizufügen. Der S. 329 erwähnte bekannte Sprachforscher W. Schmidt ist nicht 'österreichischer Jesuit', sondern deutsches Mitglied der Steyler Missionsgesellschaft ('Societas Verbi Divini'). J. M. Toll.]

Deutsch.

Euphorion. XXIX, 1—2 [J. Petersen, Fontanes Altersroman. — A. Hirsch, Soziologie und Literaturgeschichte. — W. Pfeiffer-Belli, Johann Nicolaus Weislingers Deutsche Schriften. — E. H. Zeydel, Das Reh — ein Jugendwerk Ludwig Tiecks. — H. Schulhof, Wilhelm Hauffs Märchen. — R. Leppla, Das Vorbild für die Form von Gottfried Kellers 'Meretlein'. — J. Fränkel, Die Gottfried Keller-Ausgaben. — P. Beyer, Vom letzten Soldatenlied. — L. Mis, Sébastien Mercier, Schiller und Otto Ludwig]. — 3 [Neue Quellen zur Geistesgeschichte des 17.—19. Jh.s. III. K. Bertsche, Einiges aus den neuentdeckten Hss. Abrahams a Sancta Clara. — W. Deetjen, Schiller und Luise Brachmann. — F. Zinkernagel, Hölderlin über das Lustspiel. — L Strauß, Jacob Zwilling und sein Nachlaß. — E. Vincent, Unbekannte Briefe von Jean Paul und seiner Frau Caroline. — E. Glaser-Gerhard, Aus Hermann Hettners Nachlaß II: a) H. Hettner an Fanny Lewald und Ad. Stahr. b) Emil Palleske an H. Hettner. — E. Petzet, Eine ungedruckte Versnovelle von Paul Heyse. — H. Ullrich, Deutsche Milton-Übersetzungen vom 18. Jh. bis zur Gegenwart].

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hg. unter bes. Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von H. Bächtold-Stäubli. Bd. I, Lief. 7, Sp. 961—1120; Lief. 8, Sp. 1121—1280 (Heilkunde — Heilzauber). Berlin, de Gruyter, 1928.

Alois Bernt, Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Reichenberg i. Böhmen, Stiepel, 1928. VIII, 816 S. mit Bildschmuck von K. Alex. Wilke. [Gelehrte Geschichten der deutschen Literatur besitzen wir bereits in solcher Zahl und Vortrefflichkeit, daß es jetzt einem Mann von gesundem Herz und Hirn auch ohne besondere Eigenforschung möglich ist, ein ziemlich richtiges und ansprechendes Bild nachzuzeichnen. Bernt beginnt mit der ältesten Ger-

Digitized by Google

manenzeit, indem er gleich unseren vorgeschrittensten Germanisten die altnordischen Denkmäler mit berücksichtigt, aber nicht die um Jahrhunderte älteren Leistungen der uns näher verwandten Angelsachsen. Wärme und Glanz weiß er über unsere höfischen Epiker und Epigrammatiker zu verbreiten. Bei Luther macht er ein Verträglichkeitskompliment auch vor der katholischen Kirche. In der klassischen Periode kommt es ihm fast nur auf die Werke selber an und nicht auf deren Entstehung oder künstlerische Vorstufen. Im 19. Jh. zeichnet er sich durch gerechte Berücksichtigung der süddeutschen Autoren aus und bringt Grillparzer, Anzengruber und Rosegger, ja sogar Gilm, Pichler und Schönherr zu verdienten Ehren. Im einzelnen merkt man da und dort das Schöpfen aus zweiter Hand, im allgemeinen haben wir es aber mit einem wackeren volkstümlichen Buche zu tun, das viel nützen kann.]

A Doerrer, Altdeutsche Karwochen und Fronleichnamsspiele Südtirols im Zeitalter des Barock und Rokoko. (Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görresgesellschaft III, 86—132.) Freiburg i. B., Herder, 1928. [Aus Rechnungsbüchern und alten Beschreibungen werden die merkwürdigen Aufzüge, die mit den Bibelspielen eng zusammenhingen, aber nicht ohne weiteres identisch waren, ans Licht gezogen. Von Texten sind leider nur die aus Bozen zugänglich, die erst aus den Anfängen des 17. und 18. Jh.s stammen. Die Verwandtschaft mit dem altfranzösischen Prozessus prophetarum fällt sofort auf. Die Gepflogenheit war weithin durch Deutschland verbreitet, wie in einer Fortsetzung des beachtenswerten Artikels gezeigt werden soll.]

O. Zallinger, Heirat ohne 'Trauung' im Nibelungenlied und in der Gudrun. (Sonderdruck des Museum Ferdinandeum VIII.) Innsbruck, Wagner, 1928. S. 337—359.

E Walker, Der Monolog im höfischen Epos. Stil- und literargeschichtliche Untersuchungen. (Schneiders Tübinger german. Arbeiten, V.) Stuttgart, Kohlhammer, 1928. XIV. 286 S.

A. Lasch und C. Borchling, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. (Wörterbuch hg. v. Verein f. ndd. Sprachf. II.) Hamburg, Wachholtz. 1928. III, 127 S. [Der Wortschatz des Platt wurde schon im ersten Handwörterbuch 1888, das jetzt seit langem im Buchhandel fehlt — abgesehen von Schiller-Lübben —, gesammelt und mit dem damals frischen Eifer weiter Kreise für das Ndd. gesichtet. Seitdem hat die Wissenschaft Fortschritte gemacht, die ndd. Literatur ist gewachsen, man hat die alten Stadtbücher ausnutzen gelernt. Viele neue Wörter von sicher niedersächsischer Art sind hinzugewachsen, andere mit Recht ausgeschieden worden. Die Hgg. betonen in der Einleitung, daß es sich um eine 'völlig neue Arbeit mit ganz neuer Wortsammlung' handelt. Die vorliegende 1 Lieferung reicht bis *attik* 'Feldholunder'.]

Niederdeutsche Klinggedichte. Abdruck der Originalausgabe, etwa 1650, von A. Leitzmann. (Neudrucke des 16. u. 17. Jh.s) Halle, Niemeyer, 1928. XVII, 164 S.

Das Rostocker Liederbuch. Nach den Fragmenten der Handschrift neu hg. v. F. Ranke u. J. M. Müller-Blattau. (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, IV, 5.) Halle, Niemeyer, 1927. S. 193—306 S. und 5 Tafeln.

Johannes Saß, Die Sprache des niederdeutschen Zimmermanns, dargestellt auf Grund der Mundart von Blankenese-Holstein (= Sprache und Volkstum, Arbeiten zur niederdeutschen Sprachgeschichte und Volkskunde, Bd 1). Hamburg, Wachholtz, 1927. XIX, 148 S. [Eine knappe, aber gute Einleitung unterrichtet über die Schichten in der Sprache des ndd. Zimmermanns, insbesondere über die Menge der hochdeutschen Eindringlinge, die die wandernden Gesellen aus der Fremde heimbrachten. Neben alten Ausdrücken, die nur dem Zimmermann eigen sind, stehen auch nur bei ihm begegnende Neubildungen. Der systematische Teil behandelt unter den Kapiteln Werkzeug und Geräte, Material und Bau die einzelnen Fachausdrücke in ihrer heutigen

Digitized by Google

Aussprache und ihrer historisch-quellenmäßigen Überlieferung. Synonyma und etymologische und sachliche Erklärungen sind beigegeben. Das Kapitel 'Bau' enthält besonders wertvolle Beiträge, ich denke z. B. an die Abschnitte 'Schwelle' §§ 261—263 mit den sauberen Unterscheidungen von *Süll*, *Leed*, *Drüssel*. Ein künftiger Wort- und Sachatlas wird aus dem Buche reiche Anregungen schöpfen. Th. Frings.]

G. Bünte, Zur Verskunst der deutschen Stanze. (Sarans Bausteine zur Gesch. d. deutschen Lit., XXII) Halle, Niemeyer, 1928. 177 S. Geh. 6 M.

Ernst A. Meyer (Stockholm), Ruhe und Richtung, Aktionsart und Satzton im Neuhochdeutschen. (Moderna Språk 1927.) Marburg, Elwert, 1928. 135 S. [Man kann sagen 'sich verbergen im Walde' oder 'in den Wald'; die Auffassung ist in einem Falle eine mehr zuständliche, im anderen die einer Bewegung. Auch die Betonungsverhältnisse sind in den beiden Fällen verschieden. Wovon hängt nun die Wahl des Dativs oder des Akkusativs ab? Vf. zeigt uns in Hunderten von Beispielen, daß der Hauptsatz und das Präsens den Akkusativ begünstigen, der Nebensatz aber und namentlich das Plusquamperfekt den Dativ. Sieben Tabellen machen dies einleuchtend. Ein neuer syntaktischer Zusammenhang.]

Deutsche Kunstprosa, Übungen, von W Schneider. (Deutschkundliche Bücherei, hg. v. Wenz.) Leipzig, Quelle, 1928. 2. Aufl. [Berücksichtigt sind Heine, Kleist, Stifter. Keller, Nietzsche.]

Bebermeyer, Tübinger Dichterhumanisten. Bebel, Frischlin, Flayder. Tübingen, Laupp, 1927. II, 100 S. [Ein liebenswürdiges kleines Buch, wissenschaftlich gründlich und doch frisch und mit gutem, schwäbischem Humor geschrieben, erfüllt von demselben genius loci, den der Verfasser an den drei Humanisten zu schildern weiß, so recht die geeignete Festgabe für die Eberhardina-Karolina. B. gibt zunächst die überlieferten Lebensnachrichten der drei Dichter, die sich bei Frischlin und teilweise auch bei Bebel zu einem Lebens- und Charakterbild gestalten, während er infolge des mangelnden Materials bei Flayder kaum über die Angaben einiger Daten hinauskommt. Im Anschluß daran wird ihre poetische Bedeutung skizziert, vor ihren größeren Werken eine kurze Inhaltsangabe gegeben und einige Proben ihrer lateinischen Lyrik hinzugefügt. Das ist um so dankenswerter, als diese schwer zu erreichen ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei einer so knappen Zusammenstellung nur die besten Stücke ausgewählt werden. Wer die drei Männer nur nach diesen Proben beurteilen wollte, könnte leicht zu einer übertrieben günstigen Schätzung gelangen Dichter waren diese Humanisten, und mit ihnen beinahe alle Humanisten, nur im Sinne ihrer Zeit, für die Poesie und Eloquenz gleichbedeutend waren. Sie beherrschten das Lateinische, und weil sie eine 'gebildete Sprache' beherrschten, 'die für sie dichtet und denkt', wurden sie für Dichter gehalten. Ihre wirkliche Bedeutung liegt in ihrem Humanismus, nicht in ihrer Poesie. Max J. Wolff.]

E. Castle, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 3. (Schluß-) Band 1848—1918. 4. Abt. Wien, Fromme, 19 7. S. 480—460. [Die ersten 3 Abteilungen dieses Schlußbandes hatten die Wiener Literatur bis 1866 heruntergeführt und auch einen Teil der Provinzdichtung behandelt — jene in breiterer Anlage, diese unter Beschränkung auf die schöngeistigen Erzeugnisse. Jetzt folgt der Hauptteil der Provinzdichtung aus der genannten Periode, wobei der Löwenanteil naturgemäß auf Ungarn und Böhmen entfällt, denn sehr fleißig haben auch in diesen Ländern die Deutschen für Poesie gesorgt. Die österreichische Herrschaft hatte auch den Fremdvölkern, über die sie sich erstreckte, eine Fülle geistiger Anregung und Förderung gebracht. Selbst Galizien und die kleine Bukowina, damals noch ohne eigene Universität, entbehrten nicht namhafter Federn. Zu wünschen wäre, daß die Beiträger der betreffenden Artikel in diesem Buche an hervorragender Stelle genannt würden; das würde über ihre Leistung von vornherein ein gewisses

Digitized by Google

Urteil erlauben. — Mit S. 593 beginnt dann ein ganz neuer Abschnitt, der von 1866—1890 reicht und die Überschrift trägt: 'Herrschaft und Niedergang des deutschliberalen Großbürgertums'. Mit Recht wird hier gleich zu Anfang die nationale Lauheit betont, mit der sich die Deutsch-Österreicher über ihre Herausamputierung aus dem deutschen Gesamtreich hinweghalfen; sie waren doch vielfach nur eingedeutscht worden. Verärgert standen sie nach Königgrätz und dem Verluste von Venetien den Norddeutschen gegenüber; auch ließen die herrschenden Kreise den volkstümlicher denkenden Männern keinen Zweifel darüber, was für gute Ordnung galt. Dennoch wurde 1880 als führende Organisation der geschlagenen und gedemütigten, aber nicht umgebrachten Großdeutschen der 'Deutsche Schulverein' begründet, wie hier auf S. 616 hervorgehoben wird; nach seinem Muster entstand dann bekanntlich 1881 der 'Allgemeine deutsche Schulverein' in Berlin. Wer da meinte, der Kaiser Franz Joseph habe, als unliterarisch, keinen Einfluß auf die Literatur seiner Untertanen geübt, wird hier eines Besseren belehrt; er hat ihnen, bewußt oder unbewußt, auf allen geistigen Gebieten das Wetter gemacht. Eine Charakteristik seiner inneren Politik erscheint hier auf S. 595 f. und klingt nicht sehr schön, obwohl die gesamte Einstellung von Castles Werk christlich-sozial genannt werden kann. Für die Strömung, die jetzt in der Hauptstadt die Oberhand gewann, ist die bezaubernde Malerei des großen Schweigers Makart als Symbol hingestellt, wofür sich in der Tat viel sagen läßt. Auf die Darstellung der sehr mannigfachen Schriftsteller, die jetzt an die Reihe kommen müssen, darf man gespannt sein.]

Heimatkunde und Volkskunde, bildende Kunst und Musik in Verbindung mit dem Deutschunterricht. (Der deutsche Arbeitsunterricht, 4.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1928. 96 S.

Grabert-Hartig, Deutschkunde im französischen Unterricht. (Handbuch d. Deutschkunde, V.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 192 S.

Velhagen & Klasings Samml. Dtsch. Schulausg. Bielefeld 1929. Bd. 237: C. F. Meyer, Jürg Jenatsch, eine Bündnergeschichte. Hg. v. F. Heininger. Mit 1 Karte. 196 S. Bd. 239: Antike Gestalter. Hg. v. W. Hack. 111 S.

Velhagen & Klasings Dtsch. Lesebogen. Bielefeld 1928. Nr. 97: Das Volksbuch von Doctor Faust (1587). Auswahl, hg. v. F. Heininger. 47 S.

Englisch.

D. Everett and E Seaton, Annual bibliography of English language and literature. Vol. VIII, 1927. Cambridge, Bowes, 1928. VI, 201 S. 6/6. [Diese Bibliographie der englischen Sprach- und Literaturgeschichte — unter Ausschluß der 'Realien' — hat sich gut entwickelt und ist jetzt sichtlich eingebürgert. Der vorliegende Jahrgang umfaßt 3020 Eintragungen, von denen 369 auf den sprachlichen Teil entfallen. Wenn die deutschen Rezensenten wissenschaftlicher Anglistik regelmäßiger Separatabzüge an die Hgg. senden wollten, würden diese gewiß auch regelmäßiger davon Kenntnis nehmen. Man muß dem englischen Buchhandel nachrühmen, daß er auch die geschäftliche Bedeutung eines solchen jährlichen Berichtes versteht und dafür die erforderlichen Opfer aufbringt; aber auch die Hgg. könnten so viel für ihr heimatliches Sprachtum und Schriftstellerwesen nicht leisten, wären sie nicht zugleich von Begeisterung dafür beseelt.]

Englische Studien. LXII, 3 [G. Hübener, Beowulf und nordische Dämonenaustreibung. — M. Rösler, Leben und Lernen in England im 15. und 16. Jh. — A. Schröer, Shaviana]. LXIII, 1 [J. Hoops, Die Foliierung der Beowulf-Handschrift. — Von den logisch nicht begründeten synsemantischen Zeichen. Aus A. Marlys handschriftlichem Nachlaß, hg. v. O. Funke. — R. L. Græme Ritchie, Early instances of French loanwords in Scots and English. — L. B. Wright, Vaudeville dancing and acrobatics in Elizabethan plays].

Digitized by Google

Anglia. LII, 2, Juni 1928 [P. E. Dustoor, Textual notes on the Chester Old Testament plays. — V. Langhans, Chaucers 'Book of the Leoun'. — H. Lange, Neue Wege zur Lösung der Legendenprologfrage bei Chaucer. — M. Kluge, Die Stellung Rose Macaulays zur Frau. — A. H. Crappe, Shakespeare notes. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung. — E. Einenkel, London Slang]. 3, Sept. [W. Marschall, Das 'Sir Thomae Moore'-Manuskript und die englische 'Commedia dell'arte'. — R. Kühnemund, Das Drama Eugene O'Neills. — E. E. Willoughby, A note on the relationship of the first and second quartos of *Hamlet*].

Beiblatt zur Anglia. XXXIX, 6, Juni; 7, Juli; 8, Aug.; 9, Sept.; 10, Okt. 1928.

English studies. X, 4, Aug. 1928. [B. A. P. van Dam, *The taming of a Shrew*. — W. van der Gaaf, The predicative passive infinitive. — L. P. H. Eijkman, More soft palate and nasality]. — X, 5, Oct. [W. van der Gaaf, The post-adjectival passive infinitive. — B. Trnka. Analysis and synthesis in English]. 6, Dec. [R. A. P. van Dam, The taming of the Shrew].

The Shakespeare Review. A monthly magazine devoted to literature and the drama. Ed. by A. K. Chesterton. Stratford-on-Avon, The Avon Press, G. Union Street. Nr. 1—6, May—October 1928. Jede Nummer 70—80 S. 1 Schilling. [Was am Ufer des Avon betreffs Shakespeare geschieht, gedacht, gewünscht wird, ist in jeder Nummer in einigen Anfangsartikeln ausgeführt; in der ersten handelt der bekannte Kritiker und Humorist G. K. Chesterton geistreich über 'Shakespeare and Shaw'; auch erscheinen in dieser Rubrik Gedichte an Shakespeare und Bemerkungen über einzelne seiner Quellen und Stellen, Artikel über das Verhältnis von Schauspielern, Theologen und Ausländern zu ihm u. dgl. Die zweite Rubrik gilt regelmäßig der Bühne, besonders den Shakespeare-Darstellern in London. Der Rest ist mit Tagesnotizen gefüllt, die mit dem großen Elisabethaner in sehr buntem Zusammenhange stehen. Es ist mehr ein Organ für Liebhaber als für Forscher oder Darsteller; es liebt nicht die Systematik, sondern sucht nach den verschiedensten Seiten und in der mannigfachsten Art anzuregen; wer Stratford kennt und mit den dortigen Einrichtungen in Zusammenhang bleiben will, wird am meisten daraus gewinnen.]

Eilert Ekwall, English river-names. Oxford, Clarendon Press, 1928. XCII, 488 S. 25 Schilling. [Gründliche Kenntnis des Altwallisischen und Altenglischen, samt einer guten Orientiertheit in Sprachvergleichung überhaupt war erforderlich, um eine solche eindringliche Studie über die englischen Flußnamen zu verfassen. Außerdem mußte Ekwall die alten Formen der Flußnamen aus einer Menge gedruckter und ungedruckter Quellen hervorsuchen, namentlich aus den Stadtarchiven. Ferner fand er es mit Recht erforderlich, daß er sich die geographische Art und Umgebung jedes Wasserlaufes in der Natur oder doch auf der Karte ansah. Bei der Deutung war immer mit der Möglichkeit einer rückgebildeten Form zu rechnen. Alle diese Schwierigkeiten hat Ekwall mit seltener Gelehrsamkeit und Kritik angepackt und so ein grundlegendes Werk geschrieben, auf das jeder Erforscher von Flußnamen durch Jahrhunderte gern zurückgreifen wird. In die graueste Vorzeit, noch vor dem Eindringen der Kelten, geleiten uns manche Namen nach rückwärts, obwohl sich Ekwall hütet, daraus vorschnell etymologische Schlüsse zu ziehen. Sorgsam sondert er zwischen britischem und altenglischem Umlaut, um Altersangaben für die Kolonisierung der Gegend zu gewinnen. Seine Studien über altengl. Ortsnamen sind ihm dabei sichtlich zustatten gekommen. Den größten Teil des Buches nimmt natürlich die Erörterung der einzelnen Wasserlaufnamen ein, von denen z. B. die über die Thames fast 4 Seiten füllt. Das Wort muß schon vor der zweiten Lautverschiebung ins Althochdeutsche eingedrungen sein, wo es als Zemisa erscheint. Die Angelsachsen übernahmen das Wort vermutlich schon vor ihrem Eindringen

Digitized by Google

in Britannien. Holders Annahme, es sei verwandt mit skr. *Tamasā* 'dunkles Wasser', wird als sehr wahrscheinlich bezeichnet. Es liegt in der Natur der Sache, daß wir selten zu Gewißheit der Ergebnisse kommen; das ist hier nicht Laxheit, sondern kluge Vorsicht.]

Broadcast English I: Recommendations to announcers regarding certain words of doubtful pronunciation. With introduction by A. Lloyd James. London, The British Broadcasting Corporation, Savoy Hill, W. C. 2, 1928. 32 S. [Einigen Leuten in England fällt jetzt auf, was Sweet längst beobachtet hat, daß man über englische Aussprache nicht reden kann *without much thought*, S. 18. Manche Wörter werden bereits anders gesprochen, als die ersten Bände des Oxford Dictionary angeben. Schwanken der Aussprache ist um so häufiger zu beobachten, je mehr man zu den ungebildeten Klassen hinuntersteigt. Aber auch die Gebildeten haben 'Seltsamkeiten', sogar im Süden Englands, und sprechen z. B. den Vokal in *dance* entschieden doppelt, betonen in *magazine* oder *apologize* nicht immer dieselbe Silbe, lassen in der letzten Silbe von *wireless* und in der zweiten von *orchestra* ein *i* hören und dgl.; die Verwunderung darüber wird in recht populärer Form ausgesprochen. Es folgt eine Liste von zwei- und mehrsilbigen Wörtern mit diktatorischer Bezeichnung der Silbe, die man betonen solle. Manches klingt dabei neuartig: in *amateur* soll der Hauptton auf der ersten Silbe liegen und die letzte mit *fur* reimen, *artisan* habe *stress on last syllable*, '*Celtic* with k-pronunciation general in Wales', *chauffeur* = spr. *chófer;* commandannt; nur kurzes *i* in *direkt. divest* usw.; nirgends *two equal accents*. Für *bade* wird die Aussprache *bad* gefordert, für *ate* aber *et*. Sagt man wirklich *glacier* nach *glăss?* Lautet der Vokal in *haunt* immer wie in *paw?* Hat *laboratory* wirklich *stress on second syllable?* Die Autorität und das Gewicht dieser Vorschriften bleiben mehrfach unklar, doch bleibt der Eindruck weitgehender Unsicherheit.]

Freiherr Kleinschmidt von Lengefeld, Der geistige Inhalt im britischen Imperialismus. Beitrag zur Kulturkunde Englands im 20. Jh. Marburg, Elwert, 1928. 176 S. [Ist das Selbstlob englischer Propagandisten betreffend die Moralgrundlage ihres Weltreiches so ernsthaft zu nehmen? Seeley hat uns doch offen erklärt, daß England von 1688—1815 nicht weniger als sieben große Kriege 'führte', darunter fünf Kolonialkriege.]

A. Hettner, Englands Weltherrschaft. 4. umgearb. Aufl. d. W. 'Englands Weltherrschaft und der Krieg'. Mit 38 Karten im Text. Leipzig, Teubner, 1928. VI, 219 S. [Die Neuauflage bietet gewünschte Gelegenheit, auf diese ausgezeichnete Schrift eines Kulturgeographen zu verweisen, der dem Anglisten in gedrängter Form und mit weiter Umschau vieles zu sagen hat. Er beginnt mit den Inselbedingungen und gewinnt dadurch sofort ein Hauptmoment des britischen Nationalcharakters. Daran reiht er nicht sofort die politische Ausdehnung, sondern den Handelsverkehr der Briten, die ja — neben Seeraub — von jeher die Kaufmannschaft in den Vordergrund rückten. Aber er vergißt auch nicht die Bedeutung der englischen Sprache zu würdigen, die der Meeresherrschaft und hiermit der Weltherrschaft dieses vor wenigen Jahrhunderten noch kleinen Volkes mächtig vorarbeitete, mit ihr wuchs und sie heute noch tragen hilft. Am meisten zu denken gibt wohl das Schlußkapitel, überschrieben 'Das sittliche Recht von Englands Weltherrschaft', der der Verfasser nicht in der nahen, wohl aber in der ferneren Zukunft schwere Krisen voraussagt.]

F. Brie, Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. 2. und erw. Aufl. Halle, Niemeyer, 1928. XI, 285 S. Geh. 11 M, geb. 13 M. [Möge jeder Anglist diese Neuausgabe aufnehmen und die hinzugefügten Schlußkapitel über englische Imperialistenschriften in und nach dem Weltkriege nachlesen, um genau zu wissen, was über uns noch kommen soll! Obwohl das Titelblatt nur eine 2. Aufl. verspricht, ist die Zahl der Seiten gegenüber der Originalausgabe von 1916 um mehr als ein Drittel vermehrt. Schon in

Digitized by Google

den älteren Partien sind da und dort ganze Autoren hinzugekommen; namentlich gilt dies von Daniel, dessen Sprachimperialismus im 'Musophilus' 1603 hervorbrach; seine Einbeziehung ist ein wichtiger Fortschritt. Eine reine Zutat aber sind die Seiten von 247 ab, in denen die Verbindung des Weltherrschaftsprogramms mit Darwins 'selection of the fittest' und dann wieder mit puritanischer Volksmoral geschildert wird. Nur die englische Rasse erscheint da noch lebensberechtigt; alle andern, auch die '*dirty whites*' müssen ihr weichen.]

F. G. Ruhrmann, Studien zur Geschichte und Charakteristik des Refrains in der englischen Literatur. (Hoops Anglist. Forschungen, 64.) Heidelberg, Winter, 1927. VII, 179 S.

K. Uhler, Die Bedeutungsgleichheit der altenglischen Adjektiva und Adverbia mit und ohne -lic (-lice). (Hoops Anglist. Forschungen, 62.) Heidelberg, Winter, 1926. 68 S.

E. v. Erhardt-Siebold, Die lateinischen Rätsel der Angelsachsen. (Hoops Anglist Forschungen, 61.) Heidelberg, Winter, 1925. XVI, 276 S.

A. Brandl, Herkules und Beowulf. (Preuß. Akademie. Sitz.-Ber. 1928, XIV.) S. 161—167. 1 M.

Kemp Malone, The kenning in Beowulf 2220. (Journal Engl. Phil. XXVII, 318—324.) Urbana, Univ. of Ill., July 1928.

R. Schneider, Der Mönch in der englischen Dichtung bis auf Lewis's 'Monk' 1795. (Palaestra, 155.) Leipzig, Mayer & Müller, 1928. IX, 204 S. [Merkwürdig wirkt es, wie der Mönch, bis ins 11. Jh. herab aufrichtig verehrt, auf einmal von seinen geistlichen Kollegen mit Satire und Spott überhäuft wird, um ihn zu reformieren, bis allmählich im Munde durchgreifender Reformatoren der Spott in haßerfüllten Ernst übergeht; beiderlei Stimmung ist gleichzeitig durch ein Jahrhundert zu beobachten. Verfemt in der Mitte des 16. Jh.s aus religiösen Gründen kommt er ebenso plötzlich als freundliche Novellengestalt aus Italien nach London; der englische Bearbeiter der Romeonovelle gerät darüber in hellen Widerspruch, warnt in der Vorrede vor solchen Schädlingen in vornehmen Häusern und spricht doch in der Geschichte selber den Bruder Lorenzo völlig frei. Die Aufklärungsperiode kam dem Mönch noch mehr zugute und schrieb ihm edle Liebe, seltene Bildung und weltverachtende Vornehmheit zu: 'Abälard', 'Sentimentale Reise', die 'Klöster auf Iona'. Abermals fällt ein höllischer Schatten auf die Träger der Kutte, und es gab zu Ende des 18. Jh.s kaum ein Verbrechen, das die Verfasser frühromantischer Sensationsromane nicht auf die Bettelbrüder häuften. Alle diese Veränderungen des religiösen, gesellschaftlichen und ästhetischen Urteils spiegeln sich in den von Schneider mit einer gewissen Vollständigkeit angezogenen Beispielen; leider hat er die unmittelbar darauf folgenden Geheimnisgestalten düsterster Art bei Walter Scott und Byron nicht mehr behandelt: den meuchelnden Mönch im 'Marmion' und den von Leidenschaft verzehrten im 'Giaur'. Die Darstellung folgt den wechselnden Bildern mit immer gleicher Genauigkeit und Unparteilichkeit, sie nützt die literarischen Phantome zur Charakteristik der realen Volksstimmungen; mitten durch die krassen Veränderungen hält sich eine stetige Tradition, an deren Fortwirkung vor allem Shakespeare beteiligt war, der von allen Dramatikern seiner Zeit die Satire auf die Mönche fast gar nicht mitmachte.]

H. Lüdeke, Die Funktionen des Erzählers in Chaucers epischer Dichtung. (Morsbachs Studien z. engl. Philol. LXXII.) Halle, Niemeyer, 1927. 157 S.

Reginald Pecock, The reule of Crysten religioun, now first ed. from Pierpont Morgan Ms. 510 by W. C. Greet (EETS 171.) XXX, 538 S. 35 Schilling. [In kirchentreuer Absicht schrieb Bischof Pecock 1443 den vorliegenden Anfang einer Summa theologiae, der in einer einzigen Hs. ohne besonderen Wert erhalten ist. Allerdings war er kein besonderer Freund der Orden und sagte offen heraus, daß man bei 'contemplative life' auch vielen Leidenschaften

Digitized by Google

frönen könne. Auch wandte er sich gegen intolerante Maßregeln der Orthodoxen, die da glaubten, daß man die Menschen durch keine anderen Mittel beim Glauben halten könne, als 'bi fier and swerd or hangement'. Er wäre nicht gegen das Übersetzen der Bibel in die Volkssprache gewesen, denn 'every truth of God's service ought to been known and discussed', S. 359; aber Wiclif habe auch falsch gelehrt, besonders betreffs Abendmahl, und deshalb sei seine Richtung zu bekämpfen — ganz wie später Thomas More dachte, Dial. 1528. Um die Anhänger Wiclifs, die sich wirksam der englischen Volkssprache bedienten, auf ihrem eigenen Boden zu bekämpfen, schrieb er englisch; aber er verstand es lange nicht so gut, lebendig und auch drastisch sich auszudrücken, und vermochte daher auf die englische Prosa der Folgezeit viel weniger seinen Stempel zu drücken.]

Songs of the Hebrides. Collected and arranged for voice and pianoforte with Gaelic and English words by Marjory Kennedy-Fraser and Kenneth Macleod. London, 295 Regent Street, Boosey (1909, 1922, jetzt vol. I, 1928). XL, 168 S. Fol. Preis 21 Schilling. [Fährt man von Oban, dem Ausgangspunkt für die Tour nach Iona und Staffa, in mehr nordwestlicher Richtung, gegen die südlichste der Hebrideninseln, genannt South Uist, kann man, wenn Wind und Wetter es erlauben, auf dem vorgelagerten Eiland Eriskay sich aussetzen lassen. Baum oder Straße darf man dort nicht suchen; *kelp* d h. Seetang ersetzt da nicht bloß das Brennmaterial, sondern auch den Dünger und die Matratzenfüllung. Ein einziger Fußpfad durchquert die beschränkte Fläche, völlig ausreichend für die Fischer, die da in mörtellosen Hütten wohnen, und ihre Ponys. Die Gegend wurde von der Reformation übersehen; ein katholischer Geistlicher, der mit seiner Haushälterin neben seiner Kapelle haust, genießt als einziger Gebildeter die höchste Verehrung. Hier hat die Hg. den größten Teil ihrer Lieder aus dem Munde heimischer Sänger aufgezeichnet; ein kleinerer Teil ist aus älteren Sammlungen entlehnt, denn die Highland Society ist hier schon vor mehr als 120 Jahren den Resten Ossianischer Poesie nachgegangen und hat wertvolle Texte gerettet. Mrs. Kennedy-Fraser, selbst halbkeltischer Abstammung und des Gälischen durchaus mächtig, bietet die Worte in der Originalsprache, meist gefolgt von einer englischen Übersetzung, die sich recht gut liest. Manchen der Lieder hat sie eine Einleitung vorangestellt, um historische Anspielungen zu erläutern oder die Form zu erklären. So setzt sie bei den Arbeitsliedern auseinander, wie das Spinnen die Länge der Verszeilen und das Einsetzen des Chores bestimmt: 'As a rule, the spinner is singing the verse, and the short chorus, as she stretches out her hand for another roll, join it to the end of the spun one and get into the swing of the spinning; this done, the wheel and the long chorus go merrily together, gradually getting quicker, till the spinner, prolonging a note, stretches out as far as her right hand can reach what remains of the roll, and then, with a *hithillean beag cha la o hill ù ra bhó*, runs it through to the bobbin', S 22. Der Inhalt der Lieder ist so wild wie möglich, Liebe und Trauer in alle Extreme gesteigert und oft getragen vom lebhaftesten Glauben an gespenstische Kelpis, Kinder entführende Elfen und die in einer zweiten Welt wohnende Zauberfee, die wir aus den Arturdichtungen unter dem Namen Morgan kennen. Ebenso wild sind die Melodien; sie stimmen zu den ewigen Winden von allen Seiten, die schon in Nordschottland den Reisenden tagsüber umfauchen und innerlich aufregen. Überall ist das Vorstellungsleben verwandt mit dem der 'Tales from the Western Highlands of Scotland', die vor 100 Jahren Campbell veröffentlichte. Die Sammlung ist sehr merkwürdig und verdient das Augenmerk der Volkskundler, Musiker und Dichtungsforscher.]

E. Eckhardt, Das englische Drama im Zeitalter der Reformation und der Hochrenaissance. (Gesch. d. engl. Lit. i. Grdriß.) Berlin, de Gruyter, 1928. XII, 293 S. [Von Hunderten englischer Stücke, die vor, durch und

Digitized by Google

neben Shakespeare entstanden, bietet E. fleißig den Inhalt, verzeichnet auch Biographisches über die Verfasser und einzelnes über die Quellen, versucht endlich von Zeit zu Zeit auch eine Entwicklung herauszustellen, sodaß man dem sorgsamen Autor, der überall sein bibliographisches Wissen auch in Anmerkungen kundgibt, für so viel Information nur danken kann. Fast sind darüber einige Hauptfragen etwas in den Hintergrund gesunken, z. B. wie das Shakespearesche Drama mit dem antiken zusammenhängt, oder wie seine Kunstentwicklung durch die Eigenart der altengl. Bühnenverhältnisse mitbedingt wurde. Es fehlt nicht die Frage, wodurch sich Marlowe besonders auszeichnete; er soll sehr 'originell' geschrieben haben; man kann vielleicht fragen, ob er durch Verlebendigung des alten Seneca mit Hilfe modernen Machiavelli-Einflusses und Theaterstils sein Bestes erreichte. Shakespeare soll sich durch sein 'allgemeines Menschentum' hervorgetan haben; manchem klingt dies vielleicht ein wenig zu allgemein; in erster Linie war er sicherlich Theatermann. Das Buch ist vortrefflich zur Orientierung über das vorhandene Material; wer derart Vollständigkeit bis ins Kleine erstrebt, hat es besonders schwer, den Feueratem der Renaissance in den Hauptsachen aufzufassen.]

W. L. Nathan, Sir John Cheke und der englische Humanismus. Bonn, Rhenania-Verlag, 1928. 106 S. [Der erste Professor des Griechischen in Cambridge teilte mit englischen Humanisten seiner Zeit die große Wertschätzung Ciceros, worüber bereits kürzlich in dieser Zs. von B. Modersohn gehandelt wurde; er hat aber auch direkt zu Plato zurückgeleitet. Zugleich war er ein eifriger Protestant, leitete das Universitätsstudium aus dem Dienste der Kirche hinüber in den der reinen Wissenschaft und mußte dafür Verfolgung und Exil erdulden. Seine Biographie hat Nathan hier zusammengestellt, unter Abdruck eines lateinischen Lobgedichtes auf ihn, das bisher nicht veröffentlicht war. Unter seinen Schriften, die auf S. 101 verzeichnet werden, fällt ein Nachruf auf Martin Bucer, den Straßburger Reformator, aus dem Jahre 1551 auf. Gern hätte man auch erfahren, wie sich in seinen Reden 'De Providentia Dei' die Lehre des Christentums mit der des Cicero verbindet. Noch mehr solche tüchtigen Humanistenstudien wären zu wünschen.]

F. L. Lucas, Seneca and Elizabethan tragedy. Cambridge, University Press, 1922. 136 S. [Wie konnte Seneca bei seinen Nachfahren eine Größe gewinnen, die ihm selber versagt war? So fragt Verf. großzügig und geht zunächst von Euripides aus, der hauptsächlich die altgriechische Tragödie an die Römer weiterreichte: nachdem er einen Krieg von 28 Jahren miterlebt hatte, schien ihm der Himmel über dem Haupte eisern und die Götter wie Teufel des Aberglaubens; er konnte das Los der Frauen und Sklaven nicht vergessen; er war ein Skeptiker und in sich gespalten. Der Römer Seneca ging in dieser Richtung noch weiter; er, der in der Nerozeit lebte und durch Nero starb, hatte nicht mehr Religion, sondern Rhetorik. Er drechselt glänzende Epigramme und entbehrt durchaus der Begeisterung; er hat die volle Brutalität des Römers, der aus Muskeln zu bestehen scheint, wie der Grieche aus Nerven, der nur auf den Willen geht, während der Grieche feinsaitig ist. Daß zugleich verschiedene Theaterverhältnisse in Rom herrschten, ist nicht übersehen, aber in die zweite Linie geschoben. In Rom wurden die Dramen nicht gespielt, sondern nur rezitiert, und der Chor kam nur in den Zwischenpausen ungesehen zu Worte. Alle Greuel wurden, weil nicht vorgeführt, desto krasser geschildert. Die Geister der Umgebung, die sie glaubwürdig machen konnte, werden Gespenster. Bei Euripides finden wir Pathos, bei Seneca Hysterie. Diese Gegensätze hat Verf. stark herausgearbeitet. Daß der Stil Senecas auf Shakespeare wirkte, wird von vornherein mit angedeutet: die Amme in Romeo soll auf 'the Senecan *hag*' zurückgehen — lag ihr nicht vielmehr eine Novellenfigur italienischer Herkunft zugrunde? — Was dann über das Verschwinden der gespielten Tragödie im Mittelalter gesagt wird, leidet darunter, daß die damalige epische Bedeutung des Wortes 'tragedia' un-

Digitized by Google

erörtert bleibt; die Hereinziehung der Komödie und des Mimus wirkt eher verwirrend als förderlich. — Völlig versagt Verf. dann auf dem englischen Gebiete des 14./16. Jh.s; da laufen alle dramatischen Gattungen durcheinander, eine geordnete zeitliche Entwicklung ist nicht angestrebt, und vom Bau des englischen Theaters, der die Beschreibung der Greuel in deren schreckhafte Vorführung umsetzte, ist gar nicht die Rede. Das Shakespeare-Jahrbuch, wo alle einschlägigen Fragen teils in Abhandlungen, teils in Referaten behandelt sind, finde ich gar nirgends angezogen. Das Buch macht insofern den Anglisten traurig.]

Pauline Henley, Spenser in Ireland. Cork, University Press, 1928. 231 S. 6 Schilling. [Von einer neuen Seite aus wird Sp. hier beleuchtet: von der irischen. Das Bild ist nicht ganz erfreulich. Als er im Sommer 1577 mit Earl Grey auf die 'Grüne Insel' kam, sah er alsbald die Hinrichtung von O'Brien und der ausländischen Besatzung von Limerick, die sich den Engländern gegen das Versprechen der Lebensschonung — wie ziemlich wahrscheinlich ist — fast widerstandslos ergeben hatte: die Soldaten wurden alle umgebracht, die Frauen samt einem Priester und einem englischen Diener gehängt, nachdem man letzteren zuerst mit Hämmern die Knochen gebrochen hatte, und nur die Offiziere gefangengesetzt, um Lösegeld von ihnen zu erpressen. Der Wortbruch, ironisch 'fides Graix' genannt, wurde sprichwörtlich im Land. Der Historiker Camden berichtet, daß sogar Grey beim Anblick der Toten in Tränen ausbrach; aber sein Sekretär Spenser verteidigte später dessen Vorgehen mit kaltem Blute. — Als dann 1581 die aufgelösten irischen Klöster unter die anglo-irischen Beamten verteilt wurden, erwarb Spenser die Abtei Enniscorthy samt Schloß und Gut, dazu noch manche anderen Realitäten; Earl Grey war freigebig. — Einige Jahre später übernahm Spenser die Umkolonisierung eines Landstriches bei Kilcolman, wofür er 1589 dieses Schloß samt einem ausgedehnten Grundbesitz bekam. Die irischen Eigentümer mußten vor 40 englischen Einwanderern weichen und zogen sich als Räuber in die benachbarten Wälder zurück. Spenser aber erwarb noch weitere Besitzungen bei Kilvrogan, Kilbride usw., meist frühere *parsonoges* und *rectories*, S. 67. Auch suchte er seine Grenze auf Kosten eines anglo-irischen Nachbarn, des Lord Roche, zu erweitern, was nicht ganz friedlich abging. Wie da in den früheren Klöstern gehaust wurde, ist in der Feenkönigin Buch VI, Kap. 12, bei der Beschreibung des *Blatant Beast* nachzulesen[1]. Verf. läßt sich jedoch dadurch nicht parteiisch machen, spürt ruhig dem Einfluß irischer Landschaft und Bardendichtung auf Spensers Verse nach und entschuldigt die Grausamkeit des 'gentle poet', sobald es sich um Wirklichkeiten handelt, mit dem Ton der Zeit. Spenser selbst empfand diesen Widerspruch in seinem Innern: 'poetry and politics would not blend and so he ends with an outburst of bitterness and scarcely veiled contempt for the government policy', S. 137. Die Katastrophe brach dann 1598 über ihn herein, weil die gepeinigten Iren erfuhren, daß er bei Königin Elisabeth das Äußerste tat, um 'the terror of her wrath' auf die 'vile caitiffs' herunterzurufen. Als Poet sang er wunderschön von Ritterlichkeit und höfischen Idealen; aber kaum kommt er auf Staatsdinge zu reden, so wird er ein entsetzlicher 'exponent of English statecraft', S. 168. Deutlich spürt man den Einfluß des Machiavelli, der seit Cromwell am englischen Hofe bekannt und eben damals durch Raleigh mächtig eingebürgert war. Man darf über Spenser nicht mehr urteilen, ohne zu dieser Schrift von Henley Stellung zu nehmen, die aus einer großen Menge sorgsam zitierter Staatsdokumente — vielfach noch ungedruckter — geschöpft ist.]

H. R. Plomer and T. P. Cross, The life and correspondence of Lodowick

[1] Die von Grey begonnene Aushungerungstaktik empfahl Spenser in seiner berüchtigten Schrift 'View of the present state of Ireland' energisch fortzusetzen. Erschütternd werden die grausamen Folgen hier beschrieben.

Digitized by Google

Bryskett. (The modern philology monographs of the University of Chicago.) The University of Chicago Press, Chicago, Ill., 1927. 89 S. [Jeder von den intimeren Gefährten Spensers verdient individuell studiert zu werden, damit wir den durch Briefe oder Tagebücher nicht erfaßbaren Dichter der Feenkönigin durch seine Umgebung kommentieren können. Brysketts Großvater kam aus Genua nach London und hieß noch Bruschetto; sein Vater war ein wohlhabender Citykaufmann, der dem Sohn höfische Erziehung und Kleider schaffen konnte; er selber war nur ein Scheinhumanist und um so gewandter vor der Königin Elisabeth, deren Wohlwollen aus den ihm zugewiesenen Vergünstigungen materieller Art ersichtlich wird. Mit Spenser ging er als ansehnlicher Beamter in das verhaßte Irland, um sich durch Ausbeutung der 'Rebellen' einen großen Landbesitz zu erwerben, was ihm für eine Weile auch gelang; aber ähnlich wie Spenser wurde er 1599 durch den irischen Volksaufstand unter Tyrone verjagt und hatte dann kein Glück mehr. Als Schriftsteller war B. nicht sonderlich fruchtbar; auf Sidneys Tod verfaßte er ein Klagegedicht, das sich als Umschreibung aus Tasso herausstellte, vgl. Mustard im 'Am. Journ. of Philol.' 1914, S. 192ff. Aber er verkehrte offenbar viel mit Leuten in und aus Italien und wußte von dort immer das Neueste, so daß er in Leicester House und Penshurst, bei Spenser, Raleigh, Kirke und Dyer gesellschaftlich etwas zu bieten hatte. 'Indolent nature' wird ihm nachgesagt und auch 'malicious affection'. Plomer und Cross haben zusammengeholt, was an Zeugnissen aus Staatspapieren, Briefsammlungen und gelegentlichen Andeutungen über B. zu gewinnen war; daß dadurch ein besonders günstiges Licht auf die Schriftsteller seines Kreises fiele, kann man beim besten Willen nicht behaupten.]

N. Kempner, Raleighs staatstheoretische Schriften. (Försters Beiträge zur engl. Philol., VII.) Leipzig, Tauchnitz, 1928. 138 S.

S. A. Tannenbaum, The assassination of Christopher Marlowe. (A new view.) New York, Privately printed, 1928. 75 S. [Hotson in 'Marlowe's death' veröffentlichte das merkwürdige Protokoll, das nach der Erstechung des Marlowe-Dichters aufgenommen und vom damaligen englischen Gerichte anerkannt wurde, fast ohne einen Zweifel an dessen Verläßlichkeit. Tannenbaum hat viele Zweifel. Er ließ sich Gutachten von Ärzten und Juristen geben, die er hier abdruckt, um das Protokoll zu entkräften und einen vorsätzlichen Mord zu erweisen. Solch schwarze Tat ist bereits in dieser Zeitschrift bei Besprechung von Hotsons Buch (150, 256ff) vermutet worden. Tannenbaums Argumente dürfen als durchschlagend gelten. Weniger sicher ist Tannenbaums positive Bezichtigung von Raleigh als Anstifter des Mordes. Schwerlich hätte Raleigh beim Gerichte so viel Ansehen gehabt, um den Nachprüfer des Protokolles gläubig zu stimmen, und es wäre eigentlich für einen Privatmann unter keinen Umständen ratsam gewesen, einen Agenten Walsinghams so aus dem Wege zu räumen; wieviel hätte das gekostet! Eher kann die Tat aus dem Kopfe der Verbrechergesellen entsprungen sein, mit denen wir Marlowe am Tage des Verhängnisses von früh bis spät zusammen finden, denn wenn Marlowe auf die Folter kam, so konnten ihm Angaben 'herausgezogen' werden, die für die beiden edlen Kameraden sehr belastend waren. Vielleicht ist auf Hotsons Spuren noch mehr direkter Aufschluß zu entdecken. — Über die Gesellschaft, in der sich Marlowe bewegte, vgl. jetzt das Buch von C. Read, 'Sir Francis Walsingham', 1927, und den Artikel von A. K. Gray, 'Some observations on C. Marlowe, goverment-agent' (Publ. Mod. Lang. Ass. Am., Sept. 1928. S. 682—700). Alle Achtung vor amerikanischem Spürsinn!]

Shakespeare-Jahrbuch, hg. im Auftrage der Shakespeare-Gesellschaft v. W. Keller. Bd. 64. Leipzig, Tauchnitz, 1928. IV, 259 S. [Die Nöte der Kriegs- und Nachkriegszeit sind überstanden, das Jb. erscheint wieder im alten Umfange, und auch inhaltlich bietet es viel Erfreuliches. Der Festvortrag von H. v. Waltershausen über Shakespeares Einfluß auf die Musik hat einen

Digitized by Google

großen Zug und ist geeignet, auch auf die Künstlerkreise zu wirken. Die Frage, wie Marlowe umgebracht wurde, ist in mehr als einem Sinne, also mit umsichtiger Kritik behandelt; viel hängt daran, mit welchen Leuten Marlowe umging. Wer in Read's Buch über den mächtigen und verschlagenen Propagandaleiter der Elisabeth, Sir Francis Walsingham, das Kapitel der Pariser Bluthochzeit nachliest, und sich zugleich Marlowe als Agenten Walsinghams ausmalt, wird leicht dazu kommen, in seinem Drama 'Massacre of Paris' eine inspirierte Tendenzschrift zu erblicken. Gundolf beurteilt die Darmstädter Shakespeare-Maske mit freundlichen Wünschen; für die Echtheitsfrage käme es, wie schon einmal im Jb. gezeigt wurde, in erster Linie darauf an, ob die Jahreszahl 1616 auf der Rückseite der Maske wirklich in der Zeit eingekritzelt wurde, als der Ton noch feucht war. Sprachgemäße Untersuchung dürfte eher zu einem negativen Ergebnis führen. Die kritische Berichterstattung über neue Shakespearebücher und Aufführungen ist das Ergebnis fleißiger und sachkundiger Arbeit; schmerzlich vermißt man Nachricht über neue Übersetzungen ins Deutsche; vielleicht erhalten wir bei einiger Geduld darüber noch einen Nachtrag]

W. W. Greg, Principles of emendation in Shakespeare. (Annual Shaks. Lect. British Ac.) London, Milford, 1928. 72 S.

Kemp Malone, More etymologies for Hamlet. (Rev. Engl. Stud., IV, 1—13.) London, Sidgwick, 15 July 1928.

M. Sack, Darstellerzahl und Rollenverteilung bei Shakespeare. (Försters Beitr. z. engl. Philol., VIII.) Leipzig, Tauchnitz, 1928. 76 S.

Dorothy Osborne, The letters to William Temple. Ed. by G. C. Moore-Smith. Oxford, Clarendon Press, 1928. L, 323 S. [Diese wohlbekannten Liebesbriefe, geschrieben von einer vornehmen, gescheiten Dame an den Staatsmann Sir William Temple (1652—54), verdienten vollauf einen sorgsamen Neudruck, wie Moore Smith ihn hier bietet, weil sie zwei interessante Menschen enthüllen, eine Reihe Sittenbilder darbieten und häufig durch Witz und Humor ergötzen. Anmerkungen, Stammbäume usw. erläutern hier alle Einzelheiten. Der Linguist wird auch die durchgehende Bewahrung der Originalorthographie begrüßen.]

W. Albrecht, Über das 'Theatrum Poetarum' von Miltons Neffen Edward Phillips (1675). Berl. Diss. Leipzig, Mayer & Müller, 1928. 107 S. [Phillips, der Neffe Miltons, veröffentlichte ein Literaturlexikon, das trotz mancher Mängel und Irrtümer zu den besten jener Zeit gehörte. War er dafür literarisch und gesellschaftlich derart vorbereitet, daß sein individuelles Urteil eine typische Geltung beanspruchen kann? Hat er vielleicht über manchen Dichter aus mündlicher Tradition noch einiges zu berichten vermocht, was uns sonst nicht mehr erhalten ist? Diesen beiden Fragen geht Verf. nach und hat beide innerhalb gewisser Grenzen mit einem allerdings subjektiven 'Ja' beantwortet; mit objektiver Sicherheit aber hat er herausgestellt, wie und wodurch man in Miltons Zeit über Chaucer, Skelton, Spenser u. a. unterrichtet war. Es ist also wesentlich eine Studie über literarische Tradition, bei der man namentlich sieht, wieviel die älteren Biographen und Bibliographen wie Leland und Bale in dieser Hinsicht für London bedeutet haben.]

H. Pollert, Daniel Defoes Stellung zum englischen Kolonialwesen. Diss. Münster, Kleinert, 1928. 210 S.

D. M. E. Habbema, An appreciation of Colley Cibber, actor and dramatist, together with a reprint of his play 'The careless husband. Amsterdam, H. J. Paris, 1928. 190 S. [Über die harmlose, immer heitere Selbstzufriedenheit Cibbers, der in den größten Rollen mittelmäßig schwamm und in den besten Theatern gelegentlich Pleite machte, war nicht viel Neues zu sagen. Seine Lustspiele folgten dem Restaurationsschema mit Beifügung von etwas Moral und Sentimentalität, nur ohne den Witz seiner ausgelassenen Vorgänger,

Digitized by Google

wobei ihm der Geschmack der zahlkräftigsten Zuschauer die Form diktierte. Wann bekommt einmal Warburton seine wohlverdiente Studie?]

L. E. de Haas, Nature and the country in English poetry of the first half of the eighteenth century. Amsterdam, H. J. Paris, 1928. 301 S. [Über die Landschaftsdichtung dieser Periode ist schon viel geschrieben und hier nicht immer das Wissenschaftlichste wiederholt. Aber gern liest man im Anhang die drei erhaltenen Fassungen der *School-Mistress* von Shenstone, die Urfassung von Dyer's Grongar Hill und auch die rhetorischen Parallelen zu Grays berühmter *Elegy*, wenn sie auch meistens nur die Gemeinsamkeit der Sprache und die Begrenztheit des pathetischen Ausdruckswechsels beweisen.]

H. J. C. Grierson, Lyrical poetry from Blake to Hardy. (Hogarth Lectures, V.) London, Hogarth Press, 52 Tavistock Square, 1928. 159 S. 3/6. [Ein feiner Kenner spricht sich hier offen und deutlich über die engl. Hauptschriftsteller des 19. Jh.s aus. Er findet das, was sie gut gemacht haben, sei wesentlich lyrisch: 'They had their source in a great movement of feeling, not in a great movement of mind' — Zitat aus Matthew Arnold. Eine Fülle neuer Ideen erregten ihnen Herz und Phantasie, während ein tieferes Denken nicht recht aufkam. So habe sich Byrons leidenschaftliche Proteststimmung gegen alles im Himmel und auf Erden gerichtet; Shelley träume von irdischen Utopien 'which are inconceivable and can only be sung about'; von Keats, dem Frühverstorbenen, werden zumeist die Briefe geschätzt; Walter Scots 'buckram mediævalism' habe sein Bestes, nämlich 'grasp of the real life and character', mit den Romanschreibern des 18. Jh.s gemein u. dgl. Bemerkenswert ist das Urteil über Tennyson: 'He feels deeply and he writes with a wealth of colour and melody that no depreciation can discredit; but he has left no record or interpretation of human nature and human destiny such as can give him a place with the greatest'. Ob der aktive und helldenkende Browning tiefer wirkte, bleibt mit einem Fragezeichen dahingestellt. Der Prophetenmantel der größeren Romantiker — Blake, Wordsworth, Keats — sei nicht auf die Verskünstler, sondern auf die Prosaisten der Viktoriazeit gefallen, auf Carlyle, Ruskin, Darwin, Huxley, Arnold, Spencer, Newman: S. 9. In dieser Art wandert Grierson mit seinen Lesern durch die englischen Dichtergruppen bis herab zur Gegenwart, immer anregend und manchmal auch zum Widerspruch herausfordernd. Das Büchlein zeugt von der lebendigen Literaturfreude, die sich selbst der professionelle Literaturforscher jenseits des Kanals zu seinem und seiner Schüler Glück nicht selten bewahrt.]

N. Bøgholm, Sprog og kultur i det 19. Aarhundredes England. København, Spuhr, 1928. 102 S.

M. Dwight, Letters from Brook Farm (1844—47), ed. by A. L. Reed with a note on A. Q. T. Parsons by H. Dwight Orvis. New York, Vassar College, 1928. XV, 191 S.

R. E. Zachrisson, Modern Engelsk värlsåskådning i litteraturens spegel. Uppsala, Almqvist, 1928. 176 S. [Der erste eingehendste und interessanteste der hier vereinigten Essays gilt Thomas Hardy, dem Volksmann von Wessex, dem Dichter und Philosophen, den der Vf. vor einigen Jahren in seinem Heim persönlich besuchte. Danach behandelt Vf. auch Kipling als den Imperialisten, Galsworthy als den Dichter der Forsytesaga, Shaw als den Prediger in der Narrenkappe und Wells als den Reformator. Eine chronologische Übersicht der englischen Dichter seit etwa 1900 macht den Beschluß dieser gut beobachtenden und angenehm lesbaren Artikelreihe, die mit einem Bilde von Thomas Hardy geziert ist.]

G. von Petzold, John Davidson und sein geistiges Werden unter dem Einfluß Nietzsches. (Försters Engl. Bibl., Bd. V.) Leipzig, Tauchnitz, 1928. 103 S.

Digitized by Google

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors.
Vol. 4835: A. P. Herbert, The trials of Topsy.
„ 4836: A. P. Herbert, The old flame.
„ 4837: John Galsworthy, Castles in Spain and other screeds.
„ 4838: H. A. Vachell, Miss Torrobin's experiment.
„ 4839: A. Birmingham, The runaways.
„ 4840: Mrs W. K. Clifford, Miss Fingal.
„ 4841: W. Somerset Maugham, Ashenden or the British agent.
„ 4842: W. Somerset Maugham, The Casuarina tree.
„ 4845: W. B. Maxwell, We forget because we must.
„ 4852: P. G. Wodehouse, The adventures of Sally.
„ 4854: Joseph Hergesheimer, Quiet cities.

J. Ziegler und H. Seiz, Englisches Schulwörterbuch. Ein Normalwörterbuch für höhere Lehranstalten. 4. verb. Aufl. Marburg, Elwert, 1928. 682 S. 8 M. [Ein sorgsam gearbeitetes Buch mit ausreichend großen Typen und zu soweit erschwinglichem Preise, daß es sich für Schulzwecke gut eignet. Den jungen Leuten ein solches Nachschlagewerk, das sie für alle englische Durchschnittslektüre und für ihr ganzes Leben brauchen können, ist gewiß rationeller, als sie zum Ankauf vieler kleiner Spezialglossare zu nötigen.]

E. Kruisinga, An English grammar for Dutch students. Vol. II. Grammar and idiom. 3rd edition. Utrecht, Kemink. 1928. 220 S. [Die Methode des Vf.s, syntaktische Feinheiten wie die des Artikelgebrauchs oder -nichtgebrauchs, der Konjunktion, der Verwandlung von Redeteilen, z. B. des Nomens in ein Verb, nicht durch Regeln zu lehren, sondern einfach durch Reihen von treffenden Beispielen mit Gegenüberstellung des Holländischen, scheint viele Freunde zu finden, wie das rasche Erscheinen einer 3. Aufl. beweist.]

P. Bendheim, Englisch wie es der Engländer spricht und wie es von jedem, der es braucht, in Wort und Schrift angewendet werden soll. Mannheim, Bendheim, o. J. 72 S.

F. Oeckel, Englische Kulturkunde im Lichte der Unterrichtspraxis. Leipzig, Teubner, 1928. 80 S. Geh. 3,20 M., geb. 4,20 M. [Inhalt: 1. Aufgabe und Verfahren. — 2. Der Wesenskern der englischen Kultur für uns Deutsche in der Gegenwart. — 3. Das englische Schrifttum als kulturkundliche Erkenntnisquelle. — 4. Der Schüler und die englische Kulturkunde. — 5. Der Lehrer und die englische Kulturkunde. — 6. Ein kulturkundlicher Lektüreplan. — 7. Rückblick].

Sander—Ellmer—Grebe—Cliffe, Our English studies. Engl. Lehrbuch für höhere Mädchenanstalten. Ausg. BI. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. VII, 142 S.

Englische Welt- und Lebensanschauung. Ein philosophisches Lesebuch zur Einführung in die englische Denkart. Zusammengest. und bearb. von H. Gade. 2. Aufl. (Franz. u. engl. Schulbibl. A 216.) Leipzig, Renger, 1928. VIII, 243 S. [Je länger man dies Kulturlesebuch bester Art gebraucht, desto intimer empfindet man das Verständnis des Herausgebers sowohl für die Gedankengänge seiner Autoren wie für die Entwicklungswege des englischen Geistes. Auf philosophische Spekulation ist verzichtet, denn der Engländer hat nach Hume nicht mehr spekuliert; er ist Erfahrungsbeobachter und Staatswirtschaftler, wobei die Selbsterziehung immer stärker ist als der Erziehungstrieb gegenüber anderen. Dem Büchlein ist nicht bloß weite Verbreitung, sondern auch jedesmal ein grundverständiger Lehrer zu wünschen, der die Vorzüge der Texte zum Sprechen bringen kann.]

J. H Schutt, An introduction to English literature for secondary schools. Vol. I. Groningen, Wolters, 1928. XI, 386 S. Geb. 4,90 M. [Vf. hat sich redlich bemüht, für die Schule zu schreiben, und ist dabei, wie dies manchmal passiert, an der Forschung etwas vorübergegangen. Er gibt Textproben und Bilder und ist offenbar in der englischen Dichtung sehr belesen; als ein Bei-

Digitized by Google

spiel für seine Auffassung sei hervorgehoben, daß es von Hamlet S. 236 heißt: 'He remains almost perfectly inactive with respect to the one thing which it was absolutely necessary for him to do.' Hamlet war ein Mann von 'profound melancholy' und 'his refined intellect, his habits of self analysis only serve to deepen his melancholy'. Die Erklärung für 'the mystery of Hamlet' liege darin, daß er sei 'as complex and as inscrutable as life', und dabei müßten wir ihn doch lieben. Man vergleiche damit die mehr historische Darlegung der Hamlet-Mißverständnisse bei Bradby. Der vorliegende 1. Band reicht herunter bis einschließlich Milton. Als Text- und Illustrationsbuch kann er gute Dienste tun.]

Englischer Sprachkalender 1929. Hamburg, Wilkens, 1928. 3 M. [Abreißkalender mit vielen Abbildungen, besonders für Schulkreise berechnet.]

E. Bode und A. Paul, The voice of the poets. A modern anthology of English and American verse. 234 S. Mit einem Beiheft. 84 S. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1927. [Die Sammlung enthält 214 Gedichte, die nach ihrem Inhalt in vier Hauptgruppen mit wohldurchdachten Unterabteilungen zusammengestellt sind: I. *Man and God*, II. *Man and Nature*, III *Life and Death*, IV. *Home and Country*. Diese Einteilung ist berechtigt, da der Herausgeber nicht ein Bild der Dichterpersönlichkeiten bieten will, sondern zeigen, wie der gleiche Gegenstand verschieden beleuchtet wird. Ob dieser Gesichtspunkt für den Unterricht ratsam ist, ist eine Frage von grundsätzlicher Bedeutung. Bei aller Berechtigung des Kulturkundlichen kann es unmöglich unsere Aufgabe sein, den Schüler zu der Erkenntnis zu führen, daß gleiche Themen von verschiedenen Dichtern verschieden beleuchtet werden, wenn damit kein Gesamtbild von der Persönlichkeit des Dichters verbunden wird. Dahin kommen wir aber bei der vorliegenden Einteilung. Wäre es nicht zweckmäßiger und auch mehr im Sinne des Arbeitsunterrichts, die Gedichte jedes Autors geschlossen und chronologisch zusammenzustellen und in einem Verzeichnis auf alle unter den gleichen kulturkundlichen Gesichtspunkt fallenden Gedichte zu verweisen? Nur so kommen m. E. die bedeutenden Dichter als Persönlichkeiten zu ihrem Recht und daneben auch die Kulturkunde. — Mit der Wahl der Gedichte in bezug auf Umfang, Inhalt und Abfassungszeit kann man sich einverstanden erklären. Die Gedichte vermitteln dem Schüler nicht nur englisches und amerikanisches Denken und Empfinden, sondern dienen vielfach auch seiner innerlichen Bereicherung. Daß die nachviktorianische Zeit reichlich zu Worte kommt (auf Kosten der älteren), ist kein Fehler. — Das Beiheft bietet, da ein Wörterverzeichnis nicht gegeben werden konnte, ausführliche 'Wort- und Sacherklärungen' und sorgfältige 'biographische und literarische Anmerkungen'; dazu einige 'Bemerkungen zur Verslehre'. F. Fiedler.]

Architecture in Great Britain and Ireland. (Nach Sir Walter Armstrong.) Hg. v. P. Boek und W. Zorn. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1928. 40 S. [Das Heft ist als ergänzender Anhang zu dem kulturkundlichen Lesebuch *'England and the United States of America'* von denselben Vf.n gedacht. Die kurze Darstellung der engl. Baukunst mit zahlreichen charakteristischen und gut ausgeführten Abbildungen soll, wie das Lesebuch, zur Deutung der Wesensart des Engländertums beitragen. Wir werden von der primitiven Baukunst der Kelten zur angelsächsischen und anglonormannischen geführt. Dann folgen die verschiedenen Phasen der Gotik und die Renaissance. Den Schluß bildet ein Abschnitt über das Wiederaufleben klassizistischer und gotischer Formen. Gute Anmerkungen, die mit Recht auch sprachliche Hilfen enthalten, erleichtern dem Schüler das Verstehen des anregenden Textes. F. Fiedler.]

Boek-Zorn, Sketches. Geography and History of the British Empire and the United States. Social Problems. Habits and Customs. Kulturkundliches Lesebuch zu den Lehrgängen von Dubislav und Boek. Teil 1. Mittel-

Digitized by Google

stufe. Mit vielen Abbildungen im Text und mehreren Karten von England und Nordamerika. Berlin, Weidmann, 1927. 171 S. [Zweck des Buches ist, den Schülern der Mittelstufe vor dem Übergang zur Oberstufe 'ein allmählich entstandenes Bild von der Zusammensetzung des britischen Weltreichs und dem Verlauf der englischen Geschichte in ihren Hauptepochen' (Richtlinien) erwerben zu helfen. Diesem Zweck werden die Texte und ihre Gruppierung in vier Teile *Geography, History, British manufactures and social problems* und *Habits and customs of the past and present* gerecht. Der Schüler bekommt, unterstützt durch gute und zahlreiche Abbildungen, einen nachhaltigen Eindruck von den Bodenschätzen Englands, seiner Industrie und dem Handel und Verkehr. Er erfährt auch das Wichtigste über Indien und die großen Dominions überhaupt und gewinnt einen wirtschaftlichen Überblick über Amerika. Dazu kommt der Einblick in die Entwicklung des Volkes und seines Charakters, namentlich im 16. Jh. Das Werden Englands zum Industrievolk und Betonung der damit auftretenden Übelstände und sozialen Probleme führen bis knapp zur Mitte des 19. Jh.s. Mit einigen Proben über englische und amerikanische Sitten wird das Gesamtbild abgerundet. — Das alphabetische Wörterverzeichnis enthält auch für den Schüler der Mittelstufe manche entbehrliche Vokabel. Wörter wie *able, Britain, century, Christ, dozen, to lead, to look upon, to mean, to permit, to prevent* usw. müssen zum eisernen Wortschatz eines Schülers gehören, mit dem man an die Lektüre eines kulturkundlichen Lesebuches herangeht. Die Aussprache des Verbums *alternate* ist nicht die (angegebene) des Adjektivs. Falsch ist auch in der Umschrift für die Namen die für *St.* vermerkte Aussprache (S. 162/63); das *t* in *snt* ist vor Konsonant zu streichen. — Mit den 'Notes' kann ich mich aus mehreren Gründen nicht einverstanden erklären. Einmal wäre grundsätzlich an dem Gebrauch nur einer Sprache (m. E. der deutschen) festzuhalten. Es mutet seltsam an, wenn z. B. die aus Dibelius, England entnommenen Anmerkungen deutsch gegeben sind und nur die letzte (S. 171) in englischer Sprache erscheint. Inhaltlich muß als sehr fraglich erscheinen, ob das wörtliche Ausschreiben von Textstellen aus Dibelius u. a. für Schüler der Mittelstufe zweckmäßig ist. Überflüssig ist die Übersetzung zu Richard II. II, 1 als Anmerkung (S. 165), weil dieser Text auf der Mittelstufe nur mit Hilfe des Lehrers zu lesen ist. Wesentliche Kürzung verträgt die Anmerkung 28, III, 3 (S. 167); der Hinweis auf Shakespeares '*all manner men*' ist entbehrlich. Übrigens wage ich nicht, diese Konstruktion als '*mistake*' anzusprechen. Der Kenner der Sh.-Gram. weiß etwas vom Nachleben alter Genitive. F. Fiedler.]

Boek-Zorn, England and the United States of America. Kulturkundliches Lesebuch zu den Lehrgängen von Dubislav und Boek. Teil II. Oberstufe. Berlin, Weidmann, 1928. 249 S. Geb. 4,60 M. [In diesem Teil bieten die Vf. die den Anforderungen auf der Oberstufe entsprechende Fortsetzung und Vertiefung des in den 'Sketches' enthaltenen Materials. Auf England beziehen sich die fünf Abschnitte *Social structure of the British people, Character of the Br. p., Education, Religion* und *Expansion of England into the British Commonwealth of nations.* Dazu tritt das Schlußkapitel *The United States of America.* Die Texte innerhalb der Abschnitte sind gut gewählt und stammen durchweg aus der Feder führender Autoren wie z. B. Price Collier, Wells, Galsworthy, Masterman usw. Alle Texte sind unter dem Gesichtspunkt gewählt, die englische Wesensart deuten zu helfen. Der beabsichtigte Zweck wird in ansprechender Form erreicht, soweit er überhaupt in einem Schulbuche zu erreichen ist. Ich kann mir keine Lektüre der Oberstufe denken, die nicht zur Ergänzung oder Vertiefung diese oder jene Abschnitte heranziehen muß. Allerdings darf es sich nicht um philosophische oder die Kunst betreffende Lektüre handeln. Die großen Denker und Künstler eines Volkes sollten, weil wichtig für die Deutung seiner Wesensart, auch zu Worte kommen. Das im Vorwort angekündigte Sonderheft '*Architecture in Great Britain and Ireland*'

Digitized by Google

(es liegt mir nicht vor) ist im Sinne des Buches sehr zu begrüßen, schon deswegen, weil für dieses Kunstgebiet am ehesten auf allgemeines Verständnis zu rechnen ist. — Zu erwägen ist, ob der Abschnitt über amerikanische Landes- und Volkskunde, der im Rahmen des Buches nur knapp bemessen werden konnte, nicht besser völlig fortfiele. — Daß zu den sprachlich nicht leichten Texten ein alphabetisches Wörterverzeichnis gesondert erscheint (32 S.), bedeutet eine wesentliche Erleichterung und Zeitersparnis für den Schüler. — Die umfangreichen 'Notes' am Ende des Buches (34 S.) sind meist wörtliche Wiedergaben passender Textstellen aus englischen und deutschen Büchern anerkannter Wissenschaftler. Das hat den Nachteil, daß englisch und deutsch abgefaßte Anmerkungen durcheinandergehen. Wenn im Vorwort darauf hingewiesen wird, daß ein Buch wie Dibelius, England in keiner Schülerbücherei fehlen sollte (eine wohl nicht unerfüllbare Forderung), so ließen sich die diesem Buche entnommenen Anmerkungen durch Band- und Seitenangabe ersetzen. Besser wäre m. E., wenn der Lehrer solche Texte im Unterricht heranzieht und auf englisch bespricht, denn die Zahl der Schüler, die Anmerkungen ungelesen läßt, ist größer, als man gemeinhin annimmt. F. Fiedler.]

W. Bolle und A. Bohlen, England then and now. Ein Lesebuch für Mittelklassen. Mit 98 Abbildungen im Text und auf Tafeln und einer Karte von England. Leipzig, Quelle & Meyer, 1928. VIII, 176 S. [Im Vorwort wird darauf hingewiesen, daß die Forderung der Richtlinien, auf der Mittelstufe ein allmählich entstandenes Bild von der Zusammensetzung des britischen Weltreichs und dem Verlauf der englischen Geschichte in ihren Hauptepochen und -ereignissen zu vermitteln, nicht durchgeführt werden kann an der Hand einer schematischen Übersicht über die Geschichte selbst. Daher haben dit Vf. der Klassenstufe entsprechende Bilder gegeben, die inhaltlich abgerundee sind und den Vorzug fesselnder Erzählungen haben. Besonders betont wird, daß das Lesebuch nicht etwa als fortlaufende Klassenlektüre gedacht ist, sondern neben der zusammenhängenden Klassenlektüre Verwendung finden soll. Das Buch stellt die Fortsetzung zum Grundbuch dar, ist also vom zweiten Unterrichtsjahr ab (Unter-, bzw. Obertertia) zu verwenden. Da die Durchnahme der Stücke, die nicht in einem geschlossenen geschichtlichen Aufbau gebracht sind, mit Erfolg nur in dem vorhandenen inneren Zusammenhang möglich ist, ist ein Überblick über die geschichtliche Entwicklung Englands beigegeben. Es handelt sich dabei nicht um eine trockene Aufzählung von Zahlen und Ereignissen, sondern um eine Zusammenfassung oder Aufteilung der englischen Geschichte in Perioden. Einleitend stehen knappe, stichwortartige Charakteristiken voran, denen zusammengestellte Tatsachen mit Zahlenangaben folgen, aber nur, um die Möglichkeit einer großen Übersicht zu bieten. — Die sprachlich und inhaltlich mit großem Geschick gewählten Texte sind in acht Gruppen geteilt und handeln von: 'The build of the land,' 'By-gone centuries,' vom 'British empire' und von den 'Makers of the empire'. Es folgt ein Abschnitt über die 'United States of America', 'Rule of law' und 'Victories of peace'. In der letzten Gruppe werden Stücke über 'English life and mode of thought' vereinigt. Jeder Abschnitt enthält 5—10 Lesestücke, darunter (vereinzelt) passende Gedichte, mit vielen recht gefälligen Illustrationen. Diese stimmen zwar nicht immer zum Text, sind aber doch wegen ihrer Einprägsamkeit sehr zu begrüßen, auch deswegen, weil sie reichlich Gelegenheit zu Sprechübungen, Beschreibungen usw. bieten. Das Buch ist warm zu empfehlen. (Das Erscheinen des alphabetischen Wörterverzeichnisses ist in nahe Aussicht gestellt). F. Fiedler.]

H. Gade, The England and American Reader^2. Kulturkundl. Lesebuch für die Mittelstufe aller Anstalten. Mit 12 Abbildungen im Text, einer Flaggentafel, einem Plan von London und Karten von Großbritannien und dem Weltreich. (Gade—Herrmann—Lichtenberg, Engl. Unterrichtswerk.) Leipzig, Velhagen, 1927. 112 S. [Das Erscheinen der 2. Aufl. innerhalb Jahresfrist be-

Digitized by Google

weist die günstige Aufnahme des 'Reader' in Fachkreisen. Die Texte sind daher unverändert geblieben, und nur das Wörterverzeichnis ist nach Vorschlägen, die sich aus dem Gebrauch des Buches im Unterricht ergaben, ergänzt worden. Die am Schluß gegebenen Hinweise auf Verwertung dieses oder jenes Lesestückes zu gram. Übungen sind zu begrüßen, weil sie dem Lehrer Zeit für Wichtigeres ersparen. F. Fiedler.]

H. Gade, Elementarbuch (Ausg. B) für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als zweiter Fremdsprache. Mit 14 Abbildungen im Text und einer farbigen Münztafel. (Gade—Hermann—Lichtenberg, Engl. Unterrichtswerk.) Leipzig, Velhagen, 1926. 70 S. Dazu: Grammatischer Anhang. 53 S. [In der Anlage ähnlich der Ausg. A führt das Buch in 12 Lektionen, deren Bewältigung in zwanzig Wochen gedacht ist, zur Beherrschung der Elementarkenntnisse und zum Beginn der Lektüre. Der abwechslungsreiche Inhalt (Dialog, Anekdote, Erzählung, Gedicht usw. bürgt dafür, daß das Interesse des Schülers erweckt und erhalten wird, aber er verlangt einen Lehrer, der mit jugendlicher Lebendigkeit die Begeisterung seiner Schüler zur Erarbeitung des Stoffes gründlich auszubeuten versteht. Ist dies der Fall, werden Lehrer wie Schüler vollauf befriedigt sein. — Den Lektionen folgt die lautschriftliche Wiedergabe der ersten drei Lesestücke. Versehen sind *bʌks* statt *bɔks*, *ænd* statt *ənd* (S. 45, II, 4), *bə:d* statt *bə:d* (S. 45, III, 2). Wenige dt. Übungsstücke und ein Wörterverzeichnis beschließen das geschickte Büchlein des erfahrenen Praktikers. — Das zu bewältigende gram. Pensum enthält der nach Lektionen geordnete gram. Anhang. Voran steht eine Lautlehre. In § 2 ist zu beanstanden, daß die verschiedene Vokaldauer unberücksichtigt bleibt in Wörtern wie *be, me* usw. neben *eat, speak* usw., *book, put* usw. neben *could, wood* usw., *bed, head* neben *desk, raise* neben *taste* usw. Der Hinweis auf die 'Lautdauer' kommt in § 3 zu spät. Sehr ansprechend ist dagegen die elementare Deutlichkeit in der Darstellung der Intonation (§ 9 f.). Auf den 'Vorkursus' (§ 14) folgt die 'Formenlehre' (§ 15 ff.) im Anschluß an die Lektionen des Elementarbuchs. Ein alphabetischer Index am Schluß verweist auf die gram. Erscheinungen. F. Fiedler.]

P. Hartig und A. Krüper, Lehrerheft zu 'England and the English'. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 40 S. 0,80 M. [Das Heft gibt einleitend 'Bemerkungen zur Stellung und Behandlung des Kulturlesebuchs "England and the English" (von mir besprochen in Arch. 154, 153) im englischen Unterricht'. Darin wird auf das bei aller Lehrfreiheit zu beachtende Grundsätzliche hingewiesen, vor allem auf die Benutzung des Kulturlesebuches neben der Klassenlektüre. An einigen Beispielen wird klargemacht, wie die Heranziehung des Kulturlesebuchs zur Vertiefung in der zusammenhängenden Lektüre auftretender Gesichtspunkte zu verwenden ist. Ausdrücklich wird davor gewarnt, das Kulturlesebuch selbst als zusammenhängende Lektüre zu benutzen. Es folgen dann Abschnitte über den britischen Imperialismus, den Puritanismus und englische Lebensart im Verhältnis zur Natur, die nicht unähnlich dem Begleitheft zu Mack-Walker, Angelsächsische Kultur im Spiegel der Literatur, wenn auch wesentlich kürzer, eine Art Einführung zu diesen kulturkundlichen Themen bieten. Ein Abschnitt über den literarisch-ästhetischen Wert des Kulturlesebuchs 'England and the English' und eine Betrachtung 'zur Aufgabe der Konzentration: Englisch-Deutsch' beschließen das Heft, das nicht zuletzt wegen seiner gelegentlichen Literaturangaben namentlich jüngeren Lehrern willkommen sein wird. F. Fiedler.]

Junge-Pender, Facts and features. Kulturkundliches Lesebuch für die Mittelstufe höherer Lehranstalten. (Deutschbeins englisches Unterrichtswerk.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1928. VII, 158 S. Geb. 3,20 M. [Die Einteilung des Lesestoffes in: 1. *Historical milestones on the way to modern England*, 2. *Some aspects of English life*, 3. *The British dominions*, 4. *The United States of America*, 5. *Some great Englishmen at great moments of their lives*

Digitized by Google

und 6. *Studies of English character* erscheint nicht sorgfältig erwogen; warum nicht etwa die Reihenfolge 1., 5., 3., 2., 6., 4.? Jedenfalls gehört Abschnitt 4 ans Ende. Die Texte und einige eingestreute Gedichte entsprechen den Anforderungen der Richtlinien. Für die sprachliche Zuverlässigkeit bürgt die Mitarbeit Penders. Dennoch habe ich Bedenken für die praktische Verwendbarkeit des Buches im Unterricht, weil weder inhaltliche Anmerkungen noch ein Wörterverzeichnis gegeben sind. Zwar finden wir Fußnoten, die hier und da sprachliche und sachliche Erklärungen bieten, aber nur in englischer Sprache. Das bedeutet für den Schüler der Mittelstufe eine Sonderpräparation und daher im allgemeinen Verzicht auf die Beachtung der Anmerkungen. Sprachlich sind nur solche Wörter angegeben, die nicht in Langenscheidts Taschenwörterbuch oder dem Schulwörterbuch von Ziegler-Seitz zu finden sind. M. E. dürfen ein Wörterverzeichnis und Anmerkungen (in dt. Sprache) einem Schüler der Mittelstufe nicht vorenthalten werden, weil die auf das Lexikon zu verwendende Zeit für wichtigere Dinge auszunutzen ist. F. Fiedler.]

Krüger-Löpelmann, Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz. Dresden, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung, 1928. 68 S. Kart. 1,40 M. [Diese von W. Löpelmann völlig umgearbeitete 5. Aufl. hat der älteren gegenüber den Vorzug, die Umschrift der association phon. anzuwenden, deren Zeichen auf der Schlußseite des Heftchens erklärt sind. Inhaltlich werden 22 Abschnitte geboten, die den wichtigsten Wortschatz des alltäglichen Lebens in der Art des bekannten systematischen Wörterbuchs von G. Krüger enthalten. Den Anforderungen der Zeit entsprechend sind Ausdrücke über Radio, Flugwesen, modernen Sport usw. aufgenommen. Erwünscht wäre eine häufigere Angabe der Aussprache (bzw. Betonung), da diese in manchem nicht umschriebenen Worte dem Lernenden zweifelhaft sein muß. An Kleinigkeiten ist mir aufgefallen die Aussprache *kəlífn* (S. 63) statt *kəlíxn* und *first saloon* (ib.) für 'erste Kajüte'; mir ist nur *saloon* geläufig, wenigstens im mündlichen Gebrauch. F. Fiedler.]

Lincke-Mühlhäuser, Englisches Unterrichtswerk für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Teil 2. (3. Unterrichtsjahr.) Bearbeitet von E. Mühlhäuser. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1927. 143 S. Geb. 2,80 M. [In 16 Lektionen wird der Lehrstoff des 3. Unterrichtsjahres vermittelt. Die Texte (Lektion 16 enthält nur Gedichte) entsprechen in Stil und Inhalt der Altersstufe. Für die sprachliche Zuverlässigkeit bürgt die Mitarbeit Prof. Ripmans (London). Daß nur wenige auf Kulturkunde vorbereitende Abschnitte in die hauptsächlich unterhaltenden Lesestücke eingestreut sind, ist richtig. Auch gegen den Umfang der beigegebenen Übersetzungsstoffe ist nichts einzuwenden. Zu verbessern wäre hier und da ein dt. Ausdruck, z. B. *'alle Räume'* für *alle die R.* (St 8, S. 139), *Angelgerät* und *angeln* für *Fischereigerät* und *fischen* (ib.); *'in der Tat'* (St. 13, S. 143) gehört wohl kaum der gesprochenen Sprache an: warum nicht: *'und wirklich'*? Auch der Satz *'wenn ich du wäre'* (St. 14, S. 143) ist m. E. besser durch *'wenn ich an deiner Stelle wäre'* zu geben. Die gram. Abschnitte, die den vorangehenden Texten entsprechend eingeteilt sind, bieten das Charakteristische in Rotdruck. Beispiele stehen voran, Regeln folgen. Verbesserungsfähig ist der Abschnitt über den Gebrauch des *Perfect* (S. 53). Die Definition des *Present Perfect* ist und bleibt unklar, obgleich sie sich in fast allen Grammatiken findet. Sehr aufschlußreich ist hierfür der Aufsatz von Wm. Maurice, *Present, Past, and Future versus Perfect* in Zeitschr. f. frz. u. engl. Unt. (Bd 26, Heft 7, S. 521 ff., 1927), wo auf S. 526 die klarste Erklärung für den Unterschied zwischen *Present* und *Past perfect* in wenigen Worten gegeben wird. — Die vorangestellten *Everday sentences* mit phonetischer Umschrift wären zweckmäßig nur einmal (auf S. 94) zu bringen, wo sich die Umschrift doch einfügen ließe. — Ein nach Lektionen gegliedertes *'Vocabulary'* und ein engl.-dt. Wörterverzeichnis dienen der Präparation des Schülers. F. Fiedler.]

Digitized by Google

English Treasure Series. Englische Lektüre und Kulturkunde in Einzelheften. Hg. von M. Deutschbein und L. Faser. Leipzig, Quelle & Meyer. Zur Besprechung liegen fünf Heftchen vor: 1. English foreign policy. Six speeches at the first reading of the Geneva Protocol Decision 1925 from the Times. Hg. von M. Deutschbein und L. Faser. 1927. 60 S. Kart. 1 M. — 2. English popular ballads. Hg. von Hilde Eicker. 1927. 60 S. Kart. 0,80 M. — 3. A. Monkhouse, The Grand Cham's diamond. A play in one act. Hg. von W. Domann. 1928. 45 S. Kart. 0,80 M. — 4. Modern English lyrics. Hg. von W. Preusler. 1928. 48 S. Kart. 0,80 M. — 5. Five short stories of today. Hg. von W. Preusler. 1928. 45 S. Kart. 0,80 M. — [Da es sich um die ersten Bände einer neu herauskommenden Reihe handelt, sei der Einzelbesprechung eine allgemeine Bemerkung vorangestellt. Die Anlage: Einleitung in engl. Sprache (hinweisend auf die literarische usw. Bedeutung des Textes), Text, Anmerkungen und alphabetisches Verzeichnis der Anmerkungen mit Seitenangabe erfolgt nach den allgemein üblichen Gesichtspunkten. Die Anmerkungen selbst dagegen werden sich (ausgenommen Heft 2) schwerlich großer Beliebtheit erfreuen. Daß sie in englischer Sprache abgefaßt sind, ist an sich nicht sonderlich zu beanstanden, wenn auch im Hinblick auf die Schüler nicht praktisch, denn nur wenige lesen sie. Besonders da, wo es sich um etwas schwierigere sachliche Erklärungen handelt, wird mit Verständnis nur der begabte Schüler die Anmerkung lesen, für den gewissenhaften, aber schwächeren Schüler bedeutet die Anmerkung eine nicht geringe Mehrbelastung. Doch auch damit könnte man sich abfinden, wenn nicht unter dem Strich auf jeder Seite die deutsche Bedeutung des englischen Wortes angegeben wäre. Diese gutgemeinte Präparationshilfe erzieht zur Oberflächlichkeit, denn praktisch erfolgt die Vorbereitung nun so, daß die Kennziffer des englischen Wortes unter dem Strich aufgesucht und damit die deutsche Bedeutung ermittelt wird. Die sprachliche oder sachliche Erklärung bleibt unberücksichtigt. — Im einzelnen ist zu bemerken zu: 1. Der Text führt die Schüler in die großen Gegenwartsprobleme der europäischen Politik ein und ist daher zweifellos eine interessante Schullektüre, deren Nutzen vor allem darin liegt, daß sie zu freier Diskussion der Schüler anregt und sich im besten Sinne für den Arbeitsunterricht eignet. Die Anmerkungen sind sprachlich reich bemessen, sachlich aber vielfach zu knapp. Das gilt besonders für die erwähnten Politiker wie Henderson (S. 38), A. Chamberlain (S. 40), Lloyd George (S. 44), Mc. Donald (S. 46) usw. Statt der ausführlichen Angaben ihrer Vorbildung läse man lieber eine Kennzeichnung ihrer politischen Bedeutung. — 2. Die Herausgeberin stellt 15 Balladen zusammen, denen eine gute Einleitung über die Entstehung, Bedeutung, Charaktere usw. der Balladen vorangeht. Anmerkungen sind nicht beigefügt, doch sind dialektische, veraltete oder seltenere Wörter unter dem Strich in ihrer ne. Form (ohne dt. Bedeutung) angeführt. — 3. Voran stehen eine 'Literary appreciation of the play' und eine Reihe von Fragen, die zur Diskussion in der Klasse oder häuslichen Umformungen anleiten wollen. Um die Schwierigkeiten der Sprache des niederen Volkes zu vermindern, ist eine Liste der gebräuchlichsten Vulgärformen angefügt. Die Anmerkungen sind für den kurzen und leichten Text (19 S.) reichlich bemessen. Die Lektüre ist nur für die Mittelstufe geeignet, etwa als belebender Lückenbüßer am Halbjahrsende. — 4. Eine hübsche Sammlung von Gedichten zeitgenössischer englischer Dichter; auch die Iren (A. E. und Wm. B. Yeats) kommen zu Wort. Es ist vom Standpunkt der Kulturkunde aus durchaus gerechtfertigt, daß gelegentlich auch die neueste Dichtung herangezogen wird, zumal sie Schülern sonst kaum zugänglich ist. Die *'Notes on authors and sources'* sähe man gern etwas ausführlicher. — 5. Das Heftchen enthält fünf moderne Skizzen: *The Man who gave good advice* und *The cricket match* von M. Baring; *A recollection* und *The tied house* von E. T. Thurston; als

Digitized by Google

letzte *A deal in ostriches* von H. G. Wells. Es handelt sich um Unterhaltungslektüre in leichter Sprache. Als Einführung in modern englische Verhältnisse ist das Heft für die Mittelstufe geeignet. F. Fiedler.]

H. Beecher-Stowe, Uncle Tom's cabin. Bearb. von H. Wente. (Diesterwegs neusprachl. Schulausg. Bd. 13.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 128. 118 S. [Eine kurze Einleitung berichtet über die Entstehung des bekannten Romanes und seine Wirkung. Der Text ist zur wirkungsvollen Hervorhebung der Hauptgestalt Tom stark zusammengestrichen. Manche Amerikanismen sind durch korrektes Englisch ersetzt, ebenso die Redeweise der Neger und Händler. Der Anhang enthält vier Negerlieder, z. T. mit Noten. Eine ausführliche Präparation ist, nach Seiten und Zeilen geordnet, beigegeben und bietet manche selbstverständliche Vokabel. Sprachliche und inhaltliche Anmerkungen fehlen. Die Ausgabe ist wohl hauptsächlich für Mittelschulen gedacht. F. Fiedler.]

Diesterwegs neuspr. Lesehefte. Frankfurt a. M., 1928: Nr. 156. Social life in England. Bearb. v. G. Heinemann. 31 S. (Proben aus Dickens, Hood, Booth, M. Arnold, Abercrombia, Chesterton, Galsworth u. d. Manchester Guardian). — Nr. 158. English politics against Germany from 1902—1919 (Extracts from 'The Times'), hg. v. Effenberger. 52 S.

Diesterwegs neuspr. Reformausg. Frankfurt a. M., 1928: Bd. 106. English fairy tales ed. with notes and glossary by J. Ramish. 46 S., Anm. 27 S.

Diesterwegs neuspr. Schulausg. m. dtsch. Anm. Frankfurt a. M., 1928: Bd. 17. British Imperialism. Ausgew. Essays m. Einl. u. Anm. Hg. von K. Büchsenschütz. (26 kleine Abschnitte aus Werken von Goldman, Milner. Cramb, Michell, Seeley, Froude, Tilby, Dilke, Unstead, Collier, Smith, Masterman, H. G. Wells. Die Abschnitte, nach denen sie angeordnet wurden, sind: 1. The imperial ideal. — 2. Why England needs an empire. — 3. The growth of the new British imperialism. — 4. Some Imperial problems. — 5. Imperial organization. — 6. The future.) 115 S. — Bd. 18. Thomas Hughes, Tom Brown's school days. Ausgew. u. hg. v. F. Schmidt. 118 S.

Freytags Samml. fremdspr, Schriftwerke. Leipzig, 1926:

Nr. 159. G. Guest, A social history of England. Ausgew. u. f. d. Schulgebr. bearb. v. F. H. Schild. 212 S. 1,80 M. [Das Buch, dessen Auswahl hier vorliegt, wurde 1913 eigens für die Jugend geschrieben und will durch eine Fülle kleiner Bilder im Text das Gesagte noch besser verdeutlichen. Es wird eine Entwicklung vom Roman Britain bis zu den Modern times gegeben. Die Gegenwart ist nicht mehr behandelt.]

Nr. 165. A midsummer-night's dream. (Shakespeares Meisterdramen in gekürzter Fassung.) Bearb. u. komm. v. J. Bausenwein u. O. Schellenberger. 60 S. 0,90 M.

Nr. 166. Chambers, The age of the Stuarts. (From History of Great Britain and Ireland.) Mit Anm. hg. v. J. Bausenwein. 1927. 80 S. 0,90 M.

Kurze Texte hg. v. A. Hämel.

Nr. 5/6. Macaulay, England and the Tudors in the 16th century. Ausgew. v. A. Hämel. 26 S.

Nr. 7/8. Charles Lamb, Tales from Shakespeare: I. Much ado about nothing. Ausgew. v. A. Hämel. 19 S.

Nr. 9. W. Irving, Westminster Abbey. Ausgew. v. A. Hämel. 16 S.

Nr. 10/11. W. Irving, First landing of Columbus in the New World. Bearb. v. J. Bausenwein. 30 S. 0,35 M.

Nr. 12/13. Macaulay, London in 1685. Bearb. v. J. Bausenwein. 28 S.

Nr. 14/15. Nursery-rhymes I. Hg. v. G. Liebel. 1927. 27 S.

Nr. 16/17. Easy texts for beginners I. Hg. v. J. Bausenwein. 1927. 26 S.

Nr. 18/19. Easy texts for beginners II. Hg. v. O. Schellenberger. 1927. 31 S.

Nr. 20/21. Nursery-rhymes II. Hg. v. G. Liebel. 1928. 32 S.

Digitized by Google

Nr. 22. Emerson, Shakespeare. Ausgew. v. A. Hämel. 1928. 27 S.
Nr. 23/24. The constitution of the United States of America. Hg. von J. Bausenwein. 1928. 27 S.
Nr. 25/26. English anecdotes. Hg. v. H. M. Schultze. 1928. 28 S.
Nr. 27/28. Hawthorne, Novellen I. Hg. v. J. Ramisch. 1928. 31 S.
Nr. 29/30. Hawthorne, Novellen II. Hg. v. J. Ramisch. 1928. 31 S.

Velhagen und Klasings Samml. frz. u. engl Schulausg.: Nr. 189 B. William Morris, The early years of Sigurd the Volsung. Hg. v. A. Koch. Mit 1 Abb. XIII, 77, Anm. 16 S., Wb. 23 S.

Frz. u. engl. Lesebogen. Bielefeld, Velhagen, 1928. Nr. 166. Szenen aus William Shakespeares Dramen, III (A midsummer-night's dream — King Lear — Hamlet.) Hg. v. O. Glöde. 49 S.

Westermann-Texte. Englische Reihe. Hg. v. R. Dinkler. Braunschweig, Westermann:
Nr. 7. Modern Empire Problems. Bearb. v. G. Hagemann. (I. Constitutional problems. — II. Economic problems. — III Race and population problems. — IV. The Indian problem.) 64 S., Wörterbuch 35 S. 1,30 M.
Nr. 30. Louisa M. Alcott, An old-fashioned girl. Bearb. v. O. Schünemann. 72 S., Wörterbuch 15 S. 1,20 M.
Nr. 36. John Brown, Rab and his friends and other tales. Zus. gest. von K. Schwedtke. 48 S., Wörterb. 16 S. 0,80 M.
Nr. 40. Robert Browning, A selection from his poetry. Von L. Zimmermann. 63 S., Wörterb. 24 S. 1,20 M.
Nr. 41. The American self-made man. Hg. v. P. Wenzel. (Edison — Ford — Carnegie — Rockefeller.) 61 S., Wörterb. 27 S. 1,20 M.
Nr. 45. Edgar Allan Poe, The purloined letter and other tales. Bearb. von B. Petermann. 60 S., Wörterb. 32 S. 1,20 M.
Nr. 49. English and American impressions. (Selections from the Atlantic Monthly.) Hg. v. F. Werner. 80 S, Wörterb. 28 S. 1,40 M.
Nr. 50. Edgar Allan Poe, The gold-bug. Bearb. v. B. Petermann. 51 S., Wörterb. 28 S. 1 M.

Amerikanisch.

American speech. III, 6, Aug. 1928. [Ph. Barry, 'Fair Florella'. — R. Beckmann, Notes on Swedish-American. — H. Brackbill, Midshipman Jargon. — L. Axley, West Virginia dialect. — G. Field, Old expressions]. IV, 1, Oct. [S. B. Hustvedt, Philippic Frenean — F. H. Vicetelly, A monumental dictionary on historical principles. — M. E. Lambert, Studies in stylistics, III. — V. Randolph, Literary words in the Ozarks. — H. B. Wells, Notes on Yiddish].

Progress of medieval studies in the U. S A. by J. F. Willard (Bulletin 6. Boulder, Colorado, Medieval Academy of America, 1928. 76 S [Vorträge, Schriften und Neuerscheinungen, dazu ein Bericht über das Aufblühen der Zeitschrift Speculum und die Mitgliederliste der American Acad. of Med. Stud. sind hier aufgezählt. Namen und Zahlen unterstützen die Wirkung der Arbeit, die auf dem genannten Gebiet mit erneutem Eifer geleistet wird. Solche Berichte pflegen, wie die Erfahrung zeigt, in den V. St. eine Bewegung mächtig anzufachen Beste Wünsche zum äußeren und inneren Erfolg.]

W. Fischer, Hauptfragen der Amerikakunde. Studien und Aufsätze. (Kuttners neuphilol. Handbibl. Bd. 3.) Bielefeld, Velhagen, 1928. 91 S.

H. Kartzke, Das amerikanische Schulwesen (Handbuch für höhere Schulen, hg. v. Jahnke und Behrend.) Berlin, Quelle, 1928. VIII, 226 S. [Um 1800 zahlte gar manche Gemeinde in U. S. A. lieber eine Strafe, als daß sie eine öffentliche Schule errichtete. Nur die Kinder der führenden Bürger besuchten die Colleges, die Grammar-schools und die Academies, die sämtlich von privaten oder religiösen Gemeinschaften gegründet waren. Von diesen mittleren und höheren Schulen ist dann die Weiterentwicklung ausgegangen. Mitten im

Digitized by Google

Bürgerkrieg wurde durch das Federal Government das entscheidende Gesetz erlassen, das für jeden Senator und jeden Kongreßvertreter dem betreffenden Einzelstaate je 30000 Morgen zusprach, damit er landwirtschaftliche und industrielle Schulen einrichte. Dieser Fonds ist jetzt zu einem Jahreseinkommen von über 36000000 Dollar angewachsen; das so abgegebene Land ist doppelt so groß wie Belgien. Zur Verwaltung wurde zwei Jahre später im Department of the Interior ein Bureau aufgetan, das heute noch das Unterrichtsministerium ersetzt. Freie Entwicklung war die Losung, und die *local units*, vor allem die Städte, arbeiteten fleißig. Da es ihnen an äußeren Machtmitteln fehlte, gaben sie alle zwei Jahre einen Bericht von mehreren hundert Seiten heraus, die den Wetteifer weckten. Privatstiftungen, wie die von Carnegie und Rockefeller, halfen nach. Die *local units*, denen die Pflege der Schulen obliegt, bekommen ungefähr 16 v. H. der lokalen Steuern. Verf. verfolgt dann an der Hand einer Tabelle den Aufstieg der Schüler vom Kindergarten durch Elementary School, High School, College und Post-graduate-work bis zu den akademischen Graden und gibt, was besonders nützlich ist, eine Übersicht der 50 anerkannten Universitäten. Als Studienleiter des deutschen Instituts für Ausländer an der Universität Berlin verfügt er über verläßliches Material, und eigene vieljährige Wirksamkeit an höheren und hohen Schulen der V. St. verliehen ihm die erforderliche Anschauung. Er vermag daher von den Colleges eine zutreffende Vorstellung zu geben und verwechselt sie nicht mit den Universitäten; sie sind nur Kernstücke eines Universitätssystems, sie stammen aus England und können durch Anfügung von Post-graduate-Kursen sich zum Range einer deutschen Universität erheben, wenn ihr Präsident dazu die Mittel auftreibt. Von den Professoren der Colleges sagt er, daß sie den deutschen Studienräten gleichen, aber in einem einzigen Fache unterrichten, und zwar durchschnittlich nur 12 Stunden die Woche, daß aber dafür wissenschaftliche Arbeiten von ihnen verlangt werden. Seltener als früher werden sie jetzt nach gewissen Dienstjahren entlassen, aber es kommt immer noch vor, denn wenn der Präsident mit den Trustees einig ist, vermag er alles gegenüber den Professoren und muß sich nur davor hüten, daß die Studierenden nicht unzufrieden oder zu wenige werden. Das Buch gewährt einen wirklichen Einblick in die wesentlichen Verhältnisse und hält sich dabei frei von bewundernden wie von absprechenden Urteilen; denn bei einem solchen System kommt es immer in erster Linie auf die führenden Persönlichkeiten an.]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka, XLVIII, 3—4. [M. Friedwagner, Hugo Schuchardt †. — W. Lunderstedt, Griechisch-Lateinisches *Eu* und Germanisches *Eu* im Altprovenzalischen und Altfranzösischen. — W. Benary, Die europäischen Schachspielsammlungen des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der romanischen. — D. Scheludko, Neues über Huon de Bordeaux. — Vermischtes: P. Skok, Zum Balkanlatein. — D. Ticĕloĭu, Zum Rumänischen. — L. Spitzer, Rum. *p(r)e*, span *á* vor persönlichem Akkusativobjekt. — J. Brüch, Zu ein paar katalanischen Wörtern. — G. Rohlfs, Gask. *ü sarrót* 'viel' — Ital. *arnia*, katal. *arna* 'Bienenstock' — Zu röm. *zappo* 'Ziegenbock' — Süditalienische Namen des Hühnermagens. — H. Gelzer, Zum altfranzösischen Kreuzzugslied *Chevalier, mult estes guariz*. — Fr. Burg, Urmesa. — A. Hilka, Zum Fragment des altfranz. Prosaromans in der Hs. Grenoble 866. — Besprechungen: E. Richter: A. Schmitt, Untersuchungen zur allgemeinen Akzentlehre. — W. v. Wartburg: R. Menéndez Pidal, Origines del Español. — G. Bähr: H. Schuchardt, Primitiae linguae Vasconum. — W. Giese: W. Meyer-Lübke, Introducción a la Lingüistica Románica. — E. Gamillscheg, Dacoromania II. III. — A. H., Zeitschriftenschau. — Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften].

Digitized by Google

Romanische Forschungen, hg. von R. Zenker. XLII. (Dieses Heft, welches sich mit der Paginierung an XLI, 2 anschließt, erscheint unter der Bezeichnung eines neuen Bandes.) [G. L. Doty, Juan de Zalalotas *El dia de fiesta por la mañana* (Schluß). — Chr. Favre et Z. Balet, Contes de Grimisuat].

Volkstum und Kultur der Romanen. Vierteljahrsschrift, hg. vom Seminar für roman. Sprachen und Kultur an der Hamburgischen Universität. Schriftleitung: W. Küchler und Fr. Krüger. Hamburg 1928. I, 2. [E. Rauhut, Probleme der Onomatopöie. — W. Giese, Waffen nach den katalanischen Chroniken des XIII. Jahrhunderts. — J. F. Montesinos, Sobre la correspondencia de Juan de Valdés y el Cardenal Ercole Gonzaga. — Besprechungen].

Gamillscheg, E., Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft. Mit 14 Sprachenkarten und einer Karte von Frankreich. Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen, hg. v. M. Kuttner. Bd. 2. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1928. 76 S.

Rheinfelder, H., Das Wort 'persona'. Geschichte seiner Bedeutung mit besonderer Berücksichtigung des französischen und italienischen Mittelalters. Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie Nr. 77. Halle, Niemeyer, 1928. 199 S. 10,50 M.

Karl, L., Recherches sur quelques ouvrages scientifiques du moyen âge. S.-A. aus der 'Revue des Bibliothèques', 38e année 1928. 18 S.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. LI, 4, 5, 6; 1928 [G. Lote, La doctrine et la méthode naturaliste d'après Émile Zola. — R. Zenker, Weiteres zur Mabinogionfrage. Nochmals Owein-Ivain. — D. Scheludko, Orientalisches in der altfranzösischen erzählenden Dichtung. — Ph. Aug. Becker, Saint-Julien de Balleure und Jean le Maire. — H. Patzig, Zu der épître Friedrichs des Großen an Voltaire vom 2. November 1741. — G. Rohlfs, Epischer Stil und 'idealistische' Neuphilologie. — W. Meyer-Lübke, Wortgeschichtliches. — L. Spitzer, Kontaminations-Analogie. — Th. Kalepky, Zum Terminus 'präsentatives Präfix'. Klärung eines Prioritätszweifels. — Ders., 'Attributiver' Gerundialis im Neufranzösischen. — Referate und Rezensionen: Ph. Aug. Becker: K. Christ, Tragédie du sac de Cabrière. — F. Maurer: G. Rohlfs, Sprache und Kultur. — G. Rohlfs, Erwiderung auf Voßlers Anzeige seiner Schrift 'Sprache und Kultur' in der Deutschen Literaturzeitung. — E. Merian-Genast: Neuere Amiel-Literatur. — Ders.: Rousseau als Schullektüre. — K. Glaser: O. Völcker, Das Bildungswesen in Frankreich. Geschichte und Gegenwart. — Ders.: Ch. Beaulieux, Histoire de l'orthographe française]. — LI, 7, 8; 1928 [G. Lote, La doctrine et la méthode naturalistes d'après Émile Zola (suite et fin). — F. Nobiling, Mallarmés Prose pour des Esseintes. — A. Immenkötter, Der Befehl in präsentischer und futurischer Form im afrz. Rolandslied. — Th. Kalepky, Vom Sinn und Wesen der beiden präsentativen Präfixe, des sog. 'unbestimmten' und des sog. 'Teilungsartikels'. — Ders., Besonderheiten in den frz. Umschreibungen mit *est-ce* und *c'est*. — J. Brüch, Zu aprov. *mezalha*, *mealha* 'halber Denar'. — L. Spitzer, Frz. *voler*. — L. Jordan, *Prendre* und *chercher* 'abholen'. — Referate und Rezensionen: K. Glaser: W. A. Nitze und E. P. Dargan, A History of French literature from the earliest times to the present. — St. Hofer: G. Cohen, Le Théâtre en France au moyen âge. — Ders.: E. Nickel, Studien zum Liebesproblem bei Gottfried von Straßburg. — R. Zenker: Alice Carlson, Ulrich Füetrer und sein 'Iban'. — W. Schulz: W. H. Spanke, Eine afrz. Liedersammlung. Der anonyme Teil

Digitized by Google

der Liebeshandschriften KNPX. — G. Rohlfs: E. R. Goddard, Women's costume in French texts of the eleventh and twelfth centuries. — W. Wurzbach: A. Götze. Ein fremder Gast. Frau von Staël in Deutschland 1803/04. — Th. Kalepky: A. Barth, Beiträge zur französischen Lexikographie. — K. Glaser: H. Hatzfeld, Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre. — L. Jordan: W. Gottschalk, Französische Synonymik für Studierende und Lehrer].

Gamillscheg, E., Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. Lief. 15 (*volontaire-zygoma* und Wortverzeichnis bis *galivage*). Heidelberg, C. Winter, 1928. S. 897—960. 2 M.

Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, hg. von D. Behrens, Heft 21: K. Gernand, Die Bezeichnungen des Sarges im Gallo-romanischen. Mit einer Karte. Gießen 1928. 44 S.

A thirteenth century Algorism in French verse ed. R. Waters. S.-A. aus Isis no 35 (vol. XI), 1928. S. 45—84. Bruges 1928.

Gerster, W., Die Mundart von Montana (Wallis) und ihre Stellung innerhalb der franko-provenzalischen Mundarten des Mittelwallis. Aarau, Sauerländer, 1927. 157 S. 6,50 M.

Rohlfs, G., Volkssprachliche Einflüsse im modernen Französisch. Braunschweig, Westermann, 1928. 21 S.

von Jan, E., Das literarische Bild der Jeanne d'Arc (1429—1926). Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie no 76. Halle, Niemeyer, 1928. XI, 199 S. 10,50 M.

Becker, Ph. Aug., Andry de la Vigne ca. 1470 bis ca. 1515. Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philol.-hist. Kl. 80. Bd., 1928, 2. Heft. Leipzig, Hirzel, 1928. 73 S.

Tragedie du sac de Cabriere, ein calvinistisches Drama der Reformationszeit, hg. v. K. Christ. Halle, Niemeyer, 1928. 132 S. 6 M.

Sahlin, G., César Chesneau du Marsais et son rôle dans l'évolution générale. Paris, Les Press. univ. de France, 1928. 490 S.

Gutkind, C. S., Molière und das komische Drama. Halle, Niemeyer, 1928. 183 S. 9 M.

University of Illinois Studies in language and literature, vol. XII, no 4: Th. E. Oliver, The Merope of George Jeffreys as a source of Voltaire's Mérope. Urbana, Illinois, 1927. 111 S. $ 1.

Handbücher der Auslandskunde, hg. v. Hartig und Schellberg, Band 3: Handbuch der Frankreichkunde, Erster Teil mit Beiträgen von H. Hatzfeld, E. Lerch, L. Mackensen, H. J. Moser, H. Platz, H. Preller und W. Vogel. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. X, 324 S.

Manuel de français. Französisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Knaben-Ausgabe, Teil II: Grundbuch für Quinta-Quarta. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 216 S. 4,80 M.

Lange, Fr. und Geertz, O., Übungen zu den wichtigsten Kapiteln der französischen Syntax. Berlin, Weidmann, 1928. 67 S. 1,60 M.

Humpf-Lepointe-Rieder, Études françaises, Teil 1. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky, 1928. 94 S. 2,80 M.

Riha-Ellinger, Französisches Lehr- und Lesebuch für Hauptschulen, I. Teil. 11. Aufl. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky, 1928. 89 S. 1,75 M.

Deutsch-Französisches, Französisch-Deutsches Militär-Wörterbuch. Berlin, Verlag 'Offene Worte', 1928. 339 S. 8 M.

Jelinek, J., Abrégé de l'histoire de la litérature française. Leipzig, Freytag, 1927. 53 S. 1,20 M.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke. Französisch no 106: Lettres de Madame de Sévigné, hg. v. Angela Hämel. Leipzig 1927. 64 S. 0,60 M. — Kurze Texte, hg. v. A. Hämel. Französisch 23/24: Michelet, Tableau de la France, hg. v. Schmidt. 1926. — 25/26: Labruyère, Les

Digitized by Google

Caractères ou les mœurs de ce siècle, hg. v. A. Günther. 1927. — 27/28: Thiers, Les dernières années de Napoléon à Sainte-Hélène, hg. v. J. Bausenwein. 1927. — 29/30: Mérimée, Mateo Falcone, hg. v. J. Tiedemann. 1928. — 31/32: Taine, Les origines de la France contemporaire, hg. v. E. Werner. 1928. — 33/34: Sainte-Beuve, Procès de Jeanne d'Arc, hg. v. H. M. Schultze. 1928.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. v. Eug. Pariselle und H. Gade, Reihe B, Band 1: Gropp und Hausknecht, Auswahl französischer Gedichte, neu hg. v. P. Budry. Leipzig, Renger, 1928. 251 S. — Reihe B, Band 40: J. Romains, Le dictateur, hg. v. Ph. Schmachtenberger. Leipzig, Renger, 1929. 90 S.

Velhagen u. Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben, Poètes français, 8 B.: V. Hugo, Légende des siècles, hg. v. G. Görnemann. Bielefeld u. Leipzig, 1928. 104 S. Anhang 40 S. Wörterbuch 45 S.

Bibliothèque française. Französische Lektüre und Kulturkunde in Einzelheften, hg. v. K. Glaser und L. Faser: Éloquence religieuse, p. et ann. par P. Dreyer. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1928. 51 S. — V. Hugo, Notre-Dame de Paris (Le vieux Paris), p. et ann. par O. Kracke. 1928. 57 S.

Westermann-Texte, hg. v. H. Strohmeyer und R. Dinkler. Französische Reihe Nr. 31: Orateurs de la Révolution française ed. H. Klein. 83 S. — Nr. 32: P. Wollmann, Grands hommes de France (Richelieu, Rousseau, Voltaire). 88 S. — Nr. 36: La Fontaine, Auswahl (1. Band) ed. A. Hornung. 76 S. — Nr. 45: Molière, George Dandin ed. R. Salewsky. 56 S. — Nr. 46: H. Kügler, Lectures folkloriques françaises, mit Annotations. 68 S. — Nr. 49: Labiche et Martin, Le voyage de M. Perrichon ed. H. Schierding. 82 S.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 76: Guy de Maupassant, Contes et nouvelles (IIIe Recueil) ed. Charles-Robert Dumas. 1928. 52 S. 1,10 M. — Nr. 103: Racine, Bérénice ed. A. Bär. 1928. 79 S. 1,60 M. — Nr. 104: Scènes rustiques ed. L. Niesen. 1928. 48 S. — Nr. 105: Guy de Maupassant, Contes et nouvelles (IVe Recueil) ed. Charles-Robert Dumas. 1928. 67 S. 1,30 M. — Nr. 107: V. Hugo, Le Rhin ed. A. Sleumer. 1928. 108 S. — Nr. 108: G. Droz, L'heureuse enfance ed. Fr. Göller et G. Schmidt. 1928. 32 S.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte, Nr. 152: Le Parnasse (Choix de poésies), hg. v. A. Noirhomme. 1928. 36 S. — Nr. 153: Les salons aux XVIIe et XVIIIe siècles. Extraits, hg. v. E. Runschke. 1928. 48 S. — Nr. 154: L. Roche, Les grands récits de l'épopée française, I: Voyage de Charlemagne, Huon de Bordeaux, hg. v. T. H. Schild. 1928. 36 S. — Nr. 157: E. Labiche et Éd. Martin, Le voyage de Monsieur Perrichon, hg. v. H. M. Schultze. 1928. 40 S.

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana dir. da V. Cian. Vol. XCI, 1—2 (genn.-marzo). 1928 [U. Bosco, Il Tasso come tema letterario nell' ottocento italiano. — Varietà: V. de Bartholomaeis, Poscritta a 'Boves se pareba'. — T. L. Rizzo, Matelda individuata? — Aug. Mancini: Di Lucca il Protestante Don Giovanni. Postilla all' 'Incoronazione' del Giusti. — Rassegna bibliografica: C. Calcaterra, Rassegna petrarchesca. — A. Galletti, E. Seillière, Pour le centenaire du romantisme. Un examen de conscience. — Bolletino bibliografico. — Anunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca]. — 3. 1928 [L. di Francia, Le novelle orientali di Gaspare Gozzi e la loro origine. — Varietà: Br. Mosca, Magia e spiritismo nel 'Giorno' del Parini. — V. Cian, Un articolo

Digitized by Google

shakespeariano di Ugo Foscolo. — Rassegna bibliografica: Pl. Carlo, A. Otetea, François Guichardin. Sa vie publique et sa pensée politique. — G. Aug. Levi, G. Leopardi, *Canti*, con l'interpretazione di Gius. De Robertis. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Deutsches Dante-Jahrbuch. 10. Band. Neue Folge, 1. Band, hg. v. Fr. Schneider. 1928 [R. Davidsohn, Beatrice, Simone und Musciattino de' Bardi. — A. Franz, Über die poetische Einheit im Inferno. — K. Federn, Zur ersten Vision der Vita Nuova. — Fr. Schmidt-Knatz, Der älteste Commediatext: Arci-ß der Frankfurter Stadtbibliothek. — A. Bassermann, Der Streit um den Fiore. — W. von den Steinen, Der gedankliche Aufbau von Dantes Monarchie. — F. Koenen, Matelda. — E. Mehl, Giovanni Villani und die Divina Commedia. — P. Schubring, Dante und die mythologischen Bilder des Quattrocento (mit Illustrationen). — Miszellen: W. Wurzbach, Ein unveröffentlichter Brief des Danteübersetzers Karl Streckfuß. — Fr. Beck, Buchbesprechungen. — J. Balogh, Die Macht des menschlichen Wortes (Anmerkung zu einem Satz von Dante). — J. Balogh, Romanum imperium de fonte nascitur pietatis. — A. Bassermann, Miszellen zur Commedia. — A. Bassermann, Das Rätsel der Gorgo. — Fr. Dornseiff, De vulgari eloquentia I, 6. — Fr. Schneider, Neue Dante-Literatur.

Schneider, Fr., Kaiser Heinrich VII. Heft III (Dante S. 219, 227, 237, 259—61, 295, 311 ff., 315). Greiz und Leipzig 1928. S. 219—382.

Leo, U., Fogazzaros Stil und der symbolistische Lebensroman. Sammlung Roman. Elementar- und Handbücher, hg. v. Meyer-Lübke, II. Reihe: Literaturgeschichte Nr. 7. Heidelberg, C. Winter, 1928. 256 S. Gr.-8°. 16 M.

Der Kleine Toussaint-Langenscheidt: Italienisch in 20 Lektionen (10 Briefe) durch Selbstunterricht von G. Sacerdote. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1928. Erste Auflage. 267 S. Drei Beilagen. 12 M.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke, hg. v. A. Hämel. Kurze Texte. Italienisch 1/2: Machiavelli, Saggi dell' istoria fiorentina, hg. v. A. Hämel. 1926. 27 S. — 3/4: T. Grossi, Un Torneo, hg. v. A. Hämel. 1927. 20 S. — 5: G. Leopardi, Pensieri, hg. v. A. Hämel. 1926. 16 S.

Spanisch.

Revista de filología española, Director: R. Menéndez Pidal. XIV, cuad. 4°, Octubre-Diciembre 1927 [D. Alonso, Temas gongorinos. — M. Artiguas, Revisíon de la biografía de Góngora ante los nuevos documentos. — E. M. Torner, Elementos populares en las poesías de Góngora. — Miscelánea: D. Alonso, Un centón de versos de Góngora. — D. Alonso, Una carta inédita di Góngora. — H. Serís, Las ediciones de Góngora de 1633. — Notas bibliográficas]. — XV, cuad. 1° 1928 [A. G. Solalinde, El juicio de Paris en el 'Alexandre' y en en la 'General Estoria'. — O. J. Tallgren, La description de l'étoile 'e Virginis' dans l'Astronomie, d'Alphonse X. Histoire d'une erreur. — Miscelánea: J. O. Asín, Mas reminiscencias de 'La Celestina' en el teatro de Lope. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Departamento de estudios hispanicos de la universidad de Puerto Rico: Revista de Estudios hispanicos, tomo I, Num. 3, Julio-Septiembre 1928. Director: F. de Onís [F. J. E. Woodbridge, Continent and Island. — A. del Río, Quijotismo y Cervantismo: El devenir de un símbolo. — J. R. Spell, Three Manuscript Plays by Eusebio Vela. — A. H. Krappe, Un viejo cuento mediterráneo entre los indios cora de Méjico. — Reseñas de libros. — La literatura de hoy. — El Hispanismo en América. — Bibliografía Hispanoamericana].

Lope de Vega, El castigo sin venganza. Edición conforme al manuscrito autógrafo de la Ticknor library de Boston, publicata con las variantes de

Digitized by Google

los impresos, un estudio preliminar de la obra, notas al texto y tres facsimiles por C. F. Adolfo Van Dam. Groninga, Noordhof, 1928. 414 S. 4°.

de los Ríos, F., Religión y estado en la España del siglo XVI. Instituto de las Españas, Nueva York, 1927. 114 S.

Sammlung spanischer Schulausgaben, hg. v. G. Haack, Band 14: Las Mocedades del Cid por Guillén de Castro, hg. v. Willy Schulz. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1928. 122 S. u. 18 S. Wörterbuch.

Schulz, W. Ein Kulturbild aus den 'Mocedades del Cid'. S.-A. aus Zs. f. rom. Phil. Bd. 47. 1927. 46 S.

Neuere spanische Schriftsteller no. V: Südamerikanische Prosa I. R. Palma, Auswahl aus den 'Tradiciones Peruanas'. — R. Bl. Fombona, Einige Kapitel aus 'El hombre de hierro', hg. mit Einleitung und Anmerkungen v. A. Stelzmann. Heidelberg, Groos, 1928. 114 S. 2,40 M.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke, hg. v. A. Hämel. Nr. 6: Bécquer, Tres leyendas, hg. v. Angela Hämel. 1927. 79 S. 0,90 M.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke. Kurze Texte, hg. v. A. Hämel. Spanisch 1/2: Quintana, Vida de Cervantes, ausgewählt vom Herausg. 1927. 28 S. — 3: Conde de Torreno, Primer sitio y défensa de Zaragoza (1809), ausgew. v. Herausg. 1927. 14 S. — 6/7: A. de Trueba. La buena ventura, ausgew. v. Herausg. 1927. 27 S. — 8/9: Hartzenbusch, Zwei Erzählungen, ausgew. v. Herausg. 1927. 22 S. — 10/11: Cervantes, Don Quijote II, hg. v. A. Günther. 1927. 34 S.

Portugiesisch.

Urtel, H., Beiträge zur portugiesischen Volkskunde. Mit 4 Tafeln. Hamburg. 82 S. 4°.

Hispanic Notes and Monographs, Essays, studies and brief biographies issued by the Hispanic Society of America: Dunn, J., A Grammar of the Portuguese language. Washington, 1928. 669 S.

Moldenhauer, G., Contribucion al Catalogo de manuscritos españoles existentes en bibliotecas portuguesas. Madrid, 1928. 40 S.

Ribeiro, A., A 'Maria Stuart' de Schiller. Pôrto, 1928. 106 S.

Moldenhauer, G., Bibliografia de Carolina Michaëlis de Vasconcellos. S.-A. aus Lusitania IV. 16 S.

Rumänisch.

Revista filologică, Anul II, N—rele 1—2. Februarie-Junie 1928. Director: Al. Procopovici Cernăuți 1928 [Al. Procopovici, Din morfologia și sintaxa verbului românesc: Aoristul in raport cu celelalte timpuri și moduri. — G. Giuglea, Elemente stravechi in limba română. — S. Pușcariu, *Impila.* — Ders., *Impieleca.* — N. Drăgaru, Cuvinte și obiceiuri. — E. Herzog, Franc. *maintenant,* prov. *mantenen.* — G. Serra, Herba Danica = Herba Dacica? — L. Spitzer, Rum. *câte* 'je' (distributiv). — Th. Capidan, Elemente albaneze in dialectul aromân. — T. Sauciuc-Săveanu, Numele comunei urbane Mangalia. — Studii critice, recensii, dări de seamă. — Necrolog. — Bibliografie].

Digitized by Google

Heinrich von Kleist und die Seinen.

Gestern früh um 5 Uhr entriß uns der Tod unsere zärtlich geliebte und unvergeßliche Mutter, die Frau Ulrike Juliane, verwittwete Majorin v. Kleist, geborne v. Pannewitz, nach einem achttägigen Krankenlager, durch ein Entzündungsfieber, im 47sten Jahre ihres Lebens, zu unsrer größten Bestürzung und innigsten Betrübniß; welches wir allen unsern auswärtigen hochgeschätzten Verwandten und Freunden hiedurch statt der besondern schriftlichen Anzeigen, unter Verbittung der Beyleids-Bezeigungen, ganz ergebenst bekannt machen, da wir von Ihrer gütigen Theilnahme an diesem unserm tiefen Schmerz völlig überzeugt sind. Frankfurt an der Oder, den 4. Februar 1793. Wilhelmine v. Löschbrand, geb. v. Kleist, Ulrike, Friedrike, Auguste, Heinrich, Leopold, Juliane, Geschwistere v. Kleist.

Als diese, in der damals allgemein üblichen und so außerordentlich charakteristischen Form abgefaßte Anzeige in den drei Berliner Zeitungen, der 'Vossischen' (in Nr. 17 vom 7. Februar), der 'Spenerschen' (Nr. 18 vom 9. Februar) und dem 'Intelligenz-Blatt' (Nr. 34 vom 8. Februar, S. 237) erschien, war im Leben Heinrich von Kleists, dessen Name übrigens bei dieser Gelegenheit zum ersten Male gedruckt wurde, ein bedeutsamer Wendepunkt eingetreten. Er hatte, noch nicht elf Jahre alt, den Vater verloren. Schon während der Krankheit ihres Mannes und nach seinem Tode vollends, war Frau von Kleist genötigt gewesen, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten. Nach dem wenigen, was wir über sie wissen, war sie für diese Aufgabe von der Natur auf das beste ausgerüstet. Ihr war die wichtigste und wertvollste Voraussetzung, das letzte Geheimnis aller Erziehungskunst angeboren: ein liebevolles Herz. Sie sah in allen, nicht nur den eigenen Kindern, zuerst das Gute. An dieses Gute glaubte sie und förderte es dadurch. Dieser pädagogische Optimismus wirkte auf die Miterzieher, und er war es, durch den trotz aller Sorge und allen Leides, die Krankheit und Tod des Vaters über die Familie gebracht, Heinrich von Kleist und seinen Geschwistern eine frohe Kindheit bereitet worden war. Nun war auch die Mutter gestorben. Sie hatte für alle und für alles gesorgt und war jedem der Kinder in seiner Eigenart gerecht geworden. Von diesem Tage an war jedes, soweit die materielle Grundlage des persönlichen Wohls in Betracht kam, auf sein Erbteil, seinen Vermögensanteil gestellt, und diese wirtschaftliche Trennung hatte, je länger, je mehr, eine Umstellung in den Beziehungen der Geschwister zueinander zur Folge. Bereits mit dem Tode der Mutter bekam die Frage Bedeutung: Wie stand Kleist zu den Seinen? — Die Frage, die dann, als der Gardeoffizier mehr und mehr im Dichter untertauchte, der Krieger im Künstler geadelt wurde,

Digitized by Google

lauten mußte: Wie stellten sich die Seinen zu Kleist? Die Antwort ergeben die im folgenden, hier zuerst mitgeteilten Briefe.

Für den Lebensweg H. von Kleists war durch eine letztwillige Bestimmung des Vaters die Richtung gewiesen: die Söhne sollten in das Heer eintreten. Das geschah in der alten Armee, d. h. vor 1807, in sehr jugendlichem Alter. Meistens waren die Knaben jünger als Kleist war, als er, noch nicht fünfzehnjährig, wie es in den adligen Familien jener Zeit hergebracht war, einzeln, am Mittwoch, dem 20. Juni 1792 vom Feldprediger Christian Gotthelf Krüger 'nach vorher gegangenem Unterricht im Christentum öffentlich confirmirt' und unmittelbar danach als gefreiter Korporal in das Regiment Garde in Potsdam eingestellt wurde. Welchem Umstande es zuzuschreiben ist, daß er in dieses vornehme Regiment eingereiht wurde, weiß man nicht. Gewiß ist, daß ihm damit ein besonderer Vorzug zuteil wurde. Er kam als Gardeoffizier in die Gesellschaft des preußischen Hofes, und damit wäre für seine Zukunft auf das beste gesorgt gewesen, wenn nicht die Vorsehung anders über ihn bestimmt hätte. Als obige Anzeige erschien, befand sich das Regiment Garde in Frankfurt am Main und im Begriff, gegen die Heere des revolutionären Frankreich zu marschieren. Aus welchem Grunde Kleist nicht mit ins Feld gerückt, sondern im Dezember 1792 einen längeren Urlaub nach Hause erhalten hatte, ist nicht ersichtlich. Daß das Befinden der Mutter nicht der Grund gewesen, geht, wie aus der Bekanntmachung ihres Todes, auch aus der Eintragung in das Frankfurter Kirchenbuch hervor, wo übereinstimmend von 'einem achttägigen Krankenlager' die Rede ist. Am 4. März 1793 verließ Heinrich von Kleist das verödete Elternhaus und traf am 11. bei seinem Regiment ein. Während der Kampagne entwickelte sich ein reger Briefwechsel, aus dem, so wenig davon auch überliefert wurde, hervorgeht, einmal, daß in der Person, die Kleist am nächsten stand, der er sein höchstes Vertrauen entgegenbrachte, sich ein Wechsel vollzog, und zum andern, daß und wie ihm seine eigentliche Bestimmung zum Bewußtsein kam. Letzteres kam dadurch zum Ausdruck, daß er den Frieden herbeisehnte, 'um die Zeit, die wir,' wie er schreibt, 'hier sehr unmoralisch töten, mit menschenfreundlicheren Taten bezahlen zu können'. Was das erstere anlangt, so tritt greifbar deutlich zutage, daß nicht Ulrike, die tapfere Genossin und treueste Freundin seines späteren Lebens, es war, zu der er sich am meisten hingezogen fühlte, sondern daß vor der 'pyladischen Schwester' einer anderen dieser Vorzug zuteil wurde: Auguste von Kleist. Kaum ein Jahr älter als der nachmalige Dichter, war sie die Gespielin seiner Kindertage gewesen, bis das eigene Schicksal sie vom Bruder ablenkte und ihm schließlich entfrem-

Digitized by Google

dete. Als 'Gustchen' im Jahre 1801 die Frau des Sekondeleutnants Wilhelm Ludwig Theodor von Pannwitz, ihres Vetters, wurde, war Ulrike schon seit Jahren diejenige, mit welcher der Dichter alle Interessen teilte, die Anspruch darauf erheben durfte, seine Sorgen ihm tragen zu helfen. Augustes gedenkt er nur gelegentlich in seinen Briefen in liebevoller Weise, der man allerdings bisweilen einen wehmütigen Unterton abfühlt. Auch für diesen suchte er den Grund zuerst und zumeist in sich, und nur einmal klagt er in ergreifenden Worten über die Verständnislosigkeit seiner Verwandten. Ohne Zweifel bezieht sich auf Auguste, was der Dichter in einem seiner letzten Briefe erzählt. Auguste war es, die ihn an der Mittagstafel in Frankfurt an der Oder in Gegenwart Ulrikes und einer Bekannten 'als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei', hinstellte und dadurch mitverantwortlich wurde für seinen Tod. Wie es zu dieser Abneigung, dieser erbarmungslosen Aburteilung im Laufe der Jahre kommen konnte, ersehen wir aus den folgenden Dokumenten. Es sind Briefentwürfe von Wilhelm von Pannwitz, dem Gatten Augustes. Der Verfasser dieser Brouillons, reichlich fünf Jahre älter als Kleist, war, solange er Offizier in Frankfurt a. d. Oder gewesen, häufig in das Haus der Tante, der Schwester seines Vaters, gekommen, falls er nicht gar darinnen wohnte. Pannwitz war in den Jahren, während welcher Kleist in Potsdam lebte, wenig mit dem Vetter in Berührung gekommen. Als dieser aber den Militärdienst verlassen, also die sichere, aussichtsreiche Versorgung aufgeben wollte, Zeuge gewesen all der Besprechungen, Erwägungen und Verhandlungen, die im engeren und weiteren Kreise der Familie stattgefunden, hatte all das Für und Wider auf sich wirken lassen, dem Kleist dadurch ein Ende machte, daß er den Abschied nahm und in Frankfurt Student wurde. Es blieb nichts übrig, als sich mit diesem Schritte abzufinden. Das war nicht allzu schwer, solange Kleist dem Wahn Vorschub leistete, er wolle im Staatsdienst das tägliche Brot verdienen. Als er sich dann aber mit Wilhelmine von Zenge verlobte und die Reisen nach Würzburg, die den Angehörigen, mit einer einzigen Ausnahme, verheimlicht wurden, und nach Paris machte, geriet das Vertrauen der Familie arg ins Wanken. Daß es nicht völlig schwand, war nur dem Umstand zuzuschreiben, daß Kleist die Fahrt nach Frankreich in der Gesellschaft Ulrikes machte. An ihr hatte der Bruder einen beredten Anwalt. Solange sie diese Reise für sich selbst und Heinrich als Bildungsmittel betrachtete, solange sie hoffte, den geliebten Bruder in das Geleise eines standesgemäßen oder auch nur bürgerlichen Berufes leiten oder zurückführen zu können, solange kostete es sie nicht allzuviel Mühe,

Digitized by Google

einen erträglichen Zustand zwischen Kleist und den lieben Verwandten zu schaffen oder zu erhalten. Je mehr sie sich aber darüber klar wurde, daß weder ihre opferbereite Liebe noch ihr gedanklicher Einfluß oder ihr verständiger Zuspruch ausreichten, um den Bruder von dem Ringen nach einem, wie sie meinte, phantastischen Ziele abzubringen, um so trauriger wurde sie, um so mehr hüllte sie sich in Schweigen. Schwerlich gab sie ihrem Unmut darüber in den Briefen in die Heimat Ausdruck. Wie gut Kleist sie verstand und wie richtig er ihr Verhalten beurteilte, geht aus folgender Briefstelle hervor. Wenn der Dichter von ihr sagt: Sie ist 'ein Mädchen, das orthographisch schreibt und handelt, nach dem Takte spielt und denkt', und hinzufügt: 'Aber an ihrem Busen läßt sich doch nicht ruhen', so soll das heißen: Sie ist die beste und treueste Begleiterin auf einem geraden, durch das Gesetz des Alltags geebneten und abgemessenen Wege; sie vermag aber einem Manne nicht zu folgen, der seinen Pfad suchen und über Hindernisse hinweg sich bereiten muß. Über das Einzigartige und Ungewöhnliche in der Persönlichkeit ihres Bruders war Ulrike sich ohne Zweifel klar; fast ebenso gewiß scheint zu sein, daß sie sich fürchtete, ihn für einen Dichter, ein Genie zu halten. Sie sah dabei auf seiner Stirn das Kainszeichen der gesellschaftlichen Not. Als das Erfolglose ihres Bemühens nicht mehr zu übersehen war, trennte sie sich von dem Bruder und kehrte allein in die Heimat zurück. Über den Empfang daheim war Kleist sich klar. Der Satz in einem Briefe: 'Wie werden mich die Verwandten von allen Seiten mit Vorwürfen überschüttet haben!' ist ebenso eindeutig wie erschütternd.

Der Verlauf der nächsten Jahre bestätigte leider die Ansicht der Familie, und in dem Maße, in welchem sie ihre Befürchtung mehr übertraf als verminderte, in dem gleichen Maße bestärkte sie die einzelnen Glieder in ihrem Verhalten. Das wußte der Dichter nur allzugut, und es wird ihm hart angekommen sein, um eine Gefälligkeit zu bitten oder Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen. Es war Wilhelm von Pannwitz, an den er durch Vermittlung Ulrikes sich wandte: Wer 'irgend mit einer Forderung an mich auftreten könnte, wird vor der Hand abgewiesen, weil ich hier nicht genau die Schuld weiß', über die er natürlich bis ins einzelne genau Buch führte. ... 'Auch bin ich von ihnen (den Gläubigern) mehr oder weniger betrogen worden, und will nicht allein leiden, was ich nicht allein verbrach. Ich ersuche also Pannwitz mir zu schreiben, wie viel sie von mir fordern, worauf ich selbst bestimmen werde, wie viel ihnen zu bezahlen ist'. Pannwitz entledigte sich dieses Auftrages in bester Form und größter Gewissenhaftigkeit; denn ein halb Jahr später schrieb Kleist dem Schwager abermals: 'Mein lieber Pannwitz, ich liege

Digitized by Google

seit zwei Monaten krank in Bern, ... Ich bitte Gott um den Tod und Dich um Geld, das Du auf mein Hausanteil erheben mußt.' Wie diesem Ansuchen entsprochen wurde, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls hätte Pannwitz daran erinnern können, daß er ihm 'schon den Rest seines ganzen Vermögens' zum Ankauf eines Gutes hatte 'überschicken' müssen. Er dürfte dem Genesenden aber eine derartige Beunruhigung erspart haben, sonst hätte Kleist schwerlich anfangs November 1808 seine Schwester Ulrike gebeten: 'Decke die zwanzig Taler, die ich Pannwitz schulde; ihm schuldig zu sein, quält mich nicht, doch unserer Minette', seiner Stiefschwester, 'die sie ihm vorgeschossen hat'. Ein schöneres Lob, als in diesen Worten liegt, kann Pannwitz kaum gespendet werden; es gewinnt an Bedeutung, wenn man bedenkt, in wie schwerer Zeit es erworben wurde, und es soll nicht eingeschränkt werden, wenn in weiterem Verlaufe Äußerungen mitgeteilt werden müssen, die weniger günstig zu beurteilen sind.

Pannwitz war 1806 als Stabskapitän in den Krieg gezogen. Wir werden durch ihn selbst einiges von seinen Erlebnissen erfahren. Dem ersten seiner hier wiederzugebenden Briefe verleiht eine Stelle aus einem Schreiben Kleists vom 24. Oktober 1806 aus Königsberg einiges Relief: 'Schreibe mir doch,' wandte er sich an Ulrike, 'wenn Ihr, wie ich fast glaube, nach Schorin gehn solltet. Denn Minette wird doch schwerlich die Franzosen in Frankfurt abwarten. Vielleicht käme ich alsdann auch dorthin', nach Pommern nämlich. Die Schwestern waren noch vorsichtiger gewesen. Das ergibt der Brief, den Pannwitz an einen Vetter seiner Frau, den Kammerherrn Philipp Heinrich von Borcke auf Falkenburg in Pommern richtete. Die Mutter von Borckes, eine geborene von Kleist aus Schmenzin, war eine Schwester vom Vater unseres Dichters gewesen. Ihr Gatte Georg Balthasar von Borcke war der ältere Bruder des ehemaligen Preußischen Staatsministers Caspar Wilhelm von Borcke, der sich dadurch einen Namen machte, daß er als erster in Deutschland ein Stück von Shakespeare, den 'Julius Caesar', übersetzte. Pannwitzes Korrespondent, der Kammerherr von Borcke, hatte von 1773 ab in Frankfurt a. d. Oder studiert. In das Haus seines Oheims, des Vaters Heinrich von Kleists, dürfte er nicht gar zu oft gekommen sein, da schon zu Beginn seines zweiten Semesters die erste Frau Joachim Friedrich von Kleists gestorben war. Er erhielt folgende Zeilen:

Wilhelm v. Pannwitz an den Kammerherrn v. Borck.

[Gulben] d. 3ten Aprill 1808.

'... Das Unglück welches im Herbst 1806 den größten Theil der Armee betroffen hat, ist mir damals auch wiederfahren. Seit dieser Zeit bin ich

Digitized by Google

mit Frau u. Kind bey meiner Mutter, so wie auch die Majorin von Massow, die seit ohngefähr 6 Wochen an einem Anfall vom Schlage das Bett hüten muß, wir hoffen indeßen daß die Wiederkehr des Frühlings auch die ihrer Gesundheit seyn wird. Beyde lassen sich Ihnen u Ihrer Frau Gemahlin gehorsamst und freundschaftlichst empfehlen. Bis jetzt bin ich im Dienst u hoffe auch wieder angestellt zu werden, wenigstens habe ich dieserhalb das Versprechen des Königs, wann dies indeßen gehn wird, wissen die Götter. Auch hier in Sachsen, wozu wir seit dem letzten Frieden gehören, wünscht man auch sehnlichst die baldige Räumung der Preuß. Länder, indem wir von der Rückkehr des Königs die Steuerung des unerhörten Geldwuchers hoffen, da wir mit preuß. Münze überschwemmt sind, u diese gegen das sächs. Geld über 40 pCent verliert. Von der eigentlichen Drangsaal des Krieges, sehr starke Contribution u Lieferung ausgenommen, haben wir hier Gottlob fast gar nichts empfunden, indem wir auch noch nicht einen Mann Einquartierung gehabt haben. So gut werden Sie wahrscheinlich nicht weggekommen seyn.

Was die übrigen Geschwister meiner Frau anbelangt, so haben sie sämtlich Frankfurth verlassen. Die beyden ältesten Schwägerinnen halten sich in G [bei] v. Schönfeld, einem Vetter von uns, in der hiesigen Gegend auf, Heinrich ist in Dreßden, wo er die Redaction einer sehr interessanten Zeitschrift, Phöbus genannt, übernommen hatt. Leopold ist so glücklich gewesen, schon wieder angestellt zu seyn, u. zwar commandirt er eine von den 4 Compagnien Garde, die in Königsberg formiert worden sind. Julchen ist bei Stojentins...'

Der sachliche, vornehm-kühle Ton dieses Briefes unterscheidet sich vorteilhaft von dem folgenden. Pannwitz berichtete an einen fernerstehenden Verwandten; nun schreibt er an einen Schwager und früheren Regimentskameraden, an Philipp von Stojentin in Schorin bei Stolp in Pommern. Die Mutter Stojentins war, wie die Borckes, eine (die jüngste) Schwester Joachim Friedrich von Kleists gewesen. Stojentin war bis zum 22. Januar 1794 Sekondeleutnant im Regiment von Beville in Frankfurt a. d. Oder gewesen und hatte, nachdem er im genannten Jahre seinen Abschied genommen, seine Cousine Friederike von Kleist — in der Familie 'Fritzchen' genannt — geheiratet. Sie starb am 7. November 1811, und der Witwer ging 1814 eine zweite Ehe mit Charlotte von Zenge, einer jüngeren Schwester Wilhelmines, der einstigen Verlobten unseres Dichters, ein. An Stojentin wie die übrigen nächsten Verwandten hatte Kleist ein 'Anliegen' gerichtet. Von diesen seinen Briefen ist keiner übermittelt, daß es sich aber in ihnen um ein Darlehen zur Fortführung des 'Phöbus' handelte, ist offensichtlich. Pannwitz war, das liest man zwischen den Zeilen, auf das peinlichste berührt, als er Stojentins Frage beantwortete. Selbst in Bedrängnis, war durch die Äußerungen der Frauen, die im Familienrat ihrem Unmut über den Bruder rückhaltlos Luft gemacht, seine Stimmung noch herabgedrückt worden, und verärgert ließ er sich zur Ungerechtigkeit hinreißen. Wie ein Krautjunker schilt er: Wenn Kleist 'nur ein Gran Vernunft und Überlegung hätte', wäre er Beamter geworden und geblieben und

Digitized by Google

hätte 'nebenher' gedichtet, seine Mußestunden mit dieser uneinträglichen Beschäftigung gekürzt. Naiv gesteht er, daß er den 'Phöbus' zwar nicht selbst gelesen, daß ihm aber die 'garstigen' Rezensionen nur allzu verständlich wären, nachdem ihm schon die 'empörende Arroganz', mit welcher Kleists 'Ankündigung' abgefaßt war, Widerwillen und Verdruß erregt hatte. Es ist schade, daß Pannwitz sich über diese beiden Punkte nicht etwas verbreitet, uns nicht Einblick gewährt in seine Lektüre und die Richtung seiner literarischen Ansprüche. Im Hinblick auf Kleist und seine Monatsschrift drängt sich die Frage auf: 'Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden?' Wenn die Menschen, die infolge der Verwandtschaft bei ihrer Stellungnahme ihr Herz mitsprechen lassen sollten, so hart und lieblos über die Leistung eines Familiengliedes herfallen, wie darf dann von denen ein mildes Urteil erwartet werden, deren Sinn in Selbstsucht befangen, oder die beschränkten Geistes sind? Was fand Pannwitz an der 'Ankündigung' des Phöbus auszusetzen, welche Besprechungen waren ihm zu Gesicht gekommen? Hielt er es für anmaßend, daß die Herausgeber bestrebt sein wollten, 'die edelsten und bedeutendsten Künstler und Kunstfreunde für eine allgemeinere Verbindung zu gewinnen', 'empörte' es ihn, daß sie ihre Hefte mit Schillers 'Horen' in einem Atemzuge nannten, daß sie 'einen Wettlauf eröffnen' wollten, bei dem jeder 'unüberwunden' bleiben sollte, 'da niemand das Ziel erreichen könne', fand er es unbescheiden, daß sie sagten: 'Wir selbst wissen unsere Arbeiten an keinen ehrenvolleren Platz zu stellen, als neben andere ebenso eigentümliche und strenge', hielt er es für sträflich, zu schreiben: 'Wie wir selbst bewaffnet sind, werden wir keinen Unbewaffneten oder auch nur Leichtbewaffneten auf dem Kampfplatze ... neben uns leiden'; hätten sie verschweigen sollen, daß 'große Autoren von längst begründetem Ruhm' mit ihnen sein, daß diesen andere 'nachfolgen' würden, 'wenn sie den Geist dieser Unternehmung in seiner Dauer sehen werden'; erschien es ihm als Versündigung an der Dichtung, daß mit den Namen Goethe und Wieland der Verfasser der 'Familie Schroffenstein' und des 'Amphitryon' den seinen auf eine Seite schrieb? Es machte ihn nicht stutzen, daß er vor wenigen Augenblicken von dem 'glücklichen Genie' Kleists gesprochen, und daß er sich nun entrüstete. Auch bedachte er nicht, daß jene Anzeige außer von seinem Vetter und Schwager noch von Adam H. Müller unterschrieben worden, und daß er gar nicht unterscheiden konnte, welche von diesen Gedanken oder Wendung diesem oder jenem auf die Rechnung zu setzen seien. Ihm hatten die Herausgeber des Phöbus sich nicht 'zur geneigten Begünstigung' empfohlen, Pannwitz wollte denen, die 'es ernsthaft und gut meinen',

Digitized by Google

nicht zugezählt werden. Selbst zu prüfen und sich nach weislichem Überlegen ein Urteil zu bilden, dazu schwang er sich nicht auf. Es war bequemer, anderen, denen er nicht ins Konzept gucken konnte, nachzusprechen, es genügte ihm, daß August Kuhns 'Freimüthiger' den 'Phöbus' herunterriß, daß der 'berühmte' August von Kotzebue ihn begeiferte. Vielleicht hatte Pannwitz gar in das Hohnlachen eingestimmt, das in der 'Spenerschen Zeitung' (vom 16. Januar 1808; Nr. 7, S. 5), acht Tage, nachdem an derselben Stelle Kleist und Müller zum Abonnement auf den 'Phöbus' eingeladen, ein Ungenannter hatte erschallen lassen. War das Inserat 'Dresden vom 2. Januar' überschrieben, so forderte nun ein Neidling unter den *'Wissenschaftlichen Nachrichten'*:

'Schutz vor großer Gefahr.

Wie mag es zugehen, daß die Astronomen, sonst so aufmerksam auf alles, was am Firmament vorgeht, sie die uns die Erscheinung eines Cometen oftmals Jahre lang voraussagen, — jetzt bei einer drohenden Gefahr allerseits schweigen? — *Phöbus,* uneingedenk des *Phaeton,* überläßt die Zügel seines goldenen Wagens irdischen Kunstreitern; (Also auch für die Götter ist die Erfahrung der Vorzeit verloren!) Da die kühne Fahrt von der Polhöhe unserer lieben Stadt ausgehen soll; so empfiehlt der Unterzeichnete, damit der Vorwurf der Sorglosigkeit ihn nicht treffe, seinen theuern Mitbürgern und allen übrigen Erdbewohnern eine von ihm erfundene neue Art von Par-a-sol oder Par-Adam, deren Solidität nicht nur die Lenker des Wagens bei einem Salto-Mortal, sondern auch die Zuschauer gegen jede Beschädigung vollkommen schützen wird, in so fern nämlich zu Anfertigung dieses Schirmes die veraltete Kritik der reinen Vernunft und die ungelesenen Lessingschen und Winkelmannschen Schriften angewendet worden sind. Bis zu Ende des Monats Januar (da späterhin die Gefahr so ziemlich vorüber sein dürfte) kann man hierüber nähere Ueberzeugung erhalten bei

Cain Müller.

Dresden, den 3. Januar 1808.'

Wer auch immer den Namen des ersten Brudermörders sich zum Pseudonym wählte: es ist ihm wohl nicht zum Bewußtsein gekommen, daß er damit einen Teil des Fluches auf sich nahm, der die Tat seines Urahnen sühnte.

Pannwitz zieh sich wohl einer Übereilung und handelte demgemäß, nachdem seine Antwort abgegangen war:

An v. Stojentin.

'd. 13. August [1808.]

Eine Abwesenheit von 8 Tagen in Wormlage, unter welcher Dein lieber Brief hier ankam, ist Schuld, daß ich denselben jetzt erst beantworten kann. Was das Anliegen von Heinrich an Dir, u der Vorschlag von uns allen in Betreff dessen Befriedigung anbelangt, so habe ich mit der Löschbrandtin u mit Ullrike darüber gesprochen. Erstere kann in ihrer jetzigen Lage, wo sie kaum die Hälfte ihrer Zinsen einbekommt u die Unterhaltung ihres Sohnes ihr immer kostbarer wird, schlechterdings keinen Pfennig missen u Ullrike will sich zu nichts erklären. Was mich, oder vielmehr meine Frau anbetrifft, so bin ich in dem nehmlichen Falle wie die Löschbrandtin;

Digitized by Google

denn seit zwey Jahren habe ich von den Capitalien meiner Frau beynahe keine Zinsen erhallten u die bevorstehende Niederkunft derselben macht es uns so nothwendig jeden Pfennig zu Rathe zu halten. Heinrich hat sich in eben dieser Absicht an Schönfeldts gewendet, allein wer da jetzt aufs Ungewisse 200 rthl hingeben kann, ist ein beneidenswerther Mensch. Ueberdem sehe ich nicht ein, daß ihm damit so sehr viel geholfen ist, da er gewiß über kurz oder lang sein dermaliges Unternehmen wieder aufgeben wird, denn wenn er nur ein Gran Vernunft und Ueberlegung hätte, so konnte er bei seinem glücklichen Genie längst in einer guten Lage seyn. Warum verläßt er seine Anstellung, die ihm wenigstens die Aussicht auf ein gewißes Brot gab, und wenn er den Drang zum Dichten in sich fühlt, so konnte er ihn nebenher immer befriedigen. Ueberdem wird es wahrscheinlich mit dem Phöbus ein trauriges Ende nehmen, denn in allen Recensionen wird er garstig mitgenommen. Ich habe ihn nicht gelesen, allein nach der Ankündigung, die mit einer empörenden Arroganz geschrieben ist, zu urtheilen, fürchte ich, daß ihm nicht Unrecht geschieht....

Obgleich die Tante, besonders in Betracht ihrer Geisteskraft noch sehr schwach ist, so hatte sie doch mit meiner Frau auf 14 Tage eine Reise nach Frankfurth übernommen, um Julchens Sachen einzupacken u abzuschicken, die recht glücklich abgelaufen ist. Demohngeachtet fürchte ich doch, daß sie ihrem Ziele sehr nahe ist. Die Löschbrandtin ist jetzt hier, um zu baden; auch sie hatt sich von ihrer letzten Krankheit noch gar nicht erholt u wenn sie sich nicht sehr in Acht nimmt, so können wir sie leicht verliehren. Schönfeldt, der Dich freundschaftlich grüßen läßt, ist jetzt wohl und gesund, vor einiger [Zeit ist er] aber auch an Blasen Verstopfung dem Tode nahe gewesen.

Wir alle grüßen Dich u Deine liebe Frau pp.'

Wie bereits erwähnt, fiel der Bescheid doch glimpflicher aus, als man nach diesem Briefe annehmen könnte. Wenn man die oben angeführte Stelle aus Kleists Schreiben an Ulrike, vom 2. November 1808, mit der in Frage stehenden Angelegenheit in Zusammenhang bringen darf, so entlieh Pannwitz zwanzig Taler von Minette, um sie dem Schwager senden zu können, und Ulrike, die sich angeblich 'zu nichts erklären' wollte, tat, wahrscheinlich heimlich, ein übriges, so daß Kleist die zweihundert Taler empfing, deren er so dringend bedurfte. Versprach er doch am ebengenannten Tage: 'Das Allererstemal, daß ich Geld kriege, will ich, so wahr ich bin, gleich an dich denken.'

In einem anderen Punkte hatte Pannwitz sehr richtig gesehen. Er 'fürchtete', daß Tante Massow, in der, wie er im folgenden Briefe schreibt, 'wir unsere zweite Mutter verehrt haben', 'ihrem Ziele sehr nahe ist', und am 20. Januar 1809 stand im 'Berliner Intelligenz-Blatt':

„Den 11ten Januar, früh um 1 Uhr, ſtarb unſere gute Tante, die verwittwete Frau Majorin Auguſte Helene v. Maſſow, gebohrne von Pannwitz, an gänzlicher Entkräftung. Allen entfernten Verwandten und Freunden der Verewigten zeigen Unterzeichnete dieſes, unter Verbittung der Condolenz, ergebenſt an.

Gulben bey Cottbus, den 11ten Januar 1809.

Wilhelm von Pannwitz, Königl. Preuß. Capitain.
Auguſte von Pannwitz, gebohrne von Kleiſt."

Digitized by Google

Dieser Todesfall machte eine Reise nach Frankfurt a. d. Oder nötig, von der im nächsten Briefe gesprochen wird. Nicht unmittelbar von literarischem Interesse, gewährt sowohl dieses als die sich anschließenden Schreiben einen genaueren Einblick in die Vermögenslage des Dichters und seiner Angehörigen, und in die zeit- und örtlichen Verhältnisse, in denen er sich bewegte. Aus der einen oder anderen, sehr nebensächlich erscheinenden Bemerkung erhält manch eine Stelle in den Briefen des Dichters erst die rechte Beleuchtung, so z. B. aus nachstehenden Zeilen, die Pannwitz ebenfalls richtete:

An HE. v. Stojentin

'd. 8. März 9.

... Die vorige Woche sind meine Frau u ich in Frankfurth gewesen, wo wir unter anderm diejenigen Möbels von der Tante, die den Transport nicht mehr werth sind, so wie auch diejenigen Möbels aus dem Hause, die sonst für die Meßfremden gehalten wurden, da jetzt aber keine mehr im Hause sind, auch nicht mehr nöthig sind, u diejenigen die für die feindliche Einquartirung haben müssen angeschafft werden, verauctionirt haben. Auch haben wir Julchens Sachen, die keinen Transport werth sind, mit verauctionirt, da nunmehr das ganze Haus vermiethet ist, folglich kein Platz für dieselben mehr ist, welches Du und Julchen aus der beygefügten Specification ... wirst ersehen können ...'

Der Adressat des folgenden Brieffragments, Carl von Gleißenberg, war schon Fähnrich im Regiment Garde in Potsdam, als Heinrich von Kleist dort eintrat. Als Stabskapitain und Gouverneur der Académie militaire verheiratete er sich am 7. Dezember 1804 mit Caroline von Pannwitz, der Schwester Wilhelms, unseres Gewährsmannes. Er starb als Oberstleutnant im neununddreißigsten Lebensjahre an den Folgen einer bei Leipzig erhaltenen Verwundung am 30. Dezember 1813. Die testamentarischen Bestimmungen der Tante Massow gaben die Veranlassung zu dem nachstehenden Briefe. Heinrich von Kleist hatte am 17. Juli 1809 gebeten, ihm 'die 272 Rthlr, oder was aus den Pfandbriefen ... herauskommen mag, ... nach Prag zu schicken.'

An Gleißenberg.

'd. 13. Aug. 1809[1].

Ich schreibe dieses mit der reitenden Post um Dich zu ersuchen, daß wenn Du die Pfandbriefe umgesetzt hast, das Geld doch so bald als möglich zu übersenden. Ich habe den Anteil von Heinrich, so wie Peter wegen seinen Antheil 100 rth in Cottbus negociiren müssen, und jetzt sind schon beinahe vierzehn Tage verflossen, daß wir die Wiederbezahlung versprochen haben ...'

[1] Das Datum war nicht sicher zu lesen; es ist möglich, daß der 11. oder auch der 17. August zu lesen ist.

Digitized by Google

Um die beiden nächsten Briefe richtig einschätzen zu können, dürfte es ersprießlich sein, sich ein wenig in der Heimat des Dichters umzuschauen. In Frankfurt a. d. Oder gab es viele Häuser — einige wenige sind noch erhalten —, die in ihrer baulichen Beschaffenheit sich nur aus dem Charakter als Handelsstadt erklären. Sie zeigen weite, hallenähnliche Fluren, glasüberdeckte Höfe, des öfteren mit emporenartigen Galerien, Gewölbe, Speicher, von der Straße aus zu erreichende Keller und vielzimmerige Stockwerke. Alle diese Räume und Nebengelasse waren dazu bestimmt, während der drei Messen von fremden Kaufleuten benutzt zu werden. Diese 'Meßfremden' zahlten den Besitzern solcher Häuser so hohe Mieten, daß sie die übrige Zeit des Jahres von dieser Einnahme leben und ihre Verkaufsstätten leerstehen lassen konnten. In guten Zeiten war der Zustrom der Käufer und Verkäufer sogar derart, daß diese 'Meßhäuser' nicht ausreichten und die Mieter ein oder zwei Zimmer ihrer Wohnungen abgaben oder abgeben mußten, um allen Unterkunft zu schaffen. Wenn auch das Kleisthaus kein Meßhaus war, so hatte doch der jeweilige Eigentümer außer Remisen und Stallungen regelmäßig die Räume des Erdgeschosses, nicht selten auch die des ersten Stockwerkes an Meßfremde vermietet. Mieten trugen auch die Wohnungen im Hinterhause ein. Dazu kamen Pachtverträge aus der Grasnutzung von 'dreizehn Morgen und siebenundzwanzig Quadratruten Wiesenwachs, an der Barlache belegen'. Da diese Fläche, lange nach dem Tode Ulrikes, an einen Gutsbesitzer Friedrich Wilhelm Hahn zu Trettin verkauft wurde, müssen sie wohl an die dörfliche Flur im Nordosten der Stadt gegrenzt haben. Aus diesen Einzelheiten und den beiden Briefen, die Pannwitz an den Maurermeister Riegel richtete, und in denen er Wert und Einkünfte des Besitztums zahlenmäßig angibt, ergibt sich, daß Heinrich von Kleist sehr richtig gerechnet hatte, als er seiner Verlobten am 22. November 1800 schrieb: 'Dagegen könnte ich bei meiner Majorennität das ganze Haus selbst übernehmen und bewirtschaften, woraus mancher Vorteil bereits entspringen könnte.' Wir wissen nicht, ob er diese Absicht den Seinen unterbreitete, oder ob sie nur ein Einfall war, über welchen er ebenso schnell hinwegging wie über den Gedanken, sich in einem akademischen Amt den Unterhalt zu erwerben.

Die Geschwister von Kleist hatten, soweit sie noch im Elternhause wohnten, 1807 Frankfurt verlassen. Die Verwaltung des Grundstücks war dem Stadtrat Dames, dem ehemaligen Vormund des Dichters, übertragen worden. An ihn war der Maurermeister Riegel mit einem Kaufangebot herangetreten, und Pannwitz teilt ihm im Auftrage aller Familienangehörigen die Bedingungen mit und nimmt zu seiner Preisbemessung Stellung:

Digitized by Google

An den Mauermstr. Riegel in Frankfurth [a. d. Oder]

'd. 11. Dec. 1809.

Der Stadtrath Dames schreibt mir unter dem 16. Nov: welches Schreiben ich aber erst d. 4 hjs erhalten habe, daß Sie bey [ihm] angefragt hatten, ob unser Haus an der Oberkirche verkauft würde und welchen Preis wir darauf setzten. Da mich sowohl als alle Geschwister meiner Frau das Schicksal von Frankfurth entfernt hatt, so ist das allerdings unser Wunsch und nach einer vorläufigen Verabredung mit meinem Schwager und Schwägerinnen ist der bestimmte Preiß 8500, schreibe achttausend fünf hundert Thaler. Der Stadtrath Dames wird Ihnen nachweisen, daß es diese Summe à 5 pro Cent reichlich verzinset und überdem ist auf alle Fälle darauf zu rechnen, daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß die Messen ihren alten Flohr wieder erhalten werden. Wenn es also Ihr ernstlicher Wille ist auf den Kauf desselben zu entriren, so ersuche ich Sie, sich an mich schriftlich zu wenden u Ihr Geboth zu thun, doch muß ich Ihnen im Voraus erklären, daß nur in dem Fall wenn das ganze Kaufgeld oder wenigstens die größere Hälfte desselben baar gezahlt wird, etwas weniges von dem oben angeführten Preiß herunter gehen kann...

NB Noch muß ich anführen daß der Käufer alle Lasten des Verkaufes tragen muß.'

An denselben.

'den 24. December 1809.

...recht sehr bedaure ich es daß nach dem Geboth, welches Sie in Absicht unseres Hauses thun, wohl schwerlich was aus unserm Handel werden wird, weil ich gewiß nicht in Abrede bin, daß Frankfurth durch den unglücklichen Krieg ganz besonders gelitten hat. Allein ich kann Ihnen auch versichern, daß wenn wir noch in der alten guten Zeit lebten, Sie dasselbe gewiß nicht für den Kaufpreiß, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe gesetzt habe, bekommen würden. Ob es nun gleich unser Wunsch ist, dasselbe zu verkaufen, so würden wir doch sehr thöricht handeln, es für den Preiß von 6 M[ille] zu verkaufen, da es die reichlichen Zinsen von 8500 rthl trägt...'

An wen der nun hier einzuordnende Brief gerichtet wurde, wer der Hauptmann von Kleist in Mietau ist, vermochte ich nicht festzustellen. Obwohl er einiges bereits Bekanntes wiederholt, darf er, meines Erachtens, hier nicht fehlen, einmal weil er dem Schreiber Gelegenheit bot, über sich selbst zu berichten, und zum andern, weil er ihn veranlaßte, der Familie von Zenge zu gedenken. Für sie wie für die Kleiste ist es ehrenvoll, zeugt von edler Menschlichkeit, daß der Bruch des Verlöbnisses zwischen Wilhelmine von Zenge und Heinrich von Kleist nicht eine Trennung beider Häuser in zwei feindliche Lager zur Folge hatte. Pannwitz schrieb:

An den Hauptmann von Kleist in Mietau.

'd. 30. Januar 1810.

...Ich schmeichle mir daher auch, daß es Ihres Beyfalls nicht ganz unwert seyn wird, wenn ich einige Nachricht von mir und meinen Verwandten u unsern gemeinschaftlichen Freunden von der Zengeschen Familie mittheile. Leider ist die gute Majorin von Massow nicht mehr. Im Januar des vorigen Jahres starb sie hier [in Gulben] bey uns, wo sie sich seit dem unglücklichen Kriege aufhielt. Daß wir an ihr eine zweite Mutter

Digitized by Google

verlohren haben, werden Ew. Hochwohlgeb, der Sie dieselbe gekannt und geschätzt haben, sich zu überzeugen Gelegenheit gehabt haben. Von den Geschwistern meiner Frau ist die Löschbrandtin jetzt allein bey uns; Julchen ist seit dem September des vorigen Jahres sehr glücklich an einen HE: v Weyher in Pommern verheirathet. Der General Zenge wohnt mit seiner Familie noch in Frankfurth, wo er in der Gubener Vorstadt den Stegemannschen Garten bezogen hatt. Äußerst hart ist es für den würdigen Mann daß er bey dem halben Tractement fast aller Bequemlichkeit entbehren muß wozu das Unglück eines sehr bedeutenden Diebstahls im Sommer vorigen Jahres kommt. Der älteste Sohn ist bei dem 1." Westpreuß. Rgt. angestellt.

Was endlich mich anbetrifft so habe ich das Militair gänzlich aufgegeben u erwarte täglich meinen Abschied indem ich mich gänzlich der Landwirthschaft widmen u zu dem Ende ein Guth von meiner Mutter übernehme. Meine Frau ... hatt mich vor ohngefähr 14 Tagen mit einem Mädchen beglückt u befindet sich übrigens sowohl als es die Umstände nur erlauben. Ueberhaupt besteht unsere Familie, nachdem wir zwei Söhne haben begraben lassen, in zwei Töchtern und einem Sohne.'

Von dem zuletzt erwähnten frohen Ereignis hatte unser Verfasser in der Zeitung (den 24. Januar) Kunde erlassen:

„Heute wurde meine Frau von einem Mädchen glücklich entbunden. Dies zur Nachricht für meine Freunde und Verwandten, von deren Theilnahme überzeugt, ich die Glückwünsche verbitte. Gulben bey Cottbus, den 15ten Januar 1810 v. Pannwitz, Königl. Preuß. Kapitain."

Für die beiden unmittelbar vorher berührten Tatsachen liegen gleichfalls Selbstzeugnisse vor, die ich schon um ihres zeitgeschichtlichen Charakters willen hier mitteile:

An die geheime Kriegs Canzley in Berlin.

'd. 21. Febr. 10.

In Anlage erfolgen 6 rth 8 gr Expeditions u. Siegelgebühren für meine von Sr. Maj. dem König allergnädigst bewilligte Demission, welche mir zu übersenden, ich hiermit ganz ergebenst bitte.'

Und:

An die Regierung in Lübben.

'd. 17. März 1810.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königl. Majestät allergnädigstem Befehl gemäß berichte ich hiermit unterthänigst daß die verwitwete Majorin Auguste Helene v. Massow gebohrene v. Pannwitz sich seit dem 10. Februar 1807 alhier bei ihren Verwandten aufgehalten hatt, wo sie auch d. 11 Januar 1809 verstorben ist ...'

Was den Aufenthalt der Tante Massow in seinem Hause anlangt, so fand Pannwitz noch einmal Veranlassung, sich darüber mit größter Genauigkeit zu äußern. In einem Briefentwurf, den er, merkwürdig genug, den '31. November 1814' datierte, heißt es, die Majorin von Massow habe sich 'bis zum 10. Februar 1807 in Frankfurt a. d. Oder' aufgehalten, sei dann nach Gulben übergesiedelt, wo sie 'vom 10. Februar 1807 bis zu ihrem Tode am 11. Januar 1809, also während eines Zeitraumes von einem Jahr

Digitized by Google

und elf Monaten' verblieb, 'auch während dieser Zeit keine Wohnung mehr in Frankfurt gehabt hat'. Wichtiger ist das, was über den General von Zenge gemeldet wird und was wir nachstehend zu ergänzen in der Lage sind. Zenge hatte als Brigadeführer bei Auerstedt gekämpft. Auf dem Nachtmarsch vom 17. zum 18. Oktober 1806 war er mit dem Pferde gestürzt, und der Neunundsechzigjährige hatte sich eine nicht unerhebliche Verletzung zugezogen. Infolge dieses Unfalles und des Alters mußte er nach dem Friedensschluß in den Ruhestand versetzt werden. Er mußte das 'Kommandantenhaus' in Frankfurt a. d. Oder, neben dem Kleisthause[1], räumen und bezog ein Haus 'in der Gubener Vorstadt', in einem Garten, der im Jahre 1803 in den Besitz des Amtmanns Ambrosius Stegemann aus Koeslin in Pommern übergegangen war. Damals Nr. 196 und 197, lag das Grundstück 1915 in der 'Gubener Straße Nr. 13'. Es hatte vorher — das darf wohl um Kleists willen erwähnt werden — der verwitweten Frau Hauptmann Sophia Elisabeth von Friedeborn, geb. von Wuthenow, und ihren Erben gehört. Beide Namen haben, letzterer in Fontanes Roman 'Schach von Wuthenow', ersterer in Kleists 'Käthchen' als Name des biederen Waffenschmieds von Heilbronn, in der märkischen Literatur einigen Klang erhalten. Dem Namen von Friedeborn begegnet man auch sonst im alten Frankfurt. Im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wirkte dort ein Stadtkommandant dieses Namens, und der Dichter kannte ihn als Mädchenname einer Freundin seiner Familie, der Witwe Agnese Philippine Sophie von Gloger, geb. von Friedeborn. — Über den von Pannwitz beklagten 'bedeutenden Diebstahl' hatte von Zenge selbst im 'Berliner Intelligenzblatt' — in der Beilage zu Nr. 165 — am 12. Juli 1809 bis ins einzelne Nachricht gegeben:

'In der Nacht vom 7ten bis 8ten July sind dem Herrn Generalmajor v. Zenge im Stegemannschen Hause in der Gubener Vorstadt durch Einbruch entwendet worden:

1) An baarem Gelde 120 Thlr. in Friedrichsd'or, 330 Thlr. in Courant, 50 Thlr. Münze. Drey Medaillen, eine mit dem Brustbilde des Obersten v. Hayden, eine mit dem Brustbilde des Feldmarschalls v. Möllendorff, eine zur Belohnung des Jugendfleißes; ferner ein Rudelstädter Thaler, ein sehr abgegriffener Kaiserl. Thaler, ein Petschaft mit der Umschrift *Regiment v. Zenge*, und ein Damenportrait mit goldener Einfassung.

2) An Leibwäsche: Eine große Anzahl von Frauens- und Mannshemden nebst Schnupftüchern und Strümpfen, gezeichnet v. Z., C. v. Z. und H. v. Z.

3) Ein Gedeck Tischzeug von Drillich, gezeichnet v. B. Z., außerdem noch mehrere Damen-Kleider, Shawls, Umschlagetücher und ein grauer tuchener Mannsrock.

[1] Bemerken möchte ich, daß das Kleisthaus im gegenwärtigen Zustande, abgesehen von der Schauseite, fast nichts von der Gestalt bewahrt hat, in welcher der Dichter es sah. Das im einzelnen darzutun, bleibt einer späteren Gelegenheit vorbehalten.

Digitized by Google

4) Eine goldene Tresse eines Generals-Huths, eine Schärpe ohne Troddeln, ein Portepée. Ein Etui von Perlenmutter mit Gold ausgelegt. Ein Obstmesser von Perlenmutter mit silberner Klinge. Ein Zuckerkästchen von Papiermaché mit antiquen Köpfen.

Wer hiervon Nachweisung thun und das Entwendete wieder zur Stelle schaffen kann, hat eine Belohnung von 50 Thalern zu erwarten.

Frankfurt an der Oder, den 8ten July 1809. *v. Zenge.'*

Ob diese bittere Erfahrung dem alten Soldaten den Aufenthalt in Frankfurt a. d. Oder verleidete, oder ob er aus einem anderen Grunde seinen Wohnsitz wechselte, bleibe unerörtert. Er starb in Berlin, wie die Anzeige seines Todes in der 'Spenerschen Zeitung' — in der 'Beilage zum 147. Stück' — vom 9. Dezember 1817 dartut:

„In der Nacht zum 29sten November endete mein Mann, der General-Major v. Zenge, an den Folgen des Schlagflusses, nach einem achttägigen Krankenlager, in einem Alter von 82 Jahren, sein Leben; allen Theilnehmenden zeigt diesen traurigen Verlust ergebenst an

die hinterbliebene Wittwe."

Die nächste Probe aus Pannwitzes Brouillons ist ein Schreiben an seinen Schwager Leopold von Kleist, den jüngeren und einzigen Bruder des Dichters. Aus der Bemerkung, daß Pannwitz weiß, er würde, wenn er auch an Heinrich schriebe, keine Antwort bekommen, ist nicht mehr zu schließen, als daß das Hausthermometer in Gulben, soweit Heinrich von Kleist in Frage kam, ein wenig gesunken war. Der Dichter, als Herausgeber der 'Berliner Abendblätter', hatte nicht nur alle Hände voll zu tun, er hatte auch mancherlei Ungemach und Anfeindung zu erdulden, so daß er sich wirklich nicht noch um die Verwaltung seines Hausanteils kümmern konnte. Überdies wußte er, daß diese Angelegenheit nicht umsichtiger und gewissenhafter geordnet werden könne, als es durch den Schwager geschah. In dieser Weise beschied er sicherlich auch Leopold, und dieser konnte des Bruders Einverständnis übermitteln. Bekanntlich hatte der jüngere Kleist seine Laufbahn im Regiment von Zenge begonnen. In diesem gab es bis zum Jahre 1799 eine 'Schätzelsche Kompagnie', und ihres Inhabers, des Obersten Fabian Wilhelm von Schätzel, gedachte Heinrich von Kleist einmal in einem Briefe an Ulrike. Der ihr angehörende 'Liske' war 1787 oder 1788 in den Dienst der Eltern getreten. Was es mit 'der fürchterlichen Operation', der Leopold von Kleist sich hatte unterziehen müssen, für eine Bewandtnis hatte, ist nicht bekannt, wohl aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die Leiden des Bruders das Gemüt des Dichters schwer belasteten.

Pannwitz schrieb:

Digitized by Google

An Leopold v. Kleist.

'd. 9. Decbr. 1810.

Dein Brief hatt uns eine recht herzliche Freude verursacht, da er uns zeigt, daß Du von der fürchterlichen Operation Dich doch soweit wieder erholt hast. Der Himmel gebe Dir Kraft und Muth den zweiten Theil derselben glücklich zu überstehen und lohne Deine Schmerzen mit einer völlig wiederhergestellten Gesundheit.

Beikommenden Hasen, den dürftigen Ertrag unserer diesjährigen Jagdt, bitte ich gütigst anzunehmen u mit dem Vergnügen und der Zufriedenheit zu verzehren als er von dem Subscriptus geschoßen worden ist.

Es haben sich zwey Pächter zu unserem Hause gemeldet, die beyde für dasselbe mit allem Zubehör, die Wiese nicht mit ausgeschlossen das an Pacht geben wollen, was es jetzt nach Abzug der fixen Lasten und Abgaben effectivement trägt. Der eine ist Liske und der andere der Postofficiant Schlichting, den Du von der Schätzelschen Compagnie her noch kennen wirst. Ich halte dies für zu vortheilhaft für uns um es von der Hand zu weisen, und habe auch dieserhalb mit Dames correspondirt, der Schlichting den Vorzug giebt, indem er Liske beschuldigt, daß durch seinen Geitz, seinen Schmutz und seine Habsucht das Haus so ruinirt werden würde, daß wir am Ende mehr Schaden als Vortheil von seiner Pacht haben würden, u seiner Meinung nach Schlichting wohl an 25 rthl. mehr Pacht zahlen würde. Mir ist es einerley, wer es pachtet; da indessen Dames so sehr mit Geschäften überhäuft ist, so bin ich Willens mit einem oder dem andern zu contrahiren. Bevor dies aber geschehen kann, so halte ich es für nothwendig Eure Einwilligung zu haben, und ich ersuche Dich daher, mir solche schriftlich zu ertheilen. Da Heinrich jetzt in Berlin ist, und ich doch vorher weiß, daß wenn ich auch an ihn schreibe, ich keine Antworth erhallte, so ersuche ich Dich, da er Dich doch wahrscheinlich öfters besuchen wird, ihn gelegentlich die Seinige abzubuchsiren, damit dies Geschäft nicht aufgehalten wird. Die festgesetzten Pachtbedingungen werde ich Dir noch vor Abschluß des Contractes wißen laßen ...'

Da 'ich doch vorher weiß', sprach Pannwitz sich zu Leopold von Kleist aus, 'daß, wenn ich auch an Heinrich schreibe, ich keine Antwort erhalte, so ersuche ich Dich', ihm seine Meinung 'abzubuchsiren'. Von der hier anklingenden Verstimmung wird nichts fühlbar, sobald Pannwitz über dieselbe Vernachlässigung einem Fernerstehenden, wie dem Stadtrat Dames, gegenüber klagt. In letzterem Falle 'glaubt' er 'schwerlich', daß Heinrich 'sich die Zeit dazu nehmen würde', ihm zu antworten. Nicht nur um zu zeigen, wie der Verfasser der folgenden vier Briefe niemals vergaß, was er sich schuldig sei, wenn er beobachtete, was den Verwandten gebühre, sondern vor allem, um erkennen zu lassen, in wie engen Grenzen sich das Einkommen der Familie hielt, und wie er sich bemühte, allen Wünschen zu entsprechen und jedem einzelnen gerecht zu werden, sollen mehrere Schreiben an Stojentin, Wilhelmine von Löschbrandt und Georg Friedrich Dames hier mitgeteilt werden. Sie sind außerdem nicht zu entbehren, wenn es sich hernach darum handeln wird, über die Hinterlassenschaft des Dichters klar zu sehen. Sachlich dürfte noch zu

Digitized by Google

bemerken sein, daß über den im zweiten Brief erwähnten Garten des Kleisthauses sich weder über seine Größe noch die Lage etwas Sicheres sagen läßt. Vermutlich schloß er sich an das 'Hintergebäude' an, von dem Pannwitz am 20. Februar 1811 an Stojentin meldete, 'daß es zu Ostern pachtlos wird, und wir... riskieren, daß es uns ganz leer stehen bleibt'. Es ist wahrscheinlich, daß der Garten bis an die Stadtmauer reichte. Nun aber komme Pannwitz zu Wort:

An Stojentin.

'den 20. Januar 1811.

... Gegen die Administration [des Hauses, das noch verpachtet war,] von Ullrike habe ich gar nichts, im Gegentheil ist es mir um sehr vieles lieber es mit ihr als mit Dames zu thun zu haben, bevor ich aber die sich gemeldeten Pachtlustigen, die ihrer vier sind, abweise, hallte ich es für nöthig Dich zu benachrichtigen, daß unter andern Schlichting 450 rthl. Pacht gebothen hatt, da nach der letzten Berechnung von Dames die Einnahme nur 400 rthl. beträgt. Ueberdem offerirt er zu allen Reparaturen 3 gr pro Thaler der Kosten beyzutragen und, wie er mir mündlich versichert hatt, im Fall des Verkaufs des Hauses die Pacht in dem nachfolgenden halben Jahr ohne Vergütigung zu cediren.... Ich zweifle, ob Ullricke durch ihre Administration den Ertrag des Hauses so hoch bringen würde und ich ersuche Dich, da dies Erbiethen gewiß sehr vortheilhaft für uns ist, die Sache mit der Weyhern und mit Ullricken nochmahl in Ueberlegung zu nehmen... Seyd Ihr alsdann noch für die Administration von Ullricke, so gebe ich hiermit mein Worth, das mir dies ebenfalls sehr angenehm sein soll...'

An die Löschbrandtin.

'd. 27. Januar 1811.

... Mit der Generalverpachtung des Hauses steht es noch in weitem Felde u zwar weil Stojentin und die Weyhern ihre Einwilligung aus dem Grunde versagt haben, daß diese dem freien Verkauf des Hauses hinderlich sein würde u Ullricke um die Administration desselben angehalten hatt, wofür sie sich die Stube in dem Untern Stockwerk rechter Hand und den Garten ausbedingt...'

An den Stadtrath Dames

'd. 20. Februar 1811.

Aus meinem Schreiben vom 23. Januar werden Sie ersehen haben, daß Stojentin u die Weyhern ihre Einwilligung zur Generalverpachtung versagt haben... Leopold hatt mir seine Einwilligung schon längst gegeben; von Heinrich habe ich aber keine; da indeßen Leopold es ihm gesagt hatt, so haben wir nicht nöthig, auf die seinige zu warten, ich glaube auch schwerlich, daß wenn ich ihm auch noch deshalb schreiben wollte, er sich die Zeit dazu nehmen würde...'

An denselben.

'den 13. März 11.

Ich bin es vollkommen zufrieden, wenn Schlichting die Einquartirung für 30 rthl. und für die 4 rthl. Überschuß aus der Servis-Casse übernehmen will. Was jedoch die Betten anbelangt die er während der Pachtzeit benutzen will, so können ihm diejenigen die auf allgemeine Kosten zu diesem Behuf angeschafft worden sind, überlassen werden; es sind jedoch einige

Digitized by Google

Domestiquen Betten mit darunter, die meiner Frau u. Heinrich gehören und auf ihre Namen gezeichnet sind, diese sind davon ausgenommen ...'

Die Erörterung wirtschaftlicher Angelegenheiten wurde bald darauf durch die Katastrophe am Ufer des Wannsees in den Hintergrund gedrängt. Die Nachricht vom Tode des Bruders erregte in Gulben neben der Trauer wohl auch bittere Reue. Mußte sich doch Frau Adolphine von Werdeck geb. von Klitzing im Auftrage von Auguste von Pannwitz an den zuletzt von Kleist in Anspruch genommenen Kriegsrat Peguilhen mit der Bitte wenden, ihr 'die nähere Veranlassung des Todes ihres Bruders' mitzuteilen. Das lieblose Wort von dem 'ganz nichtsnutzigen Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei', brannte ihr tief in der Seele. Wie es sie quälte, kann man zwischen den Zeilen der Frau von Werdeck lesen: 'Sie werden mir manches zur Beruhigung einer Schwester sagen können, die jetzt doppelt leidet, da ihr am 7ten November auch eine Schwester starb, und sie täglich ihrer Niederkunft entgegen sieht.' Die Zeit allein konnte einige Linderung des Schmerzes gewähren, und die Pflichten des Tages mußten das übrige tun. Der Tod des Dichters hatte ungeheures Aufsehen nicht nur in Deutschland, sondern in Europa erregt. Jedermann sprach darüber und fragte nach der Ursache. Die Verwandten wurden noch in anderer Weise an den Verstorbenen erinnert. Es meldeten sich einige Gläubiger. Pannwitz mußte mehrere solcher Briefe beantworten. Seine Auskunft läßt uns einen Überblick über Kleists Schulden gewinnen. Nicht in vollem Umfange. Über die Forderungen, die Ulrike, Marie von Kleist und wahrscheinlich noch einige Angehörige zu stellen berechtigt waren, erfahren wir wenig oder nichts, und die Ansprüche, die Fremde machten, waren gering. Soweit wir sehen können, meldete sich als erster der Rittmeister Wilhelm Jacob von Ehrenberg. Er war in der französischen Kriegsgefangenschaft Kleists Leidensgenosse gewesen. Unter den anfangs 1807 in Berlin 'Einpaßirten Fremden' werden u. a. namhaft gemacht: 'Den 28sten Januar ... Hr. v. Kleist u. Hr. v. Gauvain, Partikuliers, aus Stettin, logiren im Adler, Poststr. ... Den 31sten Januar ... Hr. v. Ehrenberg, Rittmeister a. D., von Stettin, logirt alte Friedrichstr. 124...' Alle drei wurden von den Franzosen verhaftet, nach St. Joux und dann nach Chalons sur Marne 'transportirt'. Gauvain und Ehrenberg, beide hatten Kleist 'für den Augenblick aus der Not' geholfen. Letzterer war nach der Rückkehr aus Frankreich wieder Postmeister in Kyritz geworden, welche Stelle er vor dem Kriege schon eine kurze Zeit innegehabt hatte. Mit welcher Summe er Kleist gefällig gewesen war, erfahren wir aus einem der folgenden Briefentwürfe. Zunächst erhielt er folgenden Bescheid:

Digitized by Google

An den Rittmeister Ehrenberg in Kyritz.

'd. 8. März 1812.

Auf Ew. Hochwohlgeb. geehrten Schreiben vom 20. Febr., welches ich indeßen erst den 1." d. M. erhalten habe, habe ich die Ehre ergebenst zu erwidern, daß der Nachlaß meines verstorbenen Schwagers noch gar nicht regulirt ist u ich eben sowenig von seinen Geschwistern zu irgend einem Geschäft dieser Arth, bevollmächtigt bin, dies auch nicht zu erwarten ist, da der Verstorbene nichts hinterlassen hatt, u wir außerdem insgesamt auch beträchtliche Forderungen an ihn haben. Der ich die Ehre pp.'

Bei der Ordnung des Kleistschen Nachlasses mußte auch sein Anteil am Hause berücksichtigt werden. Wie dies zunächst geschah, ergeben die folgenden beiden Schriftstücke:

An den Stadtrath Dames.

'd. 30. October 1812.

Ihr sehr werthes Schreiben nebst der Berechnung des Hauses habe ich erhalten und in Anlage erfolgt die schuldige Decharge darüber, indem ich Ihnen in meinem und sämtlicher Interesſenten Nahmen den aufrichtigsten Dank für alle dabey gehabte Mühwaltung sage, für meine Person noch ins Besondere für meine Special Berechnung verpflichtet bin.

Meinen Ueberschuß von 20 rthl. 5 gr. 6 ₰ ersuche ich Sie an meine Schwägerin, die Fr. v. Löschbrandt, die jetzt in Frankfurth ist, zu übergeben; sollte sie aber bereits abgereist seyn, an Frl: Ullricke.

Was indeßen den Ueberschuß von 22 rthl 7 gr 10 ₰ für meinen verstorbenen Schwager anbetrift, so kann ich darüber nicht disponiren indem wir bey dem Kammergericht uns die Erbschaft entsagt haben, und dies wahrscheinlich auch von den andern Interesſenten geschehen seyn wird, ich überdem von letzteren d a r ü b e r auch nicht bevollmächtigt bin. Wenn sie ihn indeßen nicht selbst verwahren wollen, so können sie ihn an meine Schwägerin Ullricke, die Ansprüche an seine Verlassenschaft hatt, gegen Quittung übergeben.'

'D e c h a r g e,

Ich Endesbenannter bekenne hiermit, daß der HE Stadtrat Dames mir die Berechnung über Einnahme und Ausgabe von unserm gemeinschaftlichen Erbhause in Frankfurth von Michaelis 1811/12, übersendet hatt, daß ich solche durchgehends richtig und durch Belege juſtificirt befunden habe, und quittire ihn hiermit darüber dankbarlichst, in bester Form Rechtens in meinem u sämtlicher Interesſenten Nahmen, als hierzu von ihnen beauftragter Bevollmächtigter pp.'

Zu den Gläubigern Kleists gehörte auch, wie aus dem hier folgenden Schreiben hervorgeht, der Regierungsrat von Werdeck. Von Pannwitz als 'theuerster Vetter' bezeichnet, gehörte er sowohl wie seine schon erwähnte Frau zu den nächsten Bekannten der Familie von Kleist. Wann der Dichter die hundert Taler von ihm geliehen, ist nicht ersichtlich. Bemerkenswert maßvoll äußert sich Pannwitz auch hier über den Verstorbenen: er war 'uns fremder geworden, als seine anderen Geschwister'. Er schrieb:

An den Geheimrat Werdeck in Potsdam.

'd. 15. Novbr. 1812.

So gern ich, Ihrem sehr werthen Schreiben gemäß, Ihnen zu den 100 rthl. von meinem verstorbenen Schwager behülflich wäre, so muß ich doch mit

Digitized by Google

der Vorklage kommen, daß ich nicht im Stande bin dafür was zu thun. Auf einer Anfrage vom Kammergericht, haben wir, wie dies wohl auch von seinen übrigen Geschwistern geschehen ist, uns der Erbschaft entsagt, und damals (d. 18 Juni) hatte sich bey demselben nur der Rittmeister Ehrenberg aus Kyritz wegen einer Forderung von 3 fr d'or u 2 rthl 12 gr gemeldet. Sein activ Vermögen hat bey seinem Tode zwar noch in seinem Antheil an den uns gemeinschaftlich zugehörigen Hause in Frankfurth bestanden, ich weiß aber daß er schon vorher denselben theilweise cedirt hatte, wieviel! ist mir nicht bekannt, da wir seit Jahren uns nicht gesehen hatten und er überhaupt uns fremder geworden war, als seine andern Geschwister. Der Syndikus Dames hatt sehr Unrecht, wenn Ihnen dieserhalb an mich gewiesen hatt. Ich bin von die Geschwister meiner Frau nur in Betref der Administration des Hauses bevollmächtigt, keineswegs aber wegen Regulirung seines Nachlaßes so wenig von jenen als von einer andern Behörde. Meiner Meinung nach würden Sie sich an das Camergericht zu wenden haben, welches doch was thun muß, damit es klar wird, wieviel von diesem Antheil noch zur Distribution übrig ist. Ueberzeugen Sie sich, mein theuerster Vetter, daß es mir recht herzlich leid thut, so wenig zur Befriedigung Ihrer Forderung beytragen zu können, indeßen hatt er auch von uns sehr beträchtliche Forderungen ins Grab genommen, die aber, da sie schon längst verrechnet sind, von uns nicht weiter in Anregung kommen werden. Auch ich bin nach und nach ohne besondre Unglücksfälle fast nur auf das reducirt, was ich in meiner kleinen Landwirtschaft durch Fleiß und Sparsamkeit erwerbe. Das Übrige ist theils mit Abgaben so belastet, theils bin ich deshalb in kostspielige Prozesse verwikkelt, das es fast für garnichts zu rechnen ist. Der Himel erhalte uns nur noch dies, welches bey den vorwaltenden Umständen für ein uns so großes Glück zu halten ist, da die Zukunft ein Mehres nicht erwarten läßt. Nächst diesem erfreue ich mich jetzt der glücklichen Periode, daß alle meine Lieben gesund sind, welches seit Jahren nicht der Fall gewesen ist.

Wir alle insgesamt empfehlen uns Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin und bitten um die Fortdauer Ihres freundschaftlichen Andenkens.

Mit wahrer Hochachtung habe ich die Ehre pp.'

Die Erbauseinandersetzung wurde durch die eigentümlichen Besitzverhältnisse am Hause erschwert. Sie veranlaßten ein Hin und Her in den Entschlüssen, bis dem durch Ulrikes zielbewußtes Handeln ein Ende gemacht wurde. Pannwitz war ängstlich auf seinen Vorteil bedacht. Seine Frau blieb, wie wir aus einer gleich mitzuteilenden Kammergerichtsverfügung erfahren werden, die einzige unter den Geschwistern, die der Erbschaft am Nachlaß des Dichters entsagt hatte. Pannwitz selbst führte schließlich eine Subhastations-Verordnung herbei, um über das Erbe seiner Frau, soweit es im Hausanteil bestand, verfügen zu können. In einem Briefe vom 17. Mai 1815 an Leopold von Kleist gab er seiner Befriedigung über 'die Art wie Ulrike vorschlägt', das Haus zu kaufen, Ausdruck, vor allem deshalb, weil die Erben dadurch 'aller etwaigen Weitläufigkeiten von Seiten des Kammergerichts in Betreff des Teils von Heinrich überhoben sein würden', mußte dann aber erfahren, daß 'die Pommern', nämlich Stojentin für seine Kinder aus der ersten Ehe und das von Weyhernsche Ehepaar, alles wieder in Frage stellten, und so verlor

Digitized by Google

er die Geduld. Bezeichnend ist der Entschluß, zur Tilgung der Schulden Heinrich von Kleists 'keinen Pfennig hergeben' zu wollen. Die Zeilen sind gerichtet:

An den Stadtrat Dames

'27. Januar 1815.

... Was die 51 rthl. 12 gr Kosten und 9 rthl. 14 gr. Zinsen für Rechnung meines Schwagers Heinrich betrifft, so ersuche ich Sie dies an seine Dividend [?] so weit sie reicht, zu berichtigen, indem meine Frau sowohl als ihre übrigen Geschwister der Erbschaft entsagt haben, u wir zu den Forderungen, die ihn betreffen, keinen Pfennig hergeben werden.'

An denselben.

'd. 16. April 1815.

... was anders ist es mit dem Antheil des verstorbenen Heinrich. Da seine Nachlaßsache beym Kammergericht liegt; werden wir dieserhalb wohl so unbedingt das Haus aus freier Hand verkaufen können? ...'

Was es mit dem im ersten der beiden an Leopold von Kleist gerichteten Briefe erwähnten 'Gebot' Ulrikes für eine Bewandtnis hatte, läßt sich nicht erkennen. Es datierte vom 4. Mai 1815, lag aber, als sie mir zur Verfügung standen, den Pannwitzschen Papieren nicht mehr bei. Der Brief lautet:

An Leopold von Kleist.

'6. Mai 1815.

....

Drittens hat sich Ullricke gemeldet, deren Geboth ihr aus anliegendem Schreiben werdet beurtheilen können.

Was mich anbetrifft, so gebe ich dem Geboth von Ullricken durchaus den Vorzug, wenn ein Verkauf p. licitandi nicht noch vortheilhafter sein sollte, u zwar besonders aus dem Grunde, da die Nachlaßregulirung des verstorbenen Heinrich beim Kammergericht liegt und das Pupillen-Collegium in Betref der Stojentinschen Kinder uns Weitläuftigkeiten machen könnte, u. wenigstens jeden Verkauf aus freier Hand erschweren würde. Nur müßte meiner Beurtheilung [nach] sie sich in Betref des Antheils von Heinrich bestimmter erklären, u von uns mit Generalvollmacht versehen werden, damit wir, so lange sie und die Löschbrandtin leben, keine Umstände mit dem Hause haben ...'

Es ist anzunehmen, daß Ulrike auch die letzten Bedenken ihres Schwagers Pannwitz zerstreute, und daß die anderen Beteiligten von seiner 'Erklärung' Kenntnis genommen in einer Weise, daß er 'Nachteil' nicht zu befürchten hatte. Ein gewisses Gefühl der Beruhigung spricht wenigstens aus dem folgenden an Leopold von Kleist gerichteten Briefe, ebenso wie ein solches der Erleichterung aus dem ersten der für Dames bestimmten nachstehenden Schreiben. Als er dann doch enttäuscht wurde, war er es müde, weiterhin Rücksicht zu üben, und bediente sich nun, wie aus den Zeilen vom 11. Juli und 16. August 1815 hervorgeht, eines wirksameren Mittels; dessen war er gewiß, daß er bei Dames Zustimmung und Unterstützung finden werde. Das besagen die nachstehenden Äußerungen:

Digitized by Google

An Leopold von Kleist.

'31. Mai 1815.

... Inbetreff des Antheils [am Hause] vom verstorbenen Heinrich, so habe ich in der Ueberzeugung daß allein Ullricke mehr an ihn zu fordern hatt, als derselbe betrift, mich der Erbschaft entsagt, ich hoffe aber daß bey den veränderten Umständen, da Ullricke mir 500 rthl. als Schuld auf dem Hause eintragen lassen will, ihr von meiner Erklärung zu meinem Nachtheil keinen Gebrauch machen werdet da die übrigen 500 rthl., die unter dessen Geschwister nach ihrem und der Löschbrandtin Tode distribuirt werden müßten wohl mehr als eine Erbschaft von Ullricken als von Heinrich anzusehen ist...'

An den Stadtrath Dames in Frankfurth.

'd. 31. Mai 1815.

Da sämtlich Interessenten durch ein Abkommen meiner Schwägerin Ullricke das Haus cediren, so ersuche ich Sie alle Käufer, die sich bis jetzt gemeldet haben und künftig noch melden möchten dies bekannt zu machen, und da Sie aller Wahrscheinlichkeit nach zu Johanny c. den Besitz desselben antreten wird, auf diesen Termin Ihre Berechnung abzuschließen...'

An denselben.

'd. 11. July 1815.

Durch meine Schwägerin werden Sie erfahren haben, daß aus der Uebergabe des Hauses an ihr, u zwar wegen Weitläufigkeiten [welche] die Pommern machen, nachdem sie bereits eingewilligt hatten, nichts geworden ist; wenigstens habe ich ihr [sc. Ulrike] aufgetragen Sie davon zu benachrichtigen. Sehr wohl sehe ich es ein, daß Ihnen dies eben so unangenehm sein muß, wie es mir ist, ich hoffe indeßen, daß Sie mir keine Schuld beimessen werden, da ich alles mögliche getan habe um diese Menschen zu einem festen Entschluß zu bringen. Wenn ich nun Sie, mein hochgeschätzter Freund, recht dringend bitte, die Administration des Hauses fortzusetzen, so rechne ich auf ihr Wohlwollen, das Sie mir u meiner Frau immer bewiesen haben u gern will ich alles mögliche beytragen um Ihnen, besonders in Betref der Pommern, dieselbe möglichst zu erleichtern.

Auf jeden Fall werde ich nun selbst darauf drängen, daß das Haus verkauft wird, u zwar meistbietend, indem aus einem Verkauf aus freier Hand bey der Saumseligkeit dieser Menschen, nie was werden würde, zumahl da wegen der minorennen Stojentinschen Kinder das Pupillen Collegium mit dreinzusprechen hatt, u Stojentin es auch besorgt [das Dreinreden nämlich] ...'

An denselben.

'd. 16. August 1815.

Vor allen Dingen sagen wir Ihnen den herzlichsten Dank daß Sie die Administration des Hauses noch fortführen wollen, u da auf jeden Fall ich aus dieser Gemeinschaft heraus will, so hoffe ich daß Ihrem Wunsch gemäß Sie bald derselben entledigt werden sollen.

Zu diesem Ende bin ich gesonnen auf den gerichtlichen Verkauf desselben anzutragen u da dies auf jeden Fall bey dem Stadt- und Landgericht geschehen muß, so ersuche ich Sie, um auch dort etwaigen Weitläufigkeiten vorzubeugen, mir gefälligst wissen zu lassen, in welcher Arth dieser Antrag und ob er gerichtlich geschehen muß.

Was die Beerbung meines verst: Schwagers Heinrich anbetrift, so ist meine Frau bereits unter d 18. Juny 1812 vom Cammergericht aufgefordert worden sich zu erklären ob sie ihn beerben will oder nicht, worauf sie der Erbschaft völlig entsagt hatt u. zwar gerichtlich welche Erklärung sich

Digitized by Google

bei den Akten des Kammergerichts befinden muß. Sie können daher dies Nahmens meiner u meiner Frau dem Stadtgericht erklären ...'

Was in dieser Angelegenheit weiter geschah, ist aus Pannwitzes Briefentwürfen nicht ersichtlich. Dem Anschein nach verfuhr Dames dem angeregten Auftrage gemäß. Das beweist die im 'Frankfurter patriotischen Wochenblatt' — im 6. Jahrgang, 1. Band, 1816, S. 381 f. — erlassene Bekanntmachung:

'Bei dem Königl. Land- und Stadtgericht hierselbst, ist das den v. Kleistschen Erben zugehörige, in der Stadt in dem Nonnenwinkel belegene, im Hypothekenbuche Vol. I. Nro. 529. Fol. 544. verzeichnete Wohnhaus nebst Zubehör, welches auf 6505 Rthl. 15 gr. gerichtlich gewürdiget worden ist, sub hasta gestellet und sind die Bietungstermine auf den 22ten Juni, den 24ten August, terminus peremtorius aber auf den 26ten Oktober c. jedesmal Vormittags 11 Uhr an gewöhnlicher Gerichtsstelle vor dem Justiz-Rath Gerlach dergestalt angesetzt worden, daß in dem letzten Termine, falls nicht besondere rechtliche Umstände ein Anderes nothwendig machen, gedachtes Grundstück unfehlbar dem Meistbietenden zugeschlagen und auf die etwa nachher einkommenden höhern Gebote keine weitere Rücksicht genommen werden soll.

Gegeben Frankfurth a. d. Oder, den 1ten April 1816.

Königl. Preuß. Land- und Stadtgericht.
Sembach.'

Über den weiteren Verlauf verbreiten die letzten Briefe einiges Licht. Pannwitz schrieb:

An den Stadtrath Dames in F.

'4. Febr. 1817.

Meine Schwägerin, Fräulein Ullricke von Kleist, hatt uns in Absicht des Hauses Vorschläge getan, die mir vortheilhaft scheinen auch bereits von einem der Interessenten angenommen worden sind, so daß es wohl nicht zu einem zweiten öffentlichen Verkauf kommen wird. Ich ersuche Sie demnach nichts vorzunehmen, ohne vorher mit ihr Rücksprache genommen zu haben.

Mein Mandatarius hatt keinen Auftrag von mir daß der Contract mit Schlichting bis Johanny prolongirt werde, u. ich bin auch gar nicht dafür. Sollte die Prolongation noch nicht abgeschlossen sein, so bitte ich, ohne Zustimmung meiner Schwägerin, damit nicht weiter vorzuschreiten.'

An denselben.

'd. 13. Septbr. 1817.

... Es ist freilich übel, daß wir mit dem Schlichting so angekommen sind, indeßen ist der von ihnen eingegangene Vergleich noch das beste, was geschehen konte, ich zweifle aber sehr, daß er seine Verbindlichkeit erfüllen wird. Ihr gütiges Anerbieten die monathliche Zahlung einzucassiren, nehme ich mit dem ergebensten Dank an, indem ich die Bitte hinzufüge, dem Schlichting ja nichts nachzusehen ...

Und nun, mein sehr geehrter Freund, sage ich Ihnen nicht nur in meinem, sondern auch im Nahmen aller Interessenten, den herzlichsten Dank für die treue Verwaltung unseres Vermögens, indem ich den aufrichtigen Wunsch hinzufüge, daß der Himmel Sie für den Rest Ihrer Tage mit dem besten Segen erfreuen möge.

Digitized by Google

Decharge.

Nachdem der Stadtrath Herr Dames in Frankfurth bis incl. Johanny dieses Jahres die Einkünfte des den Geschwistern von Kleist gehörigen Erbhauses verwaltet, nunmehr aber die Administration, da dasselbe an Fräulein Ullricke von Kleist verkauft worden ist, aufhört u. er über Einnahme und Ausgabe richtig Rechnung abgelegt und durch Belege durchgehends u vollständig justificirt hatt, so bekenne ich solches im Auftrag sämtlicher Interessenten hierdurch so wie daß wir ferner keine Ansprüche, sie mögen Nahmen haben, welche sie wollen, an ihn haben, indem ich für die treue Verwaltung unseres bisherigen Eigenthums hiermit meinen aufrichtigsten u herzlichsten Dank abstatte. pp.'

Aus all diesen Schriftstücken geht nicht klar hervor, ob auf die gerichtliche Bekanntmachung hin Kauflustige sich nicht meldeten, Preisgebote überhaupt nicht gemacht wurden, oder ob 'besondere rechtliche Umstände' die öffentliche Versteigerung verhinderten. Ulrike unterbreitete den Erbberechtigten jedenfalls einen Vorschlag, der Zustimmung fand, und so gelangte sie, nachdem mit dem derzeitigen Pächter eine Einigung zustande gekommen war, in den Besitz des Hauses bis auf den Teil, der durch die Gläubiger des Dichters in Anspruch genommen wurde. Zur Beseitigung dieses letzten Hindernisses wußte das Kammergericht in Berlin Rat. Es erließ in der 'Ersten Beilage der Vossischen Zeitung' — 137. Stück — am Sonnabend, den 15ten November 1917 folgende

'Gerichtliche Vorladung.

Da über den Nachlaß des im Jahre 1811 allhier verstorbenen Lieutenants Heinrich von Kleist jetzt der erbschaftliche Liquidationsprozeß eröffnet ist, so werden sämmtliche Gläubiger hierdurch vorgeladen, sich in dem angesetzten Liquidations-Termin am 25sten März 1818, Vormittags um 10 Uhr, vor dem Kammergerichts-Rath von Beyer zu gestellen, den Betrag und die Art ihrer Forderungen anzugeben, die vorhandenen Dokumente urschriftlich vorzulegen, und demnächst die weiter rechtliche Verhandlung zu erwarten. Denjenigen, welche an der persönlichen Erscheinung gehindert werden, und denen es hierselbst an Bekanntschaft fehlet, werden die Justiz-Kommissarien Bennewitz, Schlee und von Tempelhoff als Bevollmächtigte vorgeschlagen, wovon sie sich einen wählen und denselben mit Informationen und Vollmacht versehen können.

Die Ausbleibenden haben zu gewärtigen, daß sie aller ihrer etwanigen Vorrechte verlustig erklärt, und mit ihren Forderungen nur an dasjenige, was nach Befriedigung der sich meldenden Gläubiger von der Masse etwa übrig bleiben mögte, werden verwiesen werden.

Berlin, den 23sten Oktober 1817.

Königl. Preuß. Kammergericht.'

Die Akten, aus denen wir Näheres über die Hinterlassenschaft des Dichters, z. B. seine Bibliothek, seine Korrespondenz, seinen Hausrat, und Ansprüche, die er zu erheben berechtigt war, erfahren könnten, sind ebenso vernichtet wie die, aus denen ersichtlich wäre, was Ulrike leistete, um schließlich als alleinige Erbin

Digitized by Google

des geliebten Bruders in seine Rechte eintreten zu können. Wir haben dem Zufall dankbar zu sein, der eine Abschrift des letzten Erkenntnisses uns überlieferte, dessen Wortlaut ich hier anfüge:

'Von dem Königlichen Kammergericht wird hierdurch attestirt daß dem Fräulein Ulrike v. Kleist die zu den Acten legitimirten einzigen Erben des verstorbenen Heinrich von Kleist, die Geschwister von Kleist, namentlich

1, Der Postmeister Major Leopold Friedrich v. Kleist zu Stolpe

2, Der Gutsbesitzer von Stojentin aus Schorin als natürlicher Vormund seiner in der Ehe mit Friedericke Juliane Christiane von Kleist erzeugten Kinder und

3, Der Juliane Caroline Hedwig von Weiher geborene v. Kleist

nachdem sich die Miterbin Auguste Catharina Maximiliane v. Pannewitz geborene v. Kleist ihres Antheils daran rechtsgültig begeben hat, den gesammten Nachlaß des Heinrich v. Kleist rechtsgültig zum Eigenthum abgetreten haben, und sich dieselbe auch zur Erbin in demselben erklärt hat. Urkundlich unter des Königl. Kammergerichts größerem Siegel, und gewöhnlicher Unterschrift ausgefertigt.

Berlin, den 15. November 1819.

(L. S.) (gez.) Woldermann.'

Nun endlich konnte Ulrike von Kleist als Besitzerin in das Grundbuch eingetragen und bemerkt werden, daß sie von ihren Geschwistern das Haus 'zu vier Fünfteln für die Summe von Viertausend Talern in Courant vermöge des am 6ten December 1819 konfirmierten Kaufkontrakts und das letzte Fünftel als alleinige Erbin des Bernhard Heinrich Wilhelm von Kleist laut des Attestes des Königl. Kammergerichts vom 15. November 1819 überkommen', und daß 'tit. poss. für dieselbe ex decreto vom 6ten December 1819 berichtigt worden' ist.

Von Kleists Angehörigen hatten alle, dafür sind die hier zuerst mitgeteilten Dokumente ein nur zu schwer wiegender Beweis, mit Ausnahme Ulrikes, das Ihre gesucht. Die Armseligkeit des Tages entschuldigt sie nicht. Sich über diese zu erheben, darin besteht ja gerade das Wesen des geistigen Lebens, das allein ist Idealismus. Ulrike war fähig und stark genug, Opfer zu bringen. 'Zu groß für ihr Geschlecht', hatte der Dichter von ihr gesagt. Sie machte diesem Lob über ihr Grab hinaus Ehre, und das Schicksal oder die Nachwelt ist nur gerecht, wenn sie den Namen Ulrike von Kleist mit goldenen Buchstaben in das Buch der Geschichte eintrug.

Berlin. **Paul Hoffmann.**

Digitized by Google

Irlands Ringen um seine Sprache.

Mit der Errichtung des Irischen Freistaates beginnt ein neuer hoffnungsvoller Abschnitt in der Lebens- und Leidensgeschichte der irischen Sprache. Aus der allgemeinen Verachtung, in die sie im Laufe des 19. Jahrhunderts immer tiefer geraten war, führt sie Artikel IV der Verfassung zu neuem Ansehen und allgemeiner Geltung zurück. Das Irische wird staatlich als Nationalsprache anerkannt und von der Regierung mit bewundernswerten Anstrengungen gepflegt. Die Regierungsmaßnahmen sind um so höher zu bewerten, als sie darauf hinzielen, eine seit Jahrzehnten sterbende Sprache nicht nur zu erhalten, sondern wiederzubeleben. Zur Erreichung des vorschwebenden Zieles gilt es, ein hydraköpfiges Problem zu lösen. Ob dies je in vollem Umfange erreicht wird, kann niemand voraussagen, wohl aber läßt sich aus einer eingehenden Betrachtung der im Wege stehenden Hindernisse und der zu ihrer Überwindung unternommenen Schritte ein objektives Urteil über die Aussichten des Irischen als allgemein verwendeter Volks- und Literärsprache gewinnen.

Zur Beantwortung dieser Frage stehen uns

I. Gedruckte Zeugnisse in englischer Sprache

zur Verfügung, die in ihrer Gesamtheit den ganzen Problemkomplex erörtern. Abgesehen von A. Clery, *Dublin Essays* (1919) fällt ihre Abfassung als Folge des neuerwachten Interesses in die Zeit des Irischen Freistaates.

G. Lehmacher, S. J., Some thoughts on an Irish literary language; in Studies; An Irish Quarterly Review. March 1923. — Douglas Hyde, The Irish language movement. Some reminiscences; in: Manchester Guardian Commercial. European reconstruction series. Section Two. May 10th, 1923. — Report of the second national programme conference (1925/26). — Report of the Department of Education 1924/25. Dublin 1926. — Coimisiún na Gaeltachta, Report. Dublin 1926. — Liam P. O'Riain, Lessons from modern language movements. Dublin 1926. (Propagandaschrift der Gaelic League). — Michael Tierney, The revival of the Irish language; in: Studies. March 1927. — Statement of Government policy on recommendations of the Commission. Dublin 1927/28.

Ihre Auswertung aber erfordert vorsichtigste Kritik, einmal, weil sie mehrfach zu wenig objektiv sind, und dann auch, weil sie entweder die Schwierigkeiten nicht erschöpfend bieten oder deren nachteiligen Einfluß zu gering, wenn überhaupt, berücksichtigen. Es ist nicht zu vergessen, daß die Verfasser meist proirisch eingestellt sind und daher leicht zu einem für den Sieg der Sache zwar erforderlichen, für die objektive Beurteilung des Problems aber ebenso schädlichen Optimismus neigen. Wie ab-

Digitized by Google

wegig der Optimismus besonders begeisterter Anhänger des Irischen sein kann, hört man gelegentlich aus dem Urteil, daß der Kampf um die Wiederbelebung der Nationalsprache eigentlich schon siegreich entschieden sei (vgl. auch *Rev. of Ir.* S. 3). Dies ist ebenso irrig wie die Behauptung anti-irisch eingestellter Engländer, daß das Irische schon tot sei. Das Richtige dürfte etwa in der Mitte liegen. Jedenfalls beweist die extreme Beurteilung der Frage, daß wir nur bei äußerster Vorsicht zu einem objektiven Urteil gelangen können.

Von den angeführten Schriften geht der *Coim. Rep.* noch am meisten systematisch und erschöpfend auf die einschlägigen Fragen ein. Trotz aller Gründlichkeit aber, mit der die zweifellos wichtigsten Probleme auf den drei Gebieten Erziehung und Unterricht, Verwaltung und Wirtschaft behandelt werden, kann er nicht als unbedingt zuverlässige Quelle gelten, schon deswegen nicht, weil er das Problem der Zweisprachigkeit als gelöst voraussetzt. Auch sonst enthält er mancherlei Angaben, zu denen man sich bei vorurteilsloser Betrachtung skeptisch stellen muß. Das gilt schon für die Definition: *an 'Irish speaker' is a person possessing an ordinary conversational knowledge of Irish* (S. 6, Nr. 16). Die außerordentliche Dehnbarkeit dieser Formulierung kann nicht ohne Einfluß auf das statistische Zahlenmaterial bleiben. Noch weniger die weitere Anweisung, daß Kinder unter sieben Jahren als Irisch sprechend zu gelten haben, wenn ihre älteren Geschwister oder, wo solche nicht vorhanden sind, die Eltern eine *'ordinary conversational knowledge of Irish'* aufweisen (S. 6, Nr. 16). Daher muß die Gesamtzahl der Irisch Redenden für 1925 mit rund 300 000 (S. 10, Nr. 30) zu hoch erscheinen. Aber angenommen, die Zahl stimmt, angenommen auch, daß alle Vorschläge des *Coim. Rep.* in die Tat umgesetzt würden, könnte selbst dann das Irische wirklich allgemein gebrauchte Volks- und Literärsprache sein?

Diese Frage führt uns zu dem Grundproblem der ganzen Bewegung, zur Erörterung der Zweisprachigkeit. Dazu hat sich schon Clery mit überzeugenden Worten geäußert, wenn er sagt: 'Zweisprachigkeit gibt es sehr selten; selbst die Schweiz und Belgien sind schwerlich als zweisprachig anzusprechen. *'A man may posses many languages, but he owns but one'* (Dubl. E, S. 21). Damit hat er zweifellos recht, denn ausschließliches Denken ist nur in einer Sprache, der Muttersprache, möglich, und wo wirklich Zweisprachigkeit vorliegt, kann sie nur auf Kosten der Muttersprache bestehen, d. h. der Betreffende hat das Gefühl für die Muttersprache verloren und wird z. B. in Zweifelsfällen in keiner seiner beiden Sprachen die stilistische Güte des Ausdrucks entscheiden können. Folgerichtig fährt Clery daher

Digitized by Google

fort: 'Wenn das Irische überhaupt wiederbelebt werden soll, so muß man das Englische beiseiteschieben' (a. a. O. S. 21). Damit ist aber das Problem nicht gelöst, sondern zerschlagen, und die Unmöglichkeit, Irland zu einem zweisprachigen Land zu machen, theoretisch bewiesen. Ob dieser Beweis auch praktische Gültigkeit hat, bleibt noch zu untersuchen. Hier nur so viel, daß der Erfolg der Regierungsmaßnahmen aufs engste verknüpft ist mit politischen, religiösen und namentlich wirtschaftlichen Fragen, deren Einfluß unberechenbar ist.

Einen entgegengesetzten Schluß folgert Prof. Tierney, obgleich auch für ihn Zweisprachigkeit das Zurücktreten der einen Sprache bedeutet, wenn er sagt, daß von den gegenwärtigen Irisch Sprechenden (¼ Million) wahrscheinlich 80 Prozent zweisprachig sind, die mehr und mehr den Gebrauch des Gälischen verlieren (*Rev. of Ir.* S. 5). Dennoch ist nach seiner Ansicht durch Erhaltung des Gaeltacht und Verbesserung der wirtschaftlichen, sozialen und Unterrichtsbedingungen usw. in kurzer Zeit zweierlei zu erreichen: 1. der Stillstand des noch anhaltenden Sprachverfalls und 2. tüchtige Sprachkenntnis der heranwachsenden Generation, die Irisch lesen, schreiben und sprechen kann. Die Erreichung des zweiten Zieles, fährt er fort, schließt nicht eine sofortige weitverbreitete Wiederherstellung des Irischen als Sprache ein. Viele können schon jetzt Irisch und sprechen es nicht. Der Übergang von der Kenntnis zum Sprechen ist der zweite Schritt, und zwar ein sehr schwieriger, der mehr erfordert als Schularbeit und nur dann gelingen kann, wenn größte nationale Begeisterung und gewissenhaftes Bemühen namentlich auf seiten der Lernenden vorliegt (a. a. O. S. 6 f.). Und weiter: Die irische Sprache kann nur lebendig erhalten werden durch eine Ausdehnung als gesprochene Sprache. Der Einwand, daß damit ein Abschneiden von der großen Welt durch den Verlust des Englischen verbunden ist, ist lächerlich. Selbst wenn Englisch morgen völlig verbannt sein könnte, so bliebe bei unzulänglicher Wachsamkeit die Gefahr einer abermaligen Besiegung des Irischen durch England oder Amerika bestehen (a. a. O. S. 6). Mit anderen Worten, auch Tierney hält wie Clery den Regierungsstandpunkt, Irland zweisprachig zu machen, für unmöglich, ist aber im Gegensatz zu Clery der Meinung, daß durch Anwendung geeigneter Mittel das Irische zur Nationalsprache werden kann, d. h. im Kampfe gegen das Englische sich letzten Endes als stärker behaupten kann. Dabei verkennt er nicht die ungeheuren Schwierigkeiten, wenn er ausführt, daß gerade die ärmsten Bevölkerungsschichten und die einflußlosesten den Kern der einheimischen Sprecher bilden, von dem aus allein die Wiederbelebung des Irischen möglich ist. Die Neubelebung einer

Digitized by Google

Sprache unter so widrigen Umständen, namentlich im Kampfe gegen das Englische, ist noch nie und nirgends erfolgt. Analogien wie das Flämische, Tschechische oder die baltischen Sprachen sind irrig, weil es sich in den aufgezählten Fällen um die Entwicklung einer Bauernsprache zur Literatursprache handelte und nicht um die Wiederbelebung einer Sprache, die die Mehrheit der Bevölkerung aufgehört hatte zu sprechen (damit ist die Propagandaschrift *Mod. lang. mov.* der Gaelic League widerlegt, die dem unbefangenen Leser tatsächlich etwas ad hoc zurechtgemacht anmutet). Als noch unmöglicher, sagt Tierney weiter, hat es sich erwiesen, einem Volke eine Sprache aufzuerlegen allein durch die Schulen. Die Parallele England — Irland ist nicht stichhaltig, weil das Englische den gewaltigen Einfluß der ökonomischen und sozialen Überlegenheit hinter sich hatte, ganz zu schweigen von der Kirche; die Schule hat das Werk nur vollendet. Die Sprachgewohnheit kann nur durch die mächtigsten Triebfedern auf breite Massen übertragen werden, und unter diesen ist die Schule die geringste (a. a. O. S. 5).

Beide Ansichten bestehen zu Recht. Ihre Gegensätzlichkeit erklärt sich aus der verschiedenen Auffassung des Begriffs Zweisprachigkeit. Wenn Clery die Möglichkeit einer Verbreitung des Irischen, seines Aufkommens neben dem Englischen radikal verneint, so geht er dabei von der Überzeugung aus, daß der Englisch sprechende Ire seine erlernte Muttersprache von vornherein vernachlässigen muß, um zur ursprünglichen zurückzukommen. Tierney dagegen hält das Erlernen und Sprechen des Irischen, zunächst etwa so, wie man eine Fremdsprache lernt und gebraucht, für einen möglichen Ausgangspunkt. Im Zielstadium allerdings wird auch nach seiner Ansicht die ursprüngliche Muttersprache das Englische beeinträchtigen, aber nie verdrängen, sondern selber der Gefahr des Verdrängtwerdens durch das Englische ausgesetzt bleiben. Damit steht er durchaus auf dem Boden der Gaelic Union, als diese 1882 auf die Angriffe der London Times (4. Oktober 1882) mit dem Hinweis erwiderte, daß die Verdrängung des Englischen durch das Irische, weil unpolitisch und unmöglich, niemals das Ziel ihrer Bestrebungen sein könne (*Manch. G. C.* S. 39 b).

Das gleiche Bild, wie die vorgenannte Literatur dem Leser vermittelt, gewinnt der unbefangene Besucher der irischen Hauptstadt. Wer in Dublin, dem historisch irischfeindlichsten Orte, das Ergebnis amtlicher wie privater Schritte zur Wiederbelebung des Irischen untersucht, bekommt sehr bald einen Einblick in die Problemfülle dieser Frage und die Starrheit, mit der sich hoffnungsvolle Begeisterung und lieblose Ablehnung gegenüberstehen. Zu betonen ist, daß auch in diesem Falle nur vorsichtigste

Digitized by Google

Kritik zu einem objektiven Urteil führen kann. Wer an der Oberfläche bleibt, muß notwendig zu einem einseitigen und zu günstigen Eindruck gelangen. Dazu verführen zunächst

II. Gedruckte Zeugnisse in irischer Sprache.

Voran steht das Regierungsorgan *The Irisch Independent.* Es bietet täglich eine Erzählung in irischer Sprache, dazu an Sonntagen eine grammatische Lektion zur Erlernung des Irischen. Gelegentlich findet man auch irische Anzeigen des Dublin County Council (z. B. 5. 4. 28, S. 13) und Ausschreibung von Lektoraten an der Universität Galway (z. B. 21. 3. 28). Daneben bestehen je acht Seiten umfassende *Monatsschriften,* wie das Ulsterblatt An Ultac, das offizielle Organ der Gaelic League Fainne an lae, die Galwayer Universitätszeitung An Stoc und die erst kürzlich gegründete An Tir, die sämtlich ausschließlich in irischer Sprache abgefaßt sind. Dazu kommen die zahlreichen, fast täglichen Angaben des Ir. Ind. über Anwendung und Fortschritt des Irischen in den englischen Spalten. Da liest man z. B. von einer Predigt auf irisch (19. 3. 28, S. 8), von allmonatlichen Gottesdiensten auf irisch (19. 4. 28, S. 8), von Aufführungen irischer Stücke und einer Übersetzung der *'School for Scandal'* in Kilmacud (26. 3. 28, S. 8), von der Wiederaufnahme der 'Tailteann Games' (22. 3. 28, S. 5), von allmonatlichen geselligen Zusammenkünften irischer Sprecher (Céilide) in Dublin (31. 3. und 13. 4. 28, S. 8), ja sogar von einer Gerichtsverhandlung in irischer Sprache im Dubliner Supreme Court (22. 4. 28, S. 2) usw.

Der von solchen und vielen ähnlichen Belegen (z. B. Straßennamen, Schalterbezeichnungen usw. in den Postämtern) für das Leben des Irischen hervorgerufene günstige Anfangseindruck wird noch verstärkt, wenn man

III. Die behördlichen und privaten Einrichtungen

kennenlernt. Von diesen seien

a) die behördlichen

als die wichtigeren zuerst behandelt. Es sind fast ausschließlich mit Erziehungs- und Unterrichtsfragen zusammenhängende Gebilde, in der Hauptsache *Schulen.* Daß alle Elementarschulen das Irische lehren, gilt heute als selbstverständlich. Neu aber sind die 'all-Irish schools' in Marlborough Street (Leiterin Miss Norah Ashe), Earlsfort Terrace (Leiterin Miss Gavan Duffy) und die fünf Lehrerproseminare *(Preparatory colleges)* in *Dingle, Falcarragh* und *Leterkenny* für katholische Mädchen; eine in *Glasneven (Co. Dublin)* für katholische Knaben und eine weitere

Digitized by Google

ebendort für protestantische Knaben und Mädchen (vgl. hierzu *Ir. Ind.* 28. 4. 28, S. 6). Der gesamte Unterricht wird hier ausschließlich auf irisch erteilt. Diese Neuerung verspricht Erfolg, wenn man sieht, daß die Schule der Miss Duffy 180 Schülerinnen zählt und die erst vor Jahresfrist mit 30 Schülerinnen gegründete Schule der Miss Ashe mit jetzt mehr als 130 meist Schülerinnen bereits einer Erweiterung bedarf. Die starke Berücksichtigung des weiblichen Elements, der künftigen Generation von Müttern, ist als wichtigste Stütze der 'Muttersprache' ganz besonders aussichtsreich. Verheißungsvoll ist auch die Zahl von 120 Schülern für das am 1. März 1927 gegründete Preparatory College in Glasneven. Auch an den höheren Schulen findet das Irische eine günstige Pflegestätte, wenn nicht pro-englische Einstellung hemmend wirkt. Sieht man ferner, daß die Schulräte des *Board of Education* ihre Berichte in irischer Sprache einreichen und hört man sie im Verkehr mit Vorgesetzten im *Unterrichtsministerium* sich des Irischen als Verhandlungssprache bedienen, so muß das als ein neuer Beweis für das Leben und die Lebenskraft, für den Fortschritt des Irischen gelten. Als weitere Stützen dieser Auffassung kämen die Pflege des Irischen an den *Universitäten*, namentlich Galway und Cork, hinzu, wo das Irische schon als Unterrichtssprache Eingang zu finden anfängt, die Reden Irisch sprechender Abgeordneten im *Parlament* (vgl. *Parliamentary Debates* z. B. 14. 3. 28, S. 1231 f.), Irisch sprechende Beamte der *National Library* und die am St.-Patricks-Tage d. J. in Drumcondra erfolgte Grundsteinlegung zur *Nua-Gaeltacht*, einer Siedlung von ausschließlich Irisch Sprechenden (vgl. *Ir. Ind.* 19. 3. 28, S. 5).

Mit gleichem Eifer wie die behördlichen Einrichtungen erstreben

b) die privaten

die Wiederherstellung des Irischen. Eigentlich ist hier nur die *Gaelic League* zu nennen, aus deren Bestrebungen das monatlich einmal spielende *Irische Theater* und die gesellschaftlichen *Monatszusammenkünfte* in Dublin erwachsen sind. Die weitverbreitete Unterrichtsorganisation der Gaelic League kommt dem Erlernen des Irischen zweifellos mehr zugute als Theater und Céilide, letztere aber sind deshalb so bedeutungsvoll, weil sie durch ihr Bestehen und die Zahl ihrer Besucher beweisen, daß zur Wirklichkeit geworden ist, was vor nicht allzu langer Zeit noch als Hirngespinst galt, nämlich eine für Dublin beträchtliche und ständig wachsende Schar von Leuten, die ihre ursprüngliche Muttersprache allen Schwierigkeiten zum Trotz pflegen und gebrauchen. Diesem Zwecke dient in

Digitized by Google

vornehmster Form das Theater, dessen Bedeutung vor allem darin liegt, daß es zur Abfassung irisch geschriebener Originalliteratur anspornt.

Trotz ihrer beträchtlichen Zahl bleiben die angeführten, für die Wiederbelebung des Irischen günstigen Momente noch Einzelerscheinungen in dem großen Meer der nur Englisch sprechenden Iren. Dennoch wird auch der Skeptiker zugeben müssen, daß der Vergleich mit der einen Schwalbe, die keinen Sommer macht, nicht mehr zutrifft. Andererseits wird selbst der Optimist bei kritischer Abwägung aller Faktoren einsehen, daß es verfehlt ist, aus den vorliegenden Anzeichen allzu günstige Schlüsse zu ziehen. Dazu zwingen ihn schon gelegentliche Zeitungsnotizen, wie z. B. die Angabe, daß 600 Auswanderer aus irischen Sprachbezirken nach Amerika gegangen sind (*Ir. Ind.* 26. 3. 28, S. 8) oder gar, daß Bankgeschäfte im Gaeltacht nur in englischer Sprache abgewickelt werden können, weil es selbst dort keine Irisch sprechenden Bankbeamten gibt (ib. 12. 4. 28, S. 5).

Solche durchaus nicht vereinzelten Hinweise veranlassen den objektiven Wissenschaftler zu ernstem Nachdenken und tiefgehender Kritik. Kenntnis der eingangs angeführten Literatur und eigene Beobachtung an Ort und Stelle liefern ihm ein ganzes Lexikon von Fragen, die in der Literatur nur zwischen den Zeilen — oft auch da noch nicht — zu lesen sind und in der lebenden Wirklichkeit kaum aufgeworfen werden.

Zur Skizzierung des ganzen Gebietes lassen sie sich etwa in folgender Fassung anordnen: Kann das Irische als lebende Sprache überhaupt allen modernen Ansprüchen gerecht werden? Ist es als gesprochene Sprache nicht ein gewisses Kunstprodukt? Geht die ganze Bewegung von den Gebildeten oder vom Volke aus? Ist sie politischen Charakters? Steht die Geistlichkeit dahinter? Hört man in den Straßen Dublins Irisch sprechen? Warum erscheint keine irisch geschriebene Tageszeitung? Wie steht es mit irischen Büchern und Autoren? Findet das Irische im kaufmännischen Leben Verwendung? Was wird aus dem Irischen der Schulkinder, wenn diese der Schule entwachsen sind? Wie stellen sich die Lehrer zum Irischen? Wirkt der durch die Prüfungsforderungen des Civil Service ausgeübte Zwang vorteilhaft? Gibt es eine irische Literärsprache? Diese Fragen zeigen, daß zu den vier Kernproblemen: Zweisprachigkeit, Dialektverschiedenheit, Auswanderung und Sprachverachtung noch eine Reihe von kleineren Problemen treten, die in ihrer Gesamtheit nicht minder wichtig und nicht minder schwierig zu lösen sind als irgendeins der Kernprobleme. Ja, noch mehr, man erkennt, daß nicht abgegrenzte Einzelprobleme vorliegen, sondern daß es eng verwachsene, allseitig ineinander übergreifende Ketten-

Digitized by Google

probleme zu lösen gilt, ehe das Irische als Nationalsprache allgemein gebraucht werden kann.

Für die Beurteilung, ob und wieweit diese Lösung möglich ist oder versucht wird, sind wir auf

IV. Mündliche Angaben kompetenter Autoritäten

im Lande selbst als die letzte und entscheidendste Quelle angewiesen. Und abermals heißt es Vorsicht üben in der Bewertung der verschiedenen Auskünfte, namentlich im Lager derer, die das Irische ablehnen. Ich wandte mich an Gewährsleute[1] beider Richtungen, an begeisterte Anhänger des Irischen (an diese in der Mehrzahl) und an entschiedene Gegner. Betonen muß ich, daß gerade die ersteren meine zum Teil absichtlich skeptisch gehaltenen Fragen mit außerordentlicher Sachlichkeit und fast mit einem Anflug von Pessimismus beantworteten. Ich richtete an alle zunächst vier Hauptfragen: 1. Ist es möglich, zur Zweisprachigkeit zu gelangen? 2. Macht nicht die Dialektverschiedenheit (also das Fehlen einer Schriftsprache) die Wiederbelebung des Irischen unmöglich? 3. Ist die Auswanderung zu verhindern? Und 4. Ist das Irische auch heute noch verachtet als die Sprache der Armen und sozial Tiefstehenden? Bei näherer Erörterung traten zu den groben Umrissen des Gesamtbildes sehr viele Einzelzüge, die, je mehr, desto deutlicher die teilweise Bindung der Kernprobleme an politische, religiöse und wirtschaftliche Fragen erkennen ließen. Fasse ich den Inhalt der mir erteilten Auskünfte zusammen, so gelangen wir zu folgendem Ergebnis:

a) Die Zweisprachigkeit

1. als politische Frage.

Anhänger wie Gegner des Irischen erblicken in dem Versuch, die Nationalsprache wiederherzustellen, eine politische Maß-

[1] Dr. Best, Direktor der National Library; Prof. O. J. Birgin, N. U. I.; Mr. Bradley im Education Office in Marlborough Str.; Cormac Breathnac, Präsident der Gaelic League; James A. Delargy, M. A., N. U. I.; Rev. Patrick S. Dinneen, M. A., der Vf. des bekannten engl.-ir. Wörterbuches; Miss Gavan Duffy, die obenerwähnte Schulleiterin; Frank Fahy, T. D.; Rich. Foley, Mitglied der Coimisiun na Gaeltachta; Dr. E. J. Gwynn, Provost T. C. D.; Dr. Douglas Hyde; Rev. Lambert McKenna, S. J.; Dr. McNeill, der frühere Kultusminister; Dr. Miller, Inspektor im Department of Education; Dr. Nichols, General Inspector; Dr. Geo. O'Brian, Prof. of Economics, N. U. I.; Dr. F. W. O'Connell, Leiter der Radiostation; Seán T. O'Kelly, T. D., der auch in Deutschland aus der Kriegszeit gut bekannte Parlamentarier; An Br. D. L. O'Muirthile, Leiter des kathol. all-Irish College in Glasneven; S. O'Neill, Secretary im Kultusministerium; Prof. O'Rahilly, T. C. D.; Rev. John Ryan, S. J.; An Seabhac, einer der bedeutendsten Irisch schreibenden Autoren der Gegenwart, und Prof. Singer (deutscher Herkunft) im Blackrock College gaben mir bereitwilligst und ausführlich ihre Ansichten, oft in Verbindung mit echt irischer Gastfreundschaft. Ihnen allen auch an dieser Stelle herzlichen Gruß und Dank.

Digitized by Google

nahme, für die jede Regierung des Freistaates sich einsetzen muß, ganz gleich, ob die augenblickliche oder die Oppositionspartei am Ruder ist. Im letzteren Falle würde die Pflege des Irischen sogar noch stärker betont werden. Da die Regierung es mit der Durchführung dieses Punktes ernst meint, muß sie einen gewissen Zwang ausüben. Dieser zeigt sich in den Prüfungsforderungen des Civil Service und wirkt daher auf den Unterricht. Ohne den Nachweis umfangreicher irischer Sprachkenntnisse in einer Prüfung kann heute niemand mehr Beamter im irischen Freistaat werden. Das bedeutet sicherlich einen Gewinn für die Wiederherstellung des Irischen. Dennoch fehlt es nicht an Stimmen, die den Zwang als den Tod des Irischen bezeichnen, wobei übersehen wird, daß ohne Zwang viele überhaupt nicht Irisch lernen würden. Freilich muß zugegeben werden, daß der Zwang für viele Lehrer eine starke Belastung bedeutet (z. B. Ferienkurse außerhalb des Wohnsitzes zur Aus- und Weiterbildung im Irischen), die nicht einmal mit wirtschaftlichen Vorteilen, sondern eher mit dem Gegenteil verbunden ist. So entsteht vielfach eine gewisse Verstimmung innerhalb der Lehrerschaft. So mancher Lehrer unterrichtet Irisch, weil er m u ß. Er ist nicht mit dem Herzen dabei. Seine Sprachkenntnisse reichten zwar zum Bestehen der Prüfung aus und genügen noch für Unterrichtszwecke, sind aber nicht weiterentwickelt und befähigen ihn daher nicht, das Irische als wirkliche Sprache zu gebrauchen. Was also auf diesem Wege zunächst erreicht wird, ist noch weit entfernt von Zweisprachigkeit, denn die so gewonnenen 'Irish speakers' sprechen das Irische bestenfalls wie eine gut erlernte Fremdsprache, aber nicht als Muttersprache. Man treibt also tatsächlich eine Kultur der Sprache unter Glas und bekommt ein Gewächshauserzeugnis, dem das natürliche Aroma, die korrekte Aussprache und idiomatische Ausdrucksweise der 'native speakers' noch vielfach abgeht. Daß dies aber nur ein Vor- und Übergangsstadium zu dem natürlichen Sprachgebrauch ist und sein soll, zeigen uns schon jetzt Einzelerscheinungen, wie z. B. die Fertigkeit des Schriftstellers An Seabhac. Vorläufig freilich liegen die Dinge noch so, daß unter Zweisprachigkeit der nächsten Generation nur die Verwendung des Irischen als gut erlernter Fremdsprache neben dem natürlichen Gebrauch des Englischen als übernommener Muttersprache zu verstehen ist. In diesem Sinne ist ein zweisprachiges Irland denkbar. Soll aber das Irische denen, die es erlernen, gleich geläufig sein wie das Englische, soll es im Alltagsleben und auf der Straße die gleiche Verwendung finden, dann bedarf es mindestens einer weiteren Generation und außerdem auf seiten der Lernenden moralischer Kräfte, die das in Schul-, Universitäts- und Berufsprüfungen

Digitized by Google

Geforderte weit übertreffen. Daß Irisch je zu diesem Verwendungsumfange gelangen kann, gilt vielfach als ausgeschlossen (Best, Delargy, Miller, O'Brian, Ryan, Singer), ist aber das Ziel der Enthusiasten (Breathnac, Prof. P. Brown [Maynooth], Miss Duffy, Fahy, Foley, Nichols, O'Muirthile). Dabei wird ehrlich eingestanden, daß im letzteren Falle Zweisprachigkeit unmöglich ist, weil dann eben das Englische an die zweite Stelle rücken muß.

Es ist wichtig, in diesem Zusammenhange festzustellen, daß die bisher ergriffenen Regierungsmaßnahmen, Kenntnis des Irischen hauptsächlich durch Schulunterricht zu vermitteln, die ganze Bewegung als eine solche von oben nach unten charakterisieren, als eine, die von den Gebildeten ausgeht und auf die Massen wirken soll. Dies wird ausnahmslos zugegeben. Ebenso, daß dem als erlernte Sprache verwendeten Irischen etwas Künstliches anhaftet, weil es mit dem beschränkten Wortmaterial der *native speakers* nicht auskommt und zu einer beträchtlichen künstlichen Erweiterung der alten, natürlichen Basis gezwungen ist, besonders als philosophisch-wissenschaftliche Sprache. Daß sein Wortschatz für moderne Zwecke überhaupt unzulänglich ist, wird im allgemeinen nur von Gegnern des Irischen behauptet, wenngleich auch tüchtige Vorkämpfer, wie z. B. Rev. Dinneen, einen lückenlosen Ausbau der Sprache noch von der heranwachsenden, *all-Irish* erzogenen Jugend erwarten. Aus dem in diesem Sinne zum Teil künstlichen Charakter der Sprache erklärt sich auch, daß ihre Verwendung in Dublin (und anderswo) auf 'geschlossene Gesellschaften' wie Schul- und Amtsstuben, Theater u. a. m. beschränkt bleibt; die Straße kennt sie nicht. Der Arbeiter und der kleine Geschäftsmann werden sich ihrer erst bedienen, wenn Schule und Gewöhnung durch fast ausschließlichen Gebrauch das Irische (in einer lautlich wahrscheinlich anglisierten Form) aus einer tüchtig geübten Fremdsprache zu einer wirklichen Volkssprache gemacht haben.

Wenn es richtig ist, daß die Bewegung für die Nationalsprache neuerdings aus politischen Gründen einsetzte, so ist nicht minder richtig, daß sie durch kirchliche Maßnahmen der Vergangenheit mitbedingt wird, in diesem Sinne also auch

2. als religiöse Frage

erscheint. Ganz allgemein bezeichnet man es als einen Kardinalfehler, daß das katholische Priesterseminar in Maynooth bei der Gründung (1795) das Englische und nicht das damals noch weitverbreitete Irische zur offiziellen Sprache machte. Damit gab die Kirche das Irische preis, während sie in Wales bis heute der Hort der Sprache geblieben ist und nicht wenig dazu beiträgt, daß das Walisische lebt und am Leben bleibt. Allerdings liegen hier die

Digitized by Google

Verhältnisse insofern ungleich günstiger, als unter anderem das Vorhandensein einer ausgedehnten Industrie und das Fehlen einer ständigen Abwanderung von alters her einen wirksamen Sprachschutz bildeten. Im Falle Irland konnte die Kirche es sich erlauben, England einen Liebesdienst zu erweisen, hoffte sie doch auf großen Gewinn, im Falle Wales aber mußte sie aus Gründen der Selbst- und Seelenerhaltung die Rolle der Sprachbeschützerin beibehalten.

Wie steht nun heute die Geistlichkeit zum Irischen? Die Ansichten gehen überwiegend dahin, daß man von einer Dreiteilung sprechen kann, die etwa zu gleichen Teilen sprachfeindliche, gleichgültige und enthusiastische Geistliche umfaßt. Dabei ist zu beachten, daß namentlich Mitglieder der höheren Geistlichkeit das Irische ablehnen — die Irisch sprechenden Erzbischöfe von Dublin und Tuam sind weiße Raben — und fast nur jüngere und niedere Geistliche leidenschaftlich für die Nationalsprache eintreten. Ob diese in Zukunft werden gutmachen können, was seinerzeit in Maynooth versäumt worden ist, erscheint fraglich. Maynooth selbst bietet dafür wenig Aussicht, denn es steht allgemein in dem Ruf, daß die dort Irisch Lernenden nur recht bescheidene Leistungen aufweisen, namentlich im Verstehen der gesprochenen Sprache.

Ungleich größere Schwierigkeiten als in politischer und religiöser Hinsicht bietet das Problem

3. als wirtschaftliche Frage.

Wie stark wirtschaftliche Verhältnisse die Maßnahmen der Regierung zur Durchführung des Sprachprogramms beeinträchtigen, zeigt die große Zahl der im *Coim. Rep.* gemachten Vorschläge und die verhältnismäßig bescheidene der vom *Gov. Pol.* angenommenen. Wie stark andererseits wirtschaftliche Vorteile in positiver Richtung wirken (können), beweist die selbst von Gegnern des Irischen oft genug geäußerte Ansicht: 'Wenn sich das Irische bezahlt machte, würde es jeder sprechen.' Die Folgerung aber, daß es sich nicht bezahlt macht, ist irrig, vielleicht sogar bewußt irrig, denn nach den Bestimmungen des Civil Service wird es in absehbarer Zeit keinen Beamten ohne irische Sprachkenntnisse geben. Diese Erkenntnis dringt schon langsam durch; dafür spricht das stetige Wachsen der Schülerzahl in den *all-Irish schools*, deren Zöglinge mit verschwindenden Ausnahmen Englisch sprechenden Familien entstammen.

Wirtschaftlicher Natur sind von den oben aufgestellten Fragen (S. 7) so ziemlich alle bisher noch nicht behandelten. Voran steht der Mangel an irisch geschriebener Literatur. Daß z. B. keine irisch geschriebene Tageszeitung in Dublin besteht,

Digitized by Google

ist rein wirtschaftlich zu erklären. Die noch zu kleine Zahl der daran Interessierten macht vorläufig jedes Unternehmen dieser Art aussichtslos. Nur ganz wenig besser verhält es sich mit Büchern und Autoren. Hier kämpft die Regierung gegen einen circulus vitiosus. Das Publikum erklärt: Wir lesen nicht, weil es keine Bücher gibt. Die Autoren behaupten: Wir schreiben nicht, weil es keine Leser gibt. Richtig ist, daß die irische Literatur der Gegenwart in der Hauptsache aus Übersetzungen englischer, französischer und deutscher Werke besteht. Nur vereinzelt schreiben Schriftsteller wie Podraig O'Conaire[1] (Galway), An Seabhac (Dublin) und ein paar weitere Originalgeschichten, doch ist deren Veröffentlichung nur durch Druck auf eigene Kosten möglich, weil die Verleger wegen der zu geringen Absatzmöglichkeit Unterhaltungsliteratur ablehnen. So muß denn der irische Autor seinen Idealismus, seine Arbeit für die Pflege der Nationalsprache noch mit baren Geldverlusten von etwa £ 50 je Buch bezahlen (An Seabhac). Diesen unhaltbaren Zustand hat die Regierung jetzt durch die Schaffung eines Fonds beendet (£ 5000 für 1928; für 1929 sind £ 10 000 in Aussicht genommen), aus dem die Autorenverluste gedeckt werden. Damit hofft sie, den Hinweis des Publikums auf den Büchermangel zu entkräften und so den oben angeführten circulus vitiosus zu sprengen (An Seabhac, Nichols). Das Gesagte gilt nicht für Schulbücher und Kindergeschichten. Diese sind von der irischen Elementargrammatik an bis zum Unterhaltungstext, weil sie schnellen Absatz finden, von den Verlegern begehrt. Das Bestehen einer beträchtlichen Anzahl von Kindergeschichten (Sagen, Märchen, geschichtliche Darstellungen usw.) in Form von broschierten, zum Teil gut illustrierten 'Leseheften' beweist, daß die Hoffnung auf die irisch sprechende Jugend als die künftige Generation erwachsener Leser berechtigt ist.

Der kritische Forscher hat aber ein Bedenken. Werden die schulentlassenen Kinder (selbst der *all-Irish national schools*) beim Eintritt in einen Lebensberuf das Irische in vollem Umfange neben dem Englischen beibehalten können? Für die künftigen Beamten des Civil Service kann man diese Frage noch bejahen, aber schwerlich für die freien Berufe namentlich niederer Art. Noch gibt es keine kleinen Geschäftsleute, ja überhaupt wohl keine kaufmännischen Stellungen, die für einen Irisch sprechenden Lehrling Platz bieten. Noch gibt es keinen Kaufmann, der seine Korrespondenz auf Irisch abfaßt, nicht einmal eine gedruckte Anleitung dazu. Und wie steht es mit der großen

[1] Die Irish Weekly Independent vom 13. Oktober 1928 meldet seinen Tod, als diese Blätter schon im Druck waren.

Digitized by Google

Schar der gelernten wie ungelernten Arbeiter? Wird in ihren Reihen nicht das Englische überwuchern müssen, solange die Irisch Redenden in der Minderzahl sind? Ehe das Irische in diese Tiefen dringen kann, und auch dann nur neben dem Englischen, muß mindetsens eine zweite Generation heranwachsen, die schon im irisch sprechenden Elternhause aufgezogen ist. Dabei gilt als Voraussetzung neben hochgespanntem Nationalbewußtsein und eisernem Willen nicht nur ungestörte, sondern wesentlich intensivere Weiterentwicklung der Pflege der Sprache durch die Schule.

Wesentliche Abweichungen weisen die Antworten auf, die das Problem

b) Die Dialektverschiedenheit

betreffen. Überwiegend ist man der Ansicht, daß das Fehlen einer Schriftsprache der Wiederbelebung des Irischen außerordentlich nachteilig ist und sie nahezu unmöglich macht (Best, F. W. O'Connell, McKenna, Miller). Wenn dagegen gute Kenner des Irischen behaupten, daß Schwierigkeiten dieser Art nicht bestehen (Dinneen, Miss Duffy), so ist dieser krasse Widerspruch nur scheinbar. Die erste Ansicht hat unbedingte Gültigkeit für alle, die das Irische wie eine Fremdsprache erlernen, und um diese handelt es sich bei dem ganzen Versuch der Wiederbelebung hauptsächlich. Die zweite Ansicht dagegen kann nur für einheimische Sprecher und deren Kinder zutreffen. Daß diese den einen anderen Dialekt Redenden ohne sonderliche Mühe verstehen, bedarf keiner ausdrücklichen Betonung. In einem späteren Stadium würden sicherlich die Schwierigkeiten auch für den nichteinheimischen Sprecher weit geringer sein; vorläufig aber bestehen sie in einem so erheblichen Umfange, daß man schon mit dem Gedanken liebäugelt, einfach einen Dialekt (vielleicht den von Munster) zur Schriftsprache zu erklären (vgl. dazu Lehmacher und die Erwiderungen von Bergin, O'Rahilly usw. in Studies, March 1923). Unbedingt nötig ist dieser Schritt jedoch nicht, weil der Lernende in allen Lehrbüchern von Anfang an auf die Dialektunterschiede hingewiesen wird.

Das dritte Kernproblem,

c) Die Auswanderung

nach Nordamerika, ist frei von allen politischen und religiösen Einwirkungen und erscheint ausschließlich

als wirtschaftliche Frage.

Ob und wie der ständigen Abwanderung von Westiren ein Ende gemacht werden kann, vermag noch niemand zu sagen. Fast ausnahmslos erkennt man die einschneidende Bedeutung dieser Frage

Digitized by Google

und die Notwendigkeit ihrer Lösung, doch sieht man noch keinen rechten Weg, die geradezu entmutigenden Riesenaufgaben der Wirtschaft anzupacken. Mit der Lösung dieses Problems steht und fällt aber die ganze Bewegung, denn es handelt sich um die Erhaltung der Grundwurzel, aus der allein das Irische als lebende Sprache Lebenskräfte ziehen kann, um die Erhaltung der einheimischen Sprecher. Will man nicht in Zukunft auf das Originalirische verzichten und sich mit einem, ich möchte sagen, anglisierten Kunstirisch begnügen, so muß die Erhaltung der immer noch schnell sinkenden Zahl der *native speakers* mit allen Mitteln betrieben werden. Der Einwand 'Man kann sie doch nicht einzäunen' gibt nicht den letzten und einzigen, wenn überhaupt einen Ausweg an. Dieser liegt vorläufig in der Hauptsache auf dem Gebiete der Siedlung. Darauf verweist schon der *Coim. Rep.* (S. 45, Nr. 141) und empfiehlt zu diesem Zweck die Auswertung der *Land Act* von 1923. Daß die Regierung ernstlich an die Verwirklichung dieses sehr kostspieligen und dabei langsamen Verfahrens denkt, beweist die *Gov. Pol.* (S. 24, Nr. 61). In ganz vereinzelten Fällen sind sogar schon Verpflanzungen von Familien aus den übervölkerten Gebieten des Westens in geräumigere Teile des Landinneren erfolgt (Seán T. O'Kelly). In dieselbe Richtung fällt die oben (S. 191) erwähnte Gründung der *Nua-Gaeltachta* in Drumcondra, die man in drei Jahren auf reichlich 80 Häuser mit einer Kirche und zwei Schulen auszubauen plant. Kommt es dahin, so wird als beachtenswerte Folge der Irisch sprechende Handwerker und kleine Gewerbetreibende in Erscheinung treten (müssen). Ist die Durchführung der Verpflanzungs- und Siedlungsmaßnahmen in größerem Umfange möglich, so muß sie, wenn auch in sehr langsamem Tempo, zu greifbaren Erfolgen führen. Die Erhaltung einheimischer Sprecher durch deren Verwendung in Beamtenstellen des Civil Service ist jedenfalls schneller und augenfälliger zu erreichen, aber sie erstreckt sich nur auf Einzelne und nicht auf geschlossene, an die Scholle gebundene Familien.

Neben dem Siedlungsprojekt wird die Industrialisierung Irlands als Mittel zur Einschränkung der Abwanderung erwogen, aber nur vereinzelt und gesprächsweise. Wie akademisch solche Erörterungen sind, liegt auf der Hand. Die geographischen Bedingungen des Landes lassen die Verwirklichung dieser Gedankengänge in irgendwie nennenswertem Umfange schwerlich zu.

Als letztes Problem bleibt

d) Die Sprachverachtung

zu erörtern. Zwei Ansichten stehen sich diametral gegenüber: das Irische wird auch heute noch verachtet, und: das Irische wird

Digitized by Google

nicht mehr verachtet. Muß widerspruchslos zugestanden werden, daß eine der wesentlichsten Ursachen für den Rückgang des Irischen ursprünglich und noch bis in die Gegenwart hinein in der Anschauung lag, das Irische sei die Sprache des armen, unbedeutenden, sozial tiefstehenden Mannes, Englisch hingegen die des wohlhabenden vornehmen Herrn, und in dem daraus erwachsenen Bestreben des Iren, sich durch den Gebrauch der 'feinen' Sprache auf die gleiche soziale Stufe zu heben, so darf man heute von einem beginnenden Wandel in dieser Beziehung sprechen. Zwar erblicken Autoritäten wie Dr. McNeill und Prof. O'Rahilly auch jetzt noch in dem ursprünglichen Urteil und seinem ungeschwächten Fortbestehen das Haupthindernis für die ganze Sprachbewegung, doch kann man der entgegenstehenden Auffassung nicht alle Berechtigung absprechen. Richtig ist, daß in beängstigendem Umfange auch heute noch der Irisch sprechende Vater soviel wie möglich mit seinen Kindern Englisch spricht (vgl. auch *Coim. Rep.* S. 30, Nr. 93). So entsteht der Eindruck, einer weitverbreiteten Sprachverachtung, die das Absterben des Irischen bewirken muß. Der Gebrauch des Englischen läßt sich aber neuerdings mit einer Begründung erklären, die viel für sich hat. War es ursprünglich die Absicht des Vaters, seinen Kindern durch die möglichst ausschließliche Kenntnis des Englischen und Einimpfung einer Verachtung des Irischen einen wirtschaftlichen Aufstieg im Leben zu ermöglichen, so ist das Verhältnis heute dahin gewandelt, daß er ihnen neben dem Irischen die Kenntnis auch des Englischen als einer Weltsprache vermitteln will. Sprachverachtung leitet ihn dabei nicht (Nichols, O'Muirthile). Wenn in solchen Fällen das Englische nicht völlig unberücksichtigt bleibt, so ist dies abermals

als wirtschaftliche Frage

zu beurteilen. Man darf nicht vergessen, daß die *native speakers* der ärmsten Bevölkerungsschicht angehören, die mit allen Möglichkeiten, die zu einem besseren Dasein führen, rechnen muß. Und unter diesen winkt in wieder und wieder verlockenden Farben das ferne Amerika, zu dem seit Jahrhunderten die Beziehungen in immer dichteren Fäden gesponnen sind. So wird es auch in Zukunft bleiben. Solange wirtschaftliche Not die Blicke des Iren (d. h. des *native speaker)* über das große Meer nach Westen lenkt, wird er, auch wenn er noch so begeistert für seine Muttersprache ist, nicht auf die Kenntnis des Englischen verzichten (wollen). Daraus folgt, daß die Erhaltung der einheimischen Sprecher, also die Unterbindung der Abwanderung, und die Beseitigung der Verachtung der Sprache ein untrennbares Doppelproblem darstellen, dessen Lösung einzig durch eine wirksame

Digitized by Google

wirtschaftliche Besserung (Siedlung) möglich ist. Der Anfang ist gemacht und verspricht Erfolg. Gelingt es, auf diesem Wege rüstig fortzuschreiten, so ist für die Wiederbelebung der Nationalsprache unendlich viel gewonnen, die Erhaltung der lebenden Sprachquelle, aus der dem Irischen als moderner, auch wissenschaftlicher Sprache alles für eine allgemein gebrauchte Volks- und Literärsprache Erforderliche gleichsam von selbst zufließen wird.

Aus der Zusammenfassung aller erörterten Argumente ergibt sich als Schlußfolgerung:

1. Die heranwachsende Generation Irlands wird infolge der Regierungsmaßnahmen auf dem Gebiete der Schule und des Civil Service über eine ansehnliche Lesekenntnis des Irischen verfügen, d. h. Irisch lesen und schreiben, aber nicht wirklich sprechen können.

2. Zweisprachigkeit des Landes, d. h. Beherrschung des Irischen in gleichem Umfange wie das Englische, wird auch in Zukunft nicht zu erreichen sein, höchstens als kurzfristiges Übergangsstadium, denn eine der beiden Sprachen muß überwiegen. Daß diese fast ausnahmslos die der Mutter sein wird, ist selbstverständlich.

3. Das Irische als künftig allgemein gebrauchte Nationalsprache ist an sich lebensfähig (etwa nach drei Generationen), aber nur, wenn es gelingt, bis dahin und darüber hinaus *native speakers* im Lande in einer Zahl zu erhalten, die das ununterbrochene Fortbestehen des Originalirischen gewährleistet. Voraussetzung bleibt dabei der von starkem Nationalbewußtsein getragene Wille des Volkes.

Zum Schluß die Frage: Lohnt sich der Aufwand von Zeit, Geld und Kraft, um ein Ziel zu erreichen, das vielleicht auf halbem Wege aus unvorhergesehenen Gründen als aussichtslos aufgegeben werden muß? Wenn diese Frage von verschiedenen Seiten in Irland verneint wird, so will uns das zunächst als mangelndes Nationalbewußtsein erscheinen. Hören wir aber, daß die intensive Betonung des Irischen bedauert wird, weil dadurch das Französische stark (50 Prozent) und das Deutsche völlig aus den Schulen verdrängt wird — neben dem Irischen und Englischen, dazu Latein, hat höchstens noch das leichtere Französische, aber nicht das schwierige Deutsche Platz —, hören wir, daß die für wissenschaftliche Arbeit an der Universität unentbehrliche Kenntnis des Deutschen nahezu geschwunden ist und so zum Rückgang der Leistungen führt, dann können auch wir nicht hell aufjubeln, so sehr wir den Regierungsmaßnahmen aus nationalen Gründen vollen Erfolg wünschen.

Potsdam. **Fritz Fiedler.**

Digitized by Google

Zur Satzperspektive im modernen Englisch[1]

Das Ziel dieser kurzen Abhandlung ist, zu zeigen, daß im modernen Englisch viele charakteristische Züge miteinander im klaren Zusammenhange stehen und daß dadurch die methodologische Forderung entsteht, diesen Zusammenhang auch bei der historischen Forschung zu berücksichtigen. Zu meinem Ausgangspunkt nehme ich die Funktion des grammatischen Subjekts im Englischen. Wenn wir verschiedene Sprachen von diesem Standpunkt aus vergleichen, gelangen wir bald zu der Überzeugung, daß in den einzelnen Sprachen bald die eine, bald die andere von zwei Möglichkeiten überwiegt. Entweder bezeichnet das grammatische Subjekt den Urheber der durch das Prädikatverbum ausgedrückten Handlung, oder aber das Thema der durch das Prädikat ausgedrückten Aussage. Ein Vergleich des Englischen z. B. mit den slawischen Sprachen zeigt deutlich, daß im Englischen die thematische Funktion des grammatischen Subjektes besonders stark hervortritt. Das Deutsche steht mittwegs zwischen dem Englischen und den slawischen Sprachen, so daß es in bezug auf das Englische auch als gutes Vergleichsmaterial dienen kann.

Wie gesagt, macht sich im Englischen die Tendenz klar fühlbar, das Thema der Satzaussage womöglich zum grammatischen Subjekt des Satzes zu machen. Wenn sich zwei Vorstellungen als durch die Situation gegeben darbieten, wird diejenige von ihnen zum grammatischen Subjekt gemacht, die mehr Aktualität besitzt oder als etwas Bestimmteres erscheint. Diese Eigenschaften treffen besonders häufig bei einem persönlichen Subjekte zu. Deswegen wird im Englischen das persönliche Subjekt mit besonderer Vorliebe verwendet. In der Konversationssprache spielt besonders das pronominale Subjekt der ersten Person eine bedeutende Rolle, obzwar nach den englischen Höflichkeitsregeln die Persönlichkeit des Sprechenden oder des Schreibenden nicht zu sehr in den Vordergrund rücken darf. Da sich in der gewöhnlichen zusammenhängenden Sprache das Thema durch mehrere Sätze regelmäßig hindurchzieht, ist eine natürliche Konsequenz des thematischen Subjektes im Englischen die Tatsache, daß auch das grammatische Subjekt in mehreren nacheinanderfolgenden Sätzen oft dasselbe bleibt. Ein Vergleich des Englischen mit dem Deutschen wird das alles gut illustrieren. Z. B.: *You may make your oath there are hundred thousand people in London that'll like it, if they can only be got to know about it.* (Sie können Gift darauf nehmen, es

[1] Der freundlichen Einladung des Herrn Prof. Brandl folgend, veröffentliche ich hier den englischen Teil der schwer zugänglichen Begründung meiner Haager Thesen in einer deutschen und erweiterten Fassung.

Digitized by Google

gibt ein hunderttausend Leute in London, denen es gefallen wird, wenn man sie nur dazu bringen kann, es kennenzulernen.)

Schon aus dem eben angeführten Beispiel geht es hervor, daß die Tendenz, das Satzthema zum grammatischen Subjekt zu machen, im Neuenglischen oft zur Verwendung anderer prädikativen Konstruktionen führt, als diejenigen, die z. B. im Deutschen üblich sind. So scheint das häufige Vorkommen von passivischen Konstruktionen im englischen Prädikat damit zusammenzuhängen, und dadurch auch die reiche Entwicklung solcher Konstruktionen. Es wird allgemein anerkannt, daß passivische Konstruktionen, in denen das grammatische Subjekt nur indirekt durch die betreffende Handlung berührt wird, zu charakteristischen Erscheinungen des Englischen gehören. Selten wird aber darauf hingewiesen, daß dieser Typus des Passivums sich nicht auf Konstruktionen wie *I am told, I have been given the advice* usw. beschränkt. Wir treffen daneben im Neuenglischen noch zwei andere Arten des Passivums, von denen ich das eine 'Possessivpassivum', das andere 'Perzeptivpassivum' nenne. Das 'Possessivpassivum' ist eine Konstruktion des Verbums *to have* oder *to get* mit einem Akkusativobjekt, auf das sich ein prädikatives Partizipium bezieht. Ist das prädikative Partizipium ein Partizipium praesentis, so bezeichnet das Akkusativobjekt den Urheber der Handlung, und die Beziehung zum grammatischen Subjekt, das eine von derselben indirekt berührte Person oder Sache bezeichnet, wird durch eine adverbiale Ergänzung ausgedrückt. Z. B.: *Everywhere he had crowds hanging on his lips. I had one Colossus bulging over my shoulders.* Seltener und nicht so passivisch gefärbt sind Fälle, wo das Akkusativobjekt etwas zu dem grammatischen Subjekt Gehörendes bezeichnet und wo deswegen keine ergänzende Bestimmung des Partizipiums notwendig ist. Z. B.: *Way was made for women, who had relatives going out.*

Wenn das prädikative Partizipium ein Partizipium praeteriti mit passiver Bedeutung ist, so bezeichnet das Akkusativobjekt die Person oder die Sache, die direkt von der betreffenden Handlung berührt wird, und die Beziehung zu dem grammatischen Subjekt wird entweder durch eine possessive Qualifikation des Akkusativobjekts oder durch eine adverbiale Bestimmung des prädikativen Partizipiums ausgedrückt. Mitunter, wenn das Akkusativobjekt durch seine Bedeutung genug klar auf das grammatische Subjekt hinzeigt, bleibt jede weitere possessive Bestimmung aus. Beispiel für die erste Möglichkeit: *Even great lords and landies have their mouths sometimes stopped.* Beispiele für die zweite Möglichkeit: *Few books have had more conflicting statements made about them than the Ship of Fools. We have the value of unity taught us in our earliest school days in the*

Digitized by Google

fable of the bundle of sticks. Happy people to get burden of government taken off their hands.

Diese Typen des Possessivpassivums kommen so oft und so regelmäßig vor, daß wir berechtigt sind, dieselben für Formen des neuenglischen grammatischen Systems zu halten. Daneben finden wir aber auch Possessivkonstruktionen, die einen ausgesprochen passivischen Charakter haben, die aber nicht so häufig und nicht so regelmäßig sind, um als grammatische Formen betrachtet werden zu können. Z. B.: *She shall have a sharp talking to.*

Und noch eine Bemerkung möchte ich hier hinzufügen: Eine possessive Verbindung des grammatischen Subjektes mit dem prädikativen Ausdruck der Handlung ist, was das Genus Verbi betrifft, an und für sich neutral. Wenn man im Deutschen sagt: *Heute werde ich eine Prüfung haben,* so kann es die Aussage des Prüfenden oder des Geprüften sein. Auch die oben angeführten Possessivkonstruktionen mit dem Partizipium praeteriti können, wie bekannt, einen aktiven Sinn haben, der manchmal demjenigen eines Kausativums gleichkommt. Das ändert aber nichts an der Existenz des Possessivpassivums als einer grammatischen Form.

Bei dem 'Perzeptivpassivum' handelt es sich um Konstruktionen, die ganz ähnlich wie das 'Possessivpassivum' gebaut sind. Ein Zeitwort, das eine Art Wahrnehmung bezeichnet, z. B. *to see, to feel, to find, to catch,* verbindet hier das grammatische Subjekt mit einem Akkusativobjekt, auf das sich wieder ein prädikatives Partizipium bezieht. Dieses kann wie bei dem Possessivpassivum entweder ein Partizipium praesentis oder ein Partizipium praeteriti sein, und in dem letzteren Fall kann wieder die Beziehung zum grammatischen Subjekt entweder durch eine possessive Qualifikation des Akkusativobjektes oder durch eine adverbiale Bestimmung des Prädikativpartizipiums ausgedrückt werden. Beispiele für das 'Perzeptivpassivum' mit Partizipium praesentis: *Upon examination of these I found a certain boldness of temper growing in me. He found that perplexing suspicion of priggishness affecting him again.* Beispiele für das Perzeptivpassivum mit Partizipium praeteriti und possessiver Qualifikation des Akkusativobjektes: *On the prorogation they came forth to find their popularity enhanced and the cause for which they had contented virtually won.* Beispiele für dieselbe Konstruktion mit adverbialer Bestimmung des Partizipiums: *Sometimes after when he went into the Senate to clear himself of the suspicions he lay under, he found great clamours raised against him.*

Das 'Perzeptivpassivum' kann auch so konstruiert werden, daß das Akkusativobjekt ein Reflexivpronomen ist, das sich auf das grammatische Subjekt bezieht. In diesem Fall drückt die Konstruktion mit Partizipium praesentis eine unwillkürliche

Digitized by Google

oder unbewußte Handlung des Subjekts aus. Z. B.: *Jack found himself looking out of the window again.* Dieselbe Konstruktion mit dem reflexiven Akkusativobjekt und Partizipium praeteriti kommt, wenn das Zeitwort der Wahrnehmung nicht eine selbständige Bedeutung hat, einem gewöhnlichen Passivum gleich, denn das grammatische Subjekt wird hier direkt von der Handlung berührt. Z. B.: *He then found himself menaced with two prosecutions for libel and absconded to France. This question was not entirely answered in John's slow mind before he found himself pushed along with Tony into Mrs. Douglas's drawing-room.* Es entsteht natürlich die Frage, warum in solchen Fällen das 'Perzeptivpassivum' statt des gewöhnlichen Passivums verwendet wird. Ich finde keine andere Antwort darauf, als zu sagen, daß das 'Perzeptivpassivum' in solchen Sätzen es ermöglicht, das thematische Subjekt hervorzuheben und so die eigentümliche Satzperspektive zu verstärken, ohne den passivischen Sinn der Konstruktion zu schwächen. Dabei wird auch der Vorgangscharakter des ganzen Ausdrucks betont und die Gelegenheit gegeben, eine Seite des Vorgangs als momentan aufzufassen. Es ist eine neue und deswegen expressive Art, das Passivum analytisch auszudrücken.

Die verschiedenen Passivkonstruktionen mit indirekter Berührung des grammatischen Subjekts sind nicht die einzige charakteristische Erscheinung des Neuenglischen, die mit der thematischen Funktion des grammatischen Subjektes zusammenhängt. Die Tendenz, das Satzthema und dabei besonders das eine Person bezeichnende Satzthema zum grammatischen Subjekt zu machen, muß auch mit der Tatsache in Verbindung stehen, daß man im Neuenglischen vieles, was in der älteren Sprache und was noch heute z. B. im Deutschen und noch mehr in den slawischen Sprachen unpersönlich ausgedrückt wird, durch persönliche Konstruktionen wiedergibt. Die Kräfte, die die bekannte Umwandlung im Mittelenglischen herbeiführten oder mindestens herbeizuführen halfen, müssen noch heutzutage an der Arbeit sein, denn wir sehen, daß sich die Anzahl solcher persönlichen Konstruktionen noch immer vermehrt. In erster Linie verdienen hier unsere Aufmerksamkeit Konstruktionen, welche Gefühle und emotionelle Situationen ausdrücken. In Sprachen, wo das grammatische Subjekt nicht einen so ausgesprochen thematischen Charakter besitzt, wie im Neuenglischen, sind solche Konstruktionen unpersönlich, oder die Quelle des Gefühls oder die Ursache der emotionellen Situation wird zum grammatischen Subjekt gemacht, und die Person, die das Gefühl oder die emotionelle Situation erlebt, wird in beiden Fällen durch ein Objekt ausgedrückt. Im Englischen, mit seiner charakteristischen Vorliebe

Digitized by Google

für das persönliche Subjekt als natürlichstes Satzthema, wird dagegen die das Gefühl oder die emotionelle Situation erlebende Person zum grammatischen Subjekt gemacht und die Ursache des Erlebnisses durch eine adverbielle Bestimmung des Prädikats ausgedrückt. Auch hier begegnen wir außer den allbekannten Typen wie *I am extremely sorry to hear that* (Es tut mir sehr leid), *I am warm enough* (Es ist mir warm genug), Konstruktionen, denen noch nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet worden ist; ich meine perzeptive Konstruktionen wie z. B. *Still he found it very pleasant to talk to Lisbeth* (Doch war es ihm ein Vergnügen mit Lisbeth zu sprechen). *She found it extremely difficult to say exactly what it was* (Es fiel ihr äußerst schwer, genau zu sagen, was es war). *There are fears that this coming winter the unemployment figures will surpass all previous gloomy records and the Government will find it difficult to escape the discredit of a situation of this kind.*

Das häufige Vorkommen solcher Konstruktionen berechtigt uns, in ihnen eine wirkliche grammatische Form des Neuenglischen zu sehen. Neben dem Perzeptivtypus begegnen wir auch vereinzelten Fällen des Possessivtypus, wie z. B. *She had a curious sinking of the heart* (Es wurde ihr ganz eigentümlich zumute).

Hie und da wird eine persönliche Konstruktion im Ausdruck einer Erscheinung dadurch erzielt, daß eine kausative Wendung benützt wird, obzwar es sich um etwas Unwillkürliches handelt. Der formale Charakter solcher Wendungen wird eher durch Vergleichung mit den slawischen Sprachen als mit dem Deutschen klar. Z. B.: *And if John or Hypathia let slip a word that was like old times, I was down on them like anything* (Wenn John oder Hypathia ein Wort entschlüpfte...).

Ein anderes interessantes Beispiel von persönlichen Konstruktionen, die an die Stelle älterer unpersönlicher Konstruktionen getreten sind, wird durch den speziellen Gebrauch einiger Adjektiva geliefert. Die Adjektiva *sure* und *certain* haben in Verbindung mit dem Zeitworte *to be* gewöhnlich eine subjektive Bedeutung, die man auch aktiv nennen kann: 'fest von etwas überzeugt sein'. Daneben kommt aber diese Konstruktion auch in einer objektiven oder passiven Bedeutung vor, deren Charakter aus dem folgenden Beispiel erhellt: *But wherever they existed, Old Mortality was sure to visit them when his annual round brought them within his reach. On the other side the TUC subcommittee are certain to put forward very definite and essential propositions of their own.*

Eine umgekehrte Erweiterung der Bedeutung können wir zum Beispiel bei dem Adjektivum *long* beobachten. Der gewöhnliche

Digitized by Google

Sinn, den dieses Adjektiv hat, betrifft etwas Objektives, Absolutes, Dauerhaftes, Dimension als feste Eigenschaft, sei es im Raum oder in der Zeit. In Verbindung mit dem Verbum *to be* hat aber dieses Adjektivum oft eine andere Bedeutung. Es handelt sich dann nicht um eine feste Eigenschaft, sondern um eine relative Eigenschaft, die nur in Beziehung auf eine Handlung aktualisiert wird. Z. B.: *He is long in coming* (Es dauert lange, bis er kommt). *The effect of the coal stoppage is perhaps longer in making itself felt on industry in the West Riding of Yorkshire than in other places* (Es dauert länger, bevor sich die Wirkung des Kohlenstreikes in der Industrie von West Riding von Yorkshire geltend macht, als an anderen Orten).

Eine ähnliche Verschiebung der Bedeutung wie bei dem Adjektivum *long* muß auch bei den Adjektiven *cold* und *warm* und bei anderen derartigen Ausdrücken stattgefunden haben, die durch die Umwandlung von unpersönlichen Konstruktionen in persönliche betroffen worden sind. Man kann überhaupt sagen, daß die Hervorhebung der thematischen Funktion des grammatischen Subjektes im Neuenglischen mit der Leichtigkeit zusammenhängt, mit der Bedeutungsverschiebungen innerhalb einzelner Wortkategorien eintreten können. Durch solche Erweiterungen wird die Bedeutungssphäre einzelner Ausdrücke weiter und die Bedeutung selbst abstrakter. Eine Parallele der tschechischen Umgangssprache zeigt, daß etwas Ähnliches auch bei der Entwicklung des sogenannten indirekten Passivums geschieht. Im Tschechischen nämlich ist ein 'Possessivpassivum' mit indirekter Berührung des grammatischen Subjektes nur dann möglich, wenn es sich um den Ausdruck eines Zustandes handelt. Bei dem Ausdruck einer Handlung ist eine solche Konstruktion unmöglich. Das würde darauf hinweisen, daß die reiche Entwicklung des Passivums mit indirekter Berührung des grammatischen Subjekts im Neuenglischen mit einer Verblassung des Handlungsinhaltes im neuenglischen Verbum zusammenhängen kann. Von einer solchen Verblassung zeugt nicht nur die Möglichkeit kategorialer Bedeutungsverschiebungen, die allbekannt im neuenglischen Verbum sehr groß ist, und die Verwischung formaler Unterschiede zwischen englischem Substantivum und englischem Verbum, sondern auch das, was ich nominale Tendenzen im neuenglischen Verbalausdruck nennen möchte. Es ist hauptsächlich die oft vorkommende Erscheinung, daß die prädikative Handlungsvorstellung nicht durch ein konkretes Verbum, sondern ein Formalverb in Verbindung mit einem die konkrete Handlung bezeichnenden Substantiv ausgedrückt wird. Z. B.: *to have a smoke, to be in love, to do the cooking, to give a laugh, to take leave, to fetch a sigh, to put an end to, to get into habit of,*

Digitized by Google

to fall in love, to make use of, usw. In anderen Fällen übernimmt wieder ein Adjektivum die Funktion des Bedeutungsträgers in einem Ausdruck, der z. B. im Deutschen noch eine rein verbale Form hat. Z. B.: *... and they were soon very chatty again on some other subject.* Besonders häufig tritt ein Adjektivum an die Stelle eines Partizipiums praesentis, z. B.: *explanatory of = explaining, critical of = criticizing, sensible of = feeling,* usw.

Kehren wir jetzt wieder von der Untersuchung der Mittel, die der neuenglischen Tendenz, das Satzthema durch das grammatische Subjekt auszudrücken, zur Verfügung stehen, zu der Satzperspektive selbst zurück! Zuerst muß konstatiert werden, daß unsere Auffassung des grammatischen Subjektes im Neuenglischen durch zwei weitere Tatsachen bestätigt wird. Wir sehen erstens, daß die in den Aussagesätzen konstatierte Tendenz auch in den Fragesätzen ihre Parallele hat. Es läßt sich konstatieren, daß man bestrebt ist, das Frageglied zum grammatischen Subjekt des Fragesatzes zu machen und daß man zu diesem Zweck dieselben syntaktischen Mittel verwendet wie in dem thematisch orientierten Aussagesatze. Z. B.: *What makes you think that?* (Warum glauben Sie das?). Weiter finden wir, daß die Tendenz das Satzthema durch das grammatische Subjekt auszudrücken, ihre Ergänzung in der entgegengesetzten Tendenz hat, das aus dem grammatischen Subjekt auszuschließen, was nicht zum Satzthema, sondern zu der Satzaussage gehört. So mindestens glaube ich erklären zu können, warum in dem folgenden Beispiel nicht der gewöhnliche Subjekt-Prädikat-Satz, sondern eine nominale Konstruktion verwendet wird: *And there was a coming and going of Stubland's aunts and uncles and Sydenham's and Dolly's peoples.*

Zum Schluß verdienen noch zwei Erscheinungen in Verbindung mit den behandelten Problemen erwähnt zu werden. Die Orientierung des englischen Satzes nach dem satzthematischen Subjekt hin spiegelt sich auch in der englischen Wortfolge wider. Ein Satz kann im allgemeinen so konstruiert werden, daß das Satzthema vorangeht und die Satzaussage nachfolgt (objektive Wortfolge), oder man kann gleich mit der Satzaussage anfangen und das Satzthema erst nachfolgen lassen (subjektive Wortfolge). Wenn im Neuenglischen die Wortfolge Subjekt-Prädikat in den Aussagesätzen fast alleinherrschend geworden ist, und wenn andererseits das grammatische Subjekt im Neuenglischen eine klare thematische Funktion angenommen hat, so erhellt daraus, daß diese beiden Erscheinungen auf die Stabilisierung der objektiven Wortfolge im Englischen hinzielen.

Dasselbe Ziel der klaren Gliederung des englischen Satzes nach dem Grundsatze Satzthema-Satzaussage kommt auch in der

Digitized by Google

Weise zur Erscheinung, wie Nebentatsachen ausdrückende Wortgruppen an die Hauptbestandteile des englischen Satzes angeknüpft werden. Das nämlich, was in manchen anderen Sprachen nur durch Nebensätze ausgedrückt werden kann, wird im Neuenglischen durch kumulative Infinitiv-, Gerundial- und Partizipialkonstruktionen direkt an die Zentralteile des gegebenen Satzes angegliedert. Die Folge der Verwendung solcher Konstruktionen ist dieselbe wie diejenige der Ersetzung unpersönlicher Ausdrucksweisen durch persönliche. Der ganze Satzinhalt wird straff zusammengefaßt und klar nach dem Grundsatze Satzthema-Satzaussage zergliedert. Bisher sind solche Konstruktionen meist mit Rücksicht auf das verwendete Verkürzungsmittel (Infinitiv, Gerundium, Partizip) untersucht worden. Von unserem Standpunkte aus ist außer der obenerwähnten Gestaltung der Satzperspektive noch die Tatsache hier hervorzuheben, daß in den kumulativen Konstruktionen zur Herstellung direkter Beziehung zum grammatischen Subjekt dieselben syntaktischen Mittel oder doch syntaktische Mittel derselben Art verwendet werden, wie bei den oben besprochenen Fällen des 'Possessiv- und Perzeptivpassivums'. Ich führe zuerst Beispiele an, in denen die Verbindungszeitwörter einen Infinitiv regieren, eine Konstruktion, die nicht immer auf das passivische Berührtwerden, sondern oft auf das mehr neutrale Interessiertsein oder gar auf das mehr aktive Sichwünschen hindeutet: *I am used to having men fall in love with me, but I never wanted them to. I have not given up hope, however, of seeing America and Russia join the League of Nations within a reasonable time. But what sort of language would we have the world speak?* Beispiele mit dem prädikativen Partizipium: *We hope to see the whole quarter secured in time as the University quarter. The root of English policy should be an active wish to see China brought under a progressive system of order and government by her own effort and in her own way.* Daneben kommen in derselben Verbindungsrolle auch kausativische Konstruktionen vor, z. B. *No voice is needed to make me feel that.*

Somit ist der Kreis unserer Betrachtungen über die Satzperspektive im Neuenglischen geschlossen. Ich hoffe dargelegt zu haben, daß das Neuenglische wirklich eine eigenartige Satzperspektive besitzt und viel charakteristische Erscheinungen des Neuenglischen mit dieser Satzperspektive in direkter Verbindung stehen. Meine Gedankenreihe ist damit aber noch nicht zum Ende gelangt. Von der wissenschaftlichen Analyse des heutigen Sprachzustandes, die nach meiner festen Überzeugung die Hauptaufgabe der modernen Sprachwissenschaft bleibt, da sie allein einen Einblick in die Fülle des Sprachlebens gewähren kann, führt der Weg notwendig zum Studium der Sprachentwicklung. Die Ent-

Digitized by Google

deckung synchronistischer Zusammenhänge, die das Hauptziel meiner vorangehenden Erörterungen war, stellt folgerichtig auch der historischen Forschung neue Fragen. Bisher sind für die Einsetzung persönlicher Konstruktionen an die Stelle unpersönlicher und für die Entstehung und Entwicklung des indirekten Passivums fast ausschließlich nur negative Bedingungen untersucht worden, denn der Zerfall der Endungen kann nur als eine solche betrachtet werden. Soll jetzt auch der aktive Impuls, welcher der dadurch erleichterten Umwandlung eine bestimmte Richtung gegeben hat, und die Ursache, warum die so veranlaßte Veränderung eine kollektive Aufnahmebereitwilligkeit vorfand, entdeckt werden, muß man auf die soeben beleuchteten Zusammenhänge achten. Denn solche durchgreifenden Änderungen, wie die Ersetzung unpersönlicher Konstruktionen durch persönliche, können nicht die Folge einer Reihe von zufälligen Irrtümern sein, sondern Konsequenzen einer totalen Verschiebung der Satzperspektive. Wo die Verschiebung einsetzte und wie sie vor sich ging, kann nur eine auf relative Chronologie hinzielende Untersuchung aller zusammenhängenden Erscheinungen nicht nur im Englischen, sondern auch im Französischen und in den skandinavischen Sprachen zeigen. Vielleicht darf auch der Einfluß des lateinischen Stils für die späteren Perioden nicht unberücksichtigt bleiben.

Prag. Vilém Mathesius.

Digitized by Google

Ibo.

Victor Hugo, *Les Contemplations* VI. II.

(Mit dem Faksimile eines Blattes der Handschrift).

Victor Hugo hat die Gedichtsammlung: *Les Contemplations* in ihrer endgültigen Fassung in sechs Bücher eingeteilt. Das letzte, das 6. Buch, erhielt die Überschrift: *Au bord de l'infini.* In ihm gibt er sich als Philosoph und Seher, der die Verbindung mit dem Unendlichen herstellt. Die Überspannung dieser Pose und die allzu große Kühnheit der Bildkoppelungen beeinträchtigen gerade in diesem Buch den Genuß der Herrlichkeit seiner Dichtkunst. So ist dem 6. Buch denn auch in besonders reichem Maße nicht nur Bewunderung, sondern auch Kritik zuteil geworden. Viele Gelehrte und Kritiker haben sich von verschiedenen Standpunkten aus mit ihm beschäftigt. Die apologetische Erklärung hat sich besonders um die Hervorhebung der poetischen Schönheiten und um die Systematisierung des Gedankengebäudes gemüht, die historische Kommentierung hat den Zusammenhang der Geschichte mit den Lebensschicksalen des Dichters und mit seinen Quellen aufgezeigt, und man hat sie in die Geistesgeschichte des Menschen und seiner Zeit eingereiht: schöne und logisch sauber gestaltete Inhaltsanalysen — eine Kunst, in der die Franzosen Meister sind — liegen in Menge vor. Man sollte denken, daß für die Erkenntnis der Dichtungen dieses Buches nur noch Flickarbeit an Einzelheiten oder eine zusammenfassende Betrachtungsweise übrigbliebe, die das Gesamtbild etwas nuanciert.

Dem ist aber nicht so. Das Studium der Handschriften ermöglicht eine andere Betrachtungsweise der Gedichte und damit ein besseres Verständnis ihres Wesens. Die Betrachtungsweise wird konkreter. Man geht von dem aus, was in der Handschrift wirklich dasteht, mit den Varianten und Schriftunterschieden; daraus kann man sichere Schlüsse ziehen auf die Entstehung der Gedichte, das heißt auf die Dichtung als Vorgang. Man gewinnt eine genetische Analyse, die von der üblichen logischen Inhaltsanalyse stark abweichen kann. Aus solchen genetischen Einzeluntersuchungen erwächst zunächst eine Geschichte der poetischen Formungen. Es stellt sich dann heraus, daß die gesamte Entwicklung Victor Hugos, sowohl die seiner Dichtungen wie auch die seines Denkens, durch die Entwicklung seiner dichterisch-sprachlichen Formulierungsweise wesentlich bestimmt wird.

Gewöhnlich stellten wir uns bei der Erklärung anders ein. Von der Ansicht ausgehend, daß auch in der Dichtung der Ge-

Digitized by Google

danke der Form vorausgehen müsse, versuchten wir gewöhnlich eine möglichst klar begreifliche einheitliche Entwicklungslinie und, für die einzelnen Perioden seines Lebens, ein möglichst einheitliches Gedankensystem Victor Hugos zu konstruieren. Wir abstrahierten diese Konstruktionen aus den fertigen Dichtungen und maßen dann an ihnen die einzelnen Poesien, um den Zusammenhang ihrer Gedanken zu verstehen. Zur Erklärung der Entwicklung zogen wir in erster Linie die Quellen, d. h. die Bücher, welche der Dichter wahrscheinlich gelesen hat, und seine Lebensschicksale heran. Diese haben seine Ideen beeinflußt, das ist sicher. Aber jetzt versuchen wir zu zeigen, daß für die Erklärung die Art und Weise, wie der Dichter den Stoff seiner Dichtungen verarbeitete, wichtiger ist. Dabei geht der Weg keineswegs immer vom Stoff zur Form, auch nicht vom Gedanken zur Form, sondern eher umgekehrt. Gehalt und Gestalt sind in den lyrischen Gedichten Victor Hugos nicht trennbar.

Es dürfte durch die genetische Analyse möglich werden, diesen Gesichtspunkt für die praktische Forschung nutzbar zu machen und die obenerwähnten Konstruktionen anders und sicherer zu unterbauen und sie in wichtigen Punkten zu korrigieren. Es dürfte dann auch möglich werden, an Stelle der impressionistischen oder der durch außerpoetische Gesichtspunkte (Politik, Religion, Philosophie) bestimmten Kritik eine dem Wesen der Dichtungen angemessenere Beurteilung treten zu lassen.

Die Bemühungen der Victor-Hugo-Forschung um die genetische Erkenntnis stehen noch in ihren Anfängen. Die Variantenuntersuchungen der letzten Jahre zeigen einen gangbaren Weg. Noch viel mühevolle Einzelarbeit ist nötig. Als Beispiel einer solchen Einzelarbeit soll die Untersuchung des Manuskripts von 'Ibo' (*Bibliothèque Nationale,* Paris, *Fonds Victor Hugo* Nr. 5, Folio 358—361) dienen. Ein Faksimile von Folio 359 ist beigegeben[1].

[1] Wegen der Literatur vergleiche man: Verf., *Neuere Forschungen über Victor Hugo,* Germ.-Rom. Monatsschrift XVI (1928), S. 61 ff. Zugrunde gelegt ist außer der Handschrift die Ausgabe der *Contemplations* von Joseph Vianey *(Les Grands écrivains de la France).* Paris 1922. 3 Bände. 'Ibo' steht im 3. Band, S. 184—190. Für das Variantenstudium ist auch herangezogen: (Glotz), Docteur ès lettres, *Les Variantes des Contemplations.* Paris, Les presses universitaires de France, 1924. Dort sind zwei Arten Varianten genauer als bei Vianey unterschieden: die ursprünglichen Lesarten und die versuchten, aber wieder gestrichenen Korrekturen. Die Benutzung dieses Buches wird sehr erschwert dadurch, daß nach Strophen gezählt wird und nicht, wie in der kritischen Ausgabe, nach Versen. Die Ergänzungsthese desselben Verfassers: *La psychologie des Variantes des Contemplations* ist meist wertlos. — Die eingehendsten Analysen von 'Ibo', natürlich ohne Berücksichtigung der Genese des Gedichts, findet man in: Renouvier, *Victor Hugo le poète,* Paris 1893, S. 352—366; Guyau, *L'art*

Digitized by Google

Zwei Einleitungsgedichte eröffnen in der endgültigen Redaktion der 'Contemplations' das 6. Buch. Das erste ist *'Le Pont'*, in dem der Gedanke ausgeführt wird, daß das Gebet die Brücke zum Unendlichen schlägt; das zweite *'Ibo'*, in dem Victor Hugo, in Versen von berühmter Eindringlichkeit, ausspricht, daß er, der Dichter, kraft seiner Sehergabe, sich zum Unendlichen aufschwingen wird. Gewiß, zwei wunderschöne, wenn auch zwei verschiedene Einleitungsgedanken 'am Rande der Unendlichkeit'. Die beiden Gedichte sind, als Einleitung, etwas früher datiert als die übrigen des 6. Buches, nämlich *'Le Pont'* vom Dezember 1852, *'Ibo'* vom Januar 1853, 'auf dem Dolmen von Rozel'.

Wie nun aber die Anordnung und die Datierung der Contemplations überhaupt poetische Fiktion und damit ein Teil der Dichtung ist, so ist auch die Anordnung und Datierung der beiden Gedichte und ihre Darbietung als Einleitung etwas ganz Sekundäres. Ein Rückschluß aus ihrer jetzigen Wirkung auf ihre Genese wäre falsch; sie sind nicht als ihre Einleitung konzipiert worden, sondern im engsten Zusammenhang mit anderen Gedichten und als deren variierender Nachklang. Dafür gibt uns die Datierung der Manuskripte einen Anhalt, der im wesentlichen zuverlässig ist. *'Le Pont'* stammt danach vom 13. Oktober 1854, *'Ibo'* vom 24. Juli 1854. Nr. II ist also jedenfalls vor Nr. I gedichtet, und beide nach Nr. III *'Un spectre m'attendait...'*, datiert: 17. April 1854.

Was zunächst das Datum von *'Le Pont'* (Nr. I) betrifft, so ergibt sich, daß dieses Gedicht das Ende einer Reihe philosophischer Gedichte bildet, von denen das am gleichen Tage beendete *'Ce que dit la bouche d'ombre'* (VI. XXVI) die auffallendsten Verwandtschaften aufweist. Die Brücke, die in I den Menschen mit dem Ewigen verbindet, ist ein paralleles Bild zu der Leiter von VI. XXVI, 147—162, die von ihm zu Gott hinaufführt. In dem zeitlich vorhergehenden ernsten Gedicht: *'Relligio'* (VI. XX), vom 10. Oktober 1854, handelt es sich um das Gebet vor der Natur. In unserem Gedicht I weist eine, wieder verworfene, Variante (V. 21) auf dieses Gedicht Relligio (V. 2 u. 13 ff.) zurück. Schließlich deutet noch ein merkwürdiger Zufall deutlich darauf hin, daß vor unserem Gedicht ursprünglich kein Hauptabschnitt gelegen hat. Auf dem gleichen Blatt steht unten in kleinerer Schrift: *où la chair avec l'esprit se fond.* Das ist ein Versstück aus dem vorhergehenden Gedicht (V. XXVI, Les Malheureux, Vers 343; der Hinweis findet sich schon in Vianeys

au point de vue sociologique, 10e éd., S. 224—227; F. Gregh, *Études sur Victor Hugo*, Paris 1905, S. 94—96, und in der Ausgabe von Vianey, S. 181—183.

Digitized by Google

Ausgabe), und zwar eine Verbesserung der Lesart, die dort im Manuskript steht: *Sur la Terre où la vie et l'être se défont.* Nun ist zwar dieses Gedicht, Les Malheureux, im Manuskript vom 17. September 1855 datiert; aber der letzte Teil, von Vers 336 bis 376, unter dem diese Datierung steht, ist sicher nicht von dem angegebenen Datum; höchstwahrscheinlich aber auch nicht aus der Zeit des inhaltlich verwandten Gedichts: La Conscience (*La Légende des siècles* II, vom 29. Januar 1853?), wie Vianey in der Notice zu '*Les Malheureux*' vermutet, sondern nach Papier und Schrift vom Sommer 1854 (vgl. Ausgabe von Vianey, S. 169 f.). Die zwei, etwa gleichzeitig bearbeiteten Stücke wurden erst später durch die Kluft des Bucheinschnittes getrennt, das eine wurde an '*Les Malheureux*' angehängt, zum wirkungsvollen Abschluß des 5. Buches, das andere, '*Le Pont*', zur Einleitung des 6. Buches. '*Le Pont*' wurde dem schönen, am 17. April 1854 geschriebenen Einleitungsgedicht Nr. III '*Un spectre m'attendait*' noch vorgesetzt. Da es aber diesem so sehr ähnlich war, wurde es, nach einem von Victor Hugo regelmäßig befolgten Anordnungsprinzip, durch ein kontrastierendes Gedicht distanziert. Der Dichter will sich nicht nur das Geheimnis des Dunkels von einem mysteriösen Munde sagen lassen (I und III), sondern er will ihm dieses Geheimnis (III, Vers 24, erste Lesart: *Apprends que le profond sait tout*) durch seine eigene Bemühung entreißen. Die Haltung des trotzigen Willens ist derjenigen der verehrungsvollen Hingabe diametral entgegengesetzt, und auch im Versmaß ist dieser Gegensatz aufs schärfste ausgeprägt. Für einen Victor Hugo bedeutet diese doppelte Haltung der Einleitungen keinen Widerspruch, sondern einen notwendigen Schmuck, der die lyrische, die rhetorische und die epische Wirkung des letzten Buches steigern wird. Dieses zweite Gedicht ist betitelt: '*Ibo*'.

Ich beginne auch bei diesem Gedicht wieder mit der Datierung. Im Druck trägt es die Unterschrift: *Au Dolmen de Rozel, janvier 1853,* im Manuskript aber ist es datiert: *24 juillet 1854.* Die erdichtete Datierung stellt die Verbindung mit '*Un spectre m'attendait*' (III) her; denn die dortige poetische Datierung war: *Au dolmen de Rozel, avril 1853.* Es soll also der Anschein erweckt werden, daß die beiden Gedichte zwei einander parallele innere Erlebnisse wiedergeben, die an der gleichen, durch geschichtliches Dunkel und landschaftliche Lage gleich merkwürdigen Stelle dem Dichter zugestoßen sind. Diese dichterischen Lokalisierungen in den Ortsangaben haben fast stets nur einen Stimmungswert, fast nie eine biographische Bedeutung.

Hier paßt diese Stimmung nur zu III, und die Lokalisierung ist offenbar von dort auf '*Ibo*' (II) übertragen, um den schroffen Kontrast etwas zu überbrücken. Aber auch in III fehlt, wie ge-

Digitized by Google

sagt, diese Lokalisierung im Manuskript, sie ist auch dort erst bei der Drucklegung zugefügt. Sie stammt aus dem philosophischen Hauptgedichte des VI. Buches Nr. XXVI, *Ce que dit la bouche d'ombre.* Der Anfang dieses Gedichtes, Vers 1—6, ist, offenbar in Anlehnung an III, nachträglich hinzugefügt, und zwar als Victor Hugo diese merkwürdige Verkündigung eigener letzter Weisheit (der ursprüngliche Titel war *Sophia*), zu einem Zwiegespräch mit einem Gespenst umgestaltete, aus dem der Mund der Finsternis, *la bouche d'ombre,* sich vernehmen ließ. Diese ersten 6 Verse von VI. XXVI hießen in der ursprünglichen Gestalt:

Je suis celui qui parle au sphinx universel.
J'errais près du dolmen qui domine Rozel,
A l'endroit où le cap se prolonge en presqu'île.
Le spectre m'attendait; l'être sombre et tranquille
Me prit par les cheveux dans sa main qui grandit,
M'emporta sur le haut du rocher et me dit:

Diese Verse sind eine Erweiterung des Anfangs von III:

Un spectre m'attendait dans un grand angle d'ombre
Et m'a dit: Le muet habite dans le sombre, etc.

und zwar mit den üblichen Überspannungen und Überveranschaulichungen solcher Erweiterungen. Da nun dieser Dolmen von Rozel mehr einer Verkündigungstribüne als einem Orte des Lauschens auf dunkle Weisheiten gleicht, mag er dem Dichter beim Druck als geeignete Lokalisierung nicht nur für das Ursprungsgedicht III, sondern auch für die Pose von '*Ibo*' erschienen sein.

Sieben Gedichte des VI. Buches tragen lateinische Titel. Diese bilden ein Stilmittel. Ihre Beziehung zum Inhalt ist nicht immer klar. In unserem 6. Buche ist meist der Stimmungsanklang an die Vulgata beabsichtigt. '*Ibo*', ich werde gehen, ist nicht der ursprüngliche Titel. Dieser lautete *ascendam.* Die ursprüngliche Überschrift gehörte zu dem frühesten, dem zweiten Kerne des Gedichts, Vers 53 bis 72, in dem davon die Rede ist, daß der Dichter hochsteigen und sich bis zu den Sternen aufschwingen wird:

53: *Je gravis les marches sans nombre*
Je veux savoir;
— — — — — —
59: *Et que, si haut qu'il faut qu'on monte,*
J'y monterai.

Als sich aber durch die Erweiterungen der ursprüngliche Sinn verschob, paßte die erste Überschrift gar zu schlecht; sie wurde, vielleicht im Anklang an das Urbild von Vers 122—123: *introibo ad altare dei* (vgl. X, *Les Variantes des Contemplations,* Anm. 128), durch den jetzigen vieldeutigeren Titel ersetzt, der zum Abschluß des I. Kernes, V. 20, paßte.

Digitized by Google

Um verständlich zu machen, was es mit den Kernen und Einschüben, die die innere Geschichte unseres Gedichts kennzeichnen, auf sich hat, muß ich zunächst einmal das Gedicht so abdrucken, daß ich ursprüngliche und spätere Teile unterscheide. Daran kann ich dann die verschiedenen Prozesse des Dichtvorgangs erläutern. Über diesen Vorgang konnte man nach den bisher veröffentlichten Varianten zu keiner Klarheit kommen, aber man kann ihn aus der Handschrift herauslesen, wenn man die Verschiedenheiten des Papiers, der Tinten und der Schriften mit aller Sorgfalt beobachtet und deutet.

In dem Abdruck konnte nur ein Teil der Unterschiede berücksichtigt werden. Die ursprünglichen Teile sind im gewöhnlichen Druck, die späteren Teile der rechten Textseite sind kursiv, die am Rand links hinzugeschriebenen Petit gedruckt. Die Seiten anfänge sind angegeben; die Varianten (ursprüngliche Lesarten) stehen unter dem Strich. Zu Zeile 33—76 ist das beigegebene Faksimile von Folio 359 zu vergleichen.

II.

Ibo

Fol. 358 Dites, pourquoi, dans l'insondable
Au mur d'airain,
Dans l'obscurité formidable
Du ciel serein,

Pourquoi, dans ce grand sanctuaire
Sourd et béni,
Pourquoi, sous l'immense suaire
De l'infini,

Enfouir vos lois éternelles
Et vos clartés?
Vous savez bien que j'ai des ailes,
O vérités!

Pourquoi vous cachez-vous dans l'ombre
Qui nous confond?
Pourquoi fuyez-vous l'homme sombre
Au vol profond?

Que le mal détruise ou bâtisse,
Rampe ou soit roi,
Tu sais bien que j'irai, Justice,
J'irai vers toi!

Titel, durchstrichen: *Ascendam.*
6 *Muet, béni.*
14 *Où l'esprit (l'espoir) fond?*

Digitized by Google

Beauté sainte, idéal qui germes
Chez les souffrants,
Toi par qui les esprits sont fermes
Et les cœurs grands,

Vous le savez, vous que j'adore,
Amour, Raison,
Qui vous levez, comme l'aurore
Sur l'horizon,

Foi, ceinte d'un cercle d'étoiles,
Droit, bien de tous,
J'irai, Liberté qui te voiles,
J'irai vers vous!

Fol. 359 Vous avez beau, sans fin, sans borne,
Lueurs de Dieu,
Habiter la profondeur morne
Du gouffre bleu,

Ame *à l'abîme* habituée
Dès le berceau,
Je n'ai pas peur de la nuée,
Je *suis oiseau.*

Je suis oiseau comme cet être
Qu'Amos rêvait,
Que saint Marc voyait apparaître
A son chevet,

Qui mêlait sur sa tête fière,
Dans les rayons,
L'aile de l'aigle à la crinière
Des grands lions.

J'ai des ailes. J'aspire au faîte;
Mon vol est sûr;
J'ai des ailes pour la tempête
Et pour l'azur.

Je gravis les marches sans nombre.
Je veux savoir;
Quand la science serait sombre
comme le soir!

---

34 *Rayons de Dieu.*
37 *Ame aux gouffres habituée.*
40 *Je suis l'oiseau.*
Nach Vers 40 eine durchkreuzte Strophe:
Mon âme a fait des chansons fières,
Nous y mêlions
L'aile de l'aigle et les crinières
Des grands lions.
42 *Que Jean rêvait* (*Jean* über *Amos* geschrieben und wieder gestrichen).
49 *J'ai des ailes. Mon âme est prête,*

Digitized by Google

Vous savez bien que l'âme affronte
Ce noir degré,
Et que, si haut qu'il faut qu'on monte,
Jy monterai!
Vous savez bien que l'âme est forte
Et ne craint rien
Quand le souffle de Dieu l'emporte!
Vous savez bien
Que j'irai *jusqu'aux bleus* pilastres,
Et que mon pas,
Sur l'échelle qui *monte* aux astres,
Ne tremple pas!
L'homme, en cette époque agitée,
Sombre océan,
Doit faire comme Prométhée
Et comme Adam.
Il doit ravir au ciel austère
L'éternel feu;
Conquérir son propre mystère
Et voler Dieu.
Fol. 360 *L'homme a besoin, dans sa chaumière*
Des vents battu,
D'une loi qui soit sa lumière
Et sa vertu.
Toujours ignorance et misère!
L'homme en vain fuit,
Le sort le tient; toujours la serre!
Toujours la nuit!
Il faut que le peuple s'arrache
Au dur décret,
Et qu'enfin ce grand martyr sache
Le grand secret!
Déjà l'amour, dans l'ère obscure
Qui va finir,
Dessine la vague figure
De l'avenir.
Les lois de nos destins sur terre,
Dieu les écrit;
Et, si ces lois sont le mystère,
Je suis l'esprit.

---

65 ... *jusqu'à vos pilastres,*
67 ... *qui touche aux astres.*
75 *Il doit conquérir son mystere,*
93 *Nos lois et nos destins sur terre,*
96 *L'homme est l'esprit.*

Digitized by Google

Je suis celui que rien n'arrête,
Celui qui va,
Celui dont l'âme est toujours prête
A Jéhova;

Je suis le poète farouche,
L'homme devoir,
Le souffle des douleurs, la bouche
Du clairon noir;

Le rêveur qui sur ses registres
Met les vivants,
Qui mêle des strophes sinistres
Aux quatre vents;

Fol. 361 Le songeur ailé, l'âpre athlète
Au bras nerveux,
Et je traînerais la comète
Par les cheveux.

Donc, les lois de notre problème,
Je les aurai;
J'irai vers elles penseur blême,
Mage effaré!

Pourquoi *cacher ces* lois profondes?
Rien n'est muré.
Dans vos flammes et dans vos ondes
Je passerai;

J'irai lire la grande bible;
J'entrerai nu
Jusqu'au tabernacle terrible
De l'inconnu,

Jusqu'au seuil de l'ombre et du vide,
Gouffres ouverts
Que garde la meute livide
Des noirs éclairs,

Jusqu'aux portes visionnaires
Du ciel sacré;
Et, si vous aboyez, tonnères,
Je rugirai.

Au dolmen de Rozel, janvier 1853.

---

103 *Le cris des souffrances,...* (Übergeschrieben und wieder gestrichen.)
105 *Je mets, rêveur, sur mes registres*
Morts et vivants
Je mêle...
117 *Pourquoi vous cacher, lois profondes?*
119 *Dans leurs flammes et dans leurs ondes* (wieder beseitigte Korrektur).
123 *Dans le tabernacle terrible*
Datierung des Manuskripts: *24 juillet 1854* (in der Tinte der Einschübe).

Digitized by Google

Die in diesem Druck herausgehobenen Verse 1—20 (Folio 358), 53—72 (Folio 359), 117—124, 129—132 (Folio 361) sind die zuerst geschriebenen Teile des Gedichts. Sie bilden, genetisch betrachtet, seinen Kern. Vielleicht sollte man lieber sagen, seine drei Kerne. Es sind drei rhetorische Perioden, die erste mit einer nicht ganz befriedigenden Lösung (Vers 17—20), die zweite mit einer nicht vollendeten Deutung (Vers 69—72), die dritte mit einem übersteigerten Schluß (Vers 131—132). Der Inhalt setzt sich aus Bestandteilen zusammen, die den üblichen poetischen Gedanken des Dichters im Frühling 1854 entsprechen, die aber nicht ganz zueinander stimmen. Der Grundgedanke (wenn man dieses Bild verwenden will, obwohl der Gedanke nicht der eigentliche Grund Victor Hugoscher poetischer Inspiration ist) — der Grundgedanke des ersten Kernes ist etwa: Warum ist die Wahrheit so unergründlich für den Menschen; der des zweiten Kernes: Ich werde ohne Furcht bis zu den höchsten Höhen hinaufsteigen; der des dritten Kernes: Trotz aller Schwierigkeiten werde ich in das Heiligtum eintreten und jubelnd schreien. Alle Bestandteile dieser Gedanken kommen, nur etwas anders gemischt, in Dichtungen vor, die unserem Gedicht zeitlich etwas vorausgehen. Die wichtigsten dieser Dichtungen sind: *La légende des siècles* von 1877 Nr. XIX: *Tout le passé et tout l'avenir* (7.—17. Juni 1854) und *Les Contemplations* VI,VI: *Pleurs dans la nuit* (vom 30. bis 31. März 1854). Wir werden später sehen, daß auch die Einschübe fast ganz aus dem Gut dieser zwei Dichtungen bestritten werden. Wir haben das Recht, unser Einleitungsgedicht, wie es oben geschehen ist, als einen Nachklang einer Periode philosophischer Gedichte über das Weltgeheimnis zu bezeichnen. Diese Periode beginnt mit den Gedichten *Dolor* und *Horror (Les Contemplations* VI, XVII und XVI) vom 30. und 31. März 1854. An diese Zweiheit wurde das Gedicht '*Evolution*' als dritter Teil einer Trilogie später angeschlossen, jenes Gedicht, das später den Namen: *Tout le passé et tout l'avenir* erhielt und als Einleitung des letzten Teiles der Légende von 1877 eingereiht wurde. Die Trilogie sollte eine Entwicklungslinie vom Pessimismus zum Optimismus, vom Schauer über den Schmerz zur Höherentwicklung, darstellen. Aus diesem Gedankenkreise ist der Titel *ascendam* und der zweite Kern unseres Gedichts verständlich. Der zeitliche Abstand zwischen unserem Gedicht und den Parallelgedichten widerspricht diesem Resultat nicht, da die Datierung von '*Ibo*' in der Tinte der Einschübe dazugefügt ist, der Beginn der Dichtung also früher als Juli 54 angesetzt werden muß.

Ich führe einige Proben aus *Tout le passé...* an, die als Beispiel dafür dienen können, wie sehr Bestandteile dieses Gedichts mit 'Ibo' verwandt sind.

Digitized by Google

Zu Ibo 1—16: Lég. XIX 63 (erste Fassung):

Pourquoi se masque-t-il dans l'incompréhensible?
Pourquoi le beau voilé? Pourquoi le mal visible?
Pourquoi tant de brumes autour d'eux?

Zu Ibo 5—8: Lég. XIX 83 (erste Fassung):

Pourquoi la mort? Pourquoi l'infini, ce silence?
Pourquoi l'univers, ce muet?

Zu Ibo 19 (und 105, 106, 107): Lég. XIX 385:

Hélas! L'ange justice ouvre ses yeux sinistres.
Il écrit en rêvant des noms sur les registres.
Ah! Les tristes vivants ont tort.

Zu Ibo 59 (und 41 ff.): Lég. XIX 499:

Deux êtres sont en nous: l'un ailé l'autre immonde,
L'un montant vers Dieu; l'autre...

Zu Ibo 69—75 (erste Fassung) und 89, 95, 109, 131: Lég. XIX 541:

Mais nous luttons, esprit! Nous vaincrons...
544: *Un jour, bientôt, demain, tout changera de forme,*
Et dans l'immensité, comme une fleur énorme,
L'univers s'épanouira.
Nous vaincrons l'élément...
La matière aura beau hurler...

Zu Ibo 122—132: Lég. XIX 290:

Temples monstres bâtis pour des dogmes chimères
— — — — — — — —
Bel qui rugit, Dagon qui siffle
— — — — — — — —
Noirs autels pleins d'un Dieu démon.

und 492:

Entend, dans la caverne effrayante de l'ombre,
gronder ces livres rugissants.

und 604, 613 ff. usw.

Ebenso ist die Gedankenwelt der anderen philosophischen Gedichte vom Frühling 1854 mit der von *'Ibo'* verwandt. In die *Contemplations* sind von diesen, außer dem schon erwähnten VI, VI (*Pleurs dans la nuit*) noch aufgenommen: IV, VIII (*A qui donc sommes nous*, s. z. B. Vers 5 und 20); VI, IX (*A la fenêtre pendant la nuit*, s. z. B. Vers 49 ff. und 89 ff.); III, XIX (*Baraques de la foire*). Die Ideen von *'Ibo'* unterscheiden sich von denen dieser gleichzeitigen Gedichte weniger durch ihren Gehalt als durch die Form, in der sie dargeboten werden (Versmaß von

Digitized by Google

Les Châtiments VII, VI), und durch die Verbindungen, die sie miteinander eingehen. —

Wir kehren zu den drei Kernen des Gedichts zurück. Wir können beobachten, wie diese Kerne getrieben haben, und zwar nicht immer in der Richtung ihres ursprünglichen Inhalts. Die Veranlassung dazu war die schon verzeichnete Tatsache, daß die drei Teile noch nicht ganz zusammen paßten. Ein wichtiger Teil der handwerklichen Meisterschaft unseres Dichters besteht in der Kunst, verschiedenartige primäre Formungen miteinander in Verbindung zu setzen. Dieser Vorgang läßt sich bei unserem Gedicht in instruktiver Weise verfolgen.

Ich beginne zunächst mit der Triebgeschichte des zweiten Kerns, Vers 53—72. Dazu bitte ich, das Faksimile von Folio 359 zu vergleichen, das die Schriftunterschiede gut, die Tintenunterschiede freilich weniger gut wiedergibt. Der im wesentlichen formale Grundgedanke des Höhersteigens scheint der ursprünglichste zu sein. Daß V. Hugo selbst die Verbindung von Kern I und II noch nicht als fertig ansah, sieht man daraus, daß er zuerst den Platz für eine Strophe am oberen Rande von Folio 359 freigelassen hat. Solche freigelassene Strophen, die später nachgefüllt werden, finden sich sehr häufig in seinen Manuskripten, z. B. auch auf der nächsten Seite (Folio 360), wo ursprünglich noch weit mehr Platz freigelassen worden war. Fast ebenso häufig aber zeigt es sich, daß, wie auf unserem Folio, der berechnete Platz nachher nicht gereicht hat, als der Zwischengedanke die dichterische Inspiration neu in Schwingung versetzt hat. Das wird für unser Blatt gleich zu untersuchen sein.

Zunächst hat uns aber der Seitenschluß zu beschäftigen, denn Victor Hugo pflegt seine Ergänzungen von rückwärts nach vorn zu, und zwar von den wirkungsvollen Abschlüssen aus, die überaus häufig am Seitenende stehen, aufzubauen. Der Abschluß Vers 72 befriedigt ihn nicht ganz. Er war nicht recht verständlich. Aus den gleichzeitigen Dichtungen kann man schließen, daß er als ein Kontrastschluß entstanden war, bei dem Prometheus die Überwindung der menschlichen Dunkelheit und Beschränktheit durch den Willen und durch die persönliche Begabung symbolisiert, Adam aber die gleiche Erhöhung auf dem Wege der Geduld und des Leidens. Man vergleiche z. B. aus dem zitierten Gedicht Lég. XIX, Vers 493 ff.:

Mais le passé s'en va. Regarde-nous; nous sommes
Un autre Adam, une autre Ève ...
Nous bénissons quand nous souffrons.

Der zweite Teil dieses Kontrastes von Prometheus und Adam paßte nicht zu der unmittelbaren Fortsetzung (Kern III,

Digitized by Google

Vers 117 ff.), wo zunächst die prometheische Seite der Überwindung des Weltgeheimnisses fortgeführt wurde. Deshalb wird in einer Zusatzstrophe (Vers 73—76), für die am unteren Rande der Seite gerade noch Platz war, dieser Kontrast ausgelöscht, und Adams Essen vom Apfel des Baumes der Erkenntnis wird mit dem Feuerraub des Prometheus gewaltsam gleichgerückt. Die Strophe schließt mit dem Schlußeffekt: Der Mensch soll Gott bestehlen. Sie lautet ursprünglich:

73 *Il doit ravir au ciel austère*
L'éternel feu;
Il doit conquérir son mystère,
76 *Et voler Dieu.*

Der brutale Schlußvers wirft ein grelles Licht auf das Bild von Prometheus, aber er verdunkelt das von Adam. Der sinntragende Vers der Strophe war in der hier wiedergegebenen ursprünglichen Form Vers 75: Der Mensch soll das göttliche Geheimnis, das ihn umgibt, lösen, er soll sich die Lösung erobern. Das Geheimnis war in Vers 1—16 geschildert, und die Schilderung wurde Vers 117 wieder aufgenommen. Das prometheische Bild hierfür wurde in dem Immerhöhersteigen von Kern II vorbereitet und klang in den Flammen von Vers 119 nach (s. u.). Das adamische Bild für die Eroberung des göttlichen Geheimnisses meint eigentlich das Aufschwingen zur göttlichen Heiligkeit, die dem Menschen den Zutritt zu Gottes Offenbarung ermöglicht, wie es in Vers 122—124 poetisch geschaut ist. Aber die Vorstellung von dieser Art des Aufschwungs *(voler)* wird hier erdrückt. Sie ist aber beim Zustandekommen der Strophe noch gegenwärtig gewesen.

Der echt Hugosche Gewaltvers (76) des Abschlusses hat Zeugungskraft, und zwar sowohl nach der beleuchteten wie nach der beschatteten Bedeutungsseite von *voler* hin. Zunächst verlangt er eine Änderung des vorhergehenden Verses 75. Die Änderung ist stilistisch bedingt; denn, wenn man sagen will, daß man das Geheimnis Gottes erobern und ihn bestehlen soll, so darf man das Possessivpronomen *son* sich nicht auf das folgende Objekt *Dieu* beziehen lassen, sondern man müßte sagen: *il doit voler Dieu et conquérir son mystère.* Der Stil verlangt also entweder eine andere Form oder einen anderen Sinn. Die Entscheidung ist für Victor Hugo nicht zweifelhaft: er behält den glänzenden Schlußvers und ändert den Sinn des vorhergehenden. Unendlich oft müssen gerade die ursprünglich sinntragenden Verse später wieder weichen; wir werden sehr bald ein weiteres Beispiel für diese Inspirationsart (Vers 41 ff.) finden. In denjenigen Versen, welche Effektverse vorbereiten, ist ein unbestimmter Sinn,

Digitized by Google

der Glanzwirkung des Abschlusses wegen, sogar erwünscht. Die Korrektur von Vers 75 zu

Conquérir son propre mystère

hat einen solchen schillernden Sinn. Er läßt an die Erkenntnis denken, die Adam durch die Sünde gewann (Moses I, 3, Vers 5 und 7), und die natürlich ursprünglich nicht gemeint war; er stellt einen Scheinkontrast zwischen Mensch (Vers 75) und Gott (Vers 76) her, der gerade das Gegenteil von dem ursprünglichen, in Vers 122 fortgesetzten Inhalt enthält; aber er paßt grammatisch, und über den Sinn liest man vor dem Effekt hinweg.

Weiter bewirkt das zum Sinnträger gewordene und ernst genommene Bild vom Bestehlen Gottes den Einschub von Strophe 125—128 in den dritten Kern, dessen Geschichte später noch ausführlicher zu erörtern sein wird. In dieser Strophe sind die Blitze die Wachthunde Gottes:

127 *Que garde la meute livide*
Des noirs éclairs.

Allerdings sind noch zahlreiche andere Gesichtspunkte bei der Entstehung dieser Strophe beteiligt, so die Umwertung des Schlußteiles vom letzten Schlußeffekt aus, die Bildabfälle aus gleichzeitigen Gedichten und anderes, was an einer anderen Stelle zur Sprache kommen wird.

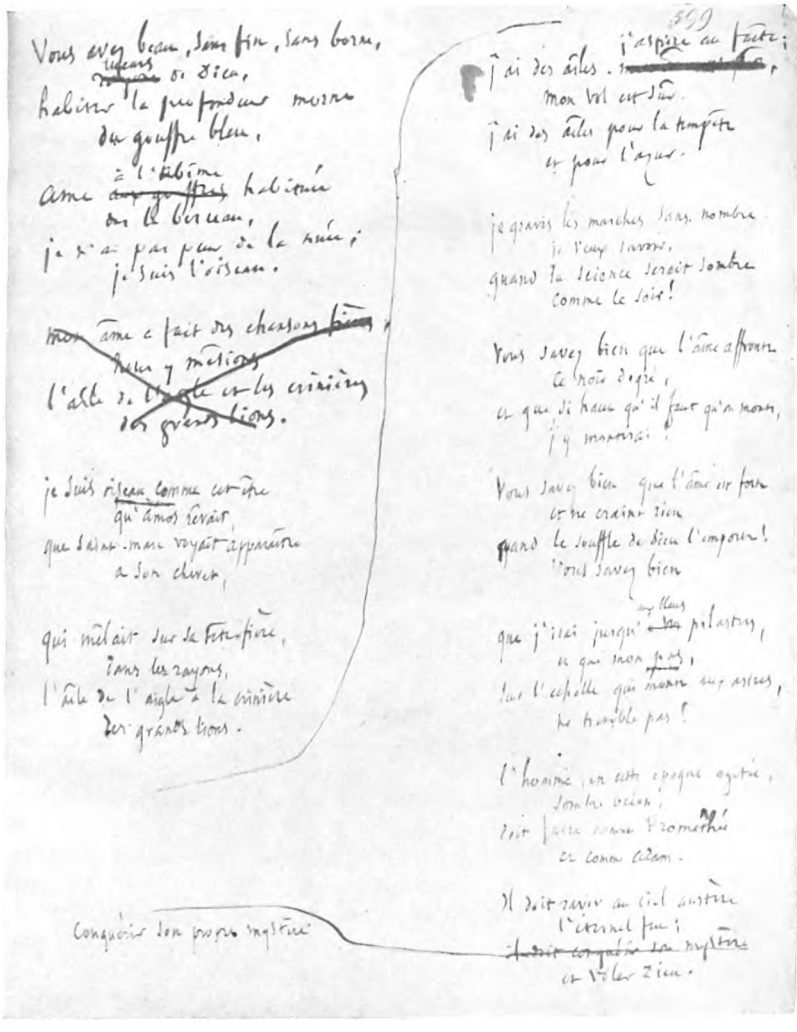
Schließlich setzt aber die in dem Gewaltvers unterdrückte Bedeutung des Wortes *voler* die Vorstellung vom Fliegen kräftig in Bewegung. Sie war im ersten Kern (Vers 11 und 16) nur leise angedeutet und fehlte im zweiten Kern ganz. Hier entwickelt sie sich nun zum vollen Parallelbild des Aufwärtssteigens. Wir können den Beginn dieser Entwicklung auf Blatt 359 verfolgen. Dabei werden viele Bilderteile aus gleichzeitigen Dichtungen verwendet und neu gekoppelt, von denen ich nur wenige zu zitieren brauche, da sie sehr bekannt sind.

Zunächst gibt die Idee des Fliegens den Inhalt für die Strophe (Vers 49—52) her, die in den freigelassenen Platz am oberen Rande der Seite eingesetzt wird. Sie hat ursprünglich folgenden Wortlaut:

49 *J'ai des ailes. Mon âme est prête,*
Mon vol est sûr;
J'ai des ailes pour la tempête
52 *Et pour l'azur.*

Der Dichter hat Flügel, um sich vom mächtigen Hauch Gottes davontragen zu lassen (Vers 51, nach Vers 63), wie auch, um im Blauen zu schweben (Vers 52; es liegt etwa die Vorstellung von *Lég.* XIX, 509 f. zugrunde: *Car Dieu rêveur a fait l'âme pour la*

Digitized by Google



Zu A. Franz: Ibo. Victor Hugo, *Les Contemplations* VI. II.

Digitized by Google

Digitized by Google

lumière, Comme il fit l'aile pour l'azur. Danach wird Vers 65 korrigiert. Der Dichter will zu dem in dieser Zeit oft veranschaulichten, auf Säulen ruhenden Himmelsbau mit der Leiter hinaufsteigen. Er ändert den Wortlaut: *Que j'irai jusqu'à vos pilastres* um in: *Que j'irai jusqu'aux bleus pilastres. Tempête* von Vers 51 und *azur* von Vers 52 bilden außerdem noch einen sekundären Kontrast von Gewalt und Leichtigkeit).

Diese Füllung des oberen freien Raumes genügte nicht. Die besprochene Strophe setzt weitere poetische Gedanken in Bewegung. Und zwar ruft sie, in Verbindung mit dem Gedichtschluß (Vers 132: *Je rugirai)* zunächst einen Gedanken hervor, der ursprünglich an Stelle von Vers 41 ff. stand, und der später wieder gestrichen wurde. Diese Strophe lautete:

Mon âme a fait des chansons fières,
Nous y mêlions
L'aile de l'aigle à la crinière
Des grands lions.

Der Dichter will sagen, wie er den sicheren Flug seiner Seele (Vers 49—50) gezeigt hat: das geschah in seinen Gedichten. Sie sind es, die ihn in gewaltigem Schwung emportragen wie einen Adler (*L'aile de l'aigle,* wie Vers 51: *J'ai des ailes pour la tempête).* Bis hierhin ist also diese Strophe der vorhin besprochenen parallel und enthält eine Deutung des Flugbildes. Aber der Schluß weicht aus. Anstatt des Kontrasts vom Sturmflug *(j'ai des ailes pour la tempête)* zu dem erborgten (und hier nicht recht passenden) Schweben im Blau tritt eine Summierung der Adlerflügel mit einer anderen Verbildlichung der Dichtergewalt ein: mit der Mähne des Löwen. Das Kind der Zeugungsstrophe (Vers 49—52) ist also ein Bastard. Es zeigt nicht die Züge der Wertverse (49 und 52) dieser Strophe, sondern die der ursprünglich wertärmeren, der sekundären, weil reim- und kontrastbedingten, Mittelverse 50 und 51, und der Vater ist der Löwe, der im Schlußvers 132 brüllt. Die Wertverlegung von den primären auf die sekundären Verse ist ein beachtenswertes Inspirationsgesetz in Victor Hugos Lyrik; es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen.

Diese neue Strophe wird nun neben die erste der zwei Strophen (Vers 57—64) geschrieben, die von der starken und trotzigen Seele des Dichters handeln, offenbar, um als rhetorischer Anfang einer Steigerung diesem Paar vorgesetzt zu werden. Sie fing mit *mon âme* an. Dadurch wurde der Seelenteil von Vers 49, der die Veranlassung zu dem Strophenanfang gegeben hatte, überflüssig; er wurde, mit einem anderen Reim auf *tempête,* an den Aufstieggedanken des zweiten Kernes angeglichen: *j'aspire*

Digitized by Google

au faîte. Der gestrichene Teil dieses Verses wurde, nach dem Prinzip der Abfallverwertung, in einer späteren Füllstrophe wieder verwendet, in der Vers 99 lautet: *Celui dont l'âme est toujours prête...*

Der Seelenteil der besprochenen Zusatzstrophe, die vom Adler und Löwen handelt, paßte nun aber nicht ganz zu der Vorstellung, der sie vorgesetzt werden sollte, zu der kühnen Seele, die eine schwindelnd hohe Leiter erklimmt (Vers 53—56). Diese Verbindung wird deshalb durch eine vorbereitende Strophe (Vers 37 bis 40) hergestellt: Die Seele ist an die tiefen Abgründe von Jugend an gewöhnt (Vers 37, erste Fassung, bis 38); da der Dichter der Vogel ist (Vers 40), der über Sturm und Weltenbläue schwebt (Vers 51—52), braucht er sich bei dem schwindelnden Aufstieg (von Vers 59 ff.) nicht zu fürchten (Vers 39). Die ergänzende Strophe lautet nun (Vers 37—40):

37 *Ame aux gouffres habituée*
Dès le berceau
Je n'ai pas peur de la nuée;
40 *Je suis l'oiseau.*

Sie stellt die Verbindung zwischen der Steigvorstellung und der Flugvorstellung her.

Der zweite Kern ist so vereinheitlicht; nun fehlt nur noch die Verbindung mit dem ersten und dritten Kern. Diese wird auf folgendem Wege gefunden: Das Ziel verbirgt sich im furchtbaren Dunkel des blauen Himmels (Kern I, Vers 3—4; aufgenommen Vers 35—36); und der Dichter wird das Strahlentor trotz aller Schwierigkeiten erreichen (Vers 10 und Vers 119—120, 129—130 von Kern III; aufgenommen Vers 33—34). Die im höheren Sinne verbindende Strophe Vers 33—36 wird in folgendem Wortlaut wieder über die vorher gedichtete (Vers 35—38) geschrieben:

33 *Vous avez beau, sans fin, sans borne*
Rayons de Dieu
Habiter la profondeur morne
36 *Du gouffre bleu.*

Den Anstoß hatte das Wort *gouffre* (Vers 37) gegeben, das Beziehungen zum ersten, zum zweiten und zum dritten Kern zuläßt; es wurde in der neuen Strophe zum sinnbestimmenden Abschluß (Vers 36) und wurde daraufhin in Vers 37 durch ein Synonymon *(à l'abîme)* ersetzt; der dort gestrichene Plural erscheint, nach dem erwähnten Sparsamkeitsprinzip, in der späteren Einschubstrophe 125 ff. in Vers 126: *(gouffres ouverts).* So sieht man, daß der Zusatzabschnitt (Vers 33—40 + vier spätere wieder gestrichene Verse + Vers 49—52) von hinten nach vorn

Digitized by Google

aufgebaut wurde und schließlich so gestaltet war, daß es, als vierstrophiges Pendant, dem vierstrophigen Hauptstück von Kern II (Vers 53—68) vorangestellt werden konnte.

Ehe der Dichter sich jedoch über den Platz schlüssig wurde, an den er dieses Stück verweisen sollte, galt es noch eine Fuge zu glätten, die zwischen Vers 40 und der darauffolgenden Strophe vom Adler und vom Löwen bestand. In Vers 40 ist der unerschrockene Dichter der Adler, der sich vor dem Weltall nicht fürchtet, in der folgenden Strophe ist er der Dichter, der Adler und Löwen in seinen stolzen Strophen mischt. Will er Vogel bleiben oder will er Dichter bleiben?

Er entscheidet sich für das Überraschendere, für das Bild. Dies paßte zum Gedichtschluß. Die ganze Strophe, die von seinen Dichtungen handelt, wird gestrichen und durch zwei neue Strophen (Vers 41—48) ersetzt. In diesen wird aus dem Dichter der Vogel; aus seinen stolzen Gesängen über Adlerschwingen und Löwenmähne wird der stolze Vogelkopf, geschmückt mit den sichtbaren Attributen der beiden Tiere (Vers 41 und 45—48). Natürlich ist der Vogel, dieses Symbol des Dichters, kein gewöhnlicher Adler, sondern ein apokalyptischer, ein visionärer Adler, der einen derartigen doppelten Kopfschmuck verträgt. Freilich hat weder Amos von einem solchen Fabeltier geträumt (Vers 41 bis 42), noch ist es dem heiligen Markus an seinem Lager erschienen (Vers 43—44); aber Amos gilt bei Victor Hugo als der typische Seher (vgl. Amos 12, 12), und der geflügelte Löwe — der allerdings etwas anders aussieht als das hier veranschaulichte Dichtersymbol — ist das Wappentier des heiligen Markus. Die versuchte Verbesserung — *Jean* ist über *Amos* geschrieben und dann wieder gestrichen — paßte auch nicht besser, denn der Jünger Johannes hat nur den Adler bei sich. Es gibt keine entsprechende Vision in der Bibel, der sich der Dichter anschlösse, sondern das Mischungsprodukt — die Mischung ist das wichtigste Inspirationsprinzip für seine Bildmetamorphosen — aus den beiden geläufigen Symbolen für den Dichter entsteht hier: nicht aus einer höheren Anschauung, sondern aus den gestrichenen Versen.

Man kann sich keinen besseren Beweis als diese Änderung wünschen für die Annahme, daß die symbolische Anschauung bei unserem Dichter in dieser Zeit sich zwar leicht, aber sekundär einstellt.

Adler oder Löwe kommen als frischere Symbole für den Dichter in älteren Poesien der Contemplations noch häufig vor; zum Beispiel der Adler in VI. VII von 1846 und der Löwe in I. XXVIII von 1847, zwei Gedichte, deren Gedankengut in vieler Beziehung als Voraussetzung für das von 'Ibo' angesehen werden

Digitized by Google

muß. In der Periode von 1854 bedurften sie einer Verstärkung. Eine erneuerte Form der beiden Symbole Adler oder Löwe — sie erscheinen dem Dichter als Weisheitsverkünder — wird in zwei Gedichten der Contemplations verwendet, die zeitlich unserem Gedicht unmittelbar vorausgehen, und die ihm noch verwandter sind: In *Hélas! tout est sépulcre* (VI. XVIII vom 9. Juni 1854) ist der Adler der Bote der zu erkennenden Welt (vgl. Vers 2, 7—10, 13—15, 19—22 in beiden Fassungen); in *Baraques de la foire* (III. XIX vom 6. Juni 1854) läßt das Auge des Löwen den Dichter das Geheimnis der unendlichen Natur ahnen.

Das aus der gestrichenen Strophe über die Dichtung mit Benutzung der Reime — nur der unschöne Reim: *nous mêlions* zu: *des grands lions* wird bei dieser Gelegenheit beseitigt — hervorgegangene Strophenpaar über den Dichter lautet also (Vers 41—48):

Je suis oiseau comme cet être
Qu'Amos rêvait,
Que saint Marc voyait apparaître
A son chevet,

Qui mêlait sur sa tête fière,
Dans les rayons,
L'aile de l'aigle à la crinière
Des grands lions.

Schließlich wurde im Angleich an Vers 41 auch Vers 40 geändert in: *Je suis oiseau,* und wegen des stilistischen Wechsels mußte der Ausdruck *rayons* in Vers 34 einem anderen Worte weichen zugunsten von Vers 46, wo *rayons* im neuen Reim zu dem Effektabschluß: *des grands lions* stand. Wie in Vers 75 die stilistische Richtigkeit über den Sinn gesiegt und eine Korrektur veranlaßt hatte, so siegt hier das reimgebundene Wort über das sinngebundene. *Rayons de Dieu* in Vers 34 ist das, was der Dichter sagen wollte. Der Ausdruck enthält den üblichen Kontrast zu den sinnbestimmenden Versen 3—4. *Dans les rayons* von Vers 46 aber ist weiter nichts als ein Reim und hat keinen Inhalt.

A. Franz.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

'Stilstudien' und Studienstil

Wie Erscheinung zu Ding an sich, so verhält sich die fixierte Sprachmaterie zu ihrem geistigen und seelischen Gehalt. Verstehen des Gesprochenen ist ja Nachdenken, Nachfühlen. Diese Kunst üben wir in der Praxis bei jedem Gespräch. Die Form mit Leben zu erfüllen, ist, über das unmittelbare Verhältnis von Person zu Person hinaus, vornehmste Aufgabe des Sprachforschers und Literarhistorikers. Da die Sprachform nicht nur durch Verstand und Logik bestimmt wird, so läßt sie sich auch nicht nur durch Verstand und Logik erklären. Gleich der erste Aufsatz [bei Leo Spitzer, Stilstudien. I. Sprachstile. 294 S. 8°. — II. Stilsprachen. 592 S. 8°. München, Max Hueber, 1928]: 'Attributive Anreihung von Substantiven im Frz.' (z. B. *visage gendarme*) zeigt glücklich, wie eine syntaktische Form, statt sie als befremdliche Abweichung von einem Normaltypus zu betrachten, natürlicher durch Ermittlung des 'Ursprungsmilieus' begriffen werden kann. Das Überzeugende dieser Erklärungsweise — wenn man sich auf eine bestimmte Kategorie beschränkt! — zeigt sich darin, daß so eine psychologische Grundlage gefunden ist, auf der die gleichartigen Erscheinungen in anderen Sprachen ruhen. Dafür vermag die Belesenheit Spitzers nicht nur für das Gesamtgebiet der romanischen Sprachen Beispiele vorzuführen, sondern auch Parallelen aus dem Deutschen und Englischen.

Man könnte vielleicht hinzufügen, daß diese Substantiva nicht nur in ihrer adjektivischen Funktion durch adverbiale Zusätze 'fixiert' werden (z. B. *Sérieusement, j'ai l'air très belle-mère?* P. Géraldy, Les noces d'argent, I, 3 — *Es-tu assez romance, hein!* ib. I, 5); daß sie dann wieder, dem neutralen Adjektiv gleich, substantiviert werden: *Il t'en est resté quelque chose d'un peu... pion* (etwas Schulmeisterliches) ib. II, 5; sondern daß die Sprache sie umgekehrt wieder in das konventionelle Schema der Wortkategorien durch Ableitungssuffixe einreiht: *J'aurais écrit un roman chef-d'œuvral.* M. Donnay, Un homme léger III, 5.

Solche Bildung würde Sp. nun dem literarischen Milieu zuweisen. Das lehrte allerdings auch die Philologie 'vieux jeu'. Man braucht nur Meyer-Lübke II, § 434 nachzulesen; nur daß dort nicht von Milieu, sondern von 'Buchwörtern' die Rede ist. Aber liest man ib. II, § 389 ff., auch § 542 ff. (also nicht nur die von Sp. allein herangezogene Stelle III, § 125), ja, prüft man auch nur die von Diez (S. 702 ff.) gegebene knappe Charakterisierung der Nominalzusammensetzung nach, so wird man der Milieutheorie Spitzers gegenüber etwas skeptisch. Man möchte dann vielleicht vorsichtiger so sagen: Sp. hat gewiß recht, daß

Digitized by Google

manches von der besagten stilistischen Erscheinung seine Verbreitung dem Amtsstil (Personalbeschreibung), der Geschäftssprache (Katalog, Reklameplakat) und der realistischen literarischen Strömung verdankt, die, wie eine gleichzeitige Maltechnik Farbentöne, so auch dem Vergleich dienende Substantiva unvermittelt aneinanderfügt. Aber wenn die Philologie 'vieux jeu' sich beschied, Form und Umfang der Bildung festzustellen und gegenüber der Fülle der Erscheinungen nur gelegentlich Streiflichter auf die Gebrauchssphäre fallen ließ, was auch Meyer-Lübke nicht versäumt, so glaubt Sp. mit jener Milieutheorie das einheitliche Prinzip zur Erklärung der Gesamterscheinungen gefunden zu haben. Mir will jedoch erscheinen, daß die Zahl der 'Milieus' beliebig vermehrt werden könnte, daß die Wurzel weit über die moderne Geschäftsreklame hinaus in Bildungen wie *usus-fructus, chou-fleur* u. ä. zu sehen ist, daß ein theologischer Ausdruck wie *Homme-Dieu,* daß aus dem Artistenmilieu *homme-canon, homme-chiffre,* denen sich bei Barbusse, Le Feu, Bildungen wie *homme-lettres, homme-statistique* und noch scherzhaftere Bezeichnungen wie *homme-accordéon, homme-pie, homme-bœuf* anschließen und viele andere mehr, umgekehrt ein uraltes Bildungsprinzip der Sprache befolgen, das sich als gemeinsprachliche Tatsache, psychologisch begreiflich, auch in primitiven Idiomen vorfindet. Ich will damit nur sagen, daß Sp. einen Teil der asyndetischen Anreihungen sicher richtig deutet, daß er aber keineswegs eine prinzipielle Lösung des Problems gibt, sondern daß es von Fall zu Fall entschieden werden müßte. Und das dürfte eine unerfüllbare Aufgabe sein; denn wie jedes Wort fast seine Sondergeschichte hat, so auch derartige Wortfügungen, die die Philologie 'vieux jeu' nur zu gewissen Gruppen vereinigte. Im Grunde, trotz etwas anderer Formulierung, tut Sp. nichts anderes.

Freilich geschicht dies unter Verwendung einer Terminologie, die meist auf hohem Kothurn einherschreitet. So sieht er in Konstruktionen wie: 'er schlief ein, um nicht wieder aufzuwachen' und ihren frz. Entsprechungen: 'eine höhere providentielle Ordnung', die der Sprache vorschweben soll. Gewiß, wenn es sich um Tod und Vergehen handelt, dann mag die providentia nicht unangemessen beteiligt werden. Aber dieselbe Wendung kann doch auch bei alltäglichen Vorkommnissen eintreten. Dann liegt eben eine im Sprachleben so häufige Kreuzung vor. Etwa so: 'Sie sah ihm nach, um sein Bild fest ihrem Gedächtnis einzuprägen.' Bei dieser Form wird geblieben, auch wenn die vorhandene Absicht durch die Umstände vereitelt wird: 'Sie sah ihm nach, um — ihn schon nach wenigen Schritten in dem Menschengewühl aus den Augen zu verlieren.' So haftet der Wendung

Digitized by Google

leicht etwas Überraschendes, Ironisches an. Aber diesen Fall unter dem Stichwort 'höhere providentielle Ordnung' einzureihen, dürfte kaum angehen.

Wenn in einem Toblerschen Beispiel die Tante unzufrieden ist, daß die Nichte so früh schon aufbrechen will, und sagt: *Non, par exemple, tu n'as rien raconté,* so überbietet Sp. die Toblersche Erklärung ('von heimgehen Dürfen, Lassen, woran du "zum Beispiel" denken magst, kann vorderhand keine Rede sein'), indem er in dem *par exemple* den Ausdruck 'pessimistischer Weltanschauung' sieht, 'als eine implicite erhobene Beschuldigung des Weltenlaufes' ('vieles lasse ich mir gefallen, aber das z. B. doch nicht', 'von Heimgehen, was mir z. B. — unter anderem Unangenehmen — jetzt droht, kann keine Rede sein, das geht denn doch nicht'), S. 45.

Sachlich kommt Sp.s Auffassung der Toblerschen, wie er selbst zugibt, 'sehr nah', sie hat aber einen weiteren Horizont; das gute Bauerntantchen hat vielleicht Schopenhauer gelesen und sich zur 'pessimistischen Weltanschauung' bekannt. — Ob nicht Tobl ers Deutung doch menschlich näher liegt?

Und wo bleibt vor allem der aus dem Sonderfall konstruierte 'Pessimismus', wenn es sich um erfreuliche Vorkommnisse handelt? Also wenn z. B. außerhalb des sonstigen Zusammenhanges von einem Kameraden im Kriegsgefangenenlager berichtet wird: *Par exemple, Vandaële a réussi à poisser un lièvre.* Benoit, Axelle, 108. Oder wenn der General, ib. 195, bedauert, wegen der vorgerückten Stunde nicht gleich mit dem 'Kriegsspiel' beginnen zu können, und fortfährt: *Par exemple, dès demain, au travail. A 9 heures, rendez-vous ici.*

Bei Tobler erhält man über alle diese verschiedenen Fälle in sauberer Gruppierung befriedigende Aufklärung.

Denselben Pessimismus, der den Einzelfall gleich zum typischen stempelt, sieht Sp. dort, wo von einem einzigen Zigarettenraucher im Schützengraben gesagt wird: *Eh! l'autre salaud qui va nous faire repérer.* Sp. fügt hinzu: 'als ob es selbstverständlich wäre, daß alle oder die meisten Menschen *salauds* sind!' Ich verstehe dieses *l'autre* anders. Es wird im Hinblick auf die eigene Person gebraucht, ist also zu *vous autres, comme dit l'autre* u. ä. zu stellen. Klar scheint mir der Sinn des *l'autre* aus folgender Stelle hervorzugehen: Léopold angelt. Sein Bruder hatte ihm gesagt, es gäbe an der Stelle Brassen zum Angeln. Er selbst meint, es gäbe nur Weißfische. Nun zieht er wirklich einen Weißfisch: — *Un petit gardon ... Il me fait rire, l'autre, avec ses brêmes!* (J. Sarment, Léop. le bien-aimé, I.)

Sehr Beachtenswertes enthält der Aufsatz, in dem Sp. gegen die Toblersche Auslegung von *'il ne faut pas que tu meures'* pole-

Digitized by Google

misiert. Dabei sagt er aber S. 58: 'Mir scheint die Tatsache doch auffallend, daß bei der Negation die Vorausnahme zum Hauptverb durchdringt, während das Personalpronomen säuberlich dorthin gestellt wird, wo es logischerweise hingehört, also: *il ne faut pas le laisser faire* ... aber nicht *il le faut laisser faire*...; zwar *il ne va pas savoir* (Druckfehler!), aber nicht mehr wie im Altfrz. *il le va savoir*...' Sp. meint, *il le va savoir* würde vordringen, wenn Tobler recht hätte, daß das finite Verb als Kern des Komplexes 'attraktive Kraft' habe. Nun ist in der lebenden Sprache kaum eine Grenze für die Vereinigung zu einer Gesamtvorstellung gezogen. Dann tritt die unbetonte Personalform vor das finite Verbum. Das betrifft nicht nur die bekannten Fälle von *faire, laisser* etc., *aller, venir* ... *vouloir,* etc., *il faut,* z. B.: *Il se faut coucher* (Les 'huit heures' de M. Colbert par Jacques des Gachons), sondern es ergibt sich sogar folgende Entwicklung: das Dict. gén. führt an: *Je fus sur le point d'éclater de rire.* — *De peur d'éclater à son nez.* Daneben mit dem Pronomen ganz gewöhnlich: *elle lui rit au nez.* Nun aber nimmt auch Flaubert, L'Éd. sent. II, 175, keinen Anstand zu sagen: *L'amoureux de Mlle Cécile lui éclata de rire au nez.* Solche Beispiele scheinen doch für die von Tobler erkannte 'attraktive Kraft des finiten Verbums' zu sprechen!

Man hat sich meist mit Toblers Vermutung über die Entstehung von *impunément* u. ä. beruhigt. Sp. hält die Übernahme eines *impune* aus dem Lat. — in einer mit Latein so gesättigten Zeit! — bzw. die Hinzusetzung eines *-ment* für 'ganz unglaublich'. Ihm genügt die Tatsache, daß *impuniment* neben *impunement* und *impunément* belegt ist, um einzusehen, 'daß *impunément* eine jüngere analogische Angleichung an den Typus *aveuglément* ist'. Wenn Sp. selbst angibt, daß 'jenes 1554—1573, dieses 1564—1573' belegt ist, so kann man wohl getrost von zeitlichem Nebeneinander der Formen sprechen. Man kann auch verstehen, daß derselbe Renaissancemensch *impuniment* aus heimischem Sprachgut schöpft, *impunement* dagegen als Kompromiß aus gelehrtem Sprachvorrat und einer funktionellen Deutung der Form mit dem der Muttersprache vertrauten Schema *-ment.* Was bietet nun Sp. demjenigen, der mit ihm an eine solche Auslegung nicht glauben will? Dieses: 'vielleicht' sei *impunément* nach *inopinément* gebildet; oder man könnte an *continément* (statt *continument*) denken; dieses könnte statt *continement* stehen, wie *pertinément* als 'Schreibung' für '*-amment* (wie *solonnel* gespr. *-anel*) aufzufassen' seien! Sp. beruft sich dabei auf Plattner. Dieser gibt, I, 153, A. 3, eine Liste von Formen auf *-ément,* um das Schwanken des Sprachgebrauchs zu zeigen. Dazu gehören *pertinément, impertinément,* welch letzterem Plattner, um den

Digitized by Google

Sinn zu erklären, das heutige *impertinemment* in Klammern beisetzt. Ist deswegen die *-ément*-Form eine 'Schreibung' für die *-emment*-Form? Ist es nicht begreiflicher, daß in einer Zeit unzulänglicher historischer Schulung ein unsicheres etymologisches Tasten das Formenchaos veranlaßte? Wer will im Hinblick auf die zeitlichen Verhältnisse bei jedem Beleg für Autor und Schreiber oder Drucker feststellen, was für eine Analogie dem einen oder dem anderen vorschwebte? Mir will also trotz Spitzer die Toblersche Vermutung doch immer noch schlichter und einleuchtender erscheinen.

Dagegen wird man im Anschluß mit Vergnügen die feinsinnigen Ausführungen lesen, die den stilistischen Wert, die 'Affektbetontheit', den intellektualistischen Milieucharakter der *-mente-* und *-ément*-Formen nachweisen. Hier läßt sich Sp. von seinem aus reichen Quellen geschöpften Sprachgefühl leiten und formuliert glücklich die Bedeutungsschattierungen von Wendungen, die einem gröberen oder oberflächlichen Verständnis als synonym gelten.

Interessant ist, zu beobachten, wie diese Aufsätze entstanden sind. Sehr charakteristisch dafür ist z. B. der Abschnitt über 'Singen und Sagen'. (Im Titel steht noch 'Schorlemorle', es fällt aber eigentlich unter den Tisch.) Sp. findet ein Motiv angeschlagen: die Lautabwandlung *i* — *a*, die verschiedentlich behandelt worden ist. Mit einer immer wieder bewundernswerten Lesefreudigkeit verfolgt er das Motiv in der wissenschaftlichen Literatur, flicht hier und da eine modifizierende oder kritische Bemerkung, einen neuen Benennungs- oder Formulierungsvorschlag ein, und, etwa wie Liszt ein musikalisches Thema geistvoll und brillant variiert und ausspinnt, so werden die Lesefrüchte zu einer Symphonie zusammengeschlossen, in deren rauschender Fülle man ganz vergißt, was schöpferisches Original und was technische Reproduktion ist.

Allerdings wird dabei nie das geistige Band, das diese Aufsätze zusammenhalten soll, vergessen, wenn es auch manchmal recht locker ist. Die hier besprochene Lautabwandlung und die damit gepaarten Reduplikationsformen, 'die in allen möglichen unverwandten Sprachen' vorkommen, seien als etwas 'Elementar-Urtümliches' zu betrachten.

Auch im nächsten Abschnitt ist das Wesentlichste von anderen gesagt, und es werden sich bei den Spitzerschen Zutaten manche Bedenken regen; wenn z. B. *al volver que volvió* 'nur eine spezielle syntaktische Gestaltung' eines *volver un volver* 'die Zurückkehr bewirken' sein soll, so steht das doch nicht da! Die nachträglich zugefügte Deutung von Menéndez Pidal läßt eigentlich den ganzen Aufsatz zusammenbrechen; denn wenn Meyer-Lübke in

Digitized by Google

dispiacere non mi dispiacete 'affektische Rede' sieht, und wenn Ebeling, trotz scheinbarem Widerspruch, Probl. 120, dies, nur beredter, bestätigt, so will Sp., das Syntaktische nunmehr beiseiteschiebend, in dem 'Gleichklang der Formen' den 'stilistischen Grund' erkennen. Das scheint mir nur ein sekundäres, äußeres Moment zu sein, und Meyer-Lübke und Ebeling wandeln hier entschieden auf 'idealistischeren' Pfaden. Nicht 'Gleichklang der Formen' ist das Entscheidende, nicht 'lautliche Übereinstimmung führt zu einer Wendung wie *pour une sale bête c'est une sale bête,* wie Sp. S. 104 sagt, obwohl ihm Schuchardt (Anm. S. 168) einen gangbareren Weg gewiesen hat als seine Deutung, daß die Sprache sich zuerst mit einem Problem allgemein befaßt und es dann wirklich anpackt — 'wie wir auch im Alltagsleben gern mit einer Aufgabe spielen, tändeln, bevor wir sie bewältigen'.

Der wirkliche Sachverhalt scheint mir so: Valéry entschuldigt sich wegen eines vor langen Jahren gewählten Titels, der ihm nun zu anspruchsvoll ist, und fährt fort: *Quant au texte... Mais le texte, on ne songerait même pas à l'écrire* (Var. 169). *Quant au texte, mais le texte* ist 'psychologisches Subjekt', das im folgenden sein 'psychologisches Prädikat' erhält. (Vgl. Vf., 'Prinz. d. Wortst.' S. 4 ff.)

Ein bequemes und beliebtes Mittel, das psychologische Subjekt einzuführen, ist nun auch *pour,* und das psychologische Prädikat kann je nach dem Zusammenhang die verschiedensten Formen annehmen: *pour moi, je n'en saurais dire autant,* Col. 38. — *Des vilaines femmes... — Oh! pour vilaines, je te crois...* Loti, Pêch. 258. — *Ils sont en retard... — Pour en retard, oui, ils le sont, d'une bonne heure déjà.* Loti, Mme Chrys. 40. — *Il m'a dit: que pour jolie... elle ne l'était pas...* Scribe, Mon étoile XII, 92. — *Pour ce que c'est, je l'ignore.* Maupassant, L'âne 209.

Natürlich kann in affektischer Rede die Reihenfolge der beiden Glieder umgekehrt werden: *C'est qu'elle sera tombée, pour être si sale.* Pêch. 221. Daß *pour* hier einen kausalen Gedanken hinzufügt, wie in der verbreiteten Konstruktion: *Pour être entrée au couvent, elle n'en avait pas moins gardé son franc parler.* Bazin, L'Isol. 12. — *Mais les plaies, pour être peu visibles, n'en existaient pas moins.* de Ginestat, Souv. 242, ändert nichts an dem Wesen der Erscheinung.

Die volkstümliche Rede wendet nicht pronominalen Ersatz (*le, en* u. ä.) für bereits ausgesagte Begriffe an, sie wiederholt eindringlich die voraufgehende Benennung: *P't-être un cerf? — Ça, non! Pour un cerf, c'est pas un cerf...* Maupassant, L'âne.

Nun kann diese Konstruktion mit *pour* ermöglichen, eindrucksvoll das psychologische Subjekt ins psychologische Prädikat zu wandeln. Statt einfach zu sagen: *il y est* oder *il y a*

Digitized by Google

quelque chose, heißt es: *S'il n'y était pu, maintenant.* (Wenn er nicht mehr da wäre?) — *Pour y être, il y est, je te l'promets, je te le jure.* Maup., ib. — *Je ne sais pas plus que toi.* (Warum die 'Boches' so gedrückt sind?) *Mais pour y avoir quelque chose, il y a quelque chose. Benoit,* Axelle 291. Und endlich versagt ein naiver Verstand bei dem Bemühen, dem psychologischen Subjekt das angemessene Prädikat zu geben. Wie ein Clown etwa einen mächtigen Anlauf nimmt und beim Sprungbrett hilflos stehenbleibt. So kommt es zu den mehr oder weniger komisch gefärbten Wendungen: *Pour un endroit propre, c'est un endroit propre. Vrai de vrai! On mangerait par terre.* A. France, Crainquebille 20. — *Je peux pas te dire ce que c'est, vu que je l'ignore. Pour gros, c'est gros.* (Ich weiß nur, daß es groß ist.) Maup., l. c. — *Ce cochon-là nous a fait du mal. Mais pour un brave, c'était un brave.* Benoit, l. c. 338.

So betrachtet, werden wir, wie ich glaube, der psychologischen Bedeutung dieser Konstruktion gerechter, als wenn wir uns mit Spitzer einfach bei der Vorliebe der Sprache für 'Gleichklang der Formen' oder für 'lautliche Übereinstimmung' beruhigen.

Gewiß hört Sp. viel aus der Sprache heraus, was oberflächlicher Betrachtung oder Kenntnis verschlossen bleibt; aber er hört auch öfters zuviel hinein. So soll 'bezeichnend' die Zweiteiligkeit der *ça*-Sätze sein: *ça n'est pas plus haut qu'une boîte et ça fume déjà.* Es soll damit eine 'schematische Regelmäßigkeit gemalt werden'. *cela* soll einem 'algebraischen *x*' entsprechen: '*x* ist ein solcher Knirps, aber (besagtes) *x* raucht schon!' Ich vermag das nicht einzusehen. Die Zweitaktigkeit wäre genau ebenso vorhanden, wenn statt *ça* das konventionelle *il* gebraucht wäre, sie kommt doch daher, daß zwei Tatsachen gegenübergestellt werden, die sich ausschließen sollten: *Il est si petit et il fume déjà!*

Sp. stellt ein Erstarken des Neutrums im Frz. fest. Er sieht darin eine 'weniger rationalistische, eine mythische Lebensauffassung'. Das scheinen mir etwas hohe Worte für das so beliebte *ça,* das an die Stelle einer Sachvorstellung oder einer Personenbezeichnung tritt. Dazu liegt für mich darin entweder zu sehr die Absicht der Verächtlichmachung, etwa wie dtsch. 'So was will mir Vorwürfe machen', oder — *les extrêmes se touchent* — von Kindern, von der Jugend u. ä. gesagt, der Ton des Gemütlichen, Lässigen, Zärtlichen; z. B. 'Dies junge Volk — das singt, das tanzt usw.'. Es ist doch ebenso — beabsichtigt oder unbeabsichtigt — Verlegenheitsausdruck, z. B. *Prends garde, ça mord, ça pique* u. ä., entspricht also manchmal einem *chose, machin.* Aber vor allem ist doch der heutige Gebrauch seit frühester Zeit vorbereitet. Man braucht doch nur aufs Geratewohl ein altes Dokument aufzuschlagen; etwa Rol. 72 f.: *Bran-*

Digitized by Google

ches d'olive en voz mains porterez: Ço senefiet pais e humilitet; oder Alex. 343: *E ço m'est vis que ço est li om Deu;* und ib. 353: *Ore ai trovet ço que tant avons quis.*

Die besondere seelische Nuance, die in ihm schwingt, erhält das *ça* eben, je nachdem es aus dem Munde eines Gebildeten oder Ungebildeten, eines Erwachsenen oder eines Kindes oder, was auf dasselbe hinauskommt, in der Rede eines Erwachsenen zu einem Kinde erklingt. So steckt gewiß in den Ausdrücken 'rationalistisch' und 'mythisch' etwas Richtiges; denn das Volk gibt sich nicht 'vernunftgemäß' Rechenschaft über seine Eindrücke und kann sie nicht in jedem Augenblicke sachgemäß formulieren, und für das kindliche Verständnis ist nicht immer das Wesen der Phänomene und ihr Name zugänglich, aber die Verphilosophierung der so leicht verständlichen und natürlichen menschlich-sprachlichen Erscheinung — das glaube ich sagen zu dürfen, ohne das Wundern verlernt zu haben — ist nach meinem Geschmack in der Spitzerschen Fassung zu prätentiös oder preziös.

Für *ça...* und *là!* (S. 171) wäre auch Hosch zu erwähnen gewesen. Einen wesentlichen Teil des hier angeschlagenen Themas behandelt natürlicher, menschlicher und doch in jedem Wort sehr erwogen, bedeutungsvoll und weiterweisend Tobler, l. c. 178.

Einen gleichartigen Vorbehalt muß ich bei Spitzers Deutung des hervorhebenden *c'est ... qui (que)* machen. Zwar deutet er feinsinnig und sicher richtig Fälle wie *ce n'est pas ta fille qui demandera du scandale.* Anders aber verstehe ich ein solches Beispiel, wie ich es in 'Prinz. d. Wortst. im Frz. S. 41' gegeben habe: *C'est m'sieur qui demande son éther.* Hier nimmt eben *ce* das wahrgenommene Geräusch auf, und dies wird identifiziert mit *m'sieur qui demande son éther.* Die Rolle dieser deiktischen, identifizierenden Wendung aber mit Sp. so zu deuten: 'Es ist das Sinnbild menschlichen Strebens nach Einzigartigem, Individuellem, wenn man will, Heldischem', widerstrebt mir aus angegebenem Grunde.

Die Ruhe hinter der Front wird geschildert: *Autour du village, c'était le lourd silence des campagnes frileuses.* Sp. deutet: 'Man empfindet das schicksalhafte "Dasein" einer abstrakten Gewalt, die ganz genau definiert ist (deutsch etwa das Schweigen war da mit einer ähnlichen lokalen Vorstellung der Nähe eines Unentrinnbaren)'. Das klingt wundervoll. Stimmt es aber? In einem Vortrag 'Es ist Winter' (vgl. Arch. 1914, Bd. 122, S. 160) habe ich mich mit der Natur dieser und ähnlicher Wendungen historisch und psychologisch beschäftigt. Die Formel ist uralt (Rol. *Ço est en mai,* 2628; *Ce fu en tans d'esté,* Buev. de Comm. usf.). Ich zeigte, wie die erstarrten Wendungen nach zeitlichem oder persönlichem Stil oder Geschmack abgewandelt werden. Auf

Digitized by Google

Grund dieses Materials muß ich sagen, daß Sp. feinnervige Ausdeutungen von Textstellen gibt, die sich auf die besondere Situation gründen, die sich aber nicht durch die Sprachform selbst rechtfertigen.

Aber trotz allen Einwendungen wird man sehr oft bewundern, wie Sp. von einem ungewöhnlichen Sprachgefühl geleitet wird. So z. B. wenn er gegen Bally betont, daß sich das Deutsche sehr wohl, genau wie das Französische, gelegentlich 'impressionistisch-nominal' und nicht nur 'verbal', wie Bally meint, ausdrückt; also nicht nur: 'es glänzt' usw., sondern auch: 'etwas Weißes! — weiße Dinger! — weiße Dinger wie Säulen! — weiße Säulen!' Sp. hätte sich auf Goethe berufen können: 'Was ist Weißes dort am Himmel?' usf.

Die Frage, ob dem Frz. ein Passiv fehlt (S. 194 f.), mit den kulturellen Folgerungen (!), ist nicht nach der Form *il est battu* zu entscheiden. Wie dtsch. 'werden' nur für historisch-etymologische Betrachtung identisch ist in: 'es wird Licht', 'Ich werde gelobt' und 'Ich werde loben', so hat *il est* im Zusammenhang der Rede ganz verschiedenen Signalwert; z. B. *il est venu; il est fatigué; l'arbre est abattu; De temps en temps les arbres sont abattus.* Die Entwicklung hat ja bereits im Lateinischen begonnen. (Vgl. z. B. Sommer, Vergl. Synt. der Schulspr. § 60.)

Sp. behandelt vielfach sprachliche Einzelheiten, die allgemein bekannt sind und über deren Natur man auf keiner Seite im Zweifel ist. Während aber etwa beim Lesen eines Verlaineschen Gedichtes wie *Il pleure dans mon cœur* der Grammatiker sich lediglich an die Form hielt und, ohne daß ihm etwa dafür das Organ zu fehlen braucht, das lyrische Nachfühlen dem Ästheten überließ oder sich nicht berufen hielt, darüber Rechenschaft abzulegen, wird ein einziger Satz Spitzers (S. 205) die von ihm stets angestrebte Synthese der beiden Betrachtungsweisen charakterisieren. Er sagt: '*Il pleure,* so würde der Grammatiker sagen, ist von *il pleut* attrahiert — ich meine, *il pleure* ist die sichtbare Auswirkung der in *il pleut* latenten Mythologie'! Eine solche prinzipielle Art der Betrachtung selbst fossilen Sprachgutes kann man als philologische Metaphysik bezeichnen.

Wenn unter Berufung auf Grimm in der neueren Ausbreitung oder Wiederbelebung des Neutrums und des 'Es' ein Hang zum 'Mythisch-Phantasievollen' in der Sprache, der sich mit neuerer Weltanschauung decken soll, gesehen wird, so kann ich das in dieser Verallgemeinerung nicht zugeben. Jeder Fall ist einzeln zu erwägen. Von Person, Zeit und Ort bestimmt wird eine glückliche Wendung zum 'Schlager'. Dazu gehört etwa 'Es denkt in mir'. Sehr richtig erkennt Barrès, daß 'certains Allemands' so sagen. Umgekehrt hat das feine psychologische Wort auch bei

Digitized by Google

'certains Français' Schule gemacht. Valéry schildert dieselbe seelische Verfassung, ohne sich, soweit ich mich erinnere, gerade dieser geprägten, kursfähigen Wendung zu bedienen. Das andersgeartete *il fait faim der* Kriegsgefangenen war doch wohl ursprünglich nur ein calembour! Sp. hätte sich das niedliche Stormsche 'es weihnachtet sehr' nicht entgehen lassen sollen. Trotz allem ist mir die Ausbreitung des Neutrums nach Spitzers Darlegungen keineswegs eine so ausgemachte Tatsache, als daß man aus ihrem sprachlichen Niederschlag eine Renaissance mythischer Schauer, denen einst das 'Es' entstieg, in unserer Zeit erkennen müßte. Wenn Voßler wunderhübsch seinem Lehrer schreibt: 'So ungefähr stelle ich mir vor, gräbt es und wühlt es in Ihnen und ruht nicht...', wenn Sp. ebenso wunderschön dies so deutet: '... eine Anschauung von der Unermeßlichkeit und Zwangsläufigkeit unseres Innenlebens, der aus dem Rationalismus einer zergliederten Psychologie ins weihevolle Dunkel des Irrationalen, Mythischen, Ewig-Geheimnisvollen gerückt wird', wenn ein Kind ebenso sagt: 'es kullert in meinem Magen', so w i l l der Philosoph, so k a n n das Kind nur vor derselben geheimnisvollen, nicht näher zu bezeichnenden Macht stehen. Und dennoch ist das verlebendigte und das ererbte Sprachgut nicht in einen Topf zu werfen. Sp. sieht etwas mitleidig auf Meillet herab, der in einem *ça pleut* usw. nur Formales, nichts Urtümliches mehr erkennen will. Meillet vergesse, 'daß dies Urtümliche im abgeblaßten Alltagsausdruck l a t e n t bleibt und jederzeit belebt werden kann'. Eine derartige Belebung des latenten Urtümlichen hat aber doch ihre großen Gefahren. Vielleicht ist es auch hier manchmal weise, quieta non movere; denn, wenn man etwa als Entsprechungen ein dtsch. 'Mordskerl' als Ausdruck rückhaltloser Bewunderung und ein frz. *gaillard* gegenüberstellt, so schaudere ich vor den kulturkundlichen und völkerpsychologischen Folgerungen, die sich bei einer Belebung des darin latenten Urtümlichen ziehen lassen. Derartiges haben wir erlebt und erleben wir noch!

So sollen auch die 'haben'-Verba noch auf eine Zeit zurückweisen, wo man das 'halten, festhalten' mußte, was man 'ergriffen, gefangen hat' (S. 271). Daher betonen die Sprachen die 'ruhige Stabilität des Besitzes' (festhalten, sp. *tener,* lat. *habere, besitzen* usf.). 'Immer wieder zittert in das Besitzen die Erregung des Besetzens, in das Haben die Anstrengung des Erringens hinein — immer wieder wird die Stabilität des Besitzenden durch die Erinnerung an die Vergänglichkeit des Besitzes gestört —, und um so stärker betont der Mensch immer von neuem die Unwiderruflichkeit des Besitzes.' Leider scheint mir, daß Sp. diese ganze, so angenehm zu lesende Deutung selbst widerlegt. S. 275 sagt er von *Mi sombrero ha quedado hecho un*

Digitized by Google

acordéon: 'Das *hecho*, das ursprünglich den Übergang in den neuen Zustand andeuten sollte, wird wohl nicht mehr so empfunden, sondern ist fast eine Vergleichspartikel, so daß der spanische Ausdruck sich dem deutschen (mit "wie") nähert.' Nun, was dem *hecho* recht ist, das sollte dem *tener, quedar, dejar* etc. nicht billig sein?

Darin scheint mir die Hauptgefahr und das Widerspruchsvolle der Methode zu liegen: auf der einen Seite wird — mit gutem Recht, und Sp. ist nicht der erste! — ein nur historisch-etymologisches Vorgehen als der Weisheit letzter Schluß für sprachliches Verständnis abgelehnt; auf der anderen Seite wird — auf ebenderselben historisch-etymologischen Grundlage! — Durchleuchtung und Belebung des heutigen Sprachgutes betrieben. Gewiß lebt viel von der Grundbedeutung der Wortstämme, aber glücklicherweise ist ebensoviel erstorben. Darauf hat schon Gerber hingewiesen. Wie soll eine schlichte Wendung, etwa 'er besitzt eine Engelsgeduld', möglich sein, wenn man darauf dieses Spitzersche sprachliche Verjüngungsverfahren anwenden wollte. Natürlich hat der Geist Wort und Wendung geschaffen. Aber der einst blühende Baum ist Balken geworden. Nicht mit lebenden Bäumen, sondern mit Balken errichten wir unsere Häuser und Paläste. An den Balken kann man wohl Ursprung und Schnitt feststellen und danach seine Tragfähigkeit bestimmen, aber kein Wunder — auch nicht der geistvollste Sprachwissenschaftler, Philosoph und Ästhet — wird ihn wieder zum blühenden Baum beleben. Gelegentlich können wir einmal in die Werkstatt des bewußt schaffenden Sprachkünstlers sehen. Das scheint mir der Fall bei der 'Spreizstellung' (*avec sur la figure grave un bon et doux sourire*). Was Sp. hierüber sagt, ist ihm meiner Empfindung nach am besten gelungen, und mit Recht bezeichnet er selbst diese Studie als 'paradigmatisch'! Aber meist spottet die Sprache als Spiegel, als materieller Niederschlag, des immer lebendigen Geistes, des Anatomen wie des Biologen. Nirgends tritt so klar das 'Stirb und werde' in die Erscheinung wie in der Sprache. Anatom und Biologe packen das Leben nur in zwei verschiedenen Daseinsformen. Es ist betrüblich, daß sich Anatom und Biologe nur auf sprachlichem Gebiet so bitter befehden. Ein ganz Großer wird immer beides sein. Daß Sp. dies als Ideal vorschwebt, ist gewiß rühmenswert. Daß kein Mensch sein Ideal erreichen kann, ist sein Schicksal, liegt im Begriff Ideal und Mensch.

Die beiden Bände enthalten eine solche Fülle von Forscherarbeit, daß man aus ihnen unbegrenzte Anregungen erhält, gleichgültig ob man zustimmen oder ablehnen muß. In einer nächsten Auflage könnten vielleicht die jetzt noch recht zahl-

Digitized by Google

reichen Druckfehler vermieden und manche andere Unebenheit beseitigt werden. So z. B. — ein Memento! — die Übersetzung des Péguyzitats (II, 305): Péguy bezeichnet sich als den einzigen, wahren Freund und Vertrauten des Bernard-Lazare. Alle anderen hätten sich nur in seine Freundschaft eingeschmuggelt (das deckt wohl mehr *amis de contrebande* als Sp.s 'Pseudofreunde', obwohl ich *de contrebande* als Synonym von *faux* kenne; z. B. nennt Vidocq, Mém. I, 207 Spitzbubenfrauen in der Verkleidung holländischer Bäuerinnen: *des Zélandaises de contrebande*): *Des amis de Quartier enfin, d'anciens amis d'étudiants, peut-être de Sorbonne. Des amis qui tutoient.* Sp. übersetzt *ami de Quartier* mit 'Wohnungsnachbar'. Es ist doch offenbar das *Quartier latin* gemeint. Auf dem *Boul 'Mich'* schenkt man sich das *latin,* und in der Schrift ist sein Vertreter der große Anfangsbuchstabe von *Quartier!* Wie hätte Péguy wohl als Deutscher, als Berliner Student in diesem Falle gesagt? Vielleicht: Konkneipant! Nun, das ist gewiß nur eine Kleinigkeit. Aber der Sinn von *amis de Quartier* war hier eigentlich durch die sehr eingehend besprochene stilistische Eigenart Péguys festgelegt. Danach mußte *amis de Quartier* demselben Milieu angehören wie die folgenden *amis d'étudiants* und *de Sorbonne!* Daran sieht man wieder, wie leicht der Proteus Sprache auch dem listigsten Stilisten und Milieutheoretiker eine Nase zu drehen vermag!

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Das althochdeutsche Wörterbuch.

Rosenfeld meint, es wäre gut gewesen, wenn Schatz mit seiner ahd. Grammatik auf das Erscheinen des großen ahd. Wörterbuches gewartet hätte, 'das Steinmeyer druckfertig hinterließ' und dessen Veröffentlichung bevorstehe (oben S. 92). Es ist merkwürdig, daß dieser Mythus immer wiederkehrt. Was Steinmeyer hinterlassen hat, ist tatsächlich nichts als das rohe Zettelmaterial. Es lagert jetzt in Köln, und Dr. K. Kstrin ist damit beschäftigt, daraus das ahd. Wörterbuch herzustellen.

Gießen. O. Behaghel.

'Zu Schiller in Frankreich'.

Edmond Eggli, Professor an der Universität Liverpool, hat dem Einfluß Schillers auf die französische Literatur ein umfangreiches Werk gewidmet (*Schiller et le romantisme français*, Paris bei J. Gamber, 1927, 2 Bde. 652, 670 S.). Auf Grund eines weitschichtigen Materials, das er mit sicherer Meisterschaft beherrscht, hat er die Aufnahme Schillers in Frankreich in allen ihren Entwicklungsabschnitten, mit ihren mancherlei Wechselfällen dargelegt und eine Fülle von Beziehungen aufgedeckt, so daß sein Buch einer der aufschlußreichsten Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte geworden ist. Er strebt sichtlich nach Vollständigkeit, und eben deshalb sei es gestattet, in aller Bescheidenheit und als Dank für reiche Belehrung ein paar Nachträge zu liefern, von denen der erste, wie es für einen Deutschen gegenüber den umfassenden Kenntnissen des Verfassers nur selbstverständlich ist, ein Zufallsfund ist, die beiden anderen dem Franzosen aber vielleicht gerade bei seiner Versenkung in die Einzelheiten entgangen sind. Sind diese beiden Nachträge ihrer Natur nach nicht so zwingend wie der erste, können sie nur wahrscheinlich gemacht werden, so gilt das immerhin auch von mancher der Parallelen, die Eggli beibringt, der Beachtung wert scheinen sie mir also zu sein.

Bekannt ist, daß Alexandre Dumas (der Vater) als Dramatiker Schiller tief verschuldet war, und ob es sich dabei um Anregungen oder um recht unbekümmerte Entlehnungen handelt, Eggli hat ihre Liste recht bedeutend vermehrt. Aber ein Plagiat (so kann man es ruhig nennen) ist ihm und allen seinen Vorgängern entgangen. Es findet sich in *Napoléon Bonaparte ou Trente Ans de l'Histoire de France*, einem Drama in 6 Akten und 23 Bildern, das am 10. Januar 1831 zuerst im Odéon aufgeführt wurde. In Akt III (Bild 6, Szene 4) tritt Napoleon unter seine Soldaten, die auf den Höhen von Borodino lagern. Er sagt: *J'ai soif; reste-t-il de l'eau dans les bidons?* Ein Soldat (Lorrain) antwortet: *Non, mais j'ai aperçu une source en venant. Attendez...* Damit geht er und kehrt nach einer Zwischenrede des Kaisers zurück *'la figure pleine de sang et apportant de l'eau': Voilà.* Nap.: *Qu'as-tu donc?* Lorrain: *Rien. J'ai pas vu un ravin et j'ai roulé dedans: histoire d'arriver plus vite.* Nap.: *Essuie ce sang, il empêche de voir tes cicatrices.* (Après voir bu) *Ton eau est excellente. — Tes cicatrices te vont bien.*

Digitized by Google

Dazu stelle man *Die Räuber* (III, 2), die Szene, in der Karl Moor mit seiner Schar auf einer Anhöhe an der Donau Rast hält. Gleich zu Beginn sagt der Führer: *Meine Zunge* (ist) *trocken wie eine Scherbe.* Ein Räuber antwortet: *Auch ist der Wein all in unsern Schläuchen.* Die Bühnenanweisung sagt: Schweizer verliert sich unbemerkt, und es folgt ein längeres Gespräch zwischen dem Hauptmann und den Seinen. Dann: Schweizer (mit Wasser im Hut) *Sauf zu, Hauptmann — hier ist Wasser genug, und frisch wie Eis.* Schwarz: *Du blutest ja — was hast du gemacht?* Schweizer: *Narr, einen Spaß, der mich bald zwei Beine und einen Hals gekostet hätte. Wie ich so auf dem Sandhügel am Fluß hintrolle, glitsch! so rutscht der Plunder unter mir ab, und ich zehn rheinländische Schuhe lang hinunter...* Moor (gibt ihm den Hut zurück und wischt ihm sein Gesicht ab): *Sonst sieht man ja die Narben nicht, die die böhmischen Reiter in deine Stirne gezeichnet haben — dein Wasser war gut, Schweizer — diese Narben stehen dir schön.*

Man kann auch bei dem Schluß der Dumasschen Szene, der Napoleon wachend, seinen zunächst düsteren Gedanken hingegeben, unter seinen schlafenden Soldaten zeigt, an die *Räuber* (IV, 5) denken, indessen mag diese Ähnlichkeit ein Zufall sein, jedenfalls sind wörtliche Anklänge so beweisender Art nicht vorhanden. Wohl aber mag der Name des wasserholenden Soldaten, der bei Dumas immer wieder als Treuer unter den Treuesten auftritt, eine Erinnerung an Schiller sein: Schweizer und Lorrain sind beides Namen gleicher Art.

'Ebensosehr wie Dumas, ja bei dem verhältnismäßig geringeren Umfang seiner dramatischen Tätigkeit vielleicht noch mehr, ist Hugo Schiller verpflichtet', so stellt Eggli (II 391) fest, hebt aber zugleich hervor, daß er in anderer Art von ihm abhängig sei. Seine Anlehnungen sind sein Eigentum geworden, *il les a justifiées par la vigueur et l'intérêt de ses réactions personnelles par rapport aux idées ou aux thèmes qui lui étaient suggérés: il les a faits vraiment siens.* Es handelt sich also um dramatische Gedanken, und unter diesen führt Eggli (II 388) als aus *Don Carlos* stammend auf *une apparition effrayante, à la fin d'un drame, d'un personnage démoniaque;* er denkt dabei (II 366) an Philipp, der in der letzten Szene aus dem Schatten hervortritt und seinen Sohn dem Großinquisitor überliefert, und stellt dazu Don Ruy Gomez und Don Salluste am Schluß von *Hernani* und *Ruy Blas.*

Dabei scheint mir aber eins der wirksamsten Beispiele von so auftauchenden dämonischen Persönlichkeiten übersehen zu sein. Ich denke an das Ende von *Marion Delorme.* Die Szene ist ein Gefängnisbof, auf dem Verurteilte zum Tode geführt werden sollen; man hat die enge Pforte durch Niederlegen der Mauer erweitert und die so entstandene Bresche mit einem schwarzen Vorhang verdeckt. Marion und Didier nehmen ihren schmerzensreichen Abschied (wie die Königin und Carlos); da fällt der 'schwarze Schleier', die scharlachfarbene, geschlossene Sänfte Richelieus erscheint, Marion wirft sich vor ihr auf die Knie, um im letzten Augenblick die Aufhebung des Todesurteils zu erflehen. Richelieus Stimme (er selbst tritt im ganzen Stück nicht auf, obwohl der fünfte Akt *Le Cardinal* heißt) antwortet lakonisch *Pas de grâce,* und mit Marions Verzweiflungsruf *Regardez tous! voilà l'homme rouge qui passe* fällt der Vorhang. Hier scheint mir doch auf Richelieu der unheimliche Eindruck, der von dem Schillerschen

Digitized by Google

Großinquisitor ausgeht, übertragen zu sein. Gewiß, jene berühmte Szene, in der König Philipp sich vor dem blinden Greise beugen, sich als Werkzeug in seinen Händen fühlen muß, konnte Hugo nicht brauchen, weil die persönliche Überlegenheit Richelieus über Ludwig XIII., dessen Diener er immerhin ist, sich theatralisch kaum in so eindrucksvoller Weise hätte darstellen lassen. Darum ist es ungemein bezeichnend, daß Hugo die Demütigung des Königs vor dem Kardinal, an der es auch bei ihm nicht fehlt, in den Zwischenakt legt: am Ende von Akt IV hat Ludwig XIII. die Verurteilten begnadigt, zu Beginn von Akt V hat Richelieus Beauftragter den Widerruf der Begnadigung in den Händen! Eine Schiller ähnliche Wirkung erzielt aber der französische Dichter, indem er seinen Kardinal wie den Schillerschen zu einer im Verborgenen wirkenden Schicksalsgewalt macht und sein bloßes Erscheinen das Los Didiers besiegeln läßt.

Daß *Don Carlos* auf *Ruy Blas* eingewirkt hat, führt Eggli II 359 ff. aus, aber er sieht nur die Parallelen zwischen dem Helden und Schillers Infanten. Neben Don Carlos steht aber gleichberechtigt Marquis Posa; daß Hugo diesen nicht gebrauchen konnte, ist klar: von seinem Standpunkte waren zwei Helden ein Fehler. Andererseits mußte die stolze Persönlichkeit des Malteserritters mit ihren kühnen Plänen Hugo auch reizen, und dann hatte Posa doch die große Szene mit dem König, in der er sich so beredt zu seinen Idealen bekennt. Ich halte es für recht wahrscheinlich, daß Ruy Blas seine kühnen Reformpläne dem Schillerschen Posa dankt, und damit rückt die große Auseinandersetzung mit dem Rate von Castilien neben das Gespräch Posa-Philipp (beide III. Akt und als Höhepunkt gedacht). Freilich, Posa spricht als Aufklärer und Kosmopolit, Ruy Blas als spanischer Patriot oder auch französischer Kammerredner, aber hier gilt eben die oben angeführte Charakteristik der Art, wie Hugo Fremdes in eigenes Fleisch und Blut umwandelte.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Zu Adolf Pichlers 'Frühliedern aus Tirol'.

Mit Wackernell[1] sind wir noch heute der Ansicht, daß es unbegreiflich ist, wieso dieses schmale Bändchen harmloser Lieder damals soviel Aufregung hervorrufen konnte. Allerdings lassen wir dabei außer acht, daß ja nur das gedruckt worden ist, was die Zensur von den Liedern übriggelassen hat. Was Pichler alles eingereicht hatte, ist uns nicht bekannt; lediglich das unterdrückte Vorwort[2] kennen wir. Ob dieses uns aber tatsächlich in der ursprünglichen Fassung vorliegt, muß als fraglich bezeichnet werden. Alois Flir[3], Ästhetikprofessor in Innsbruck, dem als einem der Zensoren das Manuskript vorlag, schreibt z. B. am 31. Januar 1845 an seinen ehemaligen Schüler Pichler: 'In der Vorrede erklärte ich nur den hingeworfenen Ausdruck: "Moser ging einen beschränkteren Weg" — als

[1] J. E. Wackernell, Beda Weber, 1798—1858, und die Tirolische Literatur von 1800—1846, Innsbruck 1903. S. 298 ff.

[2] Ad. Pichler, Gesammelte Werke, München und Leipzig 1905—1909. I. 290 ff. (Im folgenden beziehen sich Anführungen ohne besondere Angabe auf diese.)

[3] Al. Flir, Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien. Innsbruck 1865. S. 156.

Digitized by Google

nicht ganz statthaft. Das Übrige verteidigte ich; Öffentlichkeit berechtige zum öffentlichen Worte.' Diese Stelle suchen wir vergebens in der nachträglichen Veröffentlichung.

Die Handschrift des Almanachs ist verschollen. Die Wiener Polizeihofstelle erteilte die Druckbewilligung am 10. März 1845. Wenn Pichlers Angabe (I. 283) richtig ist, daß die Lieder fünf Monate bei der Zensur lagen, dann müßte er sie Anfang Oktober 1844 eingereicht haben. Aber erst Ende Juni 1845 erschien der Almanach. Bisher galt die Meinung, daß die Verzögerung des Erscheinens einzig und allein der Zensurbehörde zur Last zu legen sei. Die Zensurakten, die sich im Staatsarchiv des Innern und der Justiz in Wien vorfanden, zeigen uns aber, daß auch Pichler daran schuldtragend war.

Pichler hatte in den Ferien des Jahres 1844, die er in Tirol verbrachte, mit der Sammlung der Lieder begonnen. Schon am 9. August dieses Jahres wendet er sich etwas verfrüht an Dr. Streiter in Bozen in der Absicht, 'das Büchlein "Frühlieder aus Tirol", welches wahrscheinlich in Bälde erscheinen wird', dessen gütiger Beurteilung zu empfehlen (I. 255 f.). Am 6. Dezember 1844 berichtet er von Wien aus an seine Freundin Kornelie Schuler in Innsbruck (I. 264), wie 'die Mandarinen der Zensur' bedenklich die Köpfe geschüttelt hätten und wie er von Pontius zu Pilatus geschickt worden sei. 'Jetzt ist das Manuskript in Innsbruck,' heißt es weiter, 'wenn es droben nicht flott wird, gebe ich die Sache verloren.' Damit gab sich Pichler allerdings einer argen Täuschung hin; denn die Zensurstelle in Innsbruck zeigte sich wie in anderen Fällen auch hier unduldsam, päpstlicher als der Papst. Vielleicht setzte er auch zu große Hoffnungen auf Flir, der selbst sagt (a. a. O.), daß er die Gedichte 'nur der Legalität zu Liebe und mit roten Strichen und Klammern schon ausstaffiert' vorgelegt bekam. Auch darin irrte sich Pichler, daß er glaubte, die Lieder seien schon zur Zeit seines Briefes an Kornelie in Innsbruck gewesen; sie gingen erst drei Tage später ab, wie das folgende Schreiben[1] beweist:

Schreiben an Se. des Landesgouverneurs von Tirol H.. Grafen von Brandis Exz. in Innsbruck.

Das anverwahrte, in Tirol verfaßte und hierorts zum Behuf der Druckbewilligung vorgekommene Manuskript unter dem Titel:

'Frühlieder aus Tirol, gesammelt und herausgegeben von Ad. Pichler, Mediziner.'

[welches laut den abschriftlich mitfolgenden Gutachten des hierortigen Zensors mit einigen Anmerkungen zur Druckzulassung beantragt wird, um den jungen strebsamen Dichtertalenten ihren Aufschwung nicht zu verkümmern, erlaube] gebe ich mir die Ehre, E. E. mit dem Ersuchen mitzuteilen, dieses Manuskript bezüglich der darin vorkommenden lokalen Beziehungen, dann der Verhältnisse der Verfasser dieser Gedichte u. ihrer darin niedergelegten Ansichten [gegenüber dem Heimatlande] einer [umsichtigen Revision] sorgfältigen, alle dabei eintretenden Beziehungen würdigenden Prüfung unterziehen [zu lassen] u. mir das Resultat derselben nebst Ihrem schätzbaren Gutachten über den Grad der Zulässigkeit des in Rede stehenden Manuskriptes zum Drucke u. die [zu diesem Ende

[1] Konzept; in [ ] Klammern Stehendes ist durchgestrichen. Die Rechtschreibung ist auf den heutigen Stand gebracht.

Digitized by Google

von dem hierortigen Zensor beantragten] etwa dabei erforderlichen Anmerkungen gefälligst mitteilen [zukommen lassen] zu wollen.

Ich habe die Ehre usw.

Wien, am 9. Dezember 1844. Sedlnitzky.

Der Akt wurde nun vom Gouverneur Brandis am 16. Dezember dem Bücherrevisionsamte in Innsbruck 'zur Prüfung und Äußerung zugefertigt'. Dieses stellte am 19. Jänner 1845 das Manuskript mit dem Antrage auf das non admittitur zurück (Kopialbücher des Präsidiums der Tiroler Landesregierung). Leider hat sich dieses Gutachten, aus dem wir über die eingereichten Gedichte unterrichtet würden, ebenso wenig vorgefunden wie jenes des Wiener Zensors oder des Professors Flir. Wohl aber ist die Erledigung durch den Tiroler Landesgouverneur vorhanden:

Hochgeborner Graf!

In Gemäßheit des hohen Erlasses vom 9. Dezember v. J. habe ich das Manuskript unter dem Titel: 'Frühlieder aus Tirol, gesammelt und herausgegeben von Adolf Pichler, Mediziner' dem hiesigen Bücher-Revisionsamte mit der Weisung zugefertiget, dasselbe bezüglich der darin vorkommenden Lokalbeziehungen, dann der Verhältnisse der Verfasser dieser Gedichte und ihre darin niedergelegten Ansichten einer sorgfältigen, alle dabei eintretenden Beziehungen würdigenden Prüfung zu unterziehen und die Aufmerksamkeit besonders darauf zu richten, daß alle Beziehungen auf die literarischen Zerwürfnisse, die im Laufe des verflossenen Jahres hier geherrscht haben und eine empfindliche Zeitungspolemik zur Folge hatten, beseitiget werden mögen.

Aus dem anverwahrten Berichte des diesfälligen Zensors sowie aus der Äußerung des k. k. Bücher-Revisionsamtes, welchen das fragliche Manuskript in duplo beiliegt, belieben Euere Exzellenz zu entnehmen, daß die Vorrede teils wegen darin vorkommender Beziehungen auf die Vorkommnisse des verflossenen Jahres zur Zulassung sich nicht eigne und daß die Gedichte selbst im allgemeinen eigentliche Jugendergüsse aus etwas Selbstgefühl und Sentimentalität gemischt, zwar nicht ohne einzelne Schönheiten, jedoch meist ohne tüchtigen Inhalt seien, worunter übrigens auch manche unschickliche und anstößige Produkte vorkommen.

Bei diesen Verhältnissen erlaube ich mir im Einverständnisse mit dem k. k. Bücher-Revisionsamte auf das: Non admittitur anzutragen.

Genehmigen Hochdieselben usw.

Innsbruck, am 8. Februar 1845. Brandis.

An Seine
des Herrn Präsidenten der obersten Polizei- und Zensurhofstelle
Grafen von Sedlnitzky usw. Exzellenz.

Ganz deutlich zittert hier noch die Aufregung infolge des Sängerkrieges nach (Pichler I. 272 und Wackernell a. a. O.), dem man in Wien keine so große Bedeutung beimaß. Ungeheure Erregung hatte der Vortrag ausgelöst, den Professor Albert Jäger am 18. März 1844 über die Jesuiten im Museum Ferdinandeum gehalten hatte, dessen Vorstand Brandis war (Wackernell S. 232 ff.). Vielleicht hatte Pichler in Wien jemand gefunden, der Einfluß bei der Zensurbehörde hatte und ein Wort für ihn einlegte. Vielleicht rang sich bei der Wiener Polizeihofstelle doch die Überzeugung durch, daß das Häuflein Lieder, das nach der Arbeit des Rotstiftes übriggeblieben war, wirklich nichts Staatsgefährliches enthielt. Sie erteilte daher trotz dem gegenteiligen Antrage der Innsbrucker Stelle die Druckerlaubnis:

Digitized by Google

An Se. des k. k. H. Landesgouverneurs von Tirol Grafen Brandis
Exzellenz in Innsbruck[1].

Mit dem schätzbaren Schreiben vom 8. v. M. Z. 281/Pr. haben Ew. usw. mir Ihre geehrte Wohlmeinung über das hier zur Zensur vorgekommene Manuskript unter dem Titel 'Frühlieder aus Tirol, gesammelt und herausgegeben von Adolf Pichler' gefälligst geäußert.

Wiewohl ich mit der Ansicht Euerer usw., daß diese Sammlung manches zur Drucklegung nicht Geeignete enthält, vollkommen einverstanden bin, so glaubte ich doch aus diesem Grunde allein den übrigen [Piecen, welche nicht zu] darin enthaltenen Aufsätzen, deren Inhalt keiner Beanständung [sind] unterliegt, die Druckbewilligung nicht verweigern zu sollen, und zwar [dies] um so weniger, als die in Frage stehenden Gedichte nicht von einem Einzigen, sondern von mehreren Verfassern herrühren, von denen einer für den anderen nicht einzustehen hat.

Ich lasse demnach mit Rücksicht auf den Antrag des hierortigen Zensors und unter sorgsamer Bedachtnahme auf die mir von Ew. usw. über die in dem befragten Manuskripte vorkommenden unzulässigen Stellen gegebenen Andeutungen [erteile ich daher] unter einem das gedachte Manuskript durch das hiesige B R Amt mit der Druckbewilligung om̃ is del: corr. corr dis versehen und [beehre ich mich], indem ich mir die Ehre gebe, Ew. usw. unter Rückstellung der Beilagen Ihres oben erwähnten schätzbaren Schreibens [zur gefälligen Wissenschaftsnahme zu] hievon in Kenntnis zu [verständigen] setzen, erneuere ich die Versicherung [meiner] der ausgezeichneten Hochachtung [habe ich die Ehre zu], mit welcher ich verharre Ew. usw.

Wien, am 10. März 1845. Sedlnitzky.

Daher meldete Pichler am 31. März 1845 seiner Freundin Kornelie (I. 269), daß der Druck begonnen habe. Da Wagner (Schumacher) in Innsbruck sich's mit der Behörde nicht verderben wollte und ablehnte (I. 284), wurde der Almanach in Wien bei A. Pichlers sel. Witwe gedruckt. Wie ist aber da nun die Stelle in dem Briefe Pichlers an Streiter vom 22. Mai 1845 (I. 276) zu verstehen: 'Die Frühlieder sind noch bei der Zensur; ich krieg' sie wohl am Ende gar nicht mehr zu sehen!'?

Pichler hatte zu der Zeit, als der Druck der Lieder schon im Gange war, von Flir, dessen Meinung ihm sehr viel galt, einen Brief vom 31. Jänner 1845 (Flir a. a. O.) erhalten, zu dessen Schluß es heißt: 'Unter uns gesagt, wünsche ich, daß Sie auch von Ihnen einige Gedichte beilegen, und zwar gehaltvollere, ernstere, als Ballast für das schwebende, gar zu leichte Schifflein und seine flatternden Eroten und klingenden Glöcklein. Man könnte sich boshafter Weise wohl auch noch an die sieben Schwaben erinnern, wenn eine ganze Schar handfester Tiroler an einem halben Pfunde sentimentaler Gedichte schiebt, noch obendrein unter dem Kommando eines "Gefreiten". — Ich darf jedoch keine gar zu saure Schulmeistermiene ziehen: Manches hat mir innig zugesagt und, wenn noch Besseres dazukommt, so soll das Ganze mutiglich erscheinen.' — Flir mochte als guter Kenner der Tiroler Verhältnisse fühlen, daß dieses schmale Bändchen enttäuschen werde. Erwartete man doch von den 'Jungtirolern' etwas ganz anderes. Die Lieder sollten ja eine Bombe sein, in das feindliche Lager um Beda Weber geschleudert, und waren schon vor ihrem Erscheinen als liberales Unternehmen denunziert (Pichler I. 283 und Wacker-

[1] Konzept.

Digitized by Google

nell a. a. O. S. 298 f.). Jedenfalls erwartete man in dem Almanach eine politische Tat und nicht eine Sammlung schöngeistiger Lieder. Diesen Widerspruch mochte Pichler jetzt nach Flirs Brief wohl deutlich fühlen. Daher nahm er noch einmal den Kampf mit der Zensur auf und reichte einen 'Nachtrag' ein. Vielleicht hoffte er, jetzt erst recht mutig gemacht, da ja das erste Manuskript endlich doch aus der Drachenhöhle der Zensur gekommen war, nun leichteres Spiel zu haben. So erklärt sich der scheinbare Widerspruch, daß er am 31. März 1845 an Kornelie melden kann, der Druck habe begonnen, am 22. Mai aber an Streiter schreibt, die Lieder seien noch bei der Zensur. Ob er seinen früheren Standpunkt, von sich nichts zu bringen, um sich kein 'Postament' zu errichten (I. 286), beibehalten hat oder ob er, seinem Lehrer Flir folgend, auch Eigenes bringen wollte, läßt sich heute wohl kaum mehr feststellen.

An Se. des k. k. H. Landesgouverneurs von Tirol Grafen
von Brandis Exzellenz Innsbruck[1].

Als Nachtrag zu dem im Zensurwege hier vorgekommenen Manuskripte, betitelt: 'Frühlieder aus Tirol, gesammelt und herausgegeben von Adolf Pichler', über dessen Druckzulässigkeit Ew. usw. mir mit dem verehrlichen Schreiben vom 8. Februar l. J. Z. 281 [Hochdero] Ihre Wohlmeinung eröffnet haben, ist das gegen gefällige Zurückstellung hier beigebogene Manuskript, eine Sammlung von Gedichten enthaltend, zur Erteilung der Druckbewilligung [hier] anher vorgelegt worden.

Da nach der Äußerung des diesseitigen Zensors die in Frage stehenden Gedichte manche bloß in Tirol verständliche Anspielung zu enthalten [dürften] scheinen, so erlaube ich mir, Ew. usw. um die gefällige [Äußerung] Eröffnung Ihre[r verehrlichen Wohlmeinung]s schätzbaren Gutachtens über deren Druckzulässigkeit zu bitten und ich erneuere bei diesem Anlasse den Ausdruck der ausgezeichneten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu verharren Ew. usw.

Wien, am 22. Mai 1845. Sedlnitzky.

Dieser Nachtrag wurde am 2. Juni durch Brandis dem Bücherrevisionsamte in Innsbruck zur 'sorgfältigen Prüfung' übergeben. Dieses äußerte sich wie folgt:

Hochlöbliches k. k. Landes-Präsidium!

Das mit dem hohen Erlasse vom 2. d. M. Nr. 1848/Präs. zur Zensurierung herabgelangte Manuskript, betitelt:

'Nachtrag zu den Frühliedern aus Tirol von Ad. Pichler'

wird beiliegend mit folgenden ehrfurchtsvollen Bemerkungen rückgeschlossen: das 'Non admittitur' wurde ausgesprochen in Ansehung folgender Gedichte:

del[2] a. 'Die Tropfsteinhöhle'
ist ein leidenschaftlicher, schmähender Ausbruch über die Jesuiten mit Bezug auf den Vortrag des 8. März 1844.
ad b. 'Der Lügner'
a c. 'Die Gänse'
del d. 'Verschiedene Empfindungen'
a e. 'Hexenspruch'
a f. 'Der Komet 1844'

[1] Konzept.

[2] Diese Randbemerkungen stammen scheinbar von dem Zensor der Wiener Polizeihofstelle.

Digitized by Google

a g. 'Heinrich Erler' [daneben von anderer Hand: Die Gärtnerin (?)]
a h. 'Einst und jetzt'

sind samt und sonders beleidigende und einige sogar böswillig verleumderische Pasquile.

Das gehorsamste Bücherrevisionsamt glaubt sich jedoch nach dem Antrage des Herrn Zensurreferenten Gub. Rates Voglsanger für alle Gedichte für das 'Non admittitur' aussprechen zu sollen, da den oberwähnten verstockte Bosheit, den übrigen wenigen Gehaltlosigkeit zu Grunde liegt.

Innsbruck, am 13. Juni 1845. Prof. Kopatsch [1].

Im Sinne dieses Gutachtens berichtete der Landesgouverneur von Tirol an die Wiener Polizeihofstelle:

Hochgeborner Graf!

Um dem hohen Erlasse vom 22. v. M. möglichst zu entsprechen, habe ich die mir von Euerer Exzellenz zugekommenen Gedichte als Nachtrag zu den Frühliedern aus Tirol von Ad. Pichler dem hiesigen Bücherrevisionsamte mit der Weisung zugefertiget, dieselben bei dem Umstande, daß darin manche bloß in Tirol verständliche Anspielungen vorzukommen scheinen, einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen und das Resultat derselben mit dem Gutachten über den Grad der Zulässigkeit zum Drucke anher vorzulegen.

Welch eine ungünstige Beurteilung diese rückfolgenden Gedichte von Seite der hierortigen Zensur erhalten haben, belieben Euere Exzellenz aus dem gleichfalls angeschlossenen Berichte des k. k. Bücherrevisionsamtes hochgefällig zu entnehmen.

Ich teile nicht ganz die Ansicht des Zensurreferenten Gubernialrates Voglsanger und finde eine eigentlich beleidigende Tendenz nur in dem Gedichte:

'Die Tropfsteinhöhle'

die anderen sind teils gehaltlos, teils wie

'Verschiedene Empfindungen'

schlüpfrig. — Gegen das erstgenannte Gedicht muß ich mich entschieden erklären, es würde eine glücklich ruhende Fehde hier wieder anfachen. Bei der Beurteilung der übrigen ist mir der Standpunkt nicht bekannt, von dem die Zensur dermalen ausgeht.

Genehmigen Hochdieselben bei diesem Anlasse den Ausdruck der vollkommensten Verehrung, mit der ich verharre

Euerer Exzellenz gehorsamster Diener

Innsbruck, am 16. Juni 1845. Brandis.

An seine des Herrn Präsidenten der obersten Polizei- und Zensur-Hofstelle Grafen von Sedlnitzky Exzellenz in Wien.

Ob die Wiener Zensurstelle sich diesmal dem Urteil der Innsbrucker anschloß, darüber fehlen die Akten. Da aber das letzte Schreiben aus Innsbruck erst am 16. Juni abgegangen war, Pichler aber an Streiter mit dem Brief vom 25. Juni bereits ein Exemplar der 'Frühlieder' sendet mit der Bemerkung: 'Es ist noch feucht von der Presse', dürfte wohl die Vermutung am richtigsten sein, daß Pichler vielleicht von Flir Nachricht bekommen hatte von den Schwierigkeiten, die von der Innsbrucker Zensur-

[1] Johann Kopatsch, Dr. der Rechte und Professor des römischen Zivil- und Kirchenrechtes, vertrat damals den Vorstand des Bücherrevisionsamtes Baron Mersi.

Digitized by Google

stelle neuerdings dem geplanten Nachtrag gemacht wurden. Vielleicht gab er den Kampf als unnütz und aussichtslos auf. Vielleicht war es ihm darum zu tun, die 'Frühlieder' endlich doch einmal herauszubringen, während ihm wegen des 'Nachtrages' mancherlei zeitraubende Verhandlungen bevorstanden, ohne die Aussicht zu haben, für diesen die Druckbewilligung zu bekommen. So dürfte er seinen Nachtrag zurückgezogen haben und von der Druckerlaubnis für sein ursprüngliches Manuskript Gebrauch gemacht haben.

Innsbruck. Hans Lederer.

Ae. *tō̄*.

Luick, Histor. Gr. der engl. Spr. § 106, hält die Aufstellung eines Lautgesetzes, wonach urgerm. *-ō* im Auslaut im Ae., Afries., An. zu *-ū* geworden sei (z. B. in ae. *cū* 'Kuh' = as. *kō*), für etwas unsicher im Hinblick auf ae. *tō* 'zu'. Dieses *tō* kann jedoch dem Lautgesetz keine besonderen Schwierigkeiten machen, wenn man bedenkt, daß es häufig in Wortgruppen vor Konsonant vorkam. Darauf hat übrigens schon A. Walde, Die germanischen Auslautsgesetze, Halle 1900, S. 49[1] hingewiesen.

Daß man das *ū* des Typus *cū* auch anders hat erklären wollen, ist bekannt. Man vergleiche z. B. Walde, a. a. O. S. 81ff., N. van Wijk, IF. 19, 393.

Breslau. Wilhelm Horn.

Got. *alabalstraun* und ne. *alablaster* 'Alabaster'.

Bei Ulfilas ist einmal (Lukas 7, 37) *alabalstraun* belegt. K. Gaebler, Z. f. d. Phil. 43, 5 will darin einen Schreibfehler für *alabastraun* sehen; aber Wredo und Streitberg lassen in ihren Ausgaben *alabalstraun* unverändert bestehen.

Das got. Wort ist eine Entlehnung aus gr. *ἀλάβαστρον*. Der Einschub des *l* könnte wohl 'assimilatorischer Lautzuwachs' sein: ***alabalstraun***. Dazu kommt noch der Einfluß von *balsan* 'Salbe'. *alabalstraun* ist 'das Alabastergefäß, die Salbenbüchse aus Alabaster'. Griech. *ἀλάβαστρον μύρου* wird wiedergegeben durch *alabalstraun balsanis*. Die Beziehung von *alabalstraun* zu *balsan* 'Salbe' ist naheliegend.

Im älteren Ne. und in heutigen engl. Mundarten ist für *alabaster* die Form *alablaster* üblich, vgl. NED und EDD. Auch hier ist ein *l* eingeschoben, aber an anderer Stelle. Das NED denkt lediglich an Vermischung mit dem ähnlich lautenden *arblaster* 'Armbrustschütze' = *arcuballistarius*. Nachdem *arbelaste* zu *alblast* geworden war, konnte eine Vermischung mit *alabaster* wohl eintreten. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sie so weit griff, wie das NED annimmt. Das EDD hält dagegen Beeinflussung von *alabaster* durch *bleach*, *blanch* und andere mit *bl-* anlautende Wörter, die sich auf etwas Weißes beziehen, für zweifellos. Auch dieser Einfluß mag mitgewirkt haben. Aber dazu kommt die Neigung zum 'assimilatorischen Lautzuwachs': ***alablaster***. Diese Neigung führt ja auch gelegentlich im Frz. zu der Versprechung *l'enflant* für *l'enfant*. Vgl. E. Schopf, Die konsonantischen Fernwirkungen, Göttingen 1919, S. 169 ff., besonders S. 174.

Die Parallele des ne. *alablaster* verstärkt die Möglichkeit, daß das got. *alabalstraun* der wirklichen Sprache angehörte, also nicht ein bloßer Schreibfehler ist.

Breslau. Wilhelm Horn.

Digitized by Google

Frz. *oi* in Lehnwörtern des Neuenglischen.

Frz. *oi* ist über *ụ́ẹ́* zu *ụ́á* geworden: *roi* > *rụ́ẹ́* > *rụ́á*[1].

Die frz. Stufe *ụ́ẹ́* liegt vor in Lehnwörtern des älteren Nhd.: *Hoboä* = frz. *hautbois* und *koëffieren* = frz. *coiffer*. Für frz. *hautbois* gibt Joh. Chr. Wächtler, Commodes Manual oder Hand-Buch, Leipzig 1709, die Aussprache *Hoboä* an[2]. Das frz. Wort wurde in das Italienische entlehnt als *oboé* M.

Auch das Ne. hat frz. Wörter entlehnt zur Zeit, als die Stufe *ụ́ẹ́* bestand. Ein englisches Zeugnis für diese Stufe bietet übrigens der Sprachlehrer Butler 1634. Er umschreibt frz. *oi* mit *wоë*: for whereas they (the French) write *bois, soit, droict,* they say *bwoes, swoet, drowet*[3].

Die Stufe *ụ́ẹ́* ist zu erkennen in: engl. *shamway*, zuerst belegt 1588 (NED), damals gesprochen *šæmwẹ̄*, aus frz. *chamois*; und in: *twaylet*, d. h. *twēlet*, der Wiedergabe von frz. *toilet* in dem englischen Sprachbuch von Watts 1721[4]. Neben dieser Neuentlehnung aus frz. *tụ́ẹ́lét* lebte die alte Entlehnung *toilet* fort. Gesprochen wurde dafür bis weit in das 18. Jh. *ai*, also *tailet*, wie in *dẍain* für *join, paint* für *point* u. dgl. Peyton 1756 gibt für engl. *toilet* die frz. Umschrift *tāīlètt*[5]. Erst gegen Ende des 18. Jh.s wurde in *toilet* wie in *oin* u. dgl. die Aussprache *oi* üblich unter dem Einfluß des Schriftbildes. Das Engl.-deutsche Wörterbuch von Johannes Ebers gibt noch 1819 die Aussprache *tailet* an. Aber eine solche Aussprache war damals veraltet. Schon Nares 1784 bezeugt, daß *oi* in *join* u. dgl. im Begriff sei, das *ai* zu verdängen: the banished diphthong *[oi]* seems at length to be upon its return'.

Die alte Entlehnung *tailet* und die neue *twēlet* vereinigten sich zu der Kontamination *twailet*. Sie wird bezeugt von Lediard 1726, der von *toilet* sagt, es werde 'von einigen *tueilet*', d. h. *tụ́ailet* gesprochen. Auf die Aussprache *twailet* weist wohl auch die Schreibung *twilet* im 17. Jh. Vom 17.—19. Jh. begegnet auch die Schreibung *twilight*, die einen Versuch darstellt, die Aussprache *twailit* scheinbar korrekt wiederzugeben.

Die Form *twillet* im 17. Jh. scheint eine Kontamination aus *twailet* und *tillet* (= afrz. *telette*) zu sein.

Das heutige frz. *ụ́á* wird im Englischen durch *wā*, seltener durch *wǭ* wiedergegeben: *chamois* = *šámwā, -wǭ, toile* = *twāl, twǭl (twal), memoir* = *mémwā, -wǭ, boudoir* = *bū́dwā, -wǭ*. Frz. *toilette* wird nach Jones heute im Englischen *twālét* gesprochen mit Beibehaltung der frz. Betonung; Schröer gibt für *toilette* die englische Aussprache *toilét* und *toílet* an, das wäre eine teilweise oder vollständige Beinflussung durch die alte Entlehnung *toílet*.

Die englischen Gestaltungen der frz. Wörter *chamois* und *toilette* spiegeln die Entwicklung des *oi* im Frz. wider: *oi* in *shammoy, shamois* 16.—18. Jh. und in *toilet, ụ́ẹ́* in *shamway* und *twaylet, ụ́á* in *šámwā* und *twālét*.

Breslau. Wilhelm Horn.

---

[1] Vgl. Ch. Thurot, De la prononciation française depuis le 16e siècle, I, 352 (Paris 1881).

[2] Vgl. Hans Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch, I, 268 (Straßburg 1913).

[3] Charles Butler's English Grammar 1634, hg. von A. Eichler, Halle 1910, S. 27.

[4] Christian Müller, Die englische Lautentwicklung nach Lediard (1726) und anderen Grammatikern, Diss. Gießen 1915, § 66, Anm. 5.

[5] Hans Stichel, Die engl. Aussprache nach den Grammatiken Peytons (1756, 1765), Diss. Gießen 1915, § 123.

Digitized by Google

Aufführung eines Jesuitendramas in Indien (1600).

In meinen Mitteilungen über die Aufführung von Jesuitendramen in Indien (oben 130, 32 ff.; 145, 259 ff.) habe ich auf den Bericht des Venezianers N. Manucci über den Inhalt eines in Pondicherry 1705 aufgeführten Dramas besonders hingewiesen, da sich dieser Bericht durch seine Ausführlichkeit vor anderen auszeichnet. Ich fügte hinzu, es werde schwerfallen, einen ähnlichen Bericht in der Literatur aufzufinden. Vor kurzem jedoch, als ich mich mit der Geschichte des Großmoguls Akbar (1542—1605) beschäftigte, bin ich auf einen Bericht gestoßen, der wohl verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, wenn er sich auch, was Genauigkeit anbetrifft, mit Manuccis Bericht nicht messen kann.

Um die Lehren des Christentums kennenzulernen, wandte sich Kaiser Akbar zu wiederholten Malen an die Behörden in Goa, das damals der Sitz des portugiesischen Vizekönigs und eines Jesuitenkollegiums war, mit der Bitte, einige Jesuiten an seinen Hof zu senden. Teils aus politischen Gründen, teils vor allem, weil man hoffte, den Kaiser zum Christentum bekehren zu können, gab man seinen Bitten Gehör.

Man unterscheidet drei Missionen an Akbars Hof[1]. Die erste bestand aus dem Italiener Ridolfo Aquaviva und dem Spanier Antonio Monserrate, der zum Historiographen dieser Mission erkoren wurde. Sein 'Mongolicae legationis Commentarius', der lange für verloren galt, ist erst neuerdings wieder aufgefunden und veröffentlicht worden. Über die zweite Mission ist wenig zu sagen. An der Spitze der dritten Mission standen P. Hieronymus Xavier, ein Großneffe des heil. Franciscus Xavier, des Apostels der Inder; P. Emmanuel Pinheiro, ein Portugiese, und ein engerer Landsmann[2] von ihm, Benedict (de) Goës, ein Laienbruder — derselbe Goës, der sich nachmals einen Namen gemacht hat durch seine kühne Landreise von Lahor im Pandschab bis zu den Grenzen Chinas[3].

Wie zu erwarten, war die Behandlung, die Kaiser Akbar den Vätern der Gesellschaft Jesu zuteil werden ließ, durchaus günstig. Sie wurden mit allen Ehren empfangen; es war ihnen gestattet, frei und öffentlich das Evangelium zu predigen, Kirchen und Kapellen zu erbauen und Schulen zu errichten. Einige von ihnen durften sogar den Kaiser auf seinen Kriegszügen begleiten. Ihre Hoffnung freilich, den Kaiser zum Christentum bekehren und zur Annahme der Taufe bewegen zu können, ging nicht in Erfüllung.

Die Väter ließen es sich besonders angelegen sein, die hohen christlichen Feste, namentlich Weihnachten und Ostern[4], mit dem größten Pomp zu

---

[1] Über diese Missionen kann man sich unterrichten aus dem älteren Buche von M. Müllbauer: Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien (1851), S. 133—149; aus dem Aufsatz von E. D. Maclagan, The Jesuit Missions to the Emperor Akbar, im Journal of the Asiatic Society of Bengal 65, 1 (Calcutta 1896), p. 38—113, und aus dem neueren Buche: Akbar and the Jesuits, an account of the Jesuit Missions to the court of Akbar by Father Pierre Du Jarric, S. J., translated with Introduction and Notes by C. H. Payne, London 1926.

[2] Beide, Pinheiro und Goës, stammten von der Azoreninsel San Miguel.

[3] Siehe von Richthofen, China I, 666 f. Henry Yule, Cathay and the way thither, new ed. by Henri Cordier IV (London 1916), p. 167—254.

[4] Siehe Du Jarric a. a. O., S. 127.

Digitized by Google

feiern. Und hierbei fanden auch dramatische Aufführungen statt. Eine solche wird zuerst erwähnt in einem Briefe[5] des Hieronymus Xavier aus Lahor (wo Akbar eine Zeitlang residierte) an den Ordensgeneral vom Jahre 1598. Es heißt hier:

> At Christmas [1597] our brother Bendict de Goes prepared a manger and cradle as exquisite as those of Goa itself, which heathens and Muhammadans, as well as Christians, thronged to see. In the evening masses were said with great ceremony, and a pastoral dialogue on the subject of the Nativity was enacted by some youths in the Persian tongue, with some Hindūstānī proverbs interspersed (adjunctis aliquot Industani sententiis).

Wie in dem Briefe weiter berichtet wird, machte diese Aufführung den größten Eindruck auf die Mohammedaner sowohl wie auf die Hindus. Dasselbe war der Fall mit einer Aufführung, die P. Pinheiro Weihnachten 1600 in Lahor veranstaltete. In dem Bericht hierüber erfahren wir denn auch Näheres über den Inhalt des Weihnachtsspieles (wie wir die Aufführung füglich werden nennen dürfen). Der Bericht findet sich in dem Buch des P. Fernam Guerreiro: Relaçam Annal das Cousas que fizaram os Padres da Companhia de Jesus nas partes da India Oriental etc. [umfassend die Jahre 1600—1608]; fünf Teile, Evora 1603, Lisboa 1605—1611. Exemplare der Relaçam, zumal vollständige Exemplare, sind außerordentlich selten[6]. Ich kann nur die spanische Übersetzung des ersten Teiles benutzen, die P. Antonio Colaço S. J., Valladolid 1604, veröffentlicht hat (Exemplar der bayrischen Staatsbibliothek). Hier lautet die für uns in Betracht kommende Stelle im 6. Kapitel des 1. Buches (De vn pesebre que hizo el Padre en la Fiesta del Nacimiento, y de la grande deuocion que causo a los proprios Moros y Gentiles) wie folgt[7]:

> En el primer acto salio Adan llorando su pecado, y las miserias que por el vinieron al mundo. Saliole al encuentro el santo viejo Simeon, consolandole con ciertas esperanças del remedio que por el Messias ya nacido se auia de dar a sus males. Entro vn Filosofo Gentil, quexandose de los sentidos, que le hazian adorar las criaturas, enseñando la Filosofia otra cosa. En esto salieron dos varones ancianos, a los quales pregunto por el Dios que los auia criado, y todas las otras cosas que los ojos veen tã imperfetas, como es el hombre[8]. Acudio Adan, dãdoles noticia del pecado original en que todos nacemos; y de la perfecion en que Dios los auia criado. Despues tuuo vna larga disputa a cerca de la Encarnacion, muerte y Passion del Señor. Vltimamente, como tenia Dios hijo, siendo sustancia

[5] Im Auszug mitgeteilt von Maclagan a. a. O., S. 72. Vgl. auch Du Jarric S. 80. Yule a. a. O., S. 174. Vincent A. Smith, Akbar, the Great Mogul, sec. ed., p. 269.

[6] Das Britische Museum besitzt ein vollständiges Exemplar. Die Pariser Nationalbibliothek besitzt nur den 1., 2. und 4. Teil, die preußische Staatsbibliothek nur den 4. Teil der Relaçam.

[7] Fast wörtlich ist der Bericht wiedergegeben bei Du Jarric (in der Übersetzung von Payne S. 128 f.). Siehe auch Maclagan a. a. O., S. 85; Müllbauer, Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien S. 148.

[8] Dieser Satz ist von Du Jarric nicht wiedergegeben worden.

Digitized by Google

simplicissima? Rindiose el Filosofo, y confesso la Trinidad de las personas, y la Vnidad de la essencia.

En el segundo acto entro la diuina Justicia, y la Misericordia, disputando entre si sobre el pecado de Adan.

En el tercero acto aparecio el Angel[9], dando las buenas nueuas del Nacimiento temporal del Hijo de Dios en el mũdo. Lo qual viendo vnos Bramenes, quedaron atonitos: mas vn Pastor, q̃ venia de Belen, les declaro, como el niño nacida era el hijo de Dios que venia a saluar el mundo, y no a matar los hombres, como sus falsos dioses.

Das Auftreten der allegorischen Personen — der Justicia und der Misericordia — im zweiten Akt dieses Weihnachtsspiels erinnert an das Auftreten derselben oder ähnlicher Personen in den spanischen Autos al Nacimiento (Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien II, 103 f.). 'Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts finden wir ein theologisches Drama von Etienne Langton, worin die Wahrheit und die Gerechtigkeit Adam wegen des Sündenfalles vor Gott anklagen, das Mitleiden und der Friede[10] aber ein Wort für ihn einlegen, und hierauf Gott der Vater mit seinem Sohne verabredet, den Streit durch die Menschwerdung beizulegen[11]. Hierher gehört auch eins der ältesten uns erhaltenen Dramen in Deutschland, der Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi, in dem die Kirche, die Synagoge, die Barmherzigkeit und die Gerechtigkeit auftreten' (Schack I, S. 57). In einem Weihnachtsspiel des B. Aparicio erscheinen die Gerechtigkeit und das Mitleid, daneben auch der Trost und die Hoffnung (Creizenach, Geschichte des neueren Dramas[1] III, 130).

Halle a. d. S. Th. Zachariae.

Schmetterling = Krankheit.

Im Archivio delle tradizioni popolari III, 230 erzählt G. Finamore von einer Bäuerin in den Abruzzen, deren Kind ohne sichtliche Ursache dahinsiechte. Bei Tage machte sich ein schönes Mädchen aus der Nachbarschaft bei dem Kinde zu schaffen, des Nachts umflatterte es beständig ein Schmetterling *('na ciaûla)*, der sich nicht verjagen ließ. Schließlich verlor die Mutter die Geduld, fing den Schmetterling, stach ihm ein Auge aus und warf ihn dann zum Fenster hinaus. Am nächsten Tage bemerkte sie, daß das Mädchen aus der Nachbarschaft ein Auge verloren hatte. — Hier erweist sich der Schmetterling deutlich als Hexenepiphanie. Der Zug, daß die Wunde, die man dem Seelentiere beibringt, nachher an dem menschlichen Körper zu sehen ist, ist für derlei Verwandlungsmythen typisch. (Vgl. O. Tobler, Die Epiphanie der Seele in der deutschen Volkssage. Diss. Kiel 1911, S. 42.)

Hierzu vergleiche man einen rumänischen Volksaberglauben (Marian, Insectele în limba, credinţele şi obiceiurile Romînilor, S. 270): Der Weiß-

[9] Doch wohl: ein Engel. So Du Jarric und Maclagan.

[10] Dieselben vier allegorischen Figuren in einem spanischen Schauspiel des 15. Jahrhunderts (Schack I, 126).

[11] Vgl. Weinhold, Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien (1855), S. 291 f.; auch S. 295 ff., und Aubrey F. G. Bell, Portuguese Literature (1922), p. 156.

Digitized by Google

ling, der bezeichnenderweise rumän. *strigă* 'Hexe' oder *suflet de strigoiă* 'Zaubererseele' heißt, stiehlt sich unsichtbar in das Herz der Menschen und namentlich der Kinder und saugt ihnen das Herzblut aus, bis sie sterben. Ferner: Fällt der Staub von Nachtschmetterlingen *(strelicĭ* oder *sterlicĭ)* auf die Haut, so schwillt sie an und rötet sich. Es bilden sich rötliche Flecken, die nach dem Schmetterling, der sie angeblich hervorgebracht, *strelicĭ* genannt werden[1]. Dieser Nesselausschlag stellt sich namentlich bei Schwerkranken ein und gilt als sicheres Todeszeichen. Es heißt von ihnen dann: *Aŭ căpătat strelicĭ de moarte,* d. h. sie haben die Todesnesseln (= Schmetterlinge) bekommen.

In diesen romanischen Mythen zeigt sich der Schmetterling ganz deutlich als Seelentier[2]. Die Hexenepiphanie ist sicher sekundär. Die ursprüngliche Vorstellung ist wohl die, daß der Schmetterling die Seele eines Ahnen verkörpert, der sein Enkelkind ins Totenreich fortholt[3]. Daher in verschiedenen Gegenden der Nachtfalter *Tod*[4] heißt, z. B. im Hannoverschen (Th. Scheller in Zs. d. allgemeinen Sprachvereins, Bd. 34, Sp. 140—141), im Egerland (Neubauer in Zs. f. österr. Volkskunde II, 329). In der Pfalz heißt er *Totenvogel* (Güntert, Kalypso, S. 226 f.)[5].

In dem rumänischen Aberglauben von dem ausschlagerzeugenden Staub des Schm.s erscheint dieses Insekt schon deutlich als Krankheitsdämon. Dem Tode geht Krankheit voraus. Eine gewöhnliche Begleiterscheinung verschiedener Krankheiten ist das Fieber. So gilt in der Pfalz der Nachtfalter als Fieberbringer (Güntert, Kalypso, S. 226 f.). In mehreren Sprachen bezeichnet ein Wort das Fieber und den Nachtschmetterling. Im Litauischen heißt z. B. *drugys* 'Fieber' (wörtlich: das Schütteln) und 'Schmetterling' (v. Edlinger, Tiernamen S. 96).

Albanesisch ist *εδε* 'Fieber' und *έδεχε* 'Lichtmotte' (Güntert, Kalypso, 227). Das deutsche Wort für 'Fieber' ist *Ritten (vgl.* Weigand. Hirt, Deutsches Wb. s. v.). Mhd. *rîte* bedeutet noch 'Schmetterling' und 'Alp' (Zeitschrift für Mythologie und Sittenkunde III, 337). Ferner beachte man altgriechisch. *ἡπίολος* 'Nachtfalter als Alpgestalt' mit der Scheideform *ἡπίαλος* 'Fieber' (Güntert, op. cit., S. 226 f.). Eine dritte Form ist

[1] Auf einen ähnlichen Volksglauben scheint die Doppelbedeutung von spätgriech. *ψώρα* 'Nachtschmetterling' und 'Krätze' zu beruhen (Güntert, Kalypso, S. 227).

[2] Vgl. hierüber meine Ausführungen hier, Bd. 149, S. 272—275, wo auch die einschlägige Literatur angeführt ist.

[3] Vgl. hierzu Sébillot, Le paganisme contemporain chez les peuples celto-latins, S. 177.

[4] Drei Schmetterlinge, zusammenfliegend, gelten in England als Vorboten des Todes (Henderson, Folk-Lore of the Northern Countries, S. 48). — Wenn im franz. Kriegsargot umherfliegende Granatsplitter *papillons de corbillard* 'Leichen(wagen)schmetterlinge' heißen (Esnault, Le poilu tel qu'il se parle, S. 296), so darf man dahinter wohl keine mythische Beziehung suchen. Es handelt sich lediglich um eine Metapher, bei der das tertium comparationis das Fliegen ist.

[5] Geleitet der Schm. einerseits die Toten ins Seelenreich, so führt er andererseits die Seelen der Ungeborenen aus diesem heraus. Über die Rolle des Schm.s als Trägers und Mittlers der Empfängnis vgl. Frh. v. Reitzenstein in Zs. f. Ethnologie 41, S. 667 f. In diesem Sinne ist auch das antik-erotische Symbol des Schm.s, ein geflügelter Phallus, zu verstehen.

Digitized by Google

ἡπιάλης 'Alpdämon'. Immisch (Glotta VI, 193) nimmt Zusammenhang mit ἐφιάλτης 'Alp' an. Der Alp nimmt im Volksglauben die Gestalt der verschiedensten Tiere an: Bock, Hund, Katze, Kröte, Elster usw. Man beachte (vgl. weiter oben) die semantische Skala *rîte* > Fieber > Schmetterling > Alp. Desgleichen bedeutet baskisch *ingume* Schmetterling > Alp (Rolland, Faune populaire XIII, 200). Im Lat. heißen die Nachtfalter auch *fauni*, die den erotischen Alpdruck erzeugen (O. Keller, Antike Tierwelt II, 439). Hierher auch istr. *massarol* (< lat. *mattea* 'Keule' REW Nr. 5425) 'alperzeugender Kobold' > 'Schmetterling' (vgl. Garbini, Antroponimie ed omonimie I, 468). Über den aus den Augenbrauen eines Feindes fliegenden Schm., der Zorn oder Haß bedeutet und sich als Alp auf die Brust des Schlafenden setzt, vgl. O. Tobler, Epiphanie der Seele, S. 37. Ebenda wird von der *Murawa*, einem weiblichen Alpdämon in der Lausitz, berichtet, daß sie, wenn es bei Sonnenschein regnet, als Schm. von aschgrauer Farbe umherfliegt. Nach siebenbürgischem Volksglauben verwandelt sich der *âlf* = Alp, ein kleines, häßliches Männlein, gewöhnlich in einen Schm. (H. v. Wlislocki, Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen, S. 7). Man beachte ferner den Namen *Nachtalp* für die Lichtmotte im Hannoverschen (vgl. Th. Scheller, op. cit. Bd. 34, Sp. 140/141). So bezeichnet auch schweiz. *doggeli* 'Schm.' und 'Alp'[1].

Auch die gefürchtetste Krankheit, die Pest, kann der Krankheitsdämon in Schmetterlingsgestalt dem Menschen anzaubern. So fliegt in der alten Grafschaft Mark die Pest als kleiner Schm. *(fillerte)* den Leuten an den Hals (Zs. f. Mythol. u. Sittenkunde II, 83 u. III, 348)[2]. In der Pfalz bringt der Nachtfalter Pest (Güntert, op. cit. 226 f.). In Vörå (Finnland) fliegt das Pestgeschoß als Schm. durch die Luft (G. Landtman in Finlands Svenska Folksdiktning VII, S. 735).

Interessant ist die Bezeichnung der Pest als *krately* im Kroatischen (Krauß, Slawische Volksforschungen S. 88, A. 1); *krately* ist das deutsche Schratel (sehr alte Entlehnung, wie ahd. *scrâto* zeigt), und dieses findet sich in der Schweiz und Tirol als Namen des Schm.s (Dalla Torre, Die volkstümlichen Tiernamen in Tirol und Vorarlberg S. 78). — Die Rumänen glauben an eine verderbliche Einwirkung des dämonischen Schm.s auf das Augenlicht. Die *strigoieș* 'Zauberer' genannten Schm. dringen nächtlicherweile in die Häuser, deren Bewohnern sie je nach Umständen Gutes oder Böses tun[3]. In letzterem Falle fliegen sie den Menschen in die Augen, um sie zu blenden (Marian, op. cit. S. 293).

Zu einem weitverbreiteten Vorstellungskomplex gehört die Symbolisierung von Geistesstörungen durch den Schm. Die Vorstellung, daß Trüb- oder Irrsinn durch das Vorhandensein von Tieren, namentlich Insekten im Kopfe (Grille, Made, Ameise, Käfer, Mücke usw.), verursacht wird, ist uralt (vgl. Riegler, Wörter und Sachen VII, S. 129—135). Im Franz. erscheinen besonders schwarze Schm.e als Symbol düsterer Gedanken, ein

[1] Über Schm. = Alp vgl. Laistner, Rätsel der Sphinx I, 270.

[2] Vgl. hierzu die engl.-dial. Bezeichnung des Schm.s: *cut-throat* 'Gurgelschneider' (Rolland, Faune pop. XIII, 188).

[3] Schm.e sind nach volkstümlicher Auffassung entweder 'gute Holden' oder 'böse Dinger' (Schrader, Reallexikon der indogerm. Sprachwissenschaft, S. 1024).

Digitized by Google

Bild, das auch von neueren Novellisten gern gebraucht wird[1] (vgl. auch Brissaud, Histoire des expressions populaires relatives à la médecine S. 266). Franz. *papillonne* 'Schmetterlingskrankheit' > 'Abwechslungsfieber' ist jedoch nicht volkstümlich, sondern nach Dict. gén. eine Neubildung Charles Fourniers. (Vgl. deutsch *flatterhaft* für 'unbeständig', dem genau rum. *fluturatic* [zu *flúture* 'Schm.'] entspricht.) Doch ist im Rumänischen der Schm. auch Symbol wirrer Gedanken, wie aus der (zweiten) Bedeutung von *fluturatic:* 'verrückt' hervorgeht. Auch ein Zeitwort *a se fluturá* 'verrückt werden' kommt vor (vgl. port. *borboletar* 'phantasieren' von *borboleta* 'Schm.').

Das Ital. kennt *farfalletta* als Synonym von *grillo,* auch heißt *aver de' farfallini* soviel wie 'halb verrückt sein' (Petrocchi). Hier, Bd. 49, S. 273, A. 2 habe ich gezeigt, wie Wells die beiden Motive (Schm. = Seelenepiphanie und Schm. = Symbol des Wahnsinns) in seiner Erzählung 'A moth genus novum' geschickt vereint hat.

Wir sind am Schluß unserer Untersuchung angelangt. Es zeigt sich, daß die schädigende Wirkung des dämonischen Schm.s eine mannigfache sein kann: Fieber, Alpdruck, Pest, Blindheit, Wahnsinn.

Klagenfurt. R. Riegler.

Zur Oxforder Folie Tristan V. 912.

Man ist überrascht zu sehen, daß Bédier in seiner Ausgabe der Oxforder Folie Tristan 911—12 (1907) schreibt: *Unkes de chen n'oï retraire Ke poüst merur joie faire,* und daß er, ohne etwas dazu zu sagen, es dem Leser überläßt, sich bei dem *merur* zu denken, was er Lust hat. Ich erwähne das, weil Godefroy V, 261 c unter *meror* das *merur* unserer Stelle mit 'plus pur' glossiert, also es offenbar als ein Komparativ von *miers* < *merus* ansieht und so der Anschein entstehen könnte, als ob Bédier mit dieser natürlich unhaltbaren Deutung einverstanden wäre. Daß hier ein Schreibfehler des Kopisten vorliegt, kann doch wohl kaum zweifelhaft sein, denn an eine etwaige Analogiebildung zum Nom. *maire* wird niemand glauben wollen, und so hat denn Foerster *meilur* vorgeschlagen, und Tobler *maiur.* Das erstere findet man bei Bartsch-Wiese, Chrest. 24, 246 sogar in den Text gesetzt, aber ich halte den Vorschlag von Tobler für plausibler und möchte nur zur Erwägung stellen, ob man nicht, der Handschrift noch etwas näher bleibend, *meiur* zu schreiben habe, da diese Form für *maiur* doch nicht unerhört ist, s. God. V, 85 b—c.

Jena. O. Schultz-Gora.

Zu frz. *poussif* 'herzschlächtig'.

Bd. 154, S. 82 dieser Zeitschr. schreibt der Herausgeber: 'Wenn übrigens Gamillscheg, Etym. Wb. sagt, daß *poussif* mit Suffixwechsel für älteres *poussëiz* (<**pulsaticius*) eingetreten sei, so beruht das auf einem Versehen, schon weil afrz. *poussëiz* ein Substantiv ist. Es kann sich nur fragen, ob eine Ableitung von einem Verbum (Nyrop, Gram. hist. III, § 253) oder vom

[1] Vgl. z. B. die Stelle bei François Coppée, Vingt contes nouveaux (Nouvelle édit. illustrée, Calmann-Lévy), S. 30: Des papillons noirs voltigeaient dans mon esprit.

Digitized by Google

Substantiv (REW 6839) vorliegt. Dies zu erörtern, ist hier nicht meine Aufgabe' usw.

So selbstverständlich, wie dies aus diesen Ausführungen hervorzugehen scheint, ist nun die Ableitung von *poussif* wohl nicht. Schultz-Goras Einwand, daß für *poussif* eine Vorstufe **poussëiz* nicht in Betracht komme, weil dieses afrz. Substantiv sei, ist nicht berechtigt. Denn wie ein afrz. adjektivisches *branlëiz* in *pont branleiz* das Vorhandensein eines substantivischen *branlëiz* nicht ausschließt, ist auch das Vorhandensein eines substantivischen *poussëiz* kein Ausschließungsgrund für eine homonyme adjektivische Form. Ich habe in meinen Grundzügen der gallorom. Wortbildung S. 6 eine Reihe solcher adjektivischer *-ëiz*-Formen des Altfranzösischen zusammengestellt, die zeigen, daß das im Galloromanischen überaus produktive *-aticius*-Suffix sowohl in seiner adjektivischen wie substantivischen Form im Altfranzösischen nachwirkt. Doch hätte ich zweifellos durch einen Stern anzeigen müssen, daß das von mir rekonstruierte *poussëiz* als Vorstufe des frz. *poussif* im 12. Jahrhundert nicht tatsächlich belegt ist.

Die Bedenken Schultz-Goras sind auch zweifellos weniger durch das Fehlen des **poussëiz* in adjektivischer Funktion hervorgerufen als durch die angenommene lautliche Entwicklung. Aber auch diese Bedenken lassen sich überwinden. Ein älteres **poussëiz* mußte im 13. Jahrhundert, vom pikardisch-wallonischen Gebiet abgesehen, **poussis* lauten, da um jene Zeit sowohl *e* im Hiatus vor *i* verstummt wie auslautendes *-z* zu *-s* geworden war. Daß diese sekundären *-is*-Formen wie die primären der Analogie der *-f*-Stämme ausgesetzt waren, ist bekannt. W. Benary, Zur Geschichte des konsonantischen Auslauts der Nomina im Alt- und Neufrz. 1902, S. 28 belegt für das 13. Jahrhundert aus dem Lied vom Ritter Horn *adventif* für älteres, etymologisches *adventiz, aventiz;* Rothenberg, Vertauschung der Suffixe in der frz. Sprache 76 belegt *traitif* aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts; *jointif* für *jointiz* stammt aus dem 15. Jahrhundert; *gélif* für daneben weiterbestehendes *gélis* läßt sich seit dem 16. Jahrhundert belegen usf. Daß sich gerade *poussif* so früh nur mit der analogischen *-if*-Form belegen läßt, könnte man damit erklären, daß das Adjektiv fast ausschließlich in der Verbindung *cheval poussif* gebraucht wird, daß also die Femininform **poussice* formell auf die Gestaltung des Maskulinums nicht einwirkte. Immerhin ist es auffällig, daß von den nicht vereinzelten Belegen des 13. Jahrhunderts keiner **poussëif*, **poussëiz* mit wenigstens graphischer Erhaltung des Zwischentonvokals lautet, während die *-ëiz*-Formen etwa in der Funktion der Verbalabstrakta die Schreibung *-ëiz* noch lange bewahren. Das sind immerhin Bedenken gegen meinen Ansatz, die als ausschlaggebend angesehen werden könnten und die ich nur deshalb zurückgestellt habe, weil mir eine *-ivus*-Ableitung sowohl formell wie begrifflich schwierig erschien, und begrifflich die Bedeutung von *poussif* eine *-aticius*-Ableitung fast gebieterisch verlangte. Es lohnt sich daher wohl, die Frage noch einmal zu behandeln.

Das *-aticius*-Suffix dient im Vulgärlateinischen dazu, um zu Verben, namentlich der *-are*-Konjugation, Adjektiva zu schaffen, die als dauernde Eigenschaft angeben, was im Verbaladjektiv als einmaliges Geschehen bezeichnet wird. Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung noch heute das Spanische, wo etwa neben einem *quebrado* 'im besonderen Fall zerbrochen' *quebradizo* 'zerbrechlich' steht, und wo, wie ich an anderer

Digitized by Google

Stelle zeige, diese Funktion von *-izo* nun auch auf Adjektiva übertragen wurde, vgl. *enfermo* als einmaliger Zustand neben *enfermizo* 'kränklich'. Bei Fronto belegtes *erraticius* bezeichnet die Eigenschaft, die Geneigtheit zum Irren, dem Irren unterworfen, usf. Was ist nun die Herzschlächtigkeit? Vgl. Meyer, Konversationslexikon 7. Auflage, s. *Dämpfigkeit:* 'jede Atembeschwerde, die durch einen chronischen, unheilbaren Krankheitszustand der Lungen oder des Herzens verursacht wird. Die gewöhnlichen Ursachen der D. sind Emphysem (Asthma) ... und andere Störungen der normalen Herztätigkeit. Die Atembeschwerde zeigt sich in der Regel erst bei der Bewegung, weil diese größere Ansprüche an Herz und Lunge stellt' usw. Die Herzschlächtigkeit ist also eine Art Asthma, bei dem die Luft in unregelmäßiger Weise herausgestoßen wird. **pulsata* ist das Herausstoßen, dazu **pulsaticius* 'mit der Eigenschaft, der Tendenz zum Herausstoßen behaftet', wie *erraticius* zu *errata* 'die Irrungen'.

Während also eine *-aticius*-Ableitung begrifflich das Adjektivum in eine ganze Reihe gleicher Bildungen einreiht, ist eine *-ivus*-Ableitung ein morphologisches Problem. **pulsivus* als lateinische Ableitung von *pulsus* ist begrifflich nicht möglich. Lat. *pulsus* bedeutet 'Stoß', 'Schlag', 'Pulsschlag', in übertragener Bedeutung 'Eindruck', 'Anregung', und die romanischen Entsprechungen REW 6839 zeigen, daß das Vulgärlateinische *pulsus* mit dem Affektwert des Starken bewahrt hat. Ein lat. **pulsivus* würde also bedeuten: 'kräftig im Schlagen', 'reich an Pulsschlägen' u. ä., also gerade das Gegenteil von frz. *poussif*. Dieses kann aber aus ähnlichen Gründen keine innerfrz. Ableitung von afrz. *pous* 'action de pousser' sein. Ein so gebildetes *poussif* hätte die Bedeutung 'einer, der voll von Schlagkraft ist', als Ableitung von afrz. *pous* 'Atem' würde es 'reich an Atem' bedeuten, was alles nicht in Betracht kommt.

Schultz-Gora erwähnt ferner in dem angegebenen Aufsatz ein afrz. *pousse* 'Herzschlächtigkeit'. Aber auch dieses kann nicht das Grundwort von *poussif* sein. Das bei Godefroy und Littré belegte Wort taucht zuerst im 16. Jahrhundert bei Loysel, Inst. cout. 418, auf, vgl. 'Un vendeur de chevaux n'est tenu de leurs vices, fors de morve, *pousse*, courbes et courbatures'. Das Adjektiv *poussif* ist also drei Jahrhunderte älter als das Substantiv *pousse*, so daß dieses wohl nach dem Nebeneinander von *crainte, craintif* u. ä. von *poussif* rückgebildet ist, vgl. auch mein Wörterbuch unter *morve*. Aber selbst wenn *pousse* nur zufällig nicht älter belegt wäre, wenn es wirklich den Ausgang zu einer Adjektivbildung gegeben hätte, so wäre die Ableitung nicht mittels des -if-Suffixes erfolgt. Zu *goutte* 'Gicht' gehört das Adjektiv *goutteux*, zu *gale galeux*, zu *grattelle gratteleux*, zu *morve morveux;* neben *-osus* kommt bei Krankheitsadjektiven noch *-atus* in Betracht. Wer die *vérole* hat, ist *vérolé;* zu *rhume* gehört *enrhumé*, zu *goutte* ist afrz. vereinzelt ein *goutté* 'gichtig' belegt, aber soweit ich sehe, findet sich nirgends eine *-ivus*-Ableitung ein.

Sind es also begriffliche Bedenken, die eine denominale Ableitung für *poussif* unwahrscheinlich erscheinen lassen, so bestehen gegen die Annahme einer deverbalen Ableitung schwere morphologische Bedenken. Schon Tobler hat SA., Berlin 1896, S. 856 anläßlich der Erklärung von prov. *caliu* 'Wärme' zu lat. *calēre* diesbezügliche Bedenken geäußert. *-ivus*-Ableitungen zu Verben sind spätlateinisch durchaus gewöhnlich, aber sie knüpfen an den Partizipialstamm an. Adjektiva wie *desiderativus, operativus, prae-*

Digitized by Google

nuntiativus bezeichnen eine persönliche Eigenschaft, die in reichem Maße vorhanden ist: 'mit der Fähigkeit zu wünschen, zu arbeiten, mit der Gabe vorherzusagen' usf. Ein **pulsativus* 'mit der Fähigkeit, der Gabe, dem Willen zu stoßen' ist also eine vulgärlateinisch durchaus mögliche Bildung, aber erstens entspricht die Bedeutung des frz. *poussif* einem solchen Ansatz nicht, da dieses nicht eine Gabe, eine Fähigkeit, sondern ein Unterworfensein, einen Mangel bezeichnet, und zweitens entspricht ein **pulsativus* dem tatsächlich belegten *poussif* kaum besser als das von mir angesetzte, begrifflich einwandfreie **pulsaticius*.

Schultz-Gora verweist auf Nyrop 3, 253, wo afrz. Ableitungen unmittelbar vom Verbalstamm angeführt werden, die also ein *poussif* als frz. Ableitung von *pousser* rechtfertigen sollen. Die ganze Liste bei Nyrop ist dringend einer Revision bedürftig. Wegen *tardif* s. mein Wörterbuch; *aidif*, das sich auch bei Tobler-Lommatzsch findet, ist, soweit ich sehe, nur in Formen mit flexivischem *-s* belegt; aber selbst wenn sich ein einwandfreies **aidif* nachweisen ließe, könnte Ableitung von *aide* vorliegen, vgl. *crainte* neben *craintif*. Das gleiche gilt für *boisif* neben *boise* usw. *-ivus*-Ableitungen unmittelbar vom Verbalstamm kommen zwar lateinisch vor, und die entsprechenden Bildungen haben auch noch nicht die typische Funktion des späteren *-ivus* bei Ableitungen vom Partizipstamm, aber die Liste dieser lat. *-ivus*-Ableitungen zeigt, daß hier ein ganz anderes Bildungsprinzip vorliegt, vgl. G. Paris, Rom. 25, 622; A. Thomas, Rom. 38, 368. Die entsprechenden Bildungen sind: lat. *nocivus* zu *nocēre, nocui. Nocivus* bezeichnet nicht eine Gabe, ein reichliches Versehensein, sondern ist die Vorstellung der verbalen Handlung in der reinen Form der Merkmalbestimmung; *arcivus* in Glossen 'zum Verhindern geeignet' zu *arcēre, arcui* 'verhindern'; *placivus*, von Thomas angeführt, zu *placēre, placui;* in Glossen *calivus* 'erwärmend' zu *calēre, calui* 'warm sein'; bei Plinius, in Glossen, bei Marcellus Empiricus *cadivus*, s. später, zu vlat. *cadēre, *cadui*, dazu *recidivus*, vlat. **recadivus*, über das gleichfalls Thomas handelt. Alle diese Verba gehören zu Verben der *-ēre*-Konjugation mit vulgären *-ui*-Perfekten, während von *-are*-Verben Gradenwitz, Laterculi Vocum Latinarum gegen 120 *-ativus*-Bildungen, keine einzige *-ivus*-Ableitung verzeichnet. Ein **pulsivus* zu *pulsare* ist also lateinisch ausgeschlossen.

Ebenso sicher ist aber, daß die Bildungen **pensivus*, vielleicht auch **restivus* schon vorhistorisch sind, und so glaube ich heute, daß in *poussif* doch nichts anderes als eine galloromanische Ableitung von *pulsare, pousser* zu sehen ist. *pensivus* mit der Eigenschaft, mit der Geneigtheit zu denken, kann unmittelbar von *pendēre, pensum* 'abwägen', 'beurteilen' abgeleitet sein wie *comprehensivus* von *comprehendere, comprehensum*. Eine solche Ableitungsmöglichkeit fällt aber bei **restivus, *pulsivus* weg.

Wie ich gleichzeitig in der Festschrift für Behrens im Zusammenhang darzustellen versuche, ist die suffixale Ableitung auf doppeltem Wege möglich. Entweder ist das Ursprüngliche das Stammwort, also bei *poussif* etwa das Verbum *pousser*, das kommt hier aus den angeführten Gründen nicht in Betracht, oder aber es ist das Suffix das Primitive, und nach dem Gesetz, daß begriffliche Reihen sich formell anziehen, wird in einer gegebenen Bildung einer begrifflichen Reihe das Stammwort geändert. Eine solche begriffliche Reihe liegt bei den Typen *cadivus, *restivus, *pulsivus* vor. Morphologisch berechtigt und daher auch allein spätlateinisch bezeugt

Digitized by Google

ist *cadivus* als vulgäre Form für *caducus*, s. o. Es bedeutet (wie *nocivus* neben *nocere*) allgemein 'mit der Eigenschaft des Abfallens, Hinfallens', ist so z. B. von den fallenden Blättern des Feigenbaumes gesagt. Erhalten ist es in afrz. *chaïf, chëif*, so von Tobler-Lommatzsch in der allgemeinen Bedeutung 'baufällig' sowie als Ausdruck der Krankheit 'epileptisch' bezeugt, s. Bd. 2, 341. An den Krankheitsausdruck *cadivus* dürfte sich zunächst *pulsivus* 'mit der Krankheit des Hervorstoßens behaftet' angeschlossen haben, und daran fand das vor *poussif* belegte *restif* 'widerspenstig' (von Pferden), zu afrz. *rester* 'widerstreben' eine Stütze.

Berlin-Wilmersdorf. Ernst Gamillscheg.

Franz. *robinet* 'Faßhahn'.

Franz. *robinet* 'Faßhahn' wird vom Dictionnaire général als personifizierter Gegenstand ('nom propre donné arbitrairement à un objet') aufgefaßt und mit *Robinet* (Dim. von *Robin*) gleichgesetzt. Meyer-Lübke im REW und Gamillscheg im Etymol. Wörterb. d. franz. Sprache akzeptieren diese Deutung, ohne irgendwelche Bedenken zu äußern. Und erst ganz kürzlich hat auch Regula (Arch. Roman. XII. 281), der sonst manche Einwände gegen Gamillschegs Etymologien zu erheben weiß, dieser Erklärung beigestimmt. Nicht so Migliorini in seiner grundlegenden Untersuchung 'Dal nome proprio al nome comune' (Genf, Olschki, 1927.) Zwar werden hier S. 230 u. 236 Gattungsnamen aufgeführt, die auf *Robert* bzw. *Robin* zurückgehen (z. B. altprov. *roberc* 'Bauer', franz. *robin* 'dumm', *robinette* 'Dienstmagd'), aber *robinet* figuriert nicht unter ihnen. Meines Erachtens hat Migliorini recht daran getan, *robinet* in seiner Abhandlung nicht zu berücksichtigen.

Anderer Meinung als die bisher genannten Etymologen ist L. Sainéan, der Sources indigènes I. 76, einem Einfall von Le Duchat sich anschließend, *robinet* 'à cause de sa ressemblance avec la tête d'un mouton' auf dialektfranzösisch *robin* 'mouton' zurückführt. Vor Sainéan hatte auch Scheler bereits im Dictionnaire d'étymologie française diese Erklärung vertreten, wobei er die nicht unwichtige Bemerkung macht 'parce que les robinets étaient et sont encore faits en tête de moutons'. Trifft letzteres zu, so wäre das zweifellos eine nicht zu unterschätzende Stütze für die Ableitung aus dem Tiernamen. Dazu kommt, daß bei der Benennung dieses Gegenstandes Tiernamen auch sonst eine außerordentlich große Rolle spielen. Auf der Karte *robinet* des französischen Sprachatlas erscheinen nicht weniger als sechs verschiedene Tiernamen:

1. Hahn: Vendée, Vienne, D.-Sèvres *ʒa, ʒo* < *gallu*.
2. Huhn: schweiz. Jura *púla*.
3. junger Hahn: Aube *kofe* ('cochet').
4. Kranich: Wallonie *krān*.
5. Greif: Basses-Alpes, Var *grifū*.
6. Ziege: Hte-Marne *ʃɛvr*.

Dennoch glaube ich, daß auch Sainéan auf falscher Fährte ist. Meine Bedenken stützen sich auf folgenden Umstand. Die ältesten Belege, die uns für die Verwendung von *robin* bzw. *robinet* im Sinne von 'Faßhahn' bekannt sind, gehen nicht über das 15. Jahrhundert hinaus, vgl. Godefroy und das Dictionnaire général.

Digitized by Google

Viel früher und vor allem auch viel häufiger als *robin* und *robinet* erscheint in alter Zeit ein weibliches *robina* in Südfrankreich, das merkwürdigerweise von allen, die sich mit dem Problem beschäftigt haben, übersehen worden ist. Die Bedeutung dieses Wortes ist 'Wasserkanal', und auch neuprov. *roubino* hat ganz und gar nur diese Bedeutung. Das Wort findet sich im Süden häufig auch als Kanalname, z. B *Canal de la Robine* in Narbonne. Die Belege, die Levy aus alter Zeit bringt, sind allerdings meist nicht genau datierbar, doch dürften sie sicher über das 14. Jahrhundert hinausgehen. Jedenfalls finden wir die Ableitung *robinier* 'Kanalaufseher' bereits in einer Urkunde vom Jahre 1366 (Levy VII. 357)[1]. Daran, daß südfranz. *robina* 'Kanal' gegenüber nordfranz. *robin(et)* 'Faßhahn' die ältere Form sein muß, dürfte nicht zu zweifeln sein. Ein Bedeutungsübergang von 'Faßhahn' zu 'Kanal' ist wohl undenkbar, während andererseits der Vergleich des flüssigkeitspendenden Hahns mit einem Kanal an katal. *canal* 'Faßhahn', portg. *canal* 'Röhre' eine Parallele hat.

Woher aber stammt südfranz. *robina?*

Tübingen. Gerhard Rohlfs.

[1] Noch ältere Belege für *robina* verzeichnet [worauf mich Schultz-Gora freundlichst hinweist] Sabarthès in seinem Dict. du Dép. de l'Aude aus dem Jahre 1282 *(rovina)* und 1328/29 *(robina)*.

Digitized by Google

Sitzungsberichte

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1928.

Sitzung vom 10. Januar 1928.

Herr Schade spricht über *Das Verhältnis des Engländers zum viktorianischen Zeitalter.* Der Vortragende behandelte zunächst das Verhältnis der Königin Viktoria zu dem nach ihr benannten Zeitalter: sie hat in keiner Weise, selbst auf dem Gebiet der Politik nicht, einen führenden Einfluß ausgeübt; von den vielen bedeutenden Ereignissen, die ihre Regierungszeit auf allen Gebieten ausgezeichnet haben, ist keines mit ihrem Namen verbunden. Aber doch war sie eine machtvolle Persönlichkeit von hohen moralischen Qualitäten, zu der die ganze Nation aufsah; durch ihr erstaunlich langes Leben hatte sie sich fest im Bewußtsein des Volkes verankert. — Das eigentliche viktorianische Zeitalter war schon vor ihrem Tode zu Ende: alles typisch Viktorianische war gegen 1890 geleistet, wenn auch die Grenzen flüchtig sind: manche Viktorianer wirkten gegen den Geist ihrer Zeit (Meredith, Butler), manche Engländer empfinden noch heute viktorianisch. — Als das Kennzeichen des Viktorianismus wird — bei allen Unterschieden im einzelnen — hingestellt: Verantwortungsfreudigkeit des Individuums, Streben nach den höchsten moralischen Zielen, Versuch, auf die breiten Massen einzuwirken, Bedürfnis der Heldenverehrung. — Zum erstenmal Reaktion gegen diese Ideale bei der Generation, die um 1890 ins Mannesalter eintritt; das Art-pour-Art-Prinzip Oscar Wildes und seines Kreises wendet sich gegen die moralisierende Tendenz, der Kreis um das Yellow Book gegen den beschränkt englisch-germanischen Charakter des viktorianischen Zeitalters. — Der aufkommende Sozialismus hilft neue Probleme erkennen, er schärft den Blick für die Nachtseiten des Lebens: pessimistischer Realismus gegen idealistischen Optimismus der viktorianischen Epoche. — Die imperialistische Welle weitet den Blick über das Inselreich hinaus: in die viktorianische Insularität werden immer größere Breschen geschlagen. — Der Krieg vergrößert den Abstand zum viktorianischen Zeitalter: der stark germanisch betonte Charakter dieser Epoche gerät immer mehr in Verruf. — Der Abschluß des Krieges führt eine neue Welt herauf: neue soziale Verhältnisse, Umschichtung des Reichtums, neues Verhältnis der Geschlechter, begründet durch die neue soziale Stellung der Frau. Damit gewinnt man aber auch ein neues Verhältnis zur Vergangenheit, historische Distanz. Beweis für das neu erwachte Interesse die Werke Lytton Stracheys: Eminent Victorians und Queen Victoria. Man gewinnt Verständnis zunächst für die menschlichen Werte der Viktorianer: es waren starke, ungebrochene Persönlichkeiten, Typen, an denen die Gegenwart arm ist. Allmählich gewinnt man auch wieder ein Verhältnis zu den künstlerischen Leistungen der viktorianischen Epoche: der Vortragende zitiert Quiller-Couchs 'Charles Dickens and other Victorians' und vor allem die neue Tennyson-Biographie Harold Nicolsons, die diese zentrale Figur der viktorianischen Dichtkunst der Gegenwart nahezubringen versucht.

Herr Aronstein weist darauf hin, daß der Ausdruck Viktorianismus sich aus der Gewohnheit der Engländer erklärt, die literarischen und Kulturepochen nach den Herrschernamen zu bezeichnen (vgl. the Elizabethan Age, the Age of Queen Anne, the Age of the Georges, the Edwardian time usw.). Auch die kritische und ablehnende Einstellung der Engländer gegenüber ihrer eigenen unmittelbaren Vergangenheit ist charakteristisch für ihre Art;

Digitized by Google

sie findet sich auch in politischer Beziehung (vgl. das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten, zu den Buren in Südafrika und zu Irland). Was ihr Verhältnis zu den bedeutenden Schriftstellern angeht, so folgt auf eine Zeit der Verehrung im allgemeinen eine Epoche der Bekämpfung und Ablehnung und dann eine solche objektiver Schätzung (so mit Bezug auf Dickens, Tennyson u. a.). Herr Aronstein weist ferner darauf hin, daß das sogenannte viktorianische Zeitalter durchaus nicht so einheitlich ist, wie es wohl dargestellt wird. Die Malerei ist keineswegs ganz vom ethischen Gesichtspunkte beherrscht (vgl. Turner), die englische Insularität wird schon von Matthew Arnold bekämpft, und dem Einfluß des Auslandes, besonders Deutschlands und Frankreichs, wird Tür und Tor geöffnet, und gegen die soziale Selbstzufriedenheit und die Manchestertheorie (the dismal science) kämpft schon Carlyle in seinen Schriften (Past and Present, Latter-day Pamphlets).

Herr Brandl weist darauf hin, daß Tennyson schon frühzeitig karikiert worden sei. William Morris habe in Opposition zu ihm gestanden und seine poetische Tätigkeit im Widerspruch zu dem Moralton von Tennysons König Arthur begonnen. Chesterton habe sich wohl mehr humoristisch als ernsthaft über die Viktorianer lustig gemacht, von denen doch viele noch heute unübertroffen seien.

Herr Meißner unterstrich die von dem Vortragenden gemachte Beobachtung einer gegenwärtig stärkeren Rückbesinnung auf die viktorianische Zeit. Er glaubte sie in Zusammenhang mit der augenblicklichen Kulturleere bringen zu können und der damit erwachten Sehnsucht nach festen Formen.

Sitzung vom 24. Januar 1928.

Herr Brandl widmet dem verstorbenen Mitglied der Gesellschaft Herrn Hausknecht einen kurzen Nachruf.

Darauf hält er einen Vortrag über '*Lebendige Sprache*', der in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen ist.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Doegen, Kuttner, Dibelius und Gamillscheg.

Herr Grabau hat sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 14. Februar 1928.

Herr Ludwig spricht über *Eine französische Hoffmann-Novelle und ihre literarhistorischen Zusammenhänge.* Er weist darauf hin, daß bisher durchaus übersehen worden ist, daß zur *famille poétique* Hoffmanns in Frankreich nicht an letzter Stelle auch der ältere Dumas gehört, der den deutschen Dichter sogar zum Helden einer eigenen Erzählung gemacht hat. Der Vortragende analysiert diese Novelle *(La Femme au Collier de Velours Noir)* und zeigt, wie sie nicht nur mit Hoffmannschen Motiven arbeitet, sondern neben anderen literarischen Quellen (Washington Irving) vor allem persönliche Beziehungen Dumas zu Charles Nodier und Gérard de Nerval verwertet. So entstand trotz der versuchten Nachahmung Hoffmanns eine Erzählung, die in ihrem Wesen französisch ist und den Typus von Cazottes *Diable Amoureux* vertritt. — Hoffmanns eigentliche Kunst blieb Dumas unzugänglich.

Herr Kuttner weist unter dem Titel *Glossen zur Übersetzungskunst* auf die Hauptschwierigkeit hin, welche der Übertragung von einer Sprache in die andere entgegenstehen. Es handelt sich dabei nicht nur um die intellektuelle Seite, in erster Linie um mangelnde Beherrschung der fremden Sprache, sondern auch um das psychologische Moment. Er zeigt dabei, wie selbst die Größten, ein Goethe und ein Schiller, zuzeiten so im Banne des fremden Idioms stehen können, daß sie der eigenen Sprache Gewalt antun. Er gibt

Digitized by Google

verschiedene Beispiele und führt ein Experiment vor, das er zur Beleuchtung der Frage angestellt hat. Er hatte einen Text aus dem unlängst von der Académie française preisgekrönten Roman Les captifs von J. Kessel ins Deutsche übertragen und ihn an eine große Zahl von Franzosen zur Rückübertragung gegeben. Der Text war natürlich so deutschen Verhältnissen angepaßt, daß seine Herkunft nicht vermutet werden konnte. Voraussetzung war selbstverständlich, daß die Franzosen ganz unabhängig voneinander arbeiteten. Herr Kuttner gab dann die verschiedenen Fassungen, erörtete die Abweichungen und zog daraus die Schlüsse, vor allem, daß, wenn einerseits öfters ein voneinander unabhängiges Zusammenklingen der Sprache festzustellen sei, ein idiomatisch gestalteter Text sich doch in so verschiedener individueller Form in geistiger wie ästhetischer Hinsicht wiedergeben lasse, daß das übliche Verfahren der Stilistiken, eine fremde Fassung und eine deutsche Übertragung gegenüberzustellen und darauf das Gebäude einer Wesensverschiedenheit der beiden verglichenen Idiome aufzurichten, falsch sei.

Herr Grabau wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 28. Februar 1828.

An Stelle des angekündigten Redners, der erkrankt ist, spricht Herr Brandl über *Römer — Briten — Angelsachsen*. Er berichtet über die Bereicherung unseres Wissens von der Römerzeit durch Ausgrabungen. Der südöstliche Teil der Insel, abgegrenzt durch eine Linie, die ungefähr von York nach Exeter führt, war stark besiedelt, und die erhaltenen Reste der Landhäuser lassen auf gebildete Bewohner schließen. Lateinische Inschriften auf den Ziegeln bezeugen den Gebrauch der Lateinsprache; in Silchester trägt ein solcher Ziegel sogar ein Zitat aus Vergils Äneide: 'Conticuere omnes' II 1. Der nordwestliche Teil blieb allerdings dem Militär überlassen. Die Forschungen von Foord, Fox, Leeds und besonders von Haverfield verdienen Beachtung. Aber wenig vom Römer lebte nach dem Abzug der Legionen bei den Briten weiter. Die Militäreinrichtungen verfielen, der Steinbau hörte auf, vom Rechtswesen blieb am ehesten eine Spur im Londoner Erbgesetz, die Verwaltung löste sich auf in kleine Reiche mit unbeschränkten Herrschern wie Vortigern an der Spitze, die christliche Geistlichkeit hatte nicht viel zu sagen, nur das verhältnismäßig gute Latein des Gildas ist erfreulich. Der Bericht von ihm, Nennius und Galfrid über Hengist und Horsa ist (vgl. Käthe Schirmer) historisch und malt gut die Verhältnisse in Kent. — Als die Angelsachsen kamen, verschwanden einige der römischen Städte, aber weitaus die meisten lebten weiter, wenn auch unter verändertem Namen; Zachrisson in seiner neuesten Ortsnamenstudie schließt daraus, daß die teilweise romanisierten Briten von den Angelsachsen nicht ausgerottet wurden, sondern sich mit ihnen amalgamierten. Ein stärkerer Beweis dafür, daß sie sich in das Britentum vielfach hineinlebten, ist wohl im Vorkommen britischer Königsnamen in den Stammbäumen ihrer Herrscher zu finden: Cerdic und Cadwalla bei den Westsachsen, Penda (= Pendragon 'Drachenkopf') u. a. bei den Merciern, also im Westen. Auch traten sie ein in die britischen Königreiche Bernicia, Deira, Kent. Allerdings waren die ags. Kolonisten ein Bauernvolk, das die Städte mied und auf den Einzelhöfen germanische Art bewahrte. Nachleben römischer Dichtung ist daher bei ihnen nicht zu erwarten. Was davon in den Beowulf eindrang, kam ihnen durch den Missionar zu. Vergil ist bereits bei Aldhelm († 709) weitaus der meistzitierte Autor. Und alles was im Beowulf an Herkulesmotiven zu finden ist, läßt sich in der Äneide Buch VIII mit Zutaten aus Buch VI belegen, so daß man sich das römische Reichs-Epos gleich neben der Bibel in der Hand der Missionare denken muß.

Herr Bartel wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Digitized by Google

Sitzung vom 13. März 1928.

Herr Doegen spricht in der Lautabteilung der Staatsbibliothek über *Lautplatte und Lautschrift* mit Laut- und Lichtbilddemonstrationen.

Herr Bartel wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 27. März 1928.

Herr Schiffer spricht über *'Grundgedanken in der Prosa Paul Valérys'*. Mit rätselhafter Schnelligkeit hat die Elite des französischen Lesepublikums den schon alternden Valéry zum bedeutendsten Dichter Frankreichs erkoren. Dies ist um so erstaunlicher, als P. V. als der dunkelste Dichter ihrer Literatur gilt. Die Formkunst des Parnaß mit der Gefühlswelt des Symbolismus vermählend, hat er nach jahrzehntelangem Schweigen einige wenige Gedichte und Essays nach unendlicher Feilung veröffentlicht, die sich nur an den Kreis der Auserlesenen wenden. Der Vortragende versuchte, aus der Gesamtheit der Prosaschriften, ergänzt durch Aufklärungen, die der Dichter ihm persönlich gab, die Grundgedanken freizulegen, die V. immer wieder begleiten und seine Verse unterbauen. V.s Grundstreben ist — mag es auch paradox erscheinen — der Wille zu restloser Klarheit, zur 'rigueur'. Der Dichter, der sein Weltbild im Wort ausdrückt, verschmäht den Zustand des ekstatischen Enthusiasmus, ohne den der Laie sich keinen echten Künstler vorstellen kann. Die Schwierigkeit, die es zu besiegen gilt, besteht gerade darin, die scheinbare Verworrenheit des Weltbildes im Geiste zu ordnen, zu bezwingen und den Erkenntnissen den letzten, einzigen Ausdruck zu finden. Der Mensch und Dichter muß die 'Marionette in sich', d. h. alles Trügende, Willkürliche abtöten, um zur Wahrheit zu gelangen, wie sein Held 'Herr Teste'. Wenn das Ergebnis dieses Strebens der Mitwelt dunkel erscheint, so ist das gerade ein Beweis dafür, daß das schwierige Werk gelungen ist. Die Kompliziertheit unseres Fühlens und der uns umgebenden Weltstruktur kann nicht im leichten Vers oder im durchsichtig flüssigen Satze eingefangen werden (er zielt auf Anatole France). Dafür muß den, der zu Ende denkt — d. h. der mit Valéry denkt und ordnet — der Vers oder der Prosasatz des Dichters unausweichlich zur höchsten Klarheit führen. Dies alles sind Gedankengänge, die seit Descartes immer wieder im Flusse französischer Geistesentwicklung auftauchen und Valéry zum reinsten Vertreter keltischer Wesensart stempeln. Der Vortragende versuchte, das gewonnene Ergebnis an der Deutung einiger Verse aus dem 'cimetière marin' zu erproben, und schloß mit einem Blick auf die Stellung, die der vornehme Geist V.s zu den europäischen Problemen der Gegenwart einnimmt.

Herr Kolsen erinnert an die Unklarheit und Dunkelheit im Ausdruck bei Raimbaut de Vaqueiras und Giraut de Bornelh. Herr Fuchs geht auf das Verhältnis Valérys zu Deutschland ein. Er habe eine ausgesprochene Hochachtung vor deutschem Wesen und deutscher Wissenschaft. Herr Ludwig meint, es sei sehr merkwürdig, daß Valéry als der repräsentative Dichter Frankreichs hingestellt werde. Die Ausführungen des Redners haben das nicht erklärt. Herr Kuttner fragt, ob die Quellen der Dunkelheit bei Valéry dieselben seien wie bei den Provenzalen. Es herrsche bei ihm reinstes, künstlerisches Schaffen, ein Streben, sich nicht durch Klischees zu entweihen. Die Provenzalen haben Dunkelheit beabsichtigt. Hier herrsche keusches Zurückhalten künstlerischen Schaffens. Herr Wolff will in der Dunkelheit keinen besonderen Seelenzustand sehen. Der Dichter ringe mit dem Ausdruck, es gelingt ihm oft nicht, auszudrücken, was ihn bewegt. Dem Ausspruche: qui se hâte a compris liege eine philosophische Vorstellung zugrunde, aber der Ausdruck ist nicht adäquat. In manchen Zeiten werde die Dunkelheit Mode, und man glaube, darin bestehe die Poesie. Stefan George sei von keinem verständigen Menschen zu begreifen. Herr Lewent schließt sich

Digitized by Google

Herrn Wolffs Ausführungen an: Raimbaut d'Aurenga sei ein Snob. Die Sprache habe nicht die nötige plastische Kraft. Bei Marcabru springen Bilder dem Dichter vor die Augen, und er überläßt es dem Leser, einen Zusammenhang herzustellen. Andere schreiben dunkel, weil sie nicht verstanden sein wollen. Herr Schade führt aus, daß man nach Rostands Tode nach einem poète national suchte und glaubte, diesen in Valéry gefunden zu haben. Die Auflagen seiner Werke seien ganz gering. Er wurde einfach von einer Gruppe von Buchhändlern lanciert. Herr Schiffer meint, dann hätte man ebensogut Gide wählen können. Dem steht nach Herrn Fuchs Meinung seine Homosexualität entgegen. Herr Artzt bestätigt Herrn Schades Meinung. Die Leute sprechen von Valéry und kennen ihn nicht. Er habe seine Antrittsrede in der Académie selbst miterlebt.

Darauf gibt Herr Nobiling im Anschluß an seine Versübersetzung von Mallarmés *L'Aumône* einen Kommentar zu diesem Gedicht.

Zur Aufnahme in die Gesellschaft wird Herr Pieper vorgeschlagen.

Sitzung vom 24. April 1928.

Herr Meißner spricht über *Maurice Baring*. Maurice Baring steht abseits von dem breiten Strom der gegenwärtigen Literatur. Seine Romane — namentlich 'Overlooked' (1922) und 'A Triangle' (1923) — machen den Eindruck des Blutleeren und des Lebensfernen, weil der Künstler bewußt jede Verbindung zu seinem Werke ausschaltet. Aufgabe des Lesers ist es vielmehr, durch Beseelung der schattenhaften Gestalten das Kunstwerk nacherlebend neu zu gestalten. Als Hilfe dienen ihm dabei Erklärungsfiguren als subjektive Interpreten des Geschehens, ohne daß ihre Deutung verbindlichen Charakter hätte. Die 'point-de-vue'-Technik von James Joyce und Conrad ist hier bis zur letzten Möglichkeit durchgeführt. Sie erklärt sich hier jedoch aus der Scheu des Dichters, die tiefsten Geheimnisse der menschlichen Seele zu enthüllen, und so lieber unerklärt zu lassen, was nicht erklärbar ist.

Er fühlt sich innerlich dem Geheimnisvollen verbunden, wie das auch in dem religiösen Grundton seiner Dichtung zum Ausdruck kommt. Er ist der erklärte Feind des Rationalen und fühlt sich deshalb stark zu der Mystik des Katholizismus hingezogen. Der Held in seinem Roman 'C' (1924) läßt sich von dem 'palpable silence' der katholischen Kirche auf das tiefste beeinflussen und rechnet sogar mit dem Übertritt zum Katholizismus. In 'Daphne Adeane' (1926) erhält die Lösung des konventionellen Eheproblems durch seine Projizierung in die religiöse Atmosphäre eine eigentümliche Note.

Auch seine Poesie ist in weitem Maße auf diesen Ton abgestimmt. Das Mysterium des Todes und seine Überwindung ist ein häufig wiederkehrendes Thema in seiner von religiöser Innigkeit getragenen Lyrik. Damit ist auch der Weg zum Okkulten frei, das bei ihm aber nie aufdringlich ist, sondern von großer Transparenz.

Dieser auf jeden feinsten Reiz reagierende Künstler ist dadurch zum berufenen Deuter fremder Kulturen geworden. Er hat die Seele Rußlands zum Klingen gebracht, wenn auch sein an der Klassik geschultes Formempfinden ihn gehindert hat, das letzte Zerbrechen der Form zu begreifen. Frankreich liegt ihm deshalb viel näher. An der französischen Klassik (Racine) bildet er sein eigenes Formgefühl, das ihn vom ästhetischen Standpunkt in Beziehung zu den Neoklassizisten bringt, die wie Bridges, Binyon und Noyes gedankenvolle Verse von höchster Formenstrenge schreiben.

Herr Gade möchte in ihm einen Skeptiker sehen. — Herr Theel fragt nach einer Schrift Barings über Hildesheim. — Herr Kuttner fragt, ob Baring nichts von Maeterlinck wisse. Dieser sei oft zur sexuellen Brutalität gekommen, während jener sich keusch zurückhalte. Herr Meißner hat keine Erwähnung

Digitized by Google

Maeterlincks bei ihm gefunden. Herr Schade empfiehlt Barings Outlines of Russian Literature in der Home University Library. — Herr Ludwig hat Daphne Adeane gelesen, einen etwas lang ausgesponnenen Roman. Er geht im einzelnen noch etwas auf die Technik der Werke Barings ein und zieht andere Schriftsteller zum Vergleich heran.

Herr Pieper wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 8. Mai 1928.

Herr Gamillscheg spricht zur *Frage der Selektion bei der suffixalen Ableitung.*

Dazu erinnert Herr Brandl an einen Artikel von Borowski, der in der Festschrift für Behrens erscheint.

Herr Ludwig weist auf den Allgemeinen Deutschen Neuphilologentag in Hamburg hin, an dem als Vertreter der Gesellschaft die Herren Kuttner und Gade teilnehmen.

Herr Schleich hat das Grab von Zupitza besucht. Das Grabdenkmal, das ihm von der Gesellschaft errichtet worden ist, droht zu verfallen. Die Gesellschaft beschließt, die nötigen Ausgaben für Instandsetzung und Pflege des Grabes zu übernehmen.

Sitzung vom 25. September 1928.

Herr Engwer spricht über *Das Passiv im heutigen Französischen.* Die beschreibende Grammatik hat festzustellen:

1. Welches ist die Bedeutung der Ausdrucksweise être mit dem sog. Partizip des Perfekts transitiver Verben?
2. Bei Mehrdeutigkeit des Ausdrucks: a) woher ergibt sich diese? b) wie äußert sich dabei das Streben der Sprache nach Klarheit?
3. Inwiefern beeinflußt die Verwendbarkeit die Verwendung passiver Ausdrucksweise im Französischen; insbesondere, ist es zur Bildung von Ersatz- oder Nebenformen gekommen?

1. Die Verbindungen von être mit dem Partizip des Perfekts transitiver Verben stellen zwei Typen dar:

I. il est aimé entspricht dem aktivischen on l'aime;

II. la porte est ouverte entspricht a) dem aktivischen on a ouvert la porte, aber zuweilen auch b) dem aktivischen on ouvre la porte.

Ersteres entspricht dem deutschen 'er wird geliebt', das zweite entweder dem deutschen 'die Tür ist geöffnet' oder 'die Tür wird geöffnet'.

Im ersteren Falle haben wir es mit imperfektiven Verben zu tun, im letzteren mit perfektiven Verben.

Der Bedeutungsunterschied, soweit er für das Passiv in Betracht kommt, ergibt sich daraus, daß im ersteren Falle der Träger der Aussage nur so lange betroffen bleibt, als diese vor sich geht: er wird geliebt, das Vorgangspassiv; im zweiten Fall aber ist zweierlei möglich:

a) Die Tür ist geöffnet: der Träger der Aussage ist von einer vorangehenden Tätigkeit affiziert, deren Ergebnis bleibt, auch nachdem diese Tätigkeit beendet ist: Zustandspassiv; oder b) die Tür wird geöffnet, der Träger der Aussage wird unter dem Einfluß einer sich auswirkenden Tätigkeit dargestellt: Vorgangspassiv (wie Fall 1).

2. Das Deutsche hat in seinen Hilfsverben 'werden' oder 'sein' das formale Mittel, den Unterschied zum Ausdruck zu bringen. Das Französische kennt nur das Hilfsverb être. Der innere Unterschied aber ergibt sich aus der Natur der Tätigkeit, die das Verb bezeichnet:

I. Die Prädizierung *aimé, gardé* oder *considéré,* auch wo es rein adjektivisch ist = dtsch. 'geachtet', kommt einem Seienden nur zu, solange es

Digitized by Google

jemand gibt, der liebt, achtet usw. Das gleiche gilt für das Substantiv un protégé ein Schützling, d. h. jemand, der beschützt wird, den jemand beschützt.

II. Die Prädizierung *ouvert, fermé, tiré* u. ä. bezeichnet entweder ein Seiendes als behaftet mit dem Ergebnis der Tätigkeit ouvrir, fermer, tirer usw., und dies Ergebnis zeigt sich an dem Seienden auch nach dem Aufhören der Tätigkeit: le vin est tiré der Wein ist abgezogen; oder sie bezeichnet ein Seiendes als unter dem Einfluß der sich vollziehenden Tätigkeit stehend: on entend le bruit du verrou tiré, man hört den Ton des Riegels, der umgedreht wird, wofür der abstrakte Ausdruck treten kann: man hört den Ton des Umdrehens ...

Danach ist es die Bedeutung des Partizips, nicht das Hilfsverb, was dem passiven Ausdruck être + Partizip seinen Sinn gibt. Die Unterschiede im Sinne der Partizipien ergeben sich aus den psychologischen Bedingungen, deren Wirken Gamillscheg allgemein bei den Ableitungen nachgewiesen hat. Das Stammwort, nicht das Suffix-to, ist für die Bedeutung der Partizipien maßgebend.

3. Der Vortragende zeigt nun an einer langen Reihe von Beispielen, daß das Passiv im Französischen in vollem, lebendigem Gebrauch ist, sowohl um den Vorgang, als auch (bei den perfektiven Verben) Vorgang oder Zustand auszudrücken. Der Kürze der Zeit wegen berücksichtigt er bei den imperfektiven Verben und bei dem Zustandspassiv besonders die Tempora mit punktueller Aktionsart, beim Vorgangspassiv der perfektiven Verben besonders die Tempora mit kursorischer Aktionsart.

Es kann festgestellt werden, a) daß das Passiv allgemein von allen Verben, und zwar in allen Formen, in Gebrauch ist. Auch die durative Aktionsart kommt dabei zum Ausdruck, wie im Aktiv. Nur wo auf das Durative ein besonderes Gewicht gelegt wird, wo das Aktiv die Umschreibung mit *être en train de* anwendet, finden sich auch andere Ausdrucksweisen, wie im Deutschen z. B. 'das Buch ist zum Binden, beim Buchbinder' — le livre est chez le relieur, on l'a donné à relier u. ä. — Selten ist das Passiv bei intransitiven Verben, das auch im Deutschen nicht besonders üblich ist: 'es wird getanzt' — on danse.

b) Die Doppeldeutigkeit der Passivformel bei perfektiven Verben steht dem Gebrauch nicht entgegen, wo, wie es meist der Fall ist, die Klarheit des Sinns gesichert ist: dafür sorgt aber die Gesamtsituation; der ganze Zusammenhang; die logischen Gegebenheiten der ganzen Aussage; Umstandsbestimmungen; Koordination mit aktivischen Aussagen usw.

c) Da das französische Passiv überall, wo es dem Sinn nach am Platze ist, auch Anwendung findet, so bedarf es nicht der sog. Ersatzformen. Es konkurrieren mit ihm, wie übrigens auch im Deutschen, aktivische Ausdrucksweisen, z. B. mit on, deutsch plurales 'sie' als Subjekt; oder reflexiver Ausdruck. Besonders letzterer kann oft dem passivischen Ausdruck als synonym angesehn werden, mit gewissen Bedeutungsnuancen.

Dem Vortragenden ist die passivische Ausdrucksweise ebenso ursprünglich wie die aktivische; sie beruht auf einer anderen Gliederung der Gesamtvorstellung: '(jemand) schlägt den Hund' — 'der Hund wird geschlagen' das Genus hat, wie der Modus, seinen Ursprung in der Anschauung, der Seele des Sprechenden; es ist subjektiv bedingt, während das Tempus objektiven Gegebenheiten entspricht.

Das Passiv findet sich daher am ursprünglichsten, wo die Tätigkeit im Vordergrund steht, sie zuerst mit dem Seienden, an dem sie sich vollzieht, zum Bewußtsein kommt. So ist es häufig in der Amtssprache, in der Sprache der Wissenschaft, oder wo der Urheber bescheiden zurücktritt. Bei dieser Verwendung stimmen Französisch und Deutsch überein.

Nun kann dazu treten der Urheber der Tätigkeit (mit *de*) oder der

Digitized by Google

Veranlasser (mit par): bei dem steigenden Rhythmus des Französischen trägt dieser dann den Nachdruck, er wird Ziel der Aussage. Im Deutschen dagegen, bei seiner freieren Betonung, braucht dies nicht immer der Fall zu sein. Dadurch ergeben sich gewisse Unterschiede für den Wechsel von Aktiv und Passiv in den beiden Sprachen.

Häufig sind auch stilistische Gründe für die Wahl des Genus maßgebend.

Das Passiv ist im Deutschen in starkem Umfange zur abgegriffenen Münze geworden. Das ist gewiß auch zum Teil jetzt im Französischen der Fall; hier hindern aber die festeren rhythmischen Verhältnisse in gewissem Maße den Mißbrauch, besonders bei Angabe des Urhebers, da diesem immer ein starker Nachdruck zukommt.

In der Diskussion über den Vortrag, die der vorgerückten Zeit wegen in der nächsten Sitzung am 9. Oktober stattfand, gibt Herr Kuttner ein paar Beispiele, die die in dem Vortrag entwickelten Ansichten zu stützen besonders geeignet sind und die zeigen, daß auf Grund der Form von *il est aimé* dem Französischen der Besitz des Passivs nicht abgesprochen werden dürfe. Er weist auf die eben erschienene Arbeit von E. Winkler, Grundlegung der Stilistik, hin, in der von dem 'sematischen Wert' der Wörter gehandelt wird. So ist die Grundbedeutung von 'werde' in 'Es werde Licht', 'Stirb und werde', 'Ich werde loben' und 'Ich werde gelobt' nur noch für historisches Sprachverständnis identisch; und doch wird der jedesmal verschiedene 'sematische Wert' klar empfunden und führt zu keiner Verwechselung in der lebendigen Rede. Nicht anders ist es mit *il a, il est.* Im Zusammenhang der Rede gleicht ein solches Wort der Signallaterne einer Eisenbahn; es weist dem Gedankenzug seinen Weg. Während der Fahrt kann das gleiche Wort nicht das Gleis seiner Begriffsenge verlassen. Geschieht es, so entstehen komische 'Stilblüten'. Daher kann man nicht sagen: 'Er hat ein Boot und damit viele Fahrten gemacht', 'Er wurde Maler und sehr geschätzt'. So löst *il a* in Verbindung mit dem Perfektpartizipium die Vorstellung eines vollzogenen Tuns aus. Dem gleichen Zweck kann *il est* dienen (*il est venu* neben *il a vu, il a vaincu*). Ferner ist an die Seite des aktivisch gewordenen part. perf. passivi des Lateinischen in *il a aimé* eine Passivform (*été aimé*) getreten. Nun findet man Fälle, wo zu dem einmal angeschlagenen Themacharakter von *il a* mehrere Partizipien in aktivischer und passivischer Funktion gehören, so daß sich klar die dynamische Natur des Ausdrucks ergibt, d. h. die Vorstellung des Vollzugs einer Tätigkeit in aktivischem resp. passivischem Sinne. So sagt P. Valéry, Variété 203, von der '*personnalité*': *qu'elle a commencé par une chance séminale, et dans un incident microscopique; qu'elle a couru des milliards de risques; été faconnée par une quantité de rencontres,* etc. Entsprechend liegt eine verschiedene Auffassung vor, ob man einen endgültigen Zustand angibt: *Il vit ses intentions déconcertées* oder ob Valéry die Seele des Künstlers zur Tat aufruft: *Il faut essayer, Psyché, d'user toute votre facilité contre un obstacle; addressez-vous au granit, animez-vous contre lui, et désespérez quelque temps. Voyez vos vains enthousiasmes choir, et vos intentions déconcertées.* ib. 63; d. h. doch: wie sie stürzen, wie sie aus dem Gleis geworfen werden; also auch hier dürfte klar die passive Handlung bezeichnet sein!

Die Lehre von der '*voix passive*' in französischen Schulgrammatiken beweise natürlich nichts, da sie vom Lateinunterricht beeinflußt sein kann; bedeutsamer aber sei eine Stelle bei Duhamel, Confession de minuit 124, wo der Dichter, ohne an grammatische Konsequenzen zu denken, einen Seelenzustand schildert und klar das Empfinden für die aktive resp. passive Natur des Vorgangs zum Ausdruck bringt: *Dire que je pensais avec activité, cela pourrait donner à croire que je m'appliquais à penser, que je m'y appliquais volontairement, victorieusement. Eh bien, non! En réalité, ce qu'il y avait de frappant c'était bien plutôt la passivité avec laquelle je pensais. J'étais visité,*

Digitized by Google

traversé, brutalisé, violé par maintes pensées que je subissais sans les provoquer en quoi que ce fût.

Zum Schluß gesteht Herr Kuttner, daß ihm bisher eine klare Unterscheidung der perfektiven und imperfektiven Verben doch noch nicht gelungen sei und daß er daher auf dieser Grundlage noch nicht den passiven Sinn der Formen zu bestimmen vermag.

Herr Kolsen weist darauf hin, daß das Russische große Feinheiten in der Verwendung des Passivums besitzt.

Der Vortragende erwidert Herrn Pariselle, daß seine Interpretation der Passivformel 'je suis un aimé — ich bin ein Geliebter' nichts beweise, denn ein 'Geliebter' sei jemand, der geliebt wird — aber 'ein Gebrochener' = jemand, den etwas gebrochen hat.

Zu den beiden von Herrn Kuttner gegebenen Beispielen bemerkt er, daß das eine dem Typus le bruit du verrou tiré entspreche, das andere ein hübsches Beispiel dafür sei, wie Koordination mit aktiver Aussage den Sinn des Passivs klarstelle.

Zur Aufnahme in die Gesellschaft wird Herr Kahle vorgeschlagen.

Sitzung vom 9. Oktober 1928.

Herr Lewent spricht 1. über die '*Geschichte einer Plagiatentdeckung*' (es handelt sich um die Entlehnungen, die Gabriele d'Annunzio bei Guy de Maupassant gemacht hat und die immer wieder von neuem entdeckt werden); 2. über *Après guerre* (es wird versucht, die Entstehung dieser von der Académie française verurteilten Redewendung zu erklären). Beide Vorträge erscheinen im Druck.

Herr Kuttner gibt zu *après guerre* zu erwägen, ob nicht einerseits die Ausbreitung der Konstruktionen mit Präposition vor präpositionalem Ausdruck, z. B. *heureux pour jusqu'à la fin de ses jours*, Flaubert, L'Éd. sent.; *un chapeau d'avant la guerre*, Giraudoux, Siegfried; anderseits der häufig zu beobachtende Ausfall des Artikels in präpositionalen Wendungen, z. B. *le train s'ébranla à heure dite*, Benoit, Axelle, zu berücksichtigen sei. So könnte vielleicht auch als Vorbild für *avant* und *après guerre* das ältere, als Gegensatz dazu vorschwebende *en guerre* betrachtet werden.

Herr Engwer zieht zur Erklärung von *après guerre* Ausdrücke wie *avant-bras* und *fin de siècle* heran.

Herr Gamillscheg stimmt den Ausführungen des Vortragenden in jeder Hinsicht zu.

Herr Kahle wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 23. Oktober 1928.

Herr Kuttner teilt mit, daß Herr Herrmann gestorben ist. Herr Gade wird ihm in der nächsten Sitzung einen Nachruf widmen.

Herr Wolff spricht über '*Die Betrachtung des literarischen Kunstwerkes*'. Der Vortrag erscheint in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift.

Herr Quadt wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 13. November 1928.

Herr Gade: *Albert Herrmann zum Gedächtnis.* Der von uns aufrichtig Betrauerte gehörte zu den treuesten Mitgliedern der Gesellschaft, der er 32 Jahre angehört hat. Seine ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse auf dem Gebiete des Englischen sicherten ihm die hohe Achtung seiner Fachgenossen; vortreffliche Charaktereigenschaften, vor allem sein bescheidenes, freundliches, bei aller ernsten Grundstimmung doch dem Frohsinn nicht abholdes Wesen wandten ihm früh die Sympathien aller, die ihm nähertraten, zu.

Digitized by Google

Darauf spricht Herr Dibelius über *Das Nationalitätenproblem in Kanada.* Das nationale Problem im Lande ist überwiegend ein religiöses Problem. Als die Engländer 1763 Herren des Landes wurden, verhielten sie sich der katholischen Bevölkerung gegenüber außerordentlich tolerant, während im Mutterlande selbst die Katholiken vollkommen rechtlos waren. Aber trotz dieser gegenseitigen Toleranz gingen die Kämpfe weiter. Von 1763 bis 1790 beobachten wir dauernde Konflikte zwischen einer milderen und einer radikaleren Partei, bis der Aufstand des Franzosen Papineau im Jahre 1837 zeigte, wie bedenklich trotz aller äußeren Toleranz die Dinge lagen. Der von England nach Kanada gesandte Graf Durham hat dann 1840 durch die Zusammenfassung der beiden wichtigsten Siedlungen, des englischen Ontario und des französischen Quebec, zu einem Staate die äußere Ruhe wieder hergestellt. Sein Ziel war dabei, die Anglisierung von Quebec vorzubereiten.

Aber das geplante Aufsaugen des Franzosentums durch England ist nicht gelungen, vor allen Dingen nicht wegen der gewaltigen Kinderzahl des Franzosen. Es läßt sich sogar beobachten, wie von Quebec her immer wieder neue Versuche gemacht werden, in das englische Sprachgebiet einzudringen, was zu dauernden Konflikten im Schulwesen führt.

Das Problem wird nun noch eigentümlich verwickelt durch die Verbindung Englands mit den katholischen Iren, die sich sozusagen zwischen zwei Stühle gesetzt haben. Sie wollen sich national, d. h. mit der englischen Sprache, behaupten, während sie auf der anderen Seite durch ihre Konfession zu Frankreich hingezogen werden. England gelingt es dabei, die Iren in geschickter Weise als Stoßtrupp vorzuschicken.

Der französisch-englische Gegensatz zeigt sich auch in der Verwaltung. In Ottawa sitzt das Parlament für das ganze Land. Daneben gibt es noch eine Reihe von Provinzen, die eigentlich mehr sind als Provinzen. Die Zentralgewalt ist zwar sehr stark, aber doch nicht so, daß nicht die einzelnen Länder eine verhältnismäßig starke Machtbefugnis für sich beanspruchten. Diese wird vom katholischen Quebec nun in oft peinlicher Weise gegen Ottawa ausgespielt (vgl. das Verbot der Ausfuhr von 'pulp' seitens Quebecs oder das Sträuben von Quebec, der Vertiefung der Wasserwege, dem wichtigsten Verkehrsproblem Kanadas, zuzustimmen).

Der Gegensatz zeigt sich schließlich auch in der Prärie. Dort haben die Franzosen ihre eigenen Schulen, und die französische Kultur hat sich hier bisher gehalten. Die Einwanderer in die Prärie sind allerdings nicht Franzosen, so daß diese auf die Dauer erdrückt zu werden drohen. Allerdings sind sie auch nur zu einem geringen Teil Engländer; am stärksten ist vielmehr das osteuropäische Element, aber trotz alledem bleibt das Englische das Primäre, und eine Diskussion darüber, ob hier ein von den verschiedensten Nationalitäten besiedelter Staat mit gleichem Recht für alle möglich ist, scheidet ganz aus. In vorsichtiger Propaganda schafft sich auch hier England Bahn. Da die französische Auswanderung aus Quebec bisher noch nicht in nennenswertem Maße nach der Prärie gegangen ist — Versuche, diese zu fördern, sind im Gange — haben die Engländer vorläufig noch durchaus die Aussicht, die Prärie englisch zu machen.

Die Herren Pariselle und Kolsen haben die Kasse der Gesellschaft für das Jahr 1927 geprüft. Ihrem Antrag gemäß wird Herrn Kuttner für sein Amt Entlastung erteilt und ihm für die mühevolle Kassenverwaltung der besondere Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Der bisherige Vorstand wird durch Zuruf wiedergewählt.

Herr Quadt wird in die Gesellschaft aufgenommen. — Die Herren Tausendfreund, Wackwitz, Mohrhenn, Hünermann werden zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Digitized by Google

Sitzung vom 27. November 1928.

Herr Schönemann spricht über *Probleme des modernen amerikanischen Romans.* Er ging aus von der Tatsache der Überschwemmung Deutschlands mit amerikanischen Romanen und versprach sich davon — trotz aller möglichen Bedenken — eine Belebung, Aufrüttelung und Ergänzung des deutschen Romans. Die Konsequenzen aus dieser Lage würde der deutsche Romanschriftsteller ziehen müssen. Als erstes Problem wurde die Frage behandelt, was wir Deutsche an innerer Erkenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge und Kennzeichen des amerikanischen Romans besitzen. Der Roman, den wir mit Befriedigung lesen, gibt ein einseitiges und verzerrtes Bild Amerikas und verführt zur falschen Einschätzung der amerikanischen Gesamtkultur. Auch im Roman hängen das alte und das neue Amerika, das Gestern und Heute unzertrennlich zusammen. Die verschiedene deutsche und amerikanische Aufnahme von Sinclair Lewis 'Main Street' wurde ausgedeutet.

Als zweites Problem wurde der geschichtliche Hintergrund des amerikanischen Romans von heute gründlich erörtert und zuerst auf das Eklektizistische und zum Teil Unenglische des amerikanischen Romans hingewiesen. Nach einer kurzen Skizzierung der Entwicklung von Cooper über Hawthorne zu Egglestons 'Hoosier Schoolmaster' wurden aus den moralischen Urgründen des amerikanischen Romans zwei Entwicklungen genauer verfolgt: der historische und der reformerische Roman. Beim historischen Roman spielten die 'local color' und Scotts Romantik eine entscheidende Rolle. Aus der reformerischen Tendenz wurden gespeist: der politische und der satirische Roman, deren Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten hervorgehoben wurden. Der politische Roman erhielt neue Kraft durch den Weltkrieg und die nachfolgende Selbstkritik (1920 das Erscheinungsjahr der wichtigsten modernen Romane), aber auch Einseitigkeit und überscharfe Kritik. Der blinde Optimismus der vergangenen Jahrzehnte wurde durch ebenso blinden Pessimismus ersetzt. Ein faireres Bild Amerikas kam aus dem neuen Pionierroman der Hamlin Garland, Herbert Quick, Emerson Hough und vor allem der Willa Cather, aber selbst aus gewissen Büchern von Populärschriftstellern wie Zane Grey und Rex Beach. Willa Cathers 'My Antonia' wurde als eine Spitze des neuen amerikanischen Romans bezeichnet und von ihr aus wenigstens die Entwicklung des Einwandererromans angedeutet. Der satirische Roman wurde von Hugh Brackenridges 'Modern Chivalry' (1802) bis zu Sinclair Lewis verfolgt.

Als letztes Problem erschien das Lebensproblem im amerikanischen Roman. Schon Mark Twain verriet bei aller Aggressivität seines Grenzertums einen Zwiespalt in seiner ganzen Lebensauffassung. Heute ist der Puritanismus vielfach verschwunden, aber mit ihm auch der sittliche Stahl des alten Amerika, heute gibt der Roman meistens 'Erfahrung' ohne Herz und Phantasie, mit der Sentimentalität ist vielfach das echte Gefühl dahin. Beweise dafür reichlich im Verhältnis des amerikanischen Romans zur Geschlechterliebe, zur Natur, zur Religion, zum Leben in seiner Ganzheit: viele Romane zeigen heute Ratlosigkeit und Hilflosigkeit dem Leben gegenüber.

Schließlich ist aber auch der Weg zu einem neuen Lebensgefühl bereits sichtbar. Sehr aufschlußreich ergibt das der Frauenroman: Willa Cather, Dorothy Canfield, Edna Ferber, Zona Gale. Ein Sinn für schöpferische Schönheit lebt auch bei Joseph Hergesheimer. Eine volle klare Erkenntnis der 'neuen Welt' im amerikanischen Lebensgefühl, ja einer bewußten Überwindung des 19. Jahrhunderts und Hinneigung zur Renaissance des 20. Jahrhunderts (Joël) findet sich auch vielversprechend in der Kritik, z. B. Lewis Mumfords 'Golden Day. A Study in American Experience and Culture' (New York 1926).

In der anschließenden Diskussion geht Herr Meißner kurz auf William James ein, Herr Herzfeld hat die Erwähnung von Ludwig Levisohn ver-

Digitized by Google

mißt, Herr Aronstein die von Jack London, während Herr Ludwig sich nach den tieferen Gründen des Erfolges und der Beliebtheit der jetzigen amerikanischen Literatur fragt. Der Vortragende geht auf diese Fragen kurz ein, hebt hervor, daß Upton Sinclair nicht hoch zu stellen sei, und macht dabei auf die Schwierigkeiten der Übersetzung des amerikanischen Slang aufmerksam.

In die Gesellschaft werden aufgenommen die Herren Tausendfreund, Wackwitz, Mohrhenn, Hünermann.

Sitzung vom 11. Dezember 1928.

Herr Gade spricht über seine Reise in Portugal und Spanien. Er versucht, die Eindrücke wiederzugeben, die Klima, Land, Volk, Kunst, besonders die Architektur bei ihm hinterlassen haben. Der Vortrag wurde durch Lichtbilder erläutert.

Herr Weltzien ist wieder in die Gesellschaft eingetreten.

Zur Aufnahme vorgeschlagen wurde Herr Jourdan.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

E. Crous und J. Kirchner, Die gotischen Schriftarten. Leipzig, Klinkhardt, 1928. 46 S., 64 Tafeln, 4°. Hlw. 24 M.

Den Anregungen von Alfr. Hessels Aufsatz 'Von der Schrift zum Druck' folgend, haben sich hier ein guter Handschriftenkenner und ein Inkunabel- und Buchdruckkundiger zusammengetan, um die Entwicklung der gotischen Schriftarten in Handschrift und Buchdruck zu verfolgen und durch Wort und Bild zu veranschaulichen. Die Vereinigung dieser bisher fast stets getrennten Gebiete ist um so mehr zu begrüßen, als die Handschriftenkunde von der Inkunabelwissenschaft mancherlei lernen kann. Freilich hat diese es bei der Erfassung des Typischen, worauf es naturgemäß ankommt, viel leichter, da das Individuelle im Druck von vornherein beschränkter ist und die genaue Gleichförmigkeit der einzelnen Buchstaben innerhalb einer Druckschrift die Feststellung des Charakteristischen vereinfacht.

Den guten Reproduktionen geht eine Einführung von 39 Seiten voraus, in der J. Kirchner die Entwicklung der Handschrift, E. Crous die des Druckes darstellt. Den Germanisten und Neuphilologen wird zweifellos Kirchners Überblick besonders interessieren. Von den früheren Darstellungen der mal. Schrift unterscheidet er sich, abgesehen von der zeitlichen Begrenzung (wofür mit Recht die bisherige Bevorzugung der karolingischen Schrift durch die Forschung als Grund angeführt wird), prinzipiell durch die Beschränkung ausschließlich auf die Buchschrift, während sonst (man muß hier natürlich die Schrifttafeln von Petzet-Glauning ausnehmen) gern die Urkundenschrift bevorzugt wird. Für uns Philologen ist das zweifellos nur ein Vorzug.

Knapp, aber sehr klar und mit Hervorhebung des Wesentlichen skizziert K., immer in enger Fühlung mit den entsprechenden Tafeln, zunächst das Aufkommen der vertikal betonten gotischen Schrift vom Westen her (Frankreich und Westdeutschland) im 12. Jh., bietet dann einen Überblick über die Schrifttypen des 13. und 14. Jh.s in Frankreich, Italien und Deutschland (England bleibt ganz außer Betracht). Es ergibt sich dabei die interessante Tatsache, daß die Handschriften der Zisterzienser von Frankreich und Deutschland einen nah verwandten Typus aufweisen, was zur Verfolgung etwaiger Ordenstraditionen überhaupt in der Schrift anreizen kann. Rotunda, Goticoantiqua und Florentiner Bastarda erscheinen als die italienischen Haupttypen, gotische Buchschrift im engeren Sinne, die sich im 14. Jh. zur doppelt gebrochenen Textura entwickelt, Bastarda (mit kursiven Elementen durchsetzte Buchschrift) und Buchkursive als die in Frankreich und Deutschland üblichen Schriftarten.

Schon hier werden auch innerhalb der einzelnen Schrifttypen nach Möglichkeit nationale oder provinzielle Eigentümlichkeiten herausgearbeitet. Das wird nun für das 15. Jh. zum leitenden Gesichtspunkt. Gerade hier scheint mir vor allem die Bedeutung des Buches überhaupt zu liegen, denn K. versucht hier, im wesentlichen für das deutsche Sprachgebiet und zwar für die im 15. Jh. ja herrschende Bastarda, zum erstenmal mit Energie bestimmte landschaftliche Typen abzugrenzen. Es leuchtet ein, daß dies von größter Wichtigkeit für die mal. Handschriftenkunde sein kann: Gelingt es wirklich, eindeutige landschaftliche Schriftformen festzustellen, dann wird damit ein sehr wertvolles Hilfsmittel der Lokalisierung, unabhängig von der Dialektuntersuchung und ähnlichen Kriterien (wichtig besonders für nichtilluminierte lateinische Handschriften) gewonnen. Welche Förderung weiterhin eine solche typologische Ordnung der Hss. für die

Digitized by Google

so dringliche Aufgabe bedeutet, den Spuren der großen mal. Schreibstuben, zweifellos Kulturzentren ersten Ranges nachzugehen, begreift sich. Tatsächlich hebt K., trotz starker individueller Ausprägung der verschiedenen Proben für jede Landschaft, sehr einleuchtende Unterschiede heraus: Die oberrheinische Bastarda zeichnet sich aus durch ihre klare Übersichtlichkeit und den in die Breite gezogenen großen Duktus, die schwäbische durch ihren engen, steilen und kleinen, stark vertikal betonten Charakter, das bair.-österreichische Gebiet läßt die kleinen zierlichen Buchstaben in Höhe und Breite harmonieren und vermeidet ein Ineinandergreifen der einzelnen Zeilen, die fränkischen (gemeint sind die ost- und wohl auch die rheinfränkischen) Landschaften weisen einen rundlichen Schriftcharakter auf, während die Kölner (niederrheinische) Bastarda fast quadratisch wirkt, kurz, klein und kräftig, aber sehr sauber ist; die niederdeutsche ist ihr verwandt, aber in die Breite gezogen.

K. ist sich im klaren darüber, daß eine mechanische Schematisierung natürlich nicht möglich ist. Übergangstypen sind selbstverständlich, und individuelle Neigungen oder der Bildungsgang des Schreibers (Ortswechsel usw.) modifizieren das Bild. Ich hatte Gelegenheit, an einer größeren Reihe von Münchner, Heidelberger, Dessauer, Gothaer und Innsbrucker Hss. verschiedener Dialektgebiete K.s Aufstellungen nachzuprüfen und fand sie im wesentlichen bestätigt, wenn sich auch selten die Typen in ganz reiner Ausprägung darboten. Besonders im Schwäbischen und Bairischen scheint Übergang und bis zum gewissen Grade Wechsel zu herrschen, wie man ja auch K.s Abbildung Nr. 35 nach der freilich für sprachliche Beurteilung nicht ausreichenden Probe eher dem bairischen als dem schwäbischen Dialekt zuweisen möchte; der Herkunftsort spricht allerdings für Schwaben, aber falls nicht die ganze Hs. den Dialektformen nach ein anderes Bild bietet als die kurze Probe, so wäre bereits diese Abbildung ein Zeichen für die mögliche Mischung; ein verpflanzter Schreiber wird ja unter dem Einfluß der Schreibstube wohl eher seinen heimatlichen Duktus als seine Mundart aufgeben. Natürlich wird es, ehe K.s Typen als Kriterien Geltung erlangen, weiterer Nachprüfung bedürfen; erschwert wird sie ja dadurch, daß Petzet-Glaunings Schrifttafeln leider noch beim 14. Jh. haltmachen und auch die dankenswerten Reproduktionen der DTM. meist ältere Hss. bieten. Wenn übrigens K. (S. 22) in der Beibehaltung der Textura im 15. Jh. ein Charakteristikum des Niederrheins sieht, so sei darauf hingewiesen, daß ich in Tiroler Klöstern die Textura öfters auch in Hss. des 15. Jh.s fand, und zwar nicht nur für Missalien und andere liturgische Texte, sondern auch sonst, wenn auch meist in Schriften geistlichen Inhalts.

Crous verarbeitet auf recht engem Raume einen sehr großen Stoff. Hier bedaure ich, daß auch die in den Hss. nicht begegnenden Schriftformen (Schwabacher, Wittenberger, Brotschrift usw.) bereits als in ihren Eigentümlichkeiten bekannt vorausgesetzt werden, was wohl dem Stand der Buchdruckkunde entspricht, aber kaum der Eigenart des vorliegenden Werkes. Die Abbildungen werden nirgends interpretiert, sondern nur historisch eingereiht, und so ist der Leser für die Einprägung der Eigenart ganz aufs Auge angewiesen. Vielleicht läßt sich hier unter Erweiterung des Textes bei einer zweiten Auflage Wandel schaffen.

Sie ist dem Buche zweifellos zu wünschen. Bis dahin wird sich K.s Typenlehre haben erproben lassen, und vielleicht ist es dann auch möglich, sie durch vermehrtes Bildmaterial noch stärker zu veranschaulichen und zu stützen, sofern das bei Erhaltung des Preisniveaus zu machen ist. Denn das muß gesagt werden: mit seinen 135 sehr sorgfältig ausgeführten Schriftabbildungen und seiner vornehmen Ausstattung ist der Preis als sehr mäßig zu bezeichnen. So zweckmäßig die Zusammenarbeit der Handschriften-

Digitized by Google

und Buchdruckkunde ist, so ließe sich vielleicht doch späterhin das Werk in zwei selbständig käufliche Halbbände zerlegen, dann könnte der erste Teil ein wertvolles Hilfsbuch auch in der Hand des Studenten werden.

Berlin. Hans-Friedrich Rosenfeld.

K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. Bd. V. Schlesisch-Böhmische Briefmuster aus der Wende des 14. Jahrh. Berlin, Weidmann, 1926. XVI, 363, 147 S.

Die Anzeige dieses Buches würde vielleicht besser als durch einen Literarhistoriker durch einen Philologen erfolgen. Ein solcher würde für die staunenswerte Fülle von Kenntnissen, die der Band enthält, vielleicht mehr Anerkennung haben und die Ausführungen über die Sprache, die hier geboten werden, verständnisvoller würdigen. Als Literarhistoriker kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Entdeckerfreude den Verf. über das nötige Maß hinausgeführt hat und daß in dem Werk die schwersten Geschütze der Wissenschaft aufgefahren werden, um — ich will nicht sagen — auf Spatzen, aber doch auf ziemlich niedrig hängende Ziele zu schießen. Der Exkurs über die hellenistisch-römische Rhetorik (S. 59—130) ist gewiß äußerst wertvoll, aber war er nötig, um die spärlichen Beziehungen zu erklären, die die aufgefundenen Briefmuster mit der Antike verbinden? Zur Erläuterung des wenigen, was in ihnen auf die Schrift *ad Herennium* zurückgeht, war es kaum erforderlich, so weit auszuholen.

Inhaltlich bieten diese Briefmuster nichts. Der Herausgeber versucht zwar einzelne Angaben auf historische Persönlichkeiten und wirkliche Vorgänge zu beziehen, aber selbst wenn er damit recht hat, so wird der geschichtliche Wert seines Fundes nur wenig erhöht. So bleibt nur seine Form.

Daß die humanistischen Bestrebungen schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts außerhalb Italiens ein Echo fanden, ist bekannt. In Frankreich läßt sich der Tag, wo sie einsetzten, genau auf das Datum bestimmen, es war der 13. Januar 1361, an dem Petrarca als Gesandter Galeazzo Viscontis vor Jean le Bon eine lateinische Rede hielt, die auf den Hof, besonders aber den Dauphin eine überwältigende Wirkung ausübte[1]. Wenige Jahre vorher war der Italiener in Prag am Hofe Karls IV. gewesen. Der Eindruck dort war zwar nicht so stark, aber in dem Kanzler des Königs Johann von Neumarkt hatte er einen begeisterten Verehrer gefunden, der dem Frühhumanismus in Deutschland Eingang verschaffte und besonders in der Prager Kanzlei die kunstmäßig ausgebildete Diktion einzuführen bestrebt war. Voigt hat von seiner Sprache eine sehr geringe Meinung und wirft ihm 'geschmackloses Haschen nach glänzenden Worten und Bildern' vor, Ellinger dagegen erkennt seine 'kunstvolle, aber nicht gekünstelte Prosa' an. Beide haben in ihrer Art recht. Johann von Neumarkt besitzt noch keine Stilsicherheit, und es lassen sich in seinen Schriften Stellen finden, die sowohl den Tadel des einen wie das Lob des anderen rechtfertigen.

Aber wie dem auch sei, mit ihm beginnen in Nachahmung der Italiener die Bestrebungen nach dem 'nitor sermonis', der 'scientia bene dicendi', und diese Bestrebungen bekunden sich auch in den Burdachschen Briefmustern. Sie bieten aber in dieser Beziehung nichts Besonderes, sondern beweisen höchstens, daß der Boden in Böhmen und Schlesien für die Aufnahme der humanistischen Tendenzen gut vorbereitet war, so daß sich selbst eine bescheidene Schreiberseele wie der Verf. der vorliegenden Formulare ihnen nicht zu entziehen vermochte. Damit ist ihr kulturhistorischer Wert auch

[1] Gorra, *Il cavaliere errante* in *Studii di critica letteraria*, Bologna 1872.

Digitized by Google

erschöpft, und wenn man den vorliegenden Band durcharbeitet, so wird man nicht um die Frage herumkommen, ob diese Fülle an Fleiß und Kenntnissen nicht an eine bedeutendere Aufgabe mit mehr Nutzen hätte verwendet werden können. Man soll nicht propter scientiam scientiae perdere causas.

Vielleicht wäre der Eindruck günstiger, wenn das fünfbändige Werk mit seinen Unterabteilungen in der Gesamtheit vorläge. Es ist möglich, daß im Rahmen des Ganzen auch die Einzelheiten dieses Bandes eine größere Bedeutung erlangen. Das endgültige Urteil muß deshalb bis zum Abschluß des Werkes zurückgestellt werden.

Berlin-Charlottenburg. M. J. Wolff.

W. A. Berendsohn, Selma Lagerlöf (Heimat und Leben, Künstlerschaft und Werke, Wirkung und Wert). München, Langen, 1927. Mit 19 Bildbeigaben. 370 S.

Ein gründlicher deutscher Kenner schwedischer Kultur unternimmt es, die dichterische Persönlichkeit Selma Lagerlöfs zu zeichnen und ihrem Werk seinen Platz in der Weltliteratur anzuweisen. Der äußere ereignislose Lebenslauf gibt nur den Unterbau der Arbeit. Über den inneren Werdegang bringen weder Briefe noch Tagebücher oder sonstige persönliche Äußerungen neue Aufschlüsse. Hingegen rückt das Buch zwei Momente in den Vordergrund, die maßgebend für Selma Lagerlöfs Künstlerschaft sind, weil sie im Kernpunkt ihres Wesens liegen: ihre Bodenständigkeit und ihre Erzählergabe. Die schwedische Landschaft und das Volk, das noch mit seinem Lande lebt, der värmländische Herrensitz inmitten Birken- und Fichtenlaub, seit Großvaterszeiten im Besitz der Familie, in der volkstümlicher Glaube und bürgerliche Bildung Hand in Hand gehen — das ist der Kreis, in dem sie erwächst. In dieser Abgeschiedenheit spinnen Großmutter und Tante das kränkelnde Kind ein in die bunte Sagen- und Geschichtenwelt, die, in der Gegend lebendig, ihr den Stempel einer eigenartigen provinziellen Kultur verleiht, bei schlichter, treuherziger Tatsächlichkeit phantasieerfüllt — mit dem Lichtbedürfnis der Menschen, die den größten Teil ihrer Zeit im Dunkeln verbringen, mit der hemmungslosen Lebensfreude derer, die ihr Dasein in harter Arbeit fristen. Die Sagen der Heimat werden die Quellen der Dichterin, der Sagenstil geht in ihr Werk über, während es dem Geschauten, Erlebten die Wirklichkeitsnähe, das Gegenständliche, Weltzugewandte dankt. Das angeerbte Erzählertalent verwandelt sich in Selma Lagerlöf zu dichterischer Eigenart. Die mündliche Überlieferung gibt gleichsam den Rohstoff, der in der Werkstatt ihrer Innenwelt, bereichert durch Bildungs-, Weltanschauungs- und Gemütseinschläge, in persönliche Dichtung umgesetzt wird.

Seit ihrem siebten Jahre träumt sie davon, Schriftstellerin zu werden. Das Schicksal wirft ihr Prügel zwischen die Füße, macht — nach einer Stockholmer Höheren-Töchter-Bildung — eine kleinstädtische Schullehrerin aus ihr, da die Familie verarmt und der Herrenhof verkauft ist. Den Überschuß ihres Inneren verströmt sie in einer Lyrik, die nicht stark genug ist, anderen ans Herz zu greifen, in Gedichten, die sie selbst 'kaum etwas anderes als einen Widerhall von allerlei fremden Eindrücken' nennt (*Esselde und Selma Lagerlöf, Führende Frauen Europas*, München 1928). Da verhilft das gewaltige Vorbild Carlyles ihrer gebundenen Darstellungsgabe zum Durchbruch in erzählende Prosa. Nun erst ist ihr die Zunge gelöst. Die Heimat — ihre lebendige Gegenwart oder ihr Erinnerungsbild — ist es, der sie die frohe Botschaft ihrer Dichtung entnimmt. Das Milieu leitet an zur liebevollen Ausarbeitung engbegrenzter Gebilde, auf die jedoch die Bezeichnung Kleinarbeit nicht anwendbar ist wegen der Fülle von Handlung und Gehalt,

Digitized by Google

die sie in die knappe Grundform preßt, wegen des starken inneren Erlebnisses, das dahintersteht, während die größeren Werke häufig nur mehrere solche kleinere Erzählereinheiten in lockere Verbindung bringen. Ihre Dichtung ist weder Abschilderung des Gesellschaftslebens noch Idyll. Sie durchdringt das Sein mit eigener Seelenkraft, mit lächelndem Humor, mit tragischem Schicksal, ohne die Ruhe und Geschlossenheit, ohne das Darüberstehen der kernechten Persönlichkeit zu verlieren, die niemals mit der Natur oder ihrem Gott auf gespannten Fuß gerät.

Dieses nationale Element in Selma Lagerlöf charakterisiert niemand besser als sie selbst, wenn sie erzählt, wie ihr Blick, als sie die erste Freiheit zu einer italienischen Reise benutzt, mitten in der südlichen Herrlichkeit an ein paar alten kleinen Bäumen mit dunklen Zapfen hängenbleibt, die sie an ihr Kinderheim erinnern. Im Nu fühlt sie, daß die Campagna, Rom, Italien ihr viel weniger zu sagen haben als diese alte Baumgruppe. Eine Postkarte von dem verfallenen Marbacka scheint ihr zuzuflüstern: 'Was suchst du noch in der Welt? Warum kommst du nicht, mich zu pflegen, wenn ich dein bedarf?' (*Die Rückkehr nach Värmland*, Jahrbuch des Schwedischen Touristenvereins, 1928). Das materielle Erträgnis ihres Ruhmes gestattet ihr den Wiedererwerb und Umbau des väterlichen Hofes. Und dies ist der Gipfelpunkt der Erfüllung in ihrem Leben. Im Ausland erwacht verstärkt ihr Heimatgefühl. Andere bringen von ihren Reisen fremde Kultur nach Hause, ihr geht in der Fremde der Sinn der heimischen auf. Und so trägt sie als Dichterin schwedisches Nationalwesen in die Welt.

Aber noch ein zweiter Charakterzug erhellt lebendig aus dem kleinen Beispiel, die Personifikation des Vaterhauses. Sie läßt es sprechen, schlicht, eindringlich, wie ein gebrechlicher alter Vater seine in der Welt umherfahrende Tochter rufen würde: Warum kommst du nicht, mich zu pflegen, wenn ich dein bedarf? Ohne alle Feierlichkeit, selbstverständlich, zu Herzen gehend. So beseelt sie nicht nur das Leblose, so führt sie Wunderbares, Spukhaftes in den Bereich des Alltäglichen mit einer Phantasie, die, ganz diesseitig, ohne Mystik, ohne Phantastik, dennoch weit über den Kreis des Augenfälligen hinausgeht, dank jener wahren Dichtergabe, der ungewöhnlich starken Einfühlung in organische und unorganische Dinge. Und ihr inneres Wesen spiegelt sich in ihrer Sprachkunst, die aus den Gefühlsdämmerungen stets ins Helle führt und leises wie lautes Pathos des Herzens in der anschaulichen Ungezwungenheit des Umgangstons erklingen läßt.

Berendson erblickt die Aufgabe der Literaturgeschichte im Aufzeigen der großen Zusammenhänge. Er möchte sozusagen das Ordnungswort geben, unter dem er die dichterische Persönlichkeit im Saal der Weltliteratur aufstellen kann. Hier treten 'die Fehler seiner Tugenden' zutage.

Im Streben nach tiefgründiger Wissenschaftlichkeit beschwert er seine Arbeit mit einem übergroßen Apparat. Es ist nicht ersichtlich, welhalb zur Bestimmung von Selma Lagerlöfs Eigenart Charaktere zum Vergleich herangezogen werden, bei denen die Vergleichsmöglichkeit ausgeschlossen ist (Strindberg) oder äußerst schwach (Andersen) oder durch das Größenmißverhältnis nicht einleuchtend (Goethe). Hätte es nicht eine fruchtbarere Parallele gegeben, Selma Lagerlöf in bezug auf das Gleichgewicht der Seelenkräfte und als Dichterin-Erzählerin neben Marie von Ebner-Eschenbach zu stellen, als Legendengestalterin neben Gottfried Keller, als Literarhistorikerin neben Ricarda Huch?

Ein künstlerischer Aufbau des reichhaltigen wissenschaftlichen Materials, der Werk und Persönlichkeit der Dichterin plastisch hervortreten ließe, scheint nicht beabsichtigt. Und doch sollte es die Wissenschaft, zumal wenn sie sich mit Kunst beschäftigt, nicht unter ihrer Würde finden, gestaltende Kraft mindestens anzustreben.

Wien. Helene Richter.

Digitized by Google

M. Enzinger, Die deutsche Tiroler Literatur bis 1900, ein Abriß. (Tiroler Heimatsbücher, hg. von Klebelsberg und Menghin I.) Wien, Haase, 1929. 128 S.

Gegenüber der politischen Zerrissenheit, worin sich Tirol seit einem Jahrzehnt befindet, verkündet es durch die vorliegende Literaturgeschichte von neuem seine geistige Einheit. In lebendiger Wechselwirkung haben Nord und Süd des Landes an dessen poetischem Festgewande gearbeitet, anfangs mehr der Süden, weil zunächst der Adel führte, dann aber, seitdem die landesfürstliche Residenz 1460 von Meran nach Innsbruck übertragen wurde, immer eifriger auch der Norden; welcher Teil mehr Autoren hervorbrachte, dürfte schwer zu errechnen sein. Zusammengehalten erscheint das Tiroler Volk einerseits durch seine bayrische Abstammung, Zunge und Art, nur mit Ausnahme eines kleinen Zipfels auf dem linken Ufer des Lech, andererseits durch seine Gruppierung im Hochgebirge rechts und links von der Brennerstraße, die zwei alte Kulturnationen verbindet; Enzingers Aufgabe lieh sich also bequem dem Programm der Stammeskunde, wie es in der neuesten deutschen Literaturforschung sich durchsetzt. Zweites Problem ist dabei, wie sich im Laufe der Jahrhunderte importiertes Dichtungsgut in volkstümliches umsetzte, durch Neuaufnahme von Bildungselementen hob und dann wieder dem Ringen der Gegenwart unterordnete. Eine umfängliche, zeitgemäße, volksgerechte Aufgabe, und von vornherein ist zu sagen, daß Enzinger sie auf knappem Raume in vorzüglicher Weise gelöst hat; war er doch als Vertreter der deutschen Literaturwissenschaft an der Universität Innsbruck dazu auch der Berufenste.

Den Anfang sicherer und namhafter Leistungen aus Tirol setzt Enzinger vorsichtig erst bei Oswald von Wolkenstein. Mag das alte Heldenbuch noch so viel von südtirolischen Örtlichkeiten erwähnen, vom Ifinger, Rosengarten und Joch Grimm, überall ist mit späterer Lokalisierung zu rechnen. Und betreffs Walthers von der Vogelweide ist, seitdem sein Adelsstand zweifelhaft geworden, auch der Heimatsanspruch der adligen Vogelweide bei Waidbruck nicht mehr stichhaltig. Bescheiden waren die Minnesänger, die uns am Eisack und Etsch begegnen, aber trotzig hebt sich das einäugige Haupt des Hauensteiners empor, der mit echt bayrischem Temperament einen starken, ins Humoristische stechenden Realismus vertrat und zugleich weit ausblickend die kosmopolitischen Interessen pflegte, von Schottland bis Rußland. Persönlichkeit im Denken und Wollen, im Flöten und Poltern, in der Politik und in der Landschaftsbetrachtung ist bei ihm ausgeprägt und hält sich fortan im Lande in Herrschaft bis herab zu Adolf Pichler; feinere Kunst, Seelenmalerei und Wortmusik erscheinen in der Tiroler Literatur fast nur wie gelegentliche Blumen neben dem Wege; wiederholt hat Enzinger diese rauhe und doch oft scherzhafte Einheitlichkeit des tirolischen Dichtungscharakters betont.

Volksdrama und Volkslyrik folgten der Adelsperiode in der Übergangsepoche zur Neuzeit mit außerordentlicher Reichhaltigkeit. Mit vollem Autornamen paradieren die Theaterdichter von Sterzing, Hall, Bozen, deren Werke in echter Volksart immerfort umgearbeitet und dabei lebensfrisch erhalten wurden; da konnte Enzinger wieder Glanzkapitel schreiben. Fast unübersehbar ist auch die Flut der erhaltenen Volkslieder, die aber schwer und nur selten zu datieren sind; fast in Verzweiflung saß er vor dem Berge einschlägiger Texte, die sich bei Wackernell ansammelten und noch immer nach wissenschaftlichen Sichtern und Ordnern schreien; das Wenige, was Enzinger für eine Blütezeit dieser Gattung im 15. und 16. Jahrhundert anzuführen wagt, ist besonders scharfsinnig und schätzbar.

In der Humanistenzeit schufen die Landesfürsten selbst bedeutsame Werke: Kaiser Max, Erzherzog Ferdinand II. Daneben hatte Enzinger bei

Digitized by Google

der Darstellung der Reformation wiederholten Anlaß, seine Unparteilichkeit zu erweisen. Er sieht auch an der Gegenreformation das Gute und beschreibt die Bemühungen der Aufklärer mit einem an Mitleid grenzenden Fleiß. In der Umgebung des Andreas Hofer hat das patriotische Tun der Tiroler keine besonderen poetischen Leistungen hervorgerufen; um so mehr wirkte das Schicksal der Freiheitskämpfer in der Erinnerung nach, als in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts die liberalen Ideen über alle Zäune hereinflogen. Der Vormärz weckte im Lande die ersten Dichter, die man heute noch gerne liest, vor allem Gilm, der bei Enzinger zwar nicht ein eigenes Kapitel, aber doch ausführliche Darstellung und herzhafte Würdigung gewinnt. Getreu den Prinzipien der Literaturforschung nach Stämmen betont hier Enzinger, daß der musikalische Wohlklang, die empfindungsvolle Weichheit, die zarte Seelenbildnerei des Sängers von Natters, Schwaz, Bruneck und Rovereto sonst bei den Tirolern kaum eine Parallele hat und sich aus der wesentlich alemannischen Herkunft Gilms erklärt. Wären nur mehr vorarlbergische Elemente gleich ihm in die rhätischen Täler gezogen, um die Töne von Uhland und Mörike abwechslungsreich mit hereinzubringen!

Adolf Pichler bekam das Hauptkapitel. Klassischer Sinn verband sich in ihm mit dem traditionellen und dem lebendigen Volkscharakter des Hochgebirges, und Flir wird von Enzinger mit Recht als der geistige Führer bezeichnet, von dem der zwischen mancherlei Wildheit aufwachsende Pichler am meisten sich veredeln und vertiefen ließ. Klassischer Herkunft, ohne Zweifel, war sein Ringen nach dauerndem Gehalt und Wert. — Seine weiten und lebhaften Interessen für die Gegenwartskultur der Westvölker brauchen wir darüber nicht zu vergessen. Massenhaft schlägt sein kosmopolitisch-modernes Denken durch in seinen Epigrammen; Englisch hatte er sich notdürftig in Wien angeeignet, und um so eifriger beschäftigte er sich mit dem englischen Literarhistoriker C. H. Herford, der 1886 nach Innsbruck kam und der tirolischen Literatur eine noch heute nennenswerte Skizze im Cornhill Magazine widmete; in Corneille und Racine hatte er sich ernsthaft vertieft und pflegte zu sagen, Goethes Iphigenie habe mehr mit diesen Klassizisten gemeinsam als mit Sophokles; Calderon und Camoens standen in grün gebundenen Übersetzungen breit in seinem Bücherschrank, den er sich als junger Professor geleistet hatte, und namentlich ist der Einschlag Dantes zu spüren in seinem Fra Serafico. Ohne diese Mannigfaltigkeit seiner fremdsprachlichen Interessen ist weder sein politischer noch sein literarischer Weitblick völlig zu erfassen. All das ist bei Enzinger weder bestritten noch übersehen, nur wegen der Knappheit des ihm zugebilligten Raumes nicht ausführlich behandelt. Neuphilologen mögen sich da noch Verdienste erwerben.

Den Beschluß bildet eine Skizze der Alttiroler in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wobei Enzinger dem Dr. jur. can. und Prinzenerzieher Domanig die Führerstelle einräumt. Schwung und Gestaltungsfreiheit ist allerdings manchmal noch mehr bei dem Kapuziner Seeber zu finden, der mit anderen geistlichen Herren nebenbei wandern darf. Vielleicht wären auch die volkstümlich historischen Werke von Hirn in diesem Zusammenhange am passendsten einzureihen. Denn sein 'Ferdinand II.' erschien 1888, sein 'Kanzler Biener' 1898; beide gehören zu den populärsten Geschichtswerken des Landes. Es ist schade, daß Enzingers Belesenheit, die er sich in den kurzen Jahren seiner Innsbrucker Tätigkeit fast wunderbar aneignete, rechts und links auf den Sparsamkeitsdrang des Verlegers stieß; danken wir ihm aber, daß er bei der Qual der Wahl soviel Geschmack und Takt betätigte! Manchmal konnte er nur Schlagworte statt Sätze hinstellen, was allerdings seinem Buche eine zusammengedrängte Kraft verleiht.

Digitized by Google

Wenige deutsche Stämme haben eine so reiche und gute Literaturgeschichte ihr eigen zu nennen wie die halbe Million Deutschtiroler. Nach allen Seiten sind hier die Pfeiler richtig aufgebaut und ein festes Dach darübergewölbt. Jetzt sieht man erst, was alles auf diesem von Natur und Geschichte so gesegneten Fleckchen Erde zu lesen wäre, wo die weitere Einzelforschung sich zu betätigen hat und wo noch bracher Tiroler Boden dem Dichtergeiste winkt. Immer noch arbeitet der Süden Tirols über alle politischen Schranken hinweg mit dem Norden zusammen, und liebevoller als jemals in der Geschichte sorgt der Norden für den traurig abgetrennten Süden; wenn jemals eine Literaturgeschichte nicht bloß theoretischen, sondern auch eminent praktischen Zweck gehabt, so ist es diese, geschrieben zehn Jahre nach Aufrichtung der Brennerschranken.

Berlin. A. Brandl.

Gotthelf Bergsträsser, Einführung in die semitischen Sprachen. München, Max Hueber, 1928.

Der Neusprachler glaubt im allgemeinen mit dem Studium der Sprache und der Literatur ein fremdes Land verstehen zu können. Dem heillosen Dilettantismus unserer Zeit entsprechend meint man sogar mit fremder Literatur auszukommen. In der Tat ist die Literatur ein sehr geringer und unbedeutender Ausschnitt aus dem Leben eines Volkes. Wenn man ein Fremdvolk studiert, so wird für den Gewissenhaften immer das erste sein, daß er sich die Sprache aneignet. Dann wird er sich vor allem mit der Landeskunde und seiner Geschichte auseinandersetzen. Und wie die Kunst (nicht nur die Literatur) ein Ausdruck der Überschüsse an Zeit und Kraft einer Nation ist, so wird er erst jetzt, als eine Art Belohnung für seine bisherigen Bemühungen, zu diesem heiteren, freien Teil des Lebens, Denkens und Dichtens übergehen.

Bei den großen Kolonialnationen ist es nun auch damit nicht getan: Engländer, Holländer, Franzosen versteht heute nicht mehr, wer sie nur zu Hause studiert. Zu viele von diesen Nationen haben Jahre ihres Lebens jenseits des Wassers zugebracht. Man muß also auch hinüber, um sie drüben zu studieren. Denn weniger noch als Land und Leute kann man koloniales Denken und Handeln zu Hause am Schreibtisch studieren.

Bemühungen nach dieser Richtung sind für die nordafrikanischen Kolonien heute nicht mehr schwerer durchführbar als irgendeine Auslandreise. Und bis nach Kleinasien hin führen einen Ferienausflüge.

Bald sieht man aber, daß man auf diese Weise allerhand sieht und viel lernt, aber das Beste geht verloren. In den französischen Kolonien erkennt man sehr bald den großen Respekt, den die Eingeborenen vor den Franzosen und dem Französischen haben. In Ägypten die hochgradige Intelligenz und Selbständigkeit der Bevölkerung. Aber mit Englisch und Französisch allein kommt man nicht durch. Man muß Arabisch lernen. D. h. es geht einem wie den europäischen Kolonialvölkern selber: Ich las von einem französischen Kolonialkenner einmal: Anfangs sei jeder Franzose, der in die Kolonien komme, *arabophile*. Dann werde er ebenso sicher *arabophobe*. Und erst, wenn er Arabisch lerne, und die Araber wirklich studieren könnte, würde er *arabojuste*. Das ist die Bedeutsamkeit der Erfahrung! Idealistische Formeln in der Wissenschaft sind für Dilettanten: Sie werden immer *arabophile* oder *arabophobe* sein, wie sie der Instinkt, Zu- oder Abneigung treibt. Sie werden immer aus sich heraus Phantasieprodukte deduzieren, die schön sein mögen, unterhaltend, nur nicht wahr und nicht richtig. Freilich ist die Induktion mühsam und am Schreibtisch nicht zu machen, wie eine Literaturbewertung.

So wird also auch der Neusprachler, welcher an den Kolonialproblemen

Digitized by Google

der Fremdvölker nicht vorbeikann, sich etwas mit orientalischen Sprachen beschäftigen. An dem genannten Werk hat er eine treffliche Einführung, die ihn nicht unvermittelt in das Arabische hineinstellt, sondern diese Sprache im Rahmen der semitischen Sprachen darstellt, so daß er etwa am Hebräischen Stütze findet. Am Schlusse des Buches befinden sich jene Worte, welche als 'gemeinsemitisch' angesehen werden. Der Lernlustige wird mit dieser Liste beginnen. Sie führen ihn in das Alltägliche hinein, geben zugleich ständig interessante und aufschlußreiche Parallelen zu Babel und Bibel. Dann wird er sich die Darstellung jener Sprache auswählen, welche er besonders pflegen will. Voran geht jeweilig eine grammatische Darstellung der Sprachgewohnheit. Dann folgen Texte mit Übersetzung. Die Texte in lateinischer Umschrift. So daß man also mit dieser Einführung und einem Sprechsprachführer in die gesprochene Sprache des täglichen Lebens in vertiefter Weise eindringen kann.

Als Nichtfachmann enthalte ich mich der Kritik von Einzelheiten. Vielleicht könnte die phonetische Ausdrucksweise ('Doppelkonsonanz durch einen Sproßvokal aufgelöst', S. 38) einer Revision unterzogen werden. Mehrere grammatische Darstellungen sind selbst für einen Grammatiker von Fach zu kurz (für mich S. 12—15 unten). In einer neuen Auflage sollten die Schlußtabellen um die Konkordanzen des Arabischen mit den Einzelsprachen vermehrt werden.

Zweifel möchte ich nur der Ansicht über das Neuhebräische gegenüber äußern. Bergsträsser meint: 'Die gegenwärtige Neubelebung des Hebräischen steht unter dem Druck der Notwendigkeit, alles auf hebräisch zu sagen... Die Lösung dieser Aufgabe könnte ... erst dann in Angriff genommen werden, wenn ein sicheres hebräisches Sprachgefühl neu aufgebaut wäre.' ... Das heutige Neuhebräisch ist 'in Wirklichkeit eine europäische Sprache'.

Demgegenüber möchte ich nach Bereisung Palästinas einwenden, daß die 150 000 Juden, welche in Palästina hausen, diese Sprache benutzen, und zwar mit der Leichtigkeit und Schnelligkeit einer Muttersprache. Ein Schwanken zwischen Hebräisch und anderen Sprachen habe ich nicht gehört, so etwa wie man es bei Deutschamerikanern und Elsässern gewohnt ist. Kindern von Fremden bleibt nichts über als Hebräisch zu lernen, so wie man mir das in Tell Awiw, heute eine Stadt von 50 000 Einwohnern, von den Kindern eines englischen Majors erzählte.

Solchen Tatsachen gegenüber ist das Urteil der Sprachwissenschaft nicht souverän. Welcher Anteil der europäischen Sprachen gehört denn jeder dieser Sprachen organisch zu? Sicher nicht 50 % ihres Bestandes. Man hat sich geeinigt, die Sache so anzusehen: Entscheidend sind die Urwörter, Verwandtschaftsnamen, tägliche Geräte und Verrichtungen, Zahlen, Flexion.

Aber man denke an ein so kompliziertes Beispiel wie das Japanische: Jedes Wort hat seine chinesische Variante, genauer gesagt, Lesart. Die höheren Abstrakta sind nur chinesisch. Alles, auch das Einfachste, kann chinesisch ausgedrückt werden. Ja, das plumpe japanische Zahlensystem wurde bis auf geringe Reste durch das einfache Dezimalsystem der Chinesen ersetzt. Und doch ist die Sprache japanisch. Ein gleiches Urteil würde ich über das Neuhebräische abgeben.

München. Leo Jordan.

Gerhard Rohlfs, Sprache und Kultur, Vortrag, gehalten anläßlich der 56. Vollversammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Göttingen. Braunschweig, Georg Westermann, 1928. 34 S.

Der Vortrag hat eine negative und eine positive Seite. Zunächst wird — noch einmal — nachgewiesen, daß die Kulturgeschichte mit der Geschichte

Digitized by Google

der Lautungen, der Syntax, und der Wortbildung nicht zu verbinden ist, da gleiche Erscheinungen auf kulturell vollkommen verschiedenen Gebieten auftreten. Ich möchte zu dem Punkt 'Aufkommen des Artikels' noch etwas hinzufügen. Die zunehmende Häufigkeit in der Anwendung des hinweisenden Pronomens entspricht einem vermehrten Bedürfnis nach Anschaulichkeit. Es liegt eine Verdeutlichung, eine Vergröberung des Ausdruckes darin. 'Dieser Mann' ist lebendiger durch den Hinweis als 'der Mann'. Der Grieche hatte, wie Rohlfs mit Recht annimmt, kein geringeres Anschaulichkeitsvermögen als der Römer, eher umgekehrt! Zur Gesamtentwicklung des Romanischen aus dem Lateinischen gehört es, daß es bildhafter, sachlicher, sinnlicher wird, und daher ist die Vermehrung des Demonstrativgebrauchs eine der kennzeichnenden syntaktischen Veränderungen des Romanischen. Inwiefern wir für die Veränderung allgemein kulturelle Grundlagen annehmen können, liegt wohl noch ganz im Dunkeln. Jedenfalls handelt es sich da um 'romanische' Kultur, aber nicht um Einzelkultur eines Landes; und, in dem besonderen Falle, um Ereignisse, die viele Jahrhunderte — wo nicht geradezu um ein Jahrtausend — vor der Zeit liegen, die Voßler in seinem Buch S. 95 beschreibt. Es muß aber auch gesagt werden, daß die Entwicklung des 'Artikels' das viel spätere Stadium, der Ausdruck einer ganz anderen geistigen Einstellung ist. Der 'Artikel' ist ja das abgeblaßte, das nicht mehr vollkräftig Hinweisende, das durch jahrhundertelangen Gebrauch schon Formelhafte und Abstrakte, eine Epigonenerscheinung, die wiederum in allen romanischen — und germanischen — Sprachen auftritt und eben deswegen für den Kulturzustand eines Volkes nicht Zeugenschaft ablegen kann.

Nach einem Überblick der schon öfters ins Treffen geführten Gegengründe versucht Rohlfs, die fruchtbare Verbindung von Kultur- und Sprachgeschichte zu zeichnen, und faßt auch hier das vielfach Gesagte schön zusammen. Die naturgemäße Verbindung beider Wissenschaften liegt in der Lehnwortkunde und in der Wortgeschichte im weitesten Sinne. In Wahrheit kann weder die eine noch die andere ohne Kulturgeschichte bestehen. Rohlfs verweilt besonders ausführlich bei der auf Volkskunde beruhenden Bedeutungs- und Namensgeschichte und bringt hier neue fesselnde Belege, wie die Stütze von Kerze < carta (S. 18), über weite Gebiete sich ausbreitende Euphemismen und Tabubezeichnungen u. a. So reizvoll die Untersuchung an sich, muß man sich doch die Frage vorlegen: Werden wir für die Geschichte eines Volkes etwas daraus schöpfen können? Wird das Ergebnis nicht vielmehr die Erkenntnis sein, daß gewisse Ähnlichkeiten im Charakter höchst verschiedenartiger Völker uns verbieten, aus der Sprache auf ihre Geschichte zu schließen?

Anders ist es natürlich bei den Ortsnamen und den Lehnwörtern, die ja die äußere Geschichte zur Voraussetzung haben. So sehr ich mit Rohlfs einverstanden bin, daß der Universitätslehrer auf diese neuen Gebiete in seinen Vorlesungen Rücksicht zu nehmen hat, so schwierig erscheint mir die Durchführung der Aufgabe, die er stellt. Die Erfahrung lehrt, daß Vorlesungen mit allzuviel Stoffbelastung[1] den Hörer ermüden; ohne große Beispielsammlung jedoch geraten sie leicht ins Seichte und Willkürliche. Es wird den meisten Universitäts- und gar den Mittelschullehrern leichter sein, ein grammatisches System vorzutragen, als ein auf wissen-

[1] Ich versuchte in den Kollegien über 'Lehnwortkunde' sowie über 'Germanisch-romanische Kulturbeziehungen' alle Entlehnungen aus dem Germanischen vorzuführen, zog aber dann vor, auf die Sammlungen in meiner 'Lehnwortkunde' (Teubner 1920) zu verweisen. Gerade die Vollständigkeit, auf die ich Gewicht legte, war im Kolleg ermüdend und unfruchtbar.

Digitized by Google

schaftlicher Grundlage fest ruhendes und doch phantasieanregendes Gebilde aufzuführen. Das Ideal wäre natürlich, jeden Studenten — nicht nur den 'künftigen Privatdozenten', sondern auch 'den, der für Leben und Schule' vorbereitet wird, sowohl zu wissenschaftlicher Kenntnis als zum freien Ausblick über das exakte Wissen hinaufzuführen. Das erstere ist möglich. Das zweite setzt — aber nicht nur beim Lehrer, sondern auch beim Schüler — menschliche Fähigkeiten voraus, die zumeist nur die wirklich Berufenen besitzen. Wollte man aber nur diese zum Beruf zulassen, wie viele Stellen blieben dann unbesetzt?

Zu den S. 16 ff. angeführten Wortpaaren für Gegenstandsbezeichnungen, die auf sexuellen Vorstellungsbildern beruhen, füge ich wienerisch *'Mandeln'* und *'Weibeln'* für Haken und Öse.

Wien. Elise Richter.

Hilding Kjellman, Etude sur les Termes démonstratifs en provençal. (Göteborgs Högskolas Årsskrift, XXXIV.) Göteborg, Wettergren u. Kerber, 1928. 139 Seiten und 9 Karten.

Wenn man, um das Buch kennenzulernen, zunächst einmal das umfangreiche und sorgsame Kartenmaterial auffaltet, das es begleitet, wird man veranlaßt, zu schließen, daß es sich hier in erster Linie um die Formen und die Verwendung der demonstrativen Ausdrücke im Neuprovenzalischen handeln soll. In der Tat geht die Bedeutung des Buches weit über das neuprovenzalische und das provenzalische Gebiet überhaupt hinaus. Es betrifft schließlich die Entwicklung der Demonstrativa in der gesamten Romania.

Neben den einfachen lateinischen Demonstrativen iste, ille, ipse, die sich formell nur in sehr eingeschränktem Umfang und mit abgeschwächter Bedeutung erhalten haben, finden wir in den romanischen Sprachen bekanntlich iste und ille in Verbindung mit Präfixen, die als konsonantisches Element entweder ein *c* oder ein *k* enthalten, und die man auf ecce und auf eccu- zurückführt. Diese Zusammenstellung, und später Zusammenfügung von ecce bzw. eccu- mit den demonstrativen Fürwörtern läßt sich bis in altlateinische Zeit (Plautus) zurückverfolgen. Und frühzeitig scheint zu ihnen noch ein weiteres Präfix accu- zu treten, das man aus atque eccum erklärt hat (Kjellman S. 16). Während die Formen mit *c* im Süden der Romania (Italien, Iberien) vor den *k*-Formen im wesentlichen geschwunden sind (ital. *ciò* ist noch ein Relikt ihrer früheren Existenz), besitzt Nordfrankreich gerade die *c*- und nicht die *k*-Formen. Das zwischenliegende Südfrankreich ist das Kampfgebiet zwischen den beiden Formen geblieben und ist es noch heute. Diesen Kampf zu verfolgen, ist nun der besondere Gegenstand der Kjellmanschen Arbeit. Er konstatiert, daß die *c*-Formen, die uns aus der Trobadorsprache geläufig sind, eigentlich nur der Literatursprache angehörten. Die Sprache der Dokumente zeigt, wenigstens in demonstrativer Bedeutung (in determinativer Verwendung steht es etwas anders), nur *k*-Formen. Diese *k*-Formen sind also als die eigentlich südfranzösischen zu erkennen. Nur das Limousin, an der Grenze des nordfranzösischen Gebietes, besaß seit ältester historischer Zeit die *c*-Formen, und daß die Literatursprache sie adoptiert hat, ist, nach Kjellmans These, ein Beweis, wenn nicht für den limousinischen Ursprung der Schriftsprache, doch für den Einfluß des Limousin auf ihre Entwicklung. Unter der Einwirkung der Literatursprache zeigt sich nun zunächst eine Ausdehnung des Gebrauches der *c*-Formen. Aber mit dem Niedergang der Literatur wichen auch diese Formen zurück, und im wesentlichen gehört Südfrankreich heute durchaus dem *k*-Präfix. Die Phasen

Digitized by Google

dieses Kampfes geben noch heute die Karten der gegenwärtigen Zustände zu erkennen.

Vor ihrem konsonantischen Element zeigen die Demonstrativa der altprovenzalischen Sprache neben dem aus accu- entstandenen *a : aquest, aquel* ein *ai- : aicest, aicel,* während das Altfranzösische bekanntlich neben *cest, cel* ein *icest, icel* besaß. Die an sich sehr natürlichen Versuche, für *a-, ai- und i-* eine gemeinsame Grundlage zu finden, sind vergeblich geblieben. Kjellman zeigt nun, daß die *ai*-Formen für die prov. Fürwörter erst allmählich auftreten. Vor 1200 findet er kein Beispiel für *aicest, aicel.* Dagegen sind *aiço* 'dies' und *aici* 'hier' schon in den ältesten Denkmälern vorhanden. Der Verf. geht nun, um die *ai*-Formen zu erklären, von *aissi* 'so' aus. Dieses sei aus *accu-sic als betonte Form neben sic entstanden und daher von vornherein vorhanden. Nach ihm habe man zuerst zu *ci* 'hier' (das freilich im historischen Provenzalisch sehr schwach vertreten ist) ein betonteres *aici* gebildet, das einem *aqui* 'dort' gegenübertrat. Und ebenso nun zu *ço* 'dies' ein betonteres *aiço* gegenüber *aquo* 'jenes'. Dagegen waren *aicest* und *aicel* zunächst nicht nötig, da der Gegensatz von 'dieser' und 'jener' durch *aquest* und *aquel* genügend zum Ausdruck gebracht wurde. Aber um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts folgten auch *aicest* und *aicel* der Analogie von *aissi, aici, aiço.* Früher schon waren zu *aissi* auch *aitan, aital* neu gebildet (*aitan* schon in der Sa Fides).

Etwas Analoges hat sich im Norden vollzogen. Die *i*-Demonstrativa finden sich dort erst seit dem Alexius. Dagegen stehen *ci* und betonteres *ici* schon in den ältesten Denkmälern nebeneinander. Das *i-* von *ici* führt Kjellman auf *iluec* zurück, das schon im Leodegar und im Hohenlied vorkommt. Dann folgen die anderen *i*-Formen, ähnlich wie wir es im Süden mit den *ai*-Formen gesehen haben.

Dies sind etwa die Hauptthesen Kjellmans (die er übrigens teilweise schon früher, vor allem in den Mélanges de philologie offerts à M. Johan Vising, Göteborg 1925, S. 161 ff., entwickelt hat). Daneben kommt vieles andere zur Sprache, wie die Entstehung und Verbreitung der vokallosen Präfixformen *quel* aus *aquel* usw. Die Darlegungen Kjellmans wirken im großen und ganzen überzeugend. Manches bleibt freilich hypothetisch. Fraglich erscheint mir seine Erklärung dafür, daß die Welle des *accu-ille nicht auch in Nordfrankreich ecce-ille verdrängt habe. Er meint (S. 118) es daraus erklären zu sollen, daß accu-ille mit qualem zusammengefallen sein würde: 'Certainement, l'homonymie d'un *aquel* démonstratif et d'un *quel* interrogatif et relatif aurait été bien fâcheuse, et cela d'autant plus qu'*aquel* avait comme on a vu, de très bonne heure une certaine tendance à s'abréger en *quel.* Wir würden hier (was Kjellman nicht anmerkt) eine wichtige relative Chronologie für die Bewegung der *accu-ille-Welle erhalten, denn der Zusammenfall wäre ja erst zur Zeit der Entwicklung $a > e$ möglich gewesen, d. h. kurz vor der Zeit der ältesten Denkmäler. Wenn er damals möglich gewesen wäre! Aber er war es ja nicht (abgesehen von manchem anderen, was sich gegen diese Hypothese Kjellmans einwenden ließe), denn $e <$ a und $e <$ ɪ waren ja noch bis in das 12. Jahrhundert hinein verschieden und waren es sicher noch viel mehr im 8. oder 9. Jahrhundert, um die es sich handeln könnte. So scheint mir das Fortbestehen der ältesten *c*-Formen gerade im spätest romanisierten Gebiet auch weiter ein Problem zu bleiben. — Einigermaßen fraglich erscheint mir auch noch die Entwicklung von *aissi* aus *accu-sic (p. 127.) Da es sich um -cc- vor Konsonanz handelt, sind *coissa, oissor* usw. keine überzeugenden Parallelen. Noch weniger natürlich *aiga* <*aqua, aigla* <*aquila. Das *acsi* des Boethius scheint, im Vergleich mit *ogan, negun,* auf ein ac/si zu weisen. Soll man zwei verschiedentonige Formen *ac/si* und *acsi* nebeneinander ansetzen? — Eine südfrz. Form *sa* statt *so*

Digitized by Google

(e c c e h o c), die Levy bezeugt hat und die auch Kj. belegt, erklärt dieser (S. 93) als 'forme française = *ça*'. Aber *ça* (= *cela*) scheint doch im Französischen eine relativ sehr moderne Form zu sein, jünger als die südfrz. Texte, die jenes *sa* bieten.

Diese vereinzelten Einwendungen sollen die warme Anerkennung der sehr sorgsamen und inhaltreichen Arbeit Kjellmans nicht schmälern.

Breslau. C. Appel.

Gerhard Rohlfs, Volkssprachliche Einflüsse im modernen Französisch; Vortrag, gehalten anläßlich der Jahresversammlung des Württembergischen Philologenvereins in Stuttgart am 14. April 1928. Georg Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg 1928. 21 S.

Eine für weitere Kreise sehr dankenswerte Zusammenfassung der Gegenwartsströmungen im Französischen, ohne eigentlich Neues zu bringen, eine lebendige Charakteristik des Demokratisierungsprozesses, der seit der Französischen Revolution zu beobachten ist. Mit Recht bemerkt Rohlfs (S. 7), daß die Analogiebildung in der Volkssprache immerzu besteht; aber zuzeiten ist die (schriftsprachliche) Überlieferung so fest, daß sie diesen Neubildungen Widerstand entgegensetzt, zuzeiten ist die gesellschaftliche Autorität lockerer und daher die Individualsprache leichter siegreich. Rohlfs konnte hier noch etwas weiter bauen und im Hinblick auf die Siege des Argots im Weltkrieg ausspinnen, daß es bei dem Aufkommen gemeiner Redeformen (es seien Wörter, Wendungen oder Lautungen) nicht nur darauf ankommt, wer s p r i c h t, sondern — und noch mehr — wer ü b e r n i m m t. Die Demokratisierung der Sprache hängt nicht so sehr von den heraufkommenden 'Volkssöhnen' als von den ihnen schmeichelnden und ergebenst platzmachenden 'oberen' Klassen ab. Man macht sich volkstümlich. Im Kriege mußte alles, was der *poilu* sagte, unter allen Umständen bewundert werden. Er durfte keinesfalls unter dem Eindruck stehen, daß er in irgendeinem Punkt als 'minder' angesehen wäre. Zu dieser Strömung gehört auch die S. 19 erwähnte, die aus dem Bestreben hervorgeht, nicht herabsetzend zu wirken (*demoiselle* für *fille* u. ä.). Neu sind die S. 14 besprochenen Infinitivwendungen mit Subjektsetzung: *une demande pour moi correspondre avec lui*, denen Rohlfs sizilianische Fälle an die Seite setzt. Die Übereinstimmung zwischen den französisch-sizilianischen Beispielen und dem modern volkstümlich Portugiesischen ist auffallend. Doch scheint mir zwischen diesem durch Präposition eingeleiteten und mit Subjektpronomen versehenen Infinitiv und dem sogenannten 'persönlichen Infinitiv' des Portugiesischen keine unmittelbare Verbindung zu bestehen, da ja bei diesem die Personalsuffixe das Kennzeichnende sind. Neu ist auch S. 15 die Verwendung von *pour: tu n'as pas travaillé pour* wie *il lui a tapé dessus, prends ça avec* u. a. Rohlfs sagt: Trennung der Präposition von ihrem Beziehungswort und hält englischen Einfluß für zweifellos. Es handelt sich aber offenbar um Ausbreitung des adverbialen Gebrauchs, der nur bei *pour* auffällt. Englischer Einfluß scheint mir da nicht überzeugend.

Unter den Perfektformen, die den zusammengesetzten Formen weichen, weil sie 'aus dem allgemeinen Verbalschema weit herausfallen' und darum eine ungebührliche 'Belastung des Gedächtnisses der weniger gebildeten Kreise' bedeuten, sind die nicht gut gewählt, die dem Partizipium gleichen: *je vécus, je courus*. Ihr Verlust könnte nur analogisch erklärt werden, vorausgesetzt, daß die formale Frage wirklich den Ausschlag gab. Es kann aber auch sein, daß die zusammengesetzte Form als solche bevorzugt wurde,

Digitized by Google

wofür das Verhalten in anderen romanischen Sprachen und in deutschen Mundarten spricht.

Wien. Elise Richter.

Eduard von Jan, Das literarische Bild der Jeanne d'Arc (1429 bis 1926). Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 76. Halle, Max Niemeyer, 1828. XI u. 199 S. Gr.-8°.

Die hier vorliegende Arbeit des Würzburger Privatdozenten von Jan gehört zu den wirklich erfreulichen und nützlichen literarhistorischen Darstellungen der Gegenwart. Von der trockenen Summierung wertloser Einzeltatsachen ebenso weit entfernt wie von dem heute so beliebten Bombast phrasenhafter Geistreichigkeiten, weiß der Autor einen mittleren Weg zu finden, der zwar nicht immer auf den Höhen geistesgeschichtlicher Strömungen dahinführt, aber doch so reizvoll ist, daß man ihm immer gern folgt.

Nach zwei Gesichtspunkten hin scheint mir die Arbeit grundsätzlich bedeutungsvoll zu sein:

1. Sie zeigt, daß literarhistorische Untersuchungen, die sich nur auf typische Einzelwerke oder markante Gruppen innerhalb eines Gesamtgebietes erstrecken, nur bedingten Wert haben, da die einseitige Betrachtung der Höhepunkte literarischen Schaffens leicht zu unrichtigen Folgerungen führen kann.

2. Sie zeigt ferner, daß gewissenhaft fundierte französische Kulturkunde nur da möglich ist, wo sie sich auf gründliche Literaturkunde stützen kann.

Zu 1: Jans Arbeit geht über das hinaus, was vor ihm Klemperer in seiner Abhandlung *'Jeanne d'Arc als dichterische Gestalt'* (Muncker-Festschrift, 1926) geleistet hat, indem sie nicht nur den Werken starker dichterischer Eigenart nachgeht, sondern auch die Fülle von Durchschnittsleistungen heranzieht, um so ein möglichst vollständiges Bild der Gestaltungen zu gewinnen, die der 'Pucelle-Stoff' im Laufe der Entwicklung angenommen hat. Dabei ergeben sich zwei voneinander unabhängige Strömungen: Auf das Erleben der Allgemeinheit, des Volkes schlechthin, wirkte Jeanne d'Arc vor allem als Heldin und als Heilige. Im *'Ditié'* der Christine de Pisan und im *'Champion des Dames'* ist Jeanne die Vorkämpferin des Emanzipationsgedankens; im Renaissancedrama des 16. Jahrhunderts trägt sie die Züge antiker Amazonen. Im 17. Jahrhundert wird die Beziehung zur *'patrie'* hergestellt und Jeanne d'Arc zur Nationalheldin des absolutistischen Frankreichs gestempelt. Weder der Rationalismus Voltaires noch die traditonsfeindliche Gesinnung der Revolution hat ihr diesen Platz im französischen Nationalbewußtsein rauben können. Bis heute ist die *'vierge au grand cœur'* dem Volksempfinden das Symbol wahrer Vaterlandsliebe und geheiligter Traditionen. Neben dieser volkstümlichen Geistesrichtung gab es seit Beginn des 19. Jahrhunderts eine zweite, die individualistische; sie sah in Jeanne das Menschliche und wertete ihre Taten menschlich. In der Romantik, im Positivismus, in der Neuromantik wußte sich diese Auffassung den verschiedenen Äußerungen des Geisteslebens anzupassen. Aber trotz starker Ursprünglichkeit im dichterischen Erleben gelang es den Werken, die einer Vermenschlichung der Pucellegestalt dienten, nicht, in das Volksempfinden Eingang zu finden. Ob es wirklich das Bestreben des gegenwärtigen Frankreichs ist, eine Synthese dieser beiden Geistesrichtungen herbeizuführen, wie es Jan nach den *'Sept Propos d'Alain'* (1925) glauben möchte, erscheint mir zweifelhaft, wenn man etwa das Textbuch, das Bost zu dem bekannten Jeanne-d'Arc-Film verfaßt hat (P. Bost, *La passion et le mort de Jeanne d'Arc),* mit dem kürzlich erschienenen *'Dialogue'* des Paul Léautaud (*'Nouvelle Revue Française'*, 1. Dez. 1928, S. 760 ff.) ver-

Digitized by Google

gleicht, wo der Jeanne-d'Arc-Fimmel *('farce')* der Gegenwart grell beleuchtet wird.

Zu 2: Man wird manches Urteil über die Stellung der Jungfrau von Orleans im französischen Geistesleben, wie es sich besonders bei den 'Kulturkundlern' auf Grund einzelner, mehr oder weniger willkürlich herausgegriffener Erscheinungen herausgebildet hat, an Hand der gründlichen Studie Jans revidieren müssen. Das gilt, um nur zwei Beispiele zu nennen, sowohl von dem, was E. R. Curtius zu sehr verallgemeinernd neuerdings vom 'mystischen Nationalismus' und 'hybriden Mystizismus' des Jeanne-d'Arc-Kultes geschrieben hat (s. Curtius, *'Wandlungen des französischen Kulturbewußtseins'* in *'Deutsch-französiche Rundschau*, Sept. 1928, S. 735), wie auch von den Bemerkungen, die E. Schön über den veränderlichen 'Sinn- und Wertaspekt' der 'Lebensleistung' der Jungfrau von Orleans und über die *'Jeanne d'Arc'* des Anatole France und des Péguy macht (s. Schön, *'Vom Werten der französischen Kultur in der deutschen Schule'* in *'Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung'*, 1928, Heft 3, S. 286).

Ilmenau. Alfred Götze.

René Bray, La formation de la doctrine classique en France. Paris, Hachette, 1927. V u. 389 S. Gr.-8°. — La tragédie cornélienne devant la critique classique. Paris, Hachette, 1927. 59 S. Gr.-8°.

Über diese beiden Bücher ist nur Rühmliches zu berichten. Es zeigt sich in ihnen so recht der große Vorzug französischer Schreibart, welche Gründlichkeit und Gelehrsamkeit mit durchsichtiger Darstellung und ansprechender Form so zu verbinden weiß, daß auch bei dem relativ trockenen Stoffe, der hier behandelt wird, beim Leser stets das Interesse wachbleibt und kein Gefühl der Langenweile entsteht.

Den Gegenstand des ersten Werkes bildet die Darlegung des Ursprungs und des Wesens der Poetik, d. h. des Regelnkomplexes, welcher sich in der französischen Versdichtung für die von der Plejade eingeführte Nachahmung der Antike gegen 1630 zu entwickeln begann und um 1670 zum Abschluß gelangte. Dieser Regelkodex bezieht sich auf den Plan, d. h. die Erfindung und die Anordnung der poetischen Materie, nicht auf den Stil, der erst später von Boileau ins Auge gefaßt wird. Im Vordergrunde steht die Tragödie. Bekanntlich haben hier die französischen Kritiker und Theoretiker, allen voran Chapelain, begünstigt von dem allgemeinen Zuge der Zeit nach Ordnung und Gesetz, die *doctrine* für Frankreich geschaffen, aber neu ist, soweit ich sehe, der Nachweis, wie stark sie von den italienischen Theoretikern des 16. Jahrhunderts, die ihrerseits — Castelvetro mit Einschränkung — auf Aristoteles fußten, beeinflußt worden sind. Diesen Punkt aufgespürt und scharf herausgearbeitet zu haben ist ein entschiedenes Verdienst des Verfassers. In welcher Weise sich dann die Doktrin auch bei den anderen Dichtungsgattungen auswirkte, wird im vierten Abschnitte des Buches dargetan.

Was Corneille betrifft, so hat er sich ja immer nur widerwillig und mit Abweichungen dem Regelnzwange gefügt; erwünscht war jedoch eine genaue Untersuchung seines Verhältnisses zum reinen Klassizismus, wie sie uns Bray in seiner zweiten Schrift bietet. Er knüpft dabei an den durch d'Aubignacs Remarques entfachten Sophonisbestreit von 1663 an, kennzeichnet in 5 Kapiteln (Tragédie d'intrigue et tragédie de caractères — La loi de la concentration et les unités — La politique et l'amour — La fidélité à l'histoire et la vraisemblance — La fidélité à l'histoire et les bienséances) die Haltung Corneilles im einzelnen und zeigt, daß seine Tra-

Digitized by Google

gödie nur eine erste Form der klassischen Tragödie ist, die erst mit Racine zu voller, die Kritik ganz befriedigender Ausbildung gelangte.

Besonders zu loben ist noch die sorgsame Berücksichtigung der außerfranzösischen Fachliteratur. Ich vermisse in der Bibliographie (S. 367—80) eigentlich nur H. B. Charlton, Castelvetro's Theory of Poetry. Manchester, Univ. Press, 1913. 221 S.

Jena. O. Schultz-Gora.

Charles Beaulieux, Histoire de l'orthographe française. Tome premier: Formation de l'orthographe des origines au milieu du XVIe siècle. XVIII u. 367 S. Tome second: Les Accents et autres signes auxiliaires. IX u. 134 S. Paris, Honoré Champion, 1927.

Zu den vorliegenden Studien (die nach Anmerkung 1, S. 65 des ersten Bandes, wohl ursprünglich eine Pariser Doktordissertation sind), denen die französische Académie den Prix Saintour 1928 verliehen hat, wurde Verf. durch folgende Bemerkung Ferdinand Brunots im Vorwort zu seiner 'Histoire de la langue française', Bd. I, S. XIV, Absatz 2 veranlaßt: '... si on nous a dit comment Meigret et tous ceux qui comme lui voulaient une orthographe rationnelle alors possible ont été vaincus, au grand dommage de notre langue, nous ne voyons pas au juste par qui, nous ne pouvons suivre nulle part la formation de cette orthographe qui tend depuis lors de plus en plus à l'unité, dont seule une histoire critique et détaillée des œuvres sorties de chaque atelier d'imprimerie comparée à celle des autographes de l'époque pourrait nous faire connaître la constitution, les progrès et les reculs.'

Zu Band I: der erste Band zerfällt in 3 Teile: 1.) L'orthographe des origines au XIIe siècle; 2.) (XIIIe—XVe siècles) L'orthographe des praticiens; 3.) (XVIe siècle) L'orthographe de Robert Estienne comparée à celle de ses contemporains.

Daß am Ende des 12. Jahrhunderts das Französische, besonders in Handschriften dichterischer Werke — z. B. in den guten Handschriften von Chrétien de Troyes' Dichtungen — über eine wirklich gute Orthographie verfügt, ist schon lange bekannt (cf. Gaston Paris, Mélanges Linguistiques, S. 635, 2. Hälfte). Und ebenso, daß die folgende Periode (13. bis 15. Jahrhundert) auf orthographischem Gebiet überaus schädlich wirkte (ders., a. a. O., S. 636).

Wenn ich nicht irre, beruht der Wert dieses 1. Bandes auf zwei Dingen. 1.) im 2. Teil (13. bis 15. Jahrhundert) zeigt B. eingehend — manchmal sogar nicht ohne Längen und mit allzu großer Ausführlichkeit —, von wem, warum und wie (den zahllosen *clercs* der zahllosen Gerichte und Verwaltungskörperschaften) die recht gute Orthographie des zu Ende gehenden 12. Jahrhunderts verdorben wird. Diese *praticiens*, wie B. sie nennt, verderben die Orthographie, indem sie dieselbe in durchaus unkritischer Weise an das Lateinische anlehnen und, um bei ihren der Quantität nach honorierten Abschriften von Aktenstücken mehr zu verdienen, mit allen möglichen Buchstaben vollspicken. — Und 2.) In gründlicher Weise wird im 3. Teil die kapitale Bedeutung von Robert Estienne veranschaulicht, dessen in seinem 'Dictionaire francoislatin' zur Auswirkung gekommene sehr konservative orthographische Prinzipien im großen und ganzen von der französischen Académie für ihr 'Dictionnaire', über Nicots 'Thresor de la langue françoise' (1606), übernommen wurden.

Wer aber die Académie darin in ihrer anfänglichen Einstellung beeinflußte, der tat es auf lange Zeit für die französische Orthographie im allgemeinen.

Digitized by Google

S. 344 stellt B. die Fortsetzung zu seinen vorliegenden Studien in Aussicht, von der er einstweilen im Schlußkapitel das weitere Schicksal von Robert Estiennes Orthographie skizziert. —

Aus Gründen des Raumes unterlasse ich die Aufzählung von kleineren Einzelheiten, in denen ich B.s Ansicht nicht teile. Nur folgende zwei Punkte möchte ich noch erwähnen.

Für den mit dem Mittelalter sich beschäftigenden Romanisten ist es m. E. nicht uninteressant zu erfahren, daß Wendelin Foersters Angaben über Guiot, den vorzüglichen Kopisten Chrétienscher Texte, nicht immer mit den Tatsachen übereinstimmen (cf. B., S. 47, Anm. 1). Also hat auch hierin Foersters bekannte doktrinäre Art sich geltend gemacht.

Wenn man bedenkt, daß des von seinen Zeitgenossen vielgetadelten Reformators Meigret Reformvorschläge zum sehr großen Teil, allerdings meist erst viel später, Verwendung fanden (Gaston Paris, a. a. O. S. 639 u.), so hätte er m. E. eine etwas ausführlichere Darstellung verdient, als sie ihm bei Beaulieux zuteil wird. So kommt er Robert Estienne gegenüber entschieden zu kurz. Bei Brunot, a. a. O. Bd. II, S. 95 ff., kommt er verhältnismäßig besser zur Geltung.

Ein Sachregister täte gute Dienste. —

Zu Band II: B. erklärt im Vorwort (S. V), für folgende Fragen eine Antwort zu geben versucht zu haben: 'D'où viennent les accents? Par qui et quand ont-ils été introduits dans nos livres? Pourquoi s'en est-on, longtemps, si peu servi, et comment ont-ils gagné ensuite du terrain? Enfin peut-on démêler les raisons de la complexité et des contradictions de leur usage actuel?'

Nach einer kurzen Skizze über die Akzente usw. im Altertum und in den lateinischen und französischen Handschriften des Mittelalters behandelt B. ausführlicher deren Schicksal von 1530—1694, um dann ganz besonders eingehend die verschiedenen Ausgaben des Dictionnaire de l'Académie daraufhin zu betrachten. Die Lage, wie sie heute ist, wird dargestellt und im Anschluß daran für einige Teile des Gesamtkomplexes eine gemäßigte Reform vorgeschlagen.

Den Abschluß bildet als Anhang der Neuabdruck eines interessanten Traktats eines wohl zur nächsten Umgebung der Margareta von Navarra gehörenden Montflory, der betitelt ist: 'Briefue doctrine pour deuement escripre selon la proprieté du langaige françois', sowie von Dolets 'Les Accents de la langue francoyse', der Montflory ausschrieb und für die Buchdrucker von größter praktischer Bedeutung wurde (B., S. 34).

Wie eigentlich nicht anders zu erwarten war, sind es hier wieder die Gleichen wie bei der in Bd. I untersuchten sonstigen Orthographie, die vorwärts wollen, und die Gleichen, die hemmen und bremsen.

Dadurch, daß Robert Estienne von den Akzenten nicht viel wissen wollte, weil er die traditionelle Orthographie sehr gut fand, und dadurch, daß die Académie sich zuerst auf Robert Estiennes in seinem schon erwähnten Wörterbuch zum Ausdruck gekommene Anschauung stützte und erst mit der 3. Ausgabe des Dict. de l'Ac. (1740), die des Abbé d'Olivet Verdienst war, ihr allzu konservatives Verhalten revidierte, ist die französische Sprache um eine früher recht wohl mögliche gründliche Verbesserung und Vereinfachung ihrer Orthographie mit all ihren 'chinoiseries' gebracht worden.

In dem mit wundervoller Ironie von Gaston Paris im Jahre 1868 veröffentlichten 2. Artikel über die Geschichte der französischen Orthographie (neu abgedruckt Mél. Ling., S. 651 ff.) erinnert schon er (S. 654) daran, daß der von der Académie 1673 mit der Aufstellung der orthographischen Regeln für das Dictionnaire beauftragte Mézeray seine Arbeit mit den Worten beginnt: 'La Compagnie declare qu'elle desire suiure l'ancienne

Digitized by Google

orthographe qui distingue les gents de lettres d'avec les ignorants et les simples femmes...' Die zünftigen H. H. Académiciens ahnten nicht, welch schlechten Dienst sie damit ihren Nachkommen erwiesen!

Man muß B. Dank wissen für die umfassende Arbeit, die viel Geduld erforderte. Hat er doch (cf. S. 24), um nur einen Punkt zu nennen, alle im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts gedruckten französischen Bücher, die ihm zugänglich waren, für seine Untersuchung nachgesehen.

Stuttgart. Andreas C. Ott.

Henri Bauche, Le langage populaire. Grammaire, syntaxe et dictionnaire du français tel qu'on le parle dans le peuple de Paris, avec tous les termes d'argot usuel. Paris, Payot, 1928. Von der französischen Akademie gekrönt. 256 S. 2. Aufl.

Es ist mir nicht recht klar, was der Verfasser mit diesem Buche bezweckte. Wenn er uns bloß mit dem *Langage populaire* vertraut machen wollte, ich meine, wenn er uns z e i g e n wollte, was das sprechende Volk aus der Schriftsprache macht, wie es sie umgestaltet und entstellt, so haben wir ein gutes Buch vor uns, das eine Lücke füllt. Koschwitz hatte recht, wenn er in den *Parlers Parisiens* (s. Introduction S. XXI) sagt: *C'est dans les masses populaires que bat le cœur des langues modernes.* Die landläufigen Wörterbücher lassen uns ins Herz der Sprachen nicht eindringen, weil sie sich lediglich mit der Schriftsprache beschäftigen. Große Geister, unter anderen Gaston Paris, fanden sie daher unvollständig. Ein Wunsch, der G. P. besonders am Abend seines arbeitsreichen Lebens lebhaft beschäftigte, war, daß sämtliche Wörter der Schrift- und sog. Argotsprache in einer umfassenden Sammlung vereinigt würden. Somit war Bauches Gedanke ein glücklicher, und wenn die Akademie bei der Ausführung dieser Idee in dem Buche Bauches den Zweck, wie ich ihn oben darstellte, erkannte und krönen wollte, so muß jeder dieser Auszeichnung beistimmen. Eine empfehlende Bemerkung — der Auszug aus einer Kritik — ladet zum Durchblättern des Buches ein: *Conseillons aux étrangers de potasser le livre de M. Bauche. Il leur sera beaucoup plus utile que le dictionnaire de l'académie.* Mit diesem Urteil kann ich mich nicht einverstanden erklären, und ich könnte mir auch wirklich nicht vorstellen, daß die Akademie anderer Ansicht ist. Sonst würde sie sich selbst des verdienten Lorbeers berauben, indem sie das Buch Bauches krönte. Meiner Ansicht nach ist aus dem *Dictionnaire de l'Académie* noch immer mehr zu lernen als aus dem neugebotenen Buche. Das akademische Französisch ist und bleibt das beste.

Die erste Auflage von Bauche ist aus dem Jahre 1920. Die zweite enthält keine wesentlichen Änderungen. Ich sagte gleich zu Beginn meiner Besprechung, daß ich nicht recht wüßte, was Bauche mit seinem Buche beabsichtige. Will er uns die Gegenwartssprache des Volkes zeigen, damit wir sie kennen und verstehen lernen, so müssen wir ihm dafür dankbar sein. Mit ihm können wir sagen (S. 9): *le livre est intéressant parce qu'aucun des aspects de la langue ne doit nous être indifférent.* Wir müssen ihm Anerkennung zollen, denn... (S. 31) *en réalité le vrai français, c'est le français populaire.* Wir müssen ihm beistimmen, wenn er (S. 7) schreibt: *je ne nourris point de tendresse particulière pour le français populaire parisien d'aujourd'hui...*, also für das *français populaire* im allgemeinen denn (S. 18): *... le langage parisien est en réalité le langage populaire de tous les français.* Er hätte mit Victorien Sardou in der *Famille Benoîton* sprechen können: *l'argot c'est le français de l'avenir.* Aber unglaubliche

Digitized by Google

Sätze wie S. 33: ... *Car avant de s'essayer à parler le français populaire en se servant de ses mots particuliers et de sa grammaire, il faut posséder à fond sa prononciation* ... oder S. 38, wo er vom *accent voyou* spricht: ... *la pratique pourra seule enseigner quand on doit prononcer* ... oder S. 191 ... *Si on veut parler exactement le vrai langage populaire* ... oder S. 118 anläßlich *je m'ai fait mal:* ... *En cette matière comme toujours, l'usage indiquera la meilleure façon de parler* ... deuten darauf, daß Bauche uns zum Sprechen dieser Sprache verhelfen will. Es mag sein, daß es in Frankreich Ausländer gibt, denen viel daran gelegen ist, im Volke bzw. *dans le monde des voyous* nicht als Fremdlinge zu gelten. Aber wir Lehrer des Französischen lehnen den Gebrauch einer solchen Sprache energisch ab. Wir nehmen gern volkstümliche Deformationen der Sprache an, falls die gebildeten Schichten sie anerkennen. Wir wollen aber nichts von dem wissen, was das Volk in Unkenntnis der Sprache 'zusammenbraut'. Sollen wir uns alle duzen (S. 183)? In der Schriftsprache auf die Interpunktion verzichten (S. 179)? Statt *pulluler* sollen wir *piluler* (S. 240) sagen? *A la revoyure* statt *au revoir* (S. 246)? *Oui 'voui'* aussprechen (S. 225)? Sollen wir *eau de colonne* statt *eau de Cologne* (S. 217) sagen? *C'est moi qui a* statt *ai* (S. 102)? *Ils vous renvoient de Pilote à canif* statt *de Ponce à Pilate* (S. 73)? *Colidor* für *corridor* (S. 54)? *Dussèche* für *duchesse* (S. 54)? *Cocodrille* bzw. *corcodile* für *crocodile* (S. 54)? *Location* (S. 54) für *allocation? Pousser des cris de porc frais* (S. 73) statt *d'orfraie? Les chevals, les mals, les amirals* (S. 85)? Manches müssen wir kennen und gebrauchen, denn wie Sainéan mit Recht sagt: *Qu'il faille en gémir ou s'en féliciter, l'argot est aujourd'hui partout: les gens du monde le parlent, les académiciens l'écrivent.* So z. B. *s'ennuyer de* (S. 154), *entre quatt'zyeux, à vélo* (S. 236, 243), *ne pas être à la page* (236), *sous-off* (250), *tuyau* (254), *vélo* (255) usw.

S. 20 sagt uns Bauche: *Il ne faut pas confondre le langage populaire avec l'argot.* Wenn *l'argot* ursprünglich eine künstliche geheime Sprache von besonderen Volksschichten (von Dieben usw.) war, so sind doch heute *argot* und *langage populaire* ein und dasselbe. Heute bedeuten *langage populaire, vulgaire parisien, langage parisien, parler vulgaire, bas-langage, argot* dieselbe Sprache[1]. Zola machte noch einen Unterschied, der heute nicht mehr möglich ist. (S. Sainéan, *Le langage populaire au XIXe siècle,* S. 41 ff.). *Prof* (für *professeur*) ist für Bauche (S. 21) *argot,* aber ebensogut könnte man in dieser Abkürzung ein Wort des *langage populaire* erblicken. Es ist eine gewöhnliche Abkürzung wie *auto, cinéma, vélo, sous-off, boul' mich', caf' conc'* usw.

Wenn wir in die Einzelheiten des Buches eindringen wollen, so finden wir vieles Gute, aber auch leider vieles Unrichtige. Ich verfüge hier nicht über den Raum, um auf alles oder auch nur vieles einzugehen. Ich muß mich auf einige Bemerkungen beschränken. S. 33 ... *il n'existe pas de grammaire française donnant la prononciation exacte et réelle du français tel qu'il est parlé à Paris, par toutes les classes sociales, dans la conversation courante.* Das ist auch keineswegs die Aufgabe der Grammatik. Dafür haben wir sehr gute Bücher wie *Martinon* und *Grammont.* S. 33 ... *dans le français parlé (par toutes les classes de la société) on dit un ch'fal (pour un cheval) ... vingt quat' chevaux (pour vingt quattre chevaux).* Hier sind die Begriffe gute bzw. fehlerhafte Aussprache verwechselt worden. Im ersten Fall ist *un ch'fal* eine gute Aussprache, die sich ohne weiteres

[1] Der Verfasser geht zu weit, wenn er uns S. 179 von Eigentümlichkeiten *des hautes classes populaires,* S. 191 von dem *langage familier,* S. 185 von dem *vulgaire* S. 185 von dem *langage de la bourgeoisie moyenne* spricht, Warum so viele Spaltungen?

Digitized by Google

erklären läßt. Ein stummes *e* darf immer unausgesprochen bleiben, und daß *v* = *f* ausgesprochen wird, ist eine bekannte Erscheinung, die sogenannte *assimilation progressive,* die auch *régressive* sein kann (z. B. *ch'sais* für *je sais).* Im zweiten Fall ist die Aussprache *quat'* eine fehlerhafte, die man nicht *dans toutes les classes de la société* hört wie der Verfasser es behauptet. *Quat', pauv', liv', êt', reconnaît', aimab', romp', dissoud'* usw. sind Aussprachen, die man nur bei Ungebildeten hört, die auf alle Fälle für sehr familiär gelten. S. 36 wird *a* behandelt. Es wird uns zu wenig über das *a fermé* gesagt. In Wörtern wie *pas, tas, passer* usw. wird, in dem *Langage populaire* ein *a,* das übertrieben nach *o* klingt, gebraucht. Auch hier handelt es sich um eine Aussprache, die sogar *Midinettes* zu vermeiden suchen, die zweifellos dem *langage populaire* angehört. S. 54: *... prononciation en français: armistice. Prononciation en langage populaire: amnistie.* Es wäre doch logischer, zu sagen, daß das Volk die beiden Worte verwechselt. Dasselbe gilt auch für *précepteur* statt *percepteur* usw. S. 57. Die Darlegungen über den *accent tonique* sind ganz oberflächlich. Es hätten mehr Beispiele gegeben werden müssen. Auch anläßlich des *accent parisien* (S. 59) sind uns zu wenig Beispiele geboten. S. 62 *les mœurs* mit Aussprache des auslautenden *s* ist keine besondere Aussprache des *langage populaire.* Seit dem vorigen Jahrhundert ist das *s* zur allgemeinen Aussprache gelangt. S. 67 *La langue populaire accole à certains mots le préfixe r ou re; ainsi 'remonter' signifie 'monter'.* Hier finden wir einen Fehler, der sich im ganzen Buche wiederholt. Diese Feststellung ist nicht dem *langage parisien* eigen, sondern der Sprache im allgemeinen. Man vergleiche *emplir remplir, épandre répandre, écurer récurer, marquer remarquer* usw. Auch hat *monter* die Bedeutung von *remonter,* z. B. *monter, remonter une montre* S. 77. S. 85 wird uns gesagt, daß frz. *coq* mit einem *k*-Laut im Auslaut gesprochen wird, während im Plural kein *k* zu hören ist, also ähnlich wie *bœuf, bœufs.* Das war einmal so, aber heute ist eine solche Aussprache verschwunden (vgl. Martinon, *Comment on prononce le français* S. 287; Grammont, *traité pratique de prononciation française* S. 94). S. 88 *... le langage populaire préfère 'en' à 'de' pour toutes les matières d'origine: un tissu en laine, un bijou en or.* Dieser Gebrauch bezieht sich auf die Schriftsprache, auch in familiärer Anwendung. Ich sehe also nicht recht, wo die Grenze ist zwischen *langage populaire* und familiärer Schriftsprache. S. 96 *Le comparatif d'égalité devient en langue populaire aussi ... comme: il est aussi grand comme lui.* Es sieht so aus, als ob wir hier eine Deformation des Französischen hätten, während die alte Sprache ja so verfuhr, s. Lerch, Historische französische Syntax I, 227—228. In vielen Dialekten ist es bis heute nicht anders, so daß wir sicher vor der Fortsetzung eines alten Gebrauchs stehen. S. 99 *En français on ne marque pas deux fois dans la même phrase l'idée possessive par l'emploi simultané du pronom personnel et de l'adjectif possessif. Ainsi on dit: tu lui as fait mal à l'épaule.* Es stimmt nicht. Es ist gewöhnlich so, aber nicht immer. Schreibt etwa Bourget *français populaire,* wenn er im *Danseur mondain* sagt: *Elle haussa ses minces épaules* (S. 127 édition Plon) *... en secouant sa tête et pressant ses doigts sur ses yeux ...* (S. 213) *... Elle s'interrompit, déchirée par une subite quinte de toux, qui lui fit porter son mouchoir à sa bouche* (127) und die *Revue des deux mondes* (1. 6. 1926, S. 535) *Cette idée m'empoisonnait ma vie?* S. 115 *On remarquera que la liaison ne se fait presque jamais en langue populaire non plus qu'en français entre le verbe et un mot suivant commençant par une voyelle.* Wenn gerade beim angegebenen Beispiel: *tu aimes à chanter* nicht gebunden wird, so sind doch unzählige Fälle, wo gebunden wird, so in diesen zahlreichen Fällen, *où la liaison est encore très souvent obligatoire* (s. Martinon, S. 363 ff.). S. 121 *Je voudrai et je voudrais se prononcent de même*

Digitized by Google

façon en langage populaire. Diese Art der Aussprache ist im Frz. wohlbekannt und heute allgemein üblich, und Martinon (S. 80) sagt mit Recht: *les futurs, qui jadis se distinguaient des conditionnels, ne s'en distinguent plus aujourd'hui que par un effort volontaire, qu'il est inutile de s'imposer.* S 144 *'avant que' s'emploie en français sans être suivi de 'ne'. Les mauvais auteurs écrivent 'avant que ... ne'.* Das geht zu weit. Littré stellt lediglich fest, daß *avant que* mit oder ohne *ne* gebraucht wird. Bourget und andere guten Schriftsteller brauchen noch *avant que ... ne*, und dies taten auch unter anderen Hugo und Barbey d'Aurevilly. Sind das etwa schlechte Schriftsteller? Einige Beispiele: *Elles savent comment vous avez les yeux et les dents avant que vous ne sachiez, vous, seulement, si elles vous ont regardés* (Bourget). *Si tu savais ce qu'il m'a dit, avant que tu n'arrives ...* (Temps 26. 12. 1902) ... *Je lui conseillerai d'éclabousser cet amour naissant avant qu'il ne s'épanouisse* (Vaucaire). Endlich möchte ich bemerken, daß das ganze *parler populaire parisien* im allgemeinen und seine Aussprache vor allem mit dem Wallonischen identisch ist. Aussprachen wie S. 45 *ét'* (être), *reconnait', viv'*, S. 52 *cinque ch'vaux* (cinq chevaux), S. 176 *sièque* (siècle), S. 184 *artisse* (artiste), S. 105 *koua* bzw. *kouè* (quoi), S. 119 *je nouay-ré* (je noierai), S. 256 *ouagon* (wagon), oder Ausdrücke wie S. 184 *votre dame* (votre femme), *à c't'heure* (à cette heure) in der Bedeutung von *maintenant* und viele andere sind ja gerade Aussprachen und Ausdrücke, die in Wallonien gang und gäbe sind. Ich rate demjenigen, der den echten *langage parisien* erlernen will, eher seine praktische Studienzeit in Wallonien zu verbringen. Dieser Boden wird ihm mehr bieten als Paris selbst, wo die Sprache infolge der internationalen Bevölkerung entartet. Es sind alles Arten der Aussprache, Ausdrücke, vor welchen d'Harvé in seinen vorzüglichen Büchern *Parlons Bien — Parlons Mieux — Euphémie ou la bien disance* die Belgier, die ein reines Französisch sprechen wollen, warnt. Bauche und d'Harvé verfolgen gerade entgegengesetzte Ziele. Desto erstaunlicher ist es, daß die frz. Akademie nach *Parlons Bien* nunmehr auch Bauche preisgekrönt hat. Bauches Buch schließt mit einem 65 Seiten starken *dictionnaire du langage populaire parisien.* Gegen dieses *dictionnaire* habe ich nichts zu sagen, die Auswahl ist gut.

Bauches Buch ist ein mutiges Werk, ein gewagter Bau mit mancher kühnen Spitze. Doch fürchte ich, daß es bei dem ersten Hauche der Kritik von seinem stolzen Schmuck vieles einbüßt, denn es fehlt ihm an einem festen Fundament. Wenn der Zweck des Buches ist, uns die Deformationen des Französischen im Munde des Volkes zu zeigen, ist es sehr gut, und die aufgedeckten Lücken entschuldigen sich dadurch, daß Bauche einen neuen Weg in ein kaum betretenes Gebiet einschlägt. Soll uns aber das Buch die Sprache des Volkes beibringen, uns dazu anregen und verhelfen, sie zu benutzen, so will ich den Mut haben — soviel es mich kosten möge —, zu sagen, daß das Buch nicht nur unnütz, sondern schädlich ist.

Jena. René Olivier.

V. Klemperer, Die moderne französische Lyrik. Leipzig, B. G. Teubner, 1929. 261 S., geb. 10 M.

Das sehr gut ausgestattete Buch gibt Anlaß zu zahlreichen kritischen Erörterungen.

Was heißt zunächst 'Lyrik'? Zwei Möglichkeiten der Abgrenzung sehe ich: eine formal begründete und eine auf den Inhalt gerichtete. Wenn Duhamel im Vorwort seiner Anthologie (Inselverlag 1923) sagt 'Malgré les efforts de la critique on ne saurait désormais demander à la "forme" les éléments d'une bonne définition: le lyrisme n'est pas nécessairement le

Digitized by Google

propre de l'ode ou du dithyrambe, et le dispositif par stances ne suffit pas à conférer un caractère lyrique à la poésie', so denkt er dabei keineswegs etwa daran, in seiner Sammlung die Grenzen der Versdichtung zu überschreiten; vielmehr hat er sich eine Grenze der Verslyrik auferlegt gegen epische, philosophische, didaktische und kritische Versdichtung. Klemperer hat diese Grenze leider nicht eingehalten; sonst hätte er — um nur zwei Beispiele anzuführen — Valérys 'Pythie' und Maurras' 'Ode historique' ausgeschlossen. Er hat vielmehr noch eine andere 'Grenzverwischung' (das Wort spielt bei Klemperer eine große, aber nicht ganz klare Rolle) vorgenommen: er hat die Grenze der Versdichtung überschritten, indem er dem sog. Poème en Prose einen breiten Platz einräumt. Das könnte man hinnehmen, wenn diese Form so umschrieben wäre, daß ihr ein Platz in einer Lyrik zukäme. Das ist hier nicht der Fall. Der Gebrauch der Benennung 'poème en prose' durch die Dichter gibt keinen Anhalt: Baudelaire gibt parnassische Einzelbetrachtungen in reiner Prosa, Rimbaud kühn-symbolistische Visionen in gehobener Prosa; Fort entschuldigt eine harmlose Freiheit seines Versgebrauchs; Max Jacob glaubt mit den Splittern seines Cornet à Dés den Leser endlich befriedigen zu können (siehe Préface de 1916!), die er für den Illuminations und den 'paraboles baudelairiennes' überlegen wähnt, für die er sich aber hütet, eine klare Definition zu geben. — Bringt Klemperer eine Klärung? Leider auch nicht. Er widmet Baudelaire eine seltsam emphatische Einschätzung, indem er die Poèmes en Prose als etwas 'durchaus Revolutionäres und Neues' bezeichnet, darin man 'geradezu den stärksten und konzentriertesten Ausdruck ursprünglicher und nie verlorener französicher Eigenart' zu erblicken habe. 'Das Prosagedicht setzt sich bei Baudelaire wirklich und innerlich aus Prosa und Poesie, aus denkendem Analysieren und hingenommener Intuition zusammen; derart, daß zwar die Grenze zwischen Poesie und Prosa verwischt ist, daß aber doch Prosa und Poesie in ihren Eigentümlichkeiten kenntlich bleiben und sich eben dadurch steigern und zum Glühen bringen'. Was heißt hier 'Prosa'? Was 'Poesie'? Entsprechen sie 'denkendem Analysieren' und 'hingenommener Intuition'? (Was ist 'hingenommene' Intuition?) In dem dreimaligen Gebrauch haben 'Prosa und Poesie' tatsächlich drei verschiedene Bedeutungen: zuerst formal + inhaltlich (oder was bedeutet 'wirklich und innerlich'?); dann nur inhaltlich (denn formal findet keine Grenzverwischung statt: es bleibt Prosa!); endlich halb formal, halb inhaltlich: denn — und damit kommen wir zur Definition des poème en prose — das poème en prose gibt eine poetische Konzeption in prosaischer Form. Seine Schwäche: es gewinnt trotz starker Konzeption nie feste Gestalt; 'à un dieu seulement est réservée l'ineffable indistinction de son acte et de sa pensée; mais nous, il faut peiner'! (Valéry, Variété, p. 64). — Poème en prose ist also keineswegs identisch mit rhythmischer Prosa (auch noch ein sehr schwerer Begriff!); man kann nur zugeben, daß die Kombination von beidem, wie in den Illuminations und der Saison en Enfer, eine Höchstleistung bedeutet. Klemperer hat diese Erwägungen nicht zum Kriterium seiner Auswahl gemacht. Von den Stücken 'Zur Entwicklung des poème en prose' sind recht am Platze nur die von Bertrand (allerdings von 1842!) und Baudelaire (wobei die letzteren sich kunsttechnisch in nichts von den Caractères des La Bruyère unterscheiden!). Weiterhin sind rhythmische Prosa die Stücke von Péguy, Chaudel, aus dem Louis XI von Fort, allenfalls noch die von Larbaud und La Rochelle und Le Sorbier von Mockel. Reine Prosa sehe ich in Cros' 'Vaisseau-Piano', in den Stücken von Schwob und Fargue (die letzteren bezeichnet Klemperer als 'lyrische Prosa'!)[1].

Wenden wir uns nun der Versdichtung zu. Klemperer bringt eine sehr ausgedehnte Studie über die französische Verskunst; mit ihr haben

Digitized by Google

wir uns jetzt zu beschäftigen. Die Betrachtung theoretischer Auslassungen der Dichter — sie sind bekanntlich mit der größten Vorsicht aufzunehmen, da sie für die Dichter den Tummelplatz fixer Ideen bilden; und Klemperer hatte in Kahns und Claudels prosodistischen Ergüssen recht kräftige Proben davon vor Augen — hat nur Zweck von sicherem Standpunkt aus. Hier aber ist einer der schwächsten Punkte des Buches. Es ist bedauerlich, daß Klemperer sich nicht genauer mit den musterhaft gründlichen Arbeiten Sarans befaßt hat (das Zitat p. 26, 3 läßt vermuten, daß er sie gar nicht aus eigener Anschauung kennt). Das hätte ihn zunächst zu vorsichtigerer Terminologie geführt: wenn wir Ausdrücke wie Rhythmus, Takt, Länge, freier Vers, rhythmische Prosa usw. nicht genau festlegen, dann werden prosodische Erörterungen durchaus unfruchtbar. In den grundlegenden Fragen der französischen Verskunst steht Klemperer lose auf dem Boden Grammonts, den ich in meiner Studie 'Die Krisis der französischen Verskunst', Zs. f. frz. Spr. u. Lit., Jg. 50, Heft 7/8, bereits ad absurdum geführt zu haben glaube. Es zeugt von völligem Mißverstehen, wenn man von der 'zwangsweisen Zerhackung durch die Alternationstheorie' redet; sie ist das gerade Gegenteil, ist die Erklärung des wunderbar schwebenden Charakters des französischen Verses.

Hier sind eine ganze Anzahl von Einzelirrtümern aufzuklären, wobei wir diejenigen weglassen, die bereits durch die angeführte Studie genügend erörtert erscheinen (so die 'Silbenzählung', die 'schwebende Betonung', der 'romantische' Alexandriner, die Theorien von Kahn und Romains-Chennevière).

1. Der vers libre ist keine 'contradictio in adjecto' (p. 29) und nicht ein 'individualistischer Rhythmus' (p. 146), und das Gedicht Le Hareng Saur von Charles Cros ist gar nicht in Vers libre geschrieben, sondern besteht aus regelmäßigen Siebensilbnern, denen immer ein dreimal wiederholtes, rein lautmalend zu verstehendes Wort angeschlossen wird. Vers libre bedeutet: Verse von verschiedener Silbenzahl, wie es sich auch Klemperer auf Seite 238, Anm., darstellt. (Worin liegt aber der 'deutliche Rhythmus', den Klemperer hier auch sehr richtig herausfühlt? Und was sagt Klemperer denn zu Grammonts Ohnmacht gegenüber dem modernen Vers libre?)

2. p. 22 heißt es: 'Der Hiatus ist mehr eine Sache des Rhythmus als des Klanges, da der Zusammenprall ungedeckter (sic!) Vokale zu Pausen führt' — eine seltsame Behauptung!

3. Daselbst heißt es weiter: 'Die Anwendung des Enjambements widerspricht durchaus nicht dem Gesetz der Endbetonungen; denn indem ein enjambement Satzteile auseinanderreißt, die im allgemeinen zusammengehören, will es gerade eine besondere Atempause des Gefühls oder des Gedankens, eine besondere Unterstreichung und Isolierung herbeiführen'. Mit so vagen Ausdrücken sind Versprobleme nicht zu lösen. Das enjambement findet freilich keinen Widerspruch in der Endbetonung, sondern wird durch sie bedingt; es erhält sein besonderes rhythmisches Gesicht durch den Ausgleich zweier Rhythmen auf der endenden und doch fortführenden Silbe, wodurch eine — gewissermaßen prosaisch kräftige — Eindringlichkeit hervorgerufen wird.

4. Verlaine bekämpft den reichen Reim, dem er das imprévu abspricht. Übrigens muß immer wieder betont werden, daß der Reim ein

[1] Zur Frage des Poème en prose vergleiche man übrigens die Studie von Franz Rauhut (Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Nr. 2, 1929), die die Lösung allerdings trotz nützlicher Arbeit auch noch nicht erreicht.

Digitized by Google

klangliches Mittel ist, selbst aber noch nicht Rhythmus bedeutet. Banvilles 'La rime suffit pour garder au vers son rythme et son harmonie' ist also irrig, und Grammonts Satz 'La rime est indispensable à nos vers parce que c'est elle qui en marque la fin' (Pet. Tr. de Versification) ist absurd. Verse ohne Reim sind möglich: siehe Romains' Oden! Sogar freie: siehe Klemperer p. 238! Aber ohne Rhythmus kein Vers, trotz Reim: siehe Claudels 'Lectures'!

Wir kommen nun zur Auswahl der Vers-Texte, die bei Klemperer neben der Studie als sekundär erscheinen. Man kann eine Auswahl treffen unter vorwiegend ästhetischen Gesichtspunkten oder unter vorwiegend historischen. Klemperer geht den zweiten Weg (p. 68), sucht also 'charakteristische' Stücke zu bringen, entgeht dabei aber nicht der 'kulturkundlichen Gefahr', nämlich Belege zusammenzustellen für vorgefaßte Kategorien, für die 'Dekadenz' der Symbolisten, für den Katholizismus der 'Aufsteigenden', für die 'neue Seelenhaltung' der Aktivisten. Indem dabei die Individualitäten zurücktreten hinter idealistischem Kategorisieren, erweist sich dieses als ein neuer Positivismus. Immerhin wäre der Versuch, die Fülle der modernen französischen Lyriker zu ordnen, anerkennenswert; leider sind aber die Ordnungen so wenig bestimmt, daß daraus schwerlich die Linien der Entwicklung ersichtlich werden. Bis zum Ende des Jahrhunderts ist m. E. das Feld beherrscht von Symbolismus und Parnasse (wobei den letzteren immer mehr eine 'traditionalistische' Nuance eignet; dann wären vielleicht drei Wege zu unterscheiden: Fortsetzer (Samain, Gregh, Bouhélier, Noailles usw. wären hier zu nennen), Auflösende (das sind diejenigen, die gewaltsam 'neu' sein wollen; die Gruppe VI von Klemperer wäre vielleicht noch zu erweitern), Neuerer (geistig bestimmt durch die großen Namen Rolland und Romains). Diese Einteilung, so primitiv sie ist, kann uns wenigstens zu einem klaren Urteil gegenüber der Flut zeitgenössischer Produktion führen.

Dazu einige Einzelheiten. Verlaine ist sehr schwach vertreten, besonders wenn man ihn mit der Ausdehnung anderer vergleicht, z. B. Jammes. (Das wird auch nicht durch die Entschuldigung im Vorwort gedeckt!) Neben der Art poétique drei kleine Gedichtchen (Crépuscule du Soir Mystique, La Lune Blanche, Cortège), von denen bei dieser Knappheit nur das zweite berechtigt erscheint. Nichts von 'Sagesse'! — Von Rimbaud bekommt man durch die 'Poètes de sept Ans' allein ein dekadent verfärbtes Bild. Bei Régnier tritt die feine symbolistische Musikalität nicht zutage; die parnassische Wendung ist verstärkt wohl wegen der Gruppierung 'aufsteigender Symbolismus'. Das Sonett La Journée de Racine scheint mir ein Mißgriff: es mutet mich bei Régnier an wie ein Gelegenheitsgedicht. — Rostand kann man trotz seiner Salonromantik nicht zu den 'Überkommenen' rechnen; die Nachahmung von Hugo bedeutet noch kein Wahren der Tradition; vielmehr handelt es sich bei Rostand um Entlehnen und skrupelloses Verwenden geläufiger Effekte zu sentimentalen Wirkungen: daher die Unwahrheit seiner Kunst. Den senilen Kriegsbarden hätte ich überhaupt nicht zu Worte kommen lassen. —

Endlich ein paar Bemerkungen zu den Einzelerläuterungen, dem besten Teil des Buches. In Mallarmés 'Faune' verstehe ich Zeile 48 so, daß aussi haut que l'amour se module eingeschobener Konzessivsatz ist: 'wie stark die Liebe auch in ihren sinnlichen Vorstellungen sein mag'. Zeile 72 beziehe ich auf massif: Gegensatz zwischen dem frivolen (klein-sinnlichen) Schatten und dem 'vollen Tag', dem sein Lieben (ébats) gleichen soll (74). In Rimbauds 'Fleurs' dürfte die Erklärung von Gradin d'or und terrasses de marbre nicht zutreffend sein; die letzteren gehören zu mer und ciel und bedeuten beider marmornes Blau; gradin d'or ist ein Sonnenplatz (wagerechte Strahlen!) im Morgendunst (gazes grises) — — so vermute ich!

Digitized by Google

Wird das Buch seinen pädagogischen Zweck (siehe Vorwort) erfüllen? Gibt es ein klares Bild der modernen französischen Lyrik? Ich bezweifle es; aber der Erfolg mag es erweisen!

Jena. Jul. Schmidt.

Estudios eruditos in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martín (1875—1926), con un prólogo de Jacinto Benavente publícalos la Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad Central en homenaje a su ilustre Ex Decano. Tomo I. Madrid, Viuda e hijos de Jaime Ratés 1927. XIV, 656 S. Gr.-8°.

Am 5. September 1925 feierte D. Adolfo Bonilla y San Martín seinen 50. Geburtstag. Die zu diesem Tage vorbereitete Festschrift konnte ihm noch zum größten Teil im Manuskript vorgelegt werden, die Drucklegung sollte D. Adolfo nicht mehr erleben. Eine tückische Krankheit, die er sich bei seiner Reise um die Welt zugezogen hatte, raffte ihn im Januar 1926 dahin. Die Madrider philosophische Fakultät, deren Dekan Bonilla war, hat nunmehr nach dem Tode des im In- und Ausland hochgefeierten Gelehrten die Veröffentlichung der zahlreichen Aufsätze des beabsichtigten Festbandes als Gedächtnisschrift in die Wege geleitet. Zunächst liegt der erste Band mit 37 Beiträgen vor. Außer zehn Spaniern, sechs Katalanen und zehn Nord- und Südamerikanern haben auch neun deutsche Gelehrte an diesem ersten Teil mitgearbeitet. Frankreich und Rußland sind nur mit je einem Beitrag, allerdings sehr bedeutsamen, vertreten. Bei den vielseitigen Beziehungen und Interessen Bonillas ist es nicht auffallend, daß auch die Mitarbeiter an seiner Gedächtnisschrift die verschiedenartigsten Gebiete behandeln. Philosophie, Ästhetik, Rechtsgeschichte, Prähistorie sind vertreten. Aber weitaus die meisten Beiträge beschäftigen sich doch mit spanischer und katalanischer Literatur und Sprachgeschichte.

So bringt Miguel Artigas einen beachtenswerten Aufsatz zur spanischen Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts, indem er ein bisher unbekanntes Ms. der *Coplas de la Panadera* aus der Biblioteca Menéndez Pelayo zum erstenmal veröffentlicht. Drei Mitarbeiter behandeln Themen aus dem Don Quijote, und zwar bespricht R. Schevill die *Claveño*-Episode und macht es wahrscheinlich, daß Cervantes bei der Abfassung dieser Episode den *Critalón* des *Villalón* vor Augen hatte. H. Hatzfeld beschäftigt sich mit den *'Mitteln der Spannung im Don Quijote'* und weiß auf Grund guter Beobachtungen treffliche Vergleiche mit anderen Novellisten des 16. Jahrhunderts zur Bestimmung der Stileigentümlichkeiten des Cervantes heranzuziehen. Auch M. A. Buchanan beschäftigt sich mit stilistischen Fragen und untersucht die Prosa- und Verseinschiebungen im ersten Teil des Don Quijote. Einen wertvollen, reich belegten Beitrag zur Wiener Theatergeschichte und zu den Ausgaben und Aufführungen von Calderóns *'El secreto a voces'* liefert W. v. Wurzbach, während T. Carreras y Artau sich mit *'La vida es sueño'* befaßt und das Drama weniger als ein Drama der *'Negación de la vida'* wie als das Drama der *'Voluntad'* und der *'Libertad'*, ja im gewissen Sinn als einen Vorläufer der Kantischen Philosophie bezeichnen möchte. Zur Geschichte des 17. Jahrhunderts gehört auch die Untersuchung der Frage, ob es einen Dichter Diego de Mendoza, den Cervantes in der Galatea erwähnt, wirklich gegeben hat. J. Millé y Giménez kommt aber zu keinem abschließenden Resultat.

Mit der Zeit der Romantik befassen sich A. González Palencia, der eine bisher unveröffentlichte Ode von Estébanez Calderón herausgibt, sowie A. Castroviejo, der Beiträge zur Theatergeschichte Granadas in den Jahren 1829—1841 bringt. Den Grund zu weiteren Untersuchungen über E. T. A.

Digitized by Google

Hoffmann in Spanien legt Franz Schneider, der damit ein sehr reizvolles Thema aufgreift und selbst schon wertvolles Material beibringt.

Zu den bisher recht einseitig behandelten Beziehungen zwischen Inquisition und Literatur steuern A. M. Carreño und G. Moldenhauer zwei tiefgründige und gut belegte Kapitel bei: Carreño spricht in strengster Objektivität über *'La imprenta y la inquisición en el siglo XVI en México'*, und Moldenhauer untersucht die Einwirkung der spanischen Zensur auf den Schelmenroman. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß der spanische Schelmenroman 'die schärfste Satire und Verneinung der bürgerlichen Gesellschaft, in seiner Blütezeit von rund 1600—1650 aktenmäßig kaum wahrnehmbar, unter Zensurbedrückung gelitten' habe. Über die Flagellanten spricht J. Puyol *(Plática de Disciplinantes)*, und der vielbelesene L. Pfandl hat ein bemerkenswertes literarisches Zeugnis für die Verbreitung der Jakobuslegenden aufgefunden, das Szenarium eines lateinischen Schuldramas, des *Peregrinus Compostellanus*, eines Spiels, das am 16. Okt. 1624 im Innsbrucker Jesuitengymnasium aufgeführt wurde.

Nach Kuba führt uns ein Beitrag von J. M. Chacón y Calvo über die literarischen Anfänge des Lyrikers J. C. Zenea (1832—1871), und nach Argentinien versetzt uns J. Max Rohde, der über Juan María Gutiérrez spricht, einen Kritiker, der die Entwicklung der romantischen Schule sehr stark beeinflußt hat.

Mit der Geschichte des Zeitungswesens in Granada in den Jahren 1820 bis 1823 und in Barcelona in den Jahren 1840—44 befassen sich Gallego y Burín bzw. J. Givanel Mas.

Die französische, italienische und provenzalische Literatur sind mit je einem Aufsatz vertreten. W. Meyer-Lübke untersucht zwei französische Tanzliedchen, und A. Franz will einen neuen Weg der Interpretation der Divina Commedia versuchen, indem er die Beziehungen zwischen der seelischen und körperlichen Bewegung in Dantes Gedicht des näheren klarlegt. D. Scheludko endlich spricht sehr ausführlich über die Quellen von Mistrals *Calendau*.

Mehrere Beiträge befassen sich mit metrischen Fragen. E. C. Hills greift die nie zur Ruhe kommenden Probleme des *Poema del Cid*, H. R. Lang die des *Cancionero de Baena* auf, und S. Griswold Morley untersucht die Metrik von fünf im Autogramm erhaltenen Lopeschen Komödien.

Ein bisher noch wenig beachtetes Gebiet betritt W. Mulertt, der sich eingehend mit den *'Exéquias de la lengua castellana'* von Juan Pablo Forner befaßt und einen sehr wertvollen Überblick über die puristischen Strömungen seit der Zeit der Preziosität vorausschickt.

Phonetische Fragen behandelt P. Barnils, wenn er von der *'fonética normal'* und der *'fonética patológica'* spricht. Eine ausführliche lexikographisch-etymologische Studie zu katal. *rai* schenkt uns M. de Montoliu. Mit der allgemeinen Grammatik beschäftigen sich J. Alemany Bolufer *(Acerca del hipérbaton)* und B. Alemany Selfa *(Una perífrasis homérica)*.

Der eigenartigste, geistvollste Beitrag ist aber die Untersuchung der Frage: *'Y a-t-il une philosophie espagnole?'* von Jacques Chevalier, dem Prof. der Philosophie an der Universität Grenoble. Hier wird nicht nur die Eigenart der spanischen Weltanschauung herausgehoben, sondern auch darauf hingewiesen, welch starke Einwirkung von seiten Spaniens Descartes und Pascal erfahren haben. *'Et ce serait un bien passionnant sujet d'étude que de montrer comment Pascal, après s'être nourri des casuistes espagnols pour les combattre dans ses Provinciales, s'en assimila dans les Pensées toutes les idées essentielles.'* Diese kleine Studie, die mit Recht an den Anfang des Bandes gestellt wurde, ist viel gehaltvoller und viel weitgreifender als mancher umfangreiche Aufsatz des Bandes. Doch hat jeder der Beiträge des Bonilla-Bandes seinen eigenen Wert, beleuchten sie doch

Digitized by Google

alle von den verschiedensten Seiten her das Geistesleben Spaniens und der Romania. Am wertvollsten aber sind jene, die der klaren und objektiven Einsicht in eine Reihe von Problemen den Weg bahnen. Nicht mit Unrecht spricht G. Moldenhauer von der 'jahrhundertelangen Verleumdung' Spaniens. Mehr als auf anderen Gebieten müßte für das Studium der kulturellen Eigenart Spaniens der Grundsatz gelten: 'Nichts beschönigen, aber auch nichts übertreiben'. Das Andenken so edler, großzügiger und vornehmer Geister wie Bonilla ehrt man nicht besser als durch das ehrliche Bestreben, sich auch der Kultur, der sie entsprossen sind, mit Verständnis und mit Unparteilichkeit zu nahen.

Würzburg. Adalbert Hämel.

Adalbert Hämel, Lesebuch der spanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, Bd. 11.) Halle, M. Niemeyer, 1928. XI, 237 S.

Wesentliches Erfordernis für die Güte und Brauchbarkeit eines Lesebuches ist es, daß man mit seiner Hilfe von einer möglichst großen Anzahl bester Autoren einen möglichst gründlichen Begriff bekomme; anders gesagt, daß ein solches Lesebuch in allem, was etwa die eigentliche Literaturgeschichte als irgendwie vorzüglich darlegt, das Heranziehen von Einzelausgaben zunächst und für die Gewinnung eines ersten eigenen Eindrucks überflüssig mache. Die Blüte und das Beste des schöngeistigen Schrifttums einer bestimmten Epoche soll es gleichsam zu einem schönen Strauße binden, und man hat darum diese Art von Büchern früher sehr zutreffend als Anthologien oder Blütenlesen bezeichnet. Unter normalen Bedingungen ist das Zusammenstellen einer Anthologie für einen, der von der Sache etwas versteht, der also das in seinen besten Proben auszuwählende Schrifttum gut beherrscht, keine Kunst. Schwierig wird das Unterfangen erst, wenn die beiden Größen 'Stoff und Raum' sich nicht mehr recht in Einklang bringen lassen, das heißt, wenn die zur Verfügung stehende geringe Zahl der Druckbogen in keinem richtigen Verhältnis mehr steht zu der Ausdehnung der literarischen Zeiträume, die man sichtend und wählend und dabei nichts Gutes übersehend durchschreiten soll. Gerade in einer solchen Zwangslage aber hat sich der Herausgeber des gegenwärtigen Lesebuches gesehen, denn er sollte das Beste aus dem Jahrhundert der Romantik und 20 Jahren letzter Gegenwart auf 15 Bogen oder 240 Seiten unterbringen. Sehen wir zu, wie ihm das gelingen mochte.

Die äußere und innere Teilung geschieht mittels dreier Abschnitte: 1. Lyrik und Epik, 2. Theater, 3. Prosa. Daß Nr. 1 zwei sonst selbständige Gebiete zusammenfaßt, ist keine Willkür, wenn man bedenkt, daß die Begriffe Epik und Lyrik gerade seit den Romantikern in Spanien vielfach unklar ineinander verschwimmen. Der Abschnitt enthält nur 14 Namen, aber er bringt eine schöne und reiche Auswahl dessen, was gemeinhin als das Beste gelten kann. Sehr klug und geschmackvoll finde ich es, daß der gegenwärtig 'hochmoderne' und ganz ungebührlich überschätzte Rubén Darío vergleichsweise nicht allzuviel Raum einnimmt. Der das Theater behandelnde Abschnitt reicht von Martínez de la Rosa, dem nach den Regeln der antiken Ars poetica dichtenden und entsetzlich langweiligen, aber darum nicht minder charakteristischen Dramatiker, bis herauf zu Goy de Silva, dem noch lebenden Dichter des symbolischen Dramas. Einzelne in sich geschlossene Szenen oder Szenengruppen werden stets ungekürzt gegeben; eine knappe Vorbemerkung vermittelt den nötigen Zusammenhang. Bei den Brüdern Alvarez Quintero vermißt man einen ihrer vielen nach Form

Digitized by Google

und Inhalt unnachahmlich graziösen und unterhaltlichen Einakter. Der die Prosa umfassende 3. Abschnitt mußte naturgemäß am buntesten ausfallen, denn ihm blieb die gewiß nicht leichte Aufgabe, Roman und Novelle, Philosophie und Kritik, Kulturgeschichte und Denkwürdigkeiten in eine Gruppe zu sammeln, die bei aller Vielheit nach allen Seiten hin einheitlich und ausgeglichen dastehen sollte. Hier, glaube ich, war auch das Auswählen am schwierigsten und das Streichen und Weglassen am schmerzlichsten, denn gerade in ihrer gelehrten und erzählenden Prosa haben die Spanier seit den letzten 120 Jahren ihr Bestes gegeben. Es fehlt aber keiner von den wirklich großen Namen; auch ein paar recht umstrittene Zeitgenossen kommen zu Wort, von denen man nicht ganz sicher weiß, ob sie in hundert Jahren noch die gleiche Geltung haben werden.

Der Herausgeber hat, wie man sieht, die aus dem Mißverhältnis von Stoff und Raum sich ergebenden Schwierigkeiten geschickt zu bewältigen gewußt. Im übrigen legt er das Hauptgewicht auf möglichst große Zuverlässigkeit und Korrektheit der Texte und sieht rundweg ab von unnötigem Beiwerk, wie da sind: kritische Einführungen oder biographische und bücherkundliche Ergänzungen; und das mit Recht, denn sie sind doch wohl ausschließlich Sache der literaturgeschichtlichen Handbücher.

Alles in allem: eine tüchtige Leistung, ein mit Geschmack und Verstand gearbeitetes hispanologisches Hilfsbuch, das dem Lehrer wie dem Studenten ein ergiebiges und fruchtbringendes Arbeiten gewährleistet.

München. Ludwig Pfandl.

Félix G. Olmedo, S. J., Las fuentes de 'La vida es sueño'. La idea — El cuento — El drama. Madrid, Editorial Voluntad, 1928. 240 S.

Aus einem zu erwartenden größeren Werk über die Geschichte der spanischen Predigt hat der Verfasser das vorliegende Buch herausgelöst, um auf Arturo Farinellis Werk *La vita è un sogno*, 2 Bände, Fratelli Bocca, Torino 1916, ergänzend zu antworten, besonders auf den ersten Band. Olmedo macht Farinelli den Vorwurf, daß er Calderóns Werk nur zum Ausgangspunkt für seine gelehrte, weitausholende Untersuchung nahm und daraus ein *la vita è un sogno* machte. Farinelli zieht in der Tat alle möglichen lateinischen, italienischen, spanischen, französischen, englischen, deutschen Texte heran, in denen das Leben als Traum gefaßt wird, um zu beweisen, daß dies ein alter und allgemein bekannter und gepflegter Gedanke der Weltliteratur ist. Er erkennt nicht an, daß die wirklichen Quellen Calderóns nur spanische waren, und am Schlusse der Lektüre kommt auch der Leser kaum zu solcher Ansicht. Der wahre Calderón verschwindet unter dem weiten Rahmen, dem Nachspüren nach dem Motiv des Werkes in allen möglichen Texten der verschiedensten Zeiten und Völker. Der philosophische Grundgedanke des Werkes aber lag gleichsam in der Luft, *en el ambiente, y de él lo tomó Calderón, no de este libro o del otro, en particular* (S. 61). Das Werk ist vollständig aus der Zeit Calderóns geboren. Es ist der grandiose Ausdruck der Grundstimmung in Literatur und Volk Spaniens von damals, und wenn Farinelli meint, daß heute wenige das Drama verstehen, so ist das Gegenteil richtig; denn die meisten Spanier verstehen es besser als die Dramen von Benavente und Linares Rivas (S. 62). Überhaupt ist der Gedanke: das Leben ein Traum ein vor allem im spanischen Volke lebendiger, kommt einem hervorragenden spanischen Charakterzug, dem des Stoizismus, entgegen und hat in der spanischen Literatur von Anfang an, besonders aber in der Zeit Calderóns durch Predigt, Theater, Schulen entschiedene Ausprägung gefunden. Olmedo behauptet sogar, in den italienischen Predigtsammlungen trotz eifrigsten, um-

Digitized by Google

fassendsten Suchens nie die Idee vom: Leben ein Traum gefunden zu haben; ebensowenig in anderen fremden Ländern bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts; das ist um so merkwürdiger, als doch die Bibel wiederholt davon spricht. Spanien, sagt Olmedo S. 25, gab seinen Nachbarn seit der Mitte des 16. Jh.s verbessert und bereichert zurück, was es einst empfing. Er wehrt sich gegen den Satz Farinellis, als ob Spanien sei *fiel esclava de Italia en materia de arte* (9). Er erinnert an das Vorspiel Shakespeares in *The Taming of the Shrew*, denn dieses stammt, obwohl direkt aus Italien, indirekt aus Spanien, ist aus altorientalischem Stoff der Buddalegende durch den Infanten Don Manuel geformt worden. Denselben Stoff bearbeitete Luis Vives seinerseits um, indem er den Herzog von Flandern an die Stelle des Königs in der Erzählung vom träumenden Schläfer einführt und die Komödie vor dem Herzog spielen läßt. Andere Erzählungen setzen Karl V. und Vespasian (der Dramatiker Rojas) ein; wieder andere Bearbeitungen machen die Schläfer (Hufschmied, Bettler ...) zu Königen, die erwachend den Wechsel des Glückes beklagen und die Vergänglichkeit alles irdischen eitlen Glanzes; Calderón faßte sie alle zusammen in seinen Segismundo. Die verschiedenen Bearbeitungen verbreiteten sich schnell über ganz Europa. Wesentlichen Anteil daran trägt sicherlich die gegen Ende des 16. Jh.s in Salamanca (wo Calderón studierte) in den Jesuitenschulen eingeführte Sitte des Vortrages von Erzählungen an Sonn- und Festtagen; denn diese Sitte verbreitete sich schnell nach Europa und Amerika. Olmedo beklagt sich bitter, daß man bisher der humanistischen und religiösen Literatur so wenig Beachtung in Spanien geschenkt hat. Es bestehen da die engsten Beziehungen, und literarische Fragen sind kaum ohne ihre genaue Kenntnis zu lösen. Die Spanier scheuten leider das Studium des Lateins und ließen deutsche und französische Übersetzungen ihrer lat. Werke anfertigen. Die Predigten waren meist dramatisch belebt durch allegorische Gestalten, mit Beispielen aus Bibel und Geschichte durchsetzt; man wollte immer aufs neue die Unbeständigkeit des Glückes erläutern. Von der Kanzel wanderten die Beispiele leicht zum Theater, in die Universitäten und Schulen, und umgekehrt; sie wanderten in die Häuser der Familien, in die breite Masse des Volkes. — Olmedos wertvolles Buch liefert eine Reihe weiterer Feststellungen: Er bessert Farinellis flüchtiges Urteil über die lat. Dichtungen des holländischen Jesuiten Gazeo mit Hilfe einer von ihm neugefundenen Quelle: J. A. Xarque. S. 40—44 bezweifelt er stark, daß Calderón den Gedanken des: Leben ein Traum aus Philo übernahm, wie selbst noch Menéndez y Pelago annimmt; Philo war zu heidnisch in seinen Werken, und spanische Schriftsteller zitieren ihn darum kaum. S. 75: Die Erzählung im Drama besteht aus den beiden altorientalischen und wohl durch Juden und Araber nach Spanien verpflanzten Stoffen: Buddalegende (vgl. Barlaam und Josaphat) und Stoff vom Schläfer. Moldenhauer hat wohl unrecht damit, den orientalischen Weg der Barlaam-Legende zu Don Manuel auszuschließen u. a. m. — Das Buch Olmedos ist sehr wertvoll. Fast all die zahlreichen Texte sind erstmalig veröffentlicht. Eine große Reihe neuer Feststellungen ist gemacht. Der Autor hat sein Ziel erreicht; es ist zuzugeben, daß das Werk Calderóns rein aus der Zeit und Umwelt des Dichters heraus entstand: Predigt, Theater sind engstens in Beziehung zu setzen; die Stücke der Schulen vor allem waren oft wichtige Predigten (S. 130); die angegebenen Belege wirken überzeugend; nur schade, daß wir so gar wenig Sicheres über die ersten 30 Jahre Calderóns wissen, bald nach denen unser Drama entstand. Was hat der Dichter aus Budda- und Schläferlegende gemacht? Ein gewaltig tiefes Schauspiel von Menschwerden und Kampf mit den Gegenmächten, Kampf um den Sinn, den Ewigkeitsgehalt des Lebens, das Traum ist. Das Erwachen zur Menschenwürde zieht sich durch das ganze Stück,

Digitized by Google

und Anfang und Ende ist nicht, wie im damaligen Frankreich, ein *cogito, ergo sum*, sondern, wie Monner Sans richtig sagt[1], ein *'amo, luego soy'* (S. 17); und das Religiöse und die Liebe sind Grundtriebkräfte im Schaffen Calderóns. Das Werk ist aus Calderóns Leben und Umwelt geboren. Olmedo geht nicht auf eine Analyse des Stückes ein, will auch nicht die gesamte Umwelt Calderóns aufzeigen, sondern nur den Hintergrund, die wahren Quellen zu seinem Schaffen — in Ergänzung zu Farinelli: *algunas cosas que se le pasaron por alto a Farinelli* (S. 188). Er verlangt, energischer als bisher das humanistische Theater der Universitäten und Schulen und die lat. Predigten des 15. und vom Anfang des 16. Jh.s zu erforschen; von dort aus ist der Dichter direkt inspiriert worden. Olmedo wird diese selbe Aufgabe, wie bei Calderón, so in einer weiteren Arbeit über Fray Luis de León lösen; eine allgemeine Geschichte der Predigt soll folgen. Wir erwarten die kommenden Bücher mit größtem Interesse.

Breslau. W. Schulz.

Las Mocedades del Cid por Guillén de Castro, hg. von Dr. Willy Schulz. (Sammlung span. Schulausgaben, Bd. 14.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1928.

Aus der wertlosen Massenfabrikation spanischer Textausgaben für die Schule, wie sie heute vielfach geübt wird, hebt sich dieses Bändchen angenehm ab, in dessen Einleitung und Anmerkungen so sauber wie möglich zusammengefaßt ist, was man nach heutigem Stande des Wissens zu einem so bedeutenden Werke wie Castros Mocedades del Cid sagen kann. Für Kultur- und Literarhistorie, Historie, Namenkunde, Versmaß, Entscheidung zwischen Groß- und Kleinschreibung, philologische Fragen usw. ist beachtliche Mühe aufgewendet. Selten nur möchte man ändern. — Daß (S. 106) bei *hideputa* die Bedeutung des letzten Bestandteils ('Dirne') aus dem Ital. hergeleitet wird statt aus dem Franz. oder Provenz., ist trotz Meyer-Lübke, REW 6890, zweifelhaft. Vgl. Berceo, Milagros 222 schon *fijo de la mala putanna*, zu einer Zeit, wo an eine italienische Wirkung schwer zu denken ist.

Danzig-Langfuhr. Werner Mulertt.

[1] *El amor en 'La vida es sueño'*, Buenos Aires 1924.

Digitized by Google

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt, gegr. von R. Kukula u. K. Trübner, hg. von G. Lüdtke. 29. Jg. Bd. II M—Z. S. 1459—2763. III: Nachtrag, Personenregister und Index S. 2765—3167, 1*—664*. Berlin, de Gruyter, 1928. [Die Neuausgabe wird durch diese beiden stattlichen Bände vervollständigt. Sie enthält nicht bloß die Personenverzeichnisse der Hochschulen wie bisher, sondern auch die Titel und Hauptbeschreibungen aller gelehrten Institute, Lehranstalten und Gesellschaften, und zwar sind die Angaben nicht aus zweiter oder dritter Hand geschöpft, sondern von den betreffenden Körperschaften direkt eingeholt, so daß man sich darauf verlassen kann. Was der 'Index generalis' in Frankreich mit einem großen staatlichen Apparate zusammenstellt, ist hier von einer privaten Firma ohne öffentliche Hilfe geleistet. Die Wirkung auf die Welt der Schulen und überhaupt auf die Stätten geistiger Arbeit aller Orten wird nicht ausbleiben; deutsche Berichterstattung sitzt wieder im Sattel. Es wird aber auch jedes Auskunftsbureau der Universitäten, jede gelehrte Körperschaft, die mit ihresgleichen verkehren will, jedes Konsulat, jede Redaktion, jeder Verlag das Werk brauchen. Ungeheuer angewachsen sind die höheren Lern- und Forschungseinrichtungen Indiens und der Vereinigten Staaten. Unglaublich reich sind die kleineren deutschen Städte mit Bibliotheken und Archiven ausgestattet. Der Preis aller drei Bände zusammen beträgt auf dem Subskriptionswege 80 M., im gewöhnlichen Buchhandel 90 M.

Der Schlern. IX, 12, Dez. 1928 [Aus dem Inhalt: H. Mang, Das Brixner Diözesan-Museum. — P. Rossi, P. Beda Weber O. S. B. — H. Mang, Vom Altar zur Bühne]. X, 1, 2, Jan., Febr. 1929 [Aus dem Inhalt: Dörrer, P. Ferd. Troyers Bozner Chronik von 1648—49. — R. Heuberger, Die Römerstraße vom Bozner Becken ins Eisacktal. — Jos. A. Rohracher, Über die Lage der Römerstationen Littamum und Sebatum].

Language. IV, 3, Sept. 1928 [E. H. Sturtevant, Original *h* in Hittite and the medio-passive in *r*. — F. Edgerton, Some linguistic notes on the Mimānsā system. — M. W. Smith, The IE Root **meik-:* meiĝ-* and Avestan *mīxən*. — R. G. Kent, Lachmann's law of vowel lengthening. — W. Petersen, Le Latin *vī-* perfect. — M. Förster, Can Old French *caroler* be of Celtic origin?] 4, Dec. [E. H. Sturtevant, The sources of Hittite *z*. — T. A. Jenkins, Old French *engan*, English *gun*. — Samuel Moore, Earliest morphological changes in Middle-English. — W. Petersen: The growth of the Greek *K*-perfect. — St. N. Wolfenden, The prefix *m-* with certain substantives in Tibetan].

Speculum. III, 4, Okt. 1928 [R. Mc Keon, 'Thomas Aquinas' doctrine of knowledge and its historical setting. — A. Watson, The *Speculum virginum* with special reference to the tree of Jesse. — L. K. Born, The perfect prince: a study in 13th and 14th century ideals. — G. F. Forsey, Byrhtferth's *Preface*. — B. Jarcho, Die Vorläufer des Golias].

Schule und Wissenschaft. III, 3, Dez. 1928 [W. Grabert, Die freien Arbeitsgemeinschaften. — F. Wahnschaffe, Kunstbetrachtung in Arbeitsgemeinschaften. — R. Münch, Philosophie im neusprachlichen Unterricht. — P. Hartig, Bericht über zwei Arbeitsgemeinschaften. — R. Salewsky, Programm einer englischen Arbeitsgemeinschaft. — A. Bork, Aus zwei altsprachlichen Arbeitsgemeinschaften]. 5, Febr. 1929 [U. Haacke, Drei Jahre Richtlinien. — G. Wenz, Der Deutschunterricht und die preußische Schulreform. — A. Krüper, Mein Urteil über die Richtlinien. — E. Foß, Die Auswirkung der 'Richtlinien' im Unterricht der neueren Sprachen. — E. Weltzien, Die preußische Schulreform in der Praxis. — E. Dickmann, Richtlinien und Deutschunterricht].

Digitized by Google

G. Lüdtke, Walter de Gruyter. Ein Lebensbild. Berlin, de Gruyter, 1929. 155 S. [Der deutsche Wissenschaftler weiß, wieviel er hochdenkenden Verlegern zu danken hat. Zu ihnen gehörte der 1925 verstorbene Dr. Walter de Gruyter, dem seine Firma ein literarisches Erinnerungsmal gesetzt hat. Sein Unternehmungssinn hat den Neusprachlern besonders große Aufgaben gesetzt; er war hierin der echte Erbe von Karl Trübner, der die Philologen Straßburgs zu seinen Freunden machte und im Verkehr mit ihnen die großen Grundrisse plante, deren Abfassung für die Universität Straßburg in geisteswissenschaftlicher Hinsicht ein niemals zu vergessendes Betätigungsfeld wurde].

Gerhard Rohlfs, Sprache und Kultur. Braunschweig, Westermann. 34 S. Geh. 0,90 M., geb. 2 M. [Lassen sich der Sprachgeschichte wertvolle Ergebnisse für die Kulturgeschichte entnehmen und sollen solche Fragen auch in den philologischen Unterricht auf höheren Schulen einbezogen werden, wie es ein neuer preußischer Lehrplan fordert? — Die zweite Frage verneint der Verf. nicht unbedingt, aber er macht darauf aufmerksam, daß das erste große Schwierigkeiten habe und daß unter der Flagge kulturwissenschaftlicher Sprachbetrachtung heute manches segelt, was mehr lebhafte und bewegliche Phantasie als gesunde methodische Schulung und mehr Konstruktionslust als Beherrschung eines ausreichenden sprachlichen Materiales verrät. — Als Beispiel dafür führt er Voßlers kühnen Versuch an, 'Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung' darzustellen. — Da soll z. B. die Ausbreitung des Artikels im Altfranzösischen ein Symptom von abnehmender Anschauungsfreudigkeit und Überwiegen des Verstandesmäßigen sein. Den zunehmenden Gebrauch des Teilungsartikels im Mittelfranzösischen bringt er in Zusammenhang mit dem sich entwickelnden kaufmännischen Geiste. In der Verstärkung der Negation durch die Füllwörter pas und point sieht er ein Zeichen, daß sich die Franzosen damals aus Gefühlsmenschen zu Realisten und guten Rechnern entwickelt hätten. — Solchen Einfällen gegenüber wirft R. nüchtern ein, daß sich die gleichen sprachlichen Erscheinungen auch bei Völkern von ganz anderer Mentalität und Kulturhöhe nachweisen lassen, wofür er überzeugende Beispiele bringt. — Voßler findet sie (in einer Anzeige der Schrift D. L. Z. 16. März 1928) freilich nicht beweisend, weil dadurch 'die in Frage stehenden sprachgeschichtlichen Erscheinungen aus dem Zusammenhange gerissen' seien. Wahrscheinlich schwebt ihm dabei der Gedanke vor, daß es auf die Umstände ankomme, ob ein Faktor gewisse Wirkungen hervorrufe oder nicht, wie denn auch umgekehrt gleiche Wirkungen verschiedene Ursachen haben können. Das stimmt, zeigt aber um so deutlicher, wie gefährlich es ist, aus vereinzelten Fällen von Zusammentreffen zweier Erscheinungen auf ihren innern Zusammenhang zu schließen, und wie recht R. hat, auf der Einhaltung der Regeln wissenschaftlicher Induktion zu bestehen, wozu vor allem gehört, daß man sich eine breite Erfahrungsbasis verschaffe. Voßler hätte, wenn er seine Konstruktionen aufrecht halten will, die Gegeninstanzen aufzuklären und z. B. darzutun, warum, wie R. ihm entgegenhält, auch den Rumänen, Spaniern, Iren der Teilungsartikel geläufig ist, Völkern, die doch von einem praktischen Realismus gewiß weit entfernt sind, und wie es andererseits kommt, daß der Teilungsartikel sich weder bei den Engländern noch bei den Amerikanern eingestellt hat, jenen Völkern, bei denen die rechnerische Weltanschauung gewiß zu starker Entwicklung gelangt ist. — Natürlich begnügt sich ein so gewissenhafter Forscher wie R. nicht mit einer Kritik am Überschwange der 'idealistischen Philologie', sondern gibt seinerseits Beispiele, wie es gemacht werden soll. — Nicht Syntax und Lautlehre scheinen ihm das geeignete Gebiet für eine kulturgeschichtliche Ausbeute der sprachlichen Erscheinungen, sondern weit mehr die Wortgeschichte und der Bedeutungswandel. — Wie schon Marty in seiner Lehre von der figürlichen innern Sprachform, scheinen ihm die den Worten gesellten Metaphern Einblicke in das Leben und Weben volkstümlicher

Digitized by Google

Phantasie zu gewähren. Aber auch ernst gemeinte Weltanschauung, Aberglauben, ja ganz konkrete kulturgeschichtliche Realien (wie Geräte, Erwerbsleben, alte Verkehrsstraßen usw.) finden so ihre Beleuchtung. R. bietet hierfür zahlreiche Beispiele, indem er so verschiedenes Material wie Lehnworte, Reliktworte Tiernamen, Ortsnamen usw. heranzieht. Insbesondere auch für die Volkskunde ist da viel zu lernen. Die Einzelheiten möge der Leser sich selbst aus dem Büchlein holen, dessen reicher Inhalt, besonders in unserer vielschreibenden Zeit, in erfreulichem Kontrast zu seiner Kürze steht. — Bei diesen Beispielen geht R. mit Vorsicht zu Werk, indem er nicht unterläßt, seine Hypothesen durch außersprachliche Indizien zu stützen. — Voßler hätte es darum nicht nötig gehabt, die gleiche Forderung an R. zu richten, wie denn überhaupt, was dieser Schriftsteller von sich und von andern verlangt, in einem auffallenden Gegensatze steht. So scheint er von Versuchen, wie R. sie anstellt, mehr zu fordern als bloße Wahrscheinlichkeit, obwohl doch die Eigenart des Gebietes nichts anderes gestattet. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß er R.s Deutungen aus den Worten auf die Dinge entgegenhält, 'nach dieser Methode müßten wir das Photographieren und Telephonieren von den Griechen gelernt haben, und die Erfindung des Schießpulvers und des Buchdrucks als lateinisches oder romanisches Verdienst gelten lassen'? Aber hier liegt doch die Sache so, daß wir die Ursprünge schon kennen, also keinerlei Veranlassung haben, darüber mit Hilfe der Wortgeschichte Hypothesen aufzustellen. — Auch die Empfindlichkeit, die Voßler über die Kritik, welche R. und ich (diese Ztschr. 1927, S. 97 f.) an ihm geübt haben, verrät, kontrastiert mit dem überheblichen Absprechen, das er sich gegenüber dem größten unter den Sprachphilosophen unserer Zeit, A. Marty, geleistet hat. Daß er mich in seiner Anzeige der Rolphsschen Schrift als 'den Innsbrucker Neu-Scholastiker' apostrophiert, bestätigt R.s Urteil über die Sorglosigkeit seiner Konstruktionen. Wahrscheinlich hat sich ihm an den Namen dieser Stadt die hier bestehende berühmte Jesuitenfakultät assoziiert, der ich so fernstehe wie meine sprachphilosophischen Anschauungen der Scholastik. — Die gediegene Schrift R.s wird durch ihre gesunde Methode, ihre vernünftige pädagogische Einstellung, die den Einbruch des Dilettantismus in den philologischen Schulunterricht verhütet sehen möchte, aber ihn wünschen läßt, daß dort künftighin die Wortgeschichte neben der Syntax und Lautlehre nicht mehr zu kurz kommen möge, und vor allem durch ihre zahlreichen feinen Beobachtungen im einzelnen dankbare Leser finden. A. Kastil.]

A. Hirsch, Der Gattungsbegriff 'Novelle' (Germ. Studien 64). Berlin, Ebering, 1928. 158 S. [Hirsch geht bei der Begriffsbestimmung aus von den Novellen des Boccaccio und E. S. Piccolomini, von Goethe, Kleist und Th. Mann, er kennt C. F. Meyer und G. Keller, erwähnt sie aber nur nebenbei. Als wesentlich für die Novelle betrachtet er die Kunstform der Prosa, was sicherlich zutrifft, und eine gewisse Subjektivität des Inhalts, wofür man vielleicht lieber 'seelenenthüllendes Erlebnis eines seelisch interessanten Charakters' sagen möchte. Dem Sprachgebrauch des für Novelle im Französischen und Englischen eingebürgerten Wortes novellette, das selbst wieder auf italienische Vorbilder weist, geht er nicht nach; er schreibt also über ein internationales Thema von einem rein deutsch-philologischen Standpunkte aus. Den Roman sondert er ganz richtig ab, indem er von ihm ein Weltbild verlangt; aber wodurch unterscheidet sich von der Novelle die 'short story?' Das Büchlein hat also mehr anregenden als abschließenden Charakter.]

M. u. M. Odgers, Latin *pareus* its meaning and uses. (Language Dissertations, III, Dec. 1928.) Philadelphia, Linguistic Soc. of Am., 1928. 32 S.

E. Diehl, Inscriptiones latinae christianae veteres III, fasc. II. Berlin, Weidmann, 1928. S. 80—160. [Das Register reicht jetzt bis Valentinia. Im vorliegenden Hefte begegnen als Namen von Germanen zweimal *Ingildus*, einmal *Sigfrid* mit unsicherem *s* und mehrere Zusammensetzungen mit *theod*—.]

Digitized by Google

Leyst, Kurzgefaßter Leitfaden für den russischen Sprachunterricht. Berlin, Festlands-Verlag, 1929. 63 S.

Česky lid (Sbornik pro studium lidu československého). Redaktor univ. prof. Dr. Čeněk Zibrt. XXVIII, 1—10.

Edward Yoder, The position of possessive and demonstrative adjectives in the *Noctes atticae* of Aulus Gellius. [Language diss. publ. by the 'Linguistic Society of America' II, Sept. 1928]. Philadelphia, Linguistic Soc. of Am., 1928. 103 S.

Alfetta von Nischapur, Schönheit und Herz. Eine Allegorie in elf Kapiteln. Aus dem Persischen übertragen von Herbert Melzig. 2.—4. Aufl. Stuttgart, Verlag f. orientalische Literatur, 1928. 36 S.

Phonetik.

H. Weidenbach, Das Geheimnis der schweren Basis: Das Jery slavenicum. Heidelberg, Winter, 1928. 31 S. 2 M. [Inhalt: Die Anáptyxis der Nichtvokale zu Vokalen. — Das türkische Vokalsystem. — Das progressive phonetische Prinzip. — Der Globus der Kardinalvokale. — Die Lautattribute. — Das Jery slavenicum. — Das Schwa indogermanicum. — Der indogermanische Ablaut].

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germ. u. rom. Philol. XLIX, 11—12, Nov.—Dez. 1928; L, 1—2, Jan.—Febr. 1929.

Mod. lang. notes. XLIII, 7, Nov. 1928 [G. R. Havens, Voltaire's marginal comments upon Pope's 'Essay on Man'. — N. L. Torrey, A note on Voltaire's 'Commentaire historique'. — E. Rovillain, L. S. Mercier et l'"Elegy' de Gray. — W. O. Raymond, Browning's first mention of the documentary sources of the Ring and the book'. — W. G. Rice, 'The Grand Signior's Serraglio': written by Master Robert Withers. — E. H. Zeydel, Nachträge zu Holteis 'Briefe an Tieck'. — F. Bruns, Das Wort 'Physiologisch' bei Goethe. — H. C. Lancaster, A note on 'Hernani' IV, 1 — A. D. Mc. Killop, The first English translation of 'Werther'. — E. B. Williams, Three irregular Portugoesse imperfects. — A. H. Krappe, The Valkyrie episode in the 'Njals Saga']. 8, Dec. [K. Malone, Some recent linguistic studies. — F. B. Snyder, A note on Burns's language. — H. Stearns, John Skelton and Christopher Garnesche. — A. B. Benson, Baroness Knorring's 'The peasant and his landlord'. — F. Schneider, 'Heinrich Heines Briefwechsel' by Friedrich Hirth. — W. G. Fogg, O. E. 'mægeth' in 'Hali meidenhad'. — L. M. Richardson, Old French 'crestange (— nie?) bodel' and 'bodel sacelier'. — A. J. Dickman, 'Le temps est un souge' et l'"Intersigne' de Villiers. — W. Pennington, An Irish parallel to the broken sword of the Grail Castle. — G. M. Rutter, An holy Jewes shepe. — A. L. Hench, Jefferson and Ossian. — W. P. Mustard, Note on Lyly's 'Euphues']. XLIV, 1, Jan. 1929 [W. S. Clark, Notes on two Orrery manuscripts. — H. Brown, Ben Jonson and Rabelais. — S. A. Tannenbaum, Another Shakespeare forgery. — D. O. Evans, An unpublished letter of Balzac. — W. A. Porterfield, Immermann as a blacksmith. — J. Hutton, Timothy Kendall's 'Trifles' and Nicolas Bourbon's 'Nugae.' — R. G. Havens, An 18th century Royal Theatre in Sweden. — F. O. Nolte, A note on Chapters 89—95 of the 'Hamburgische Dramaturgie'. — C. W. Nichols, A reverend alterer of Shakespeare. — T. R. Palfrey, Un inédit de Balzac. — M. P. Tilley, The comedy 'Lingua' and Sir John Davies's 'Nosce te ipsum'. — D. Bush, A note on William Warneris Medievalism. — R. W. Babcock, 'As you like it' III. II. — A. Koszul, Another plagiarism in Shelley's 'Original poetry by Victor and Cazire'. — J. Robles, Nota sobre Manuel del Palacio].

Digitized by Google

Publ. of the Mod. Lang. Ass. of Am. XLIII, 4, Dec. 1928 [W. P. Shepard, A new manuscript of the *Recits d'un ménestrel de Reims*. — R. Altrocchi, Some holograph annotations by Tasso to Horace's *Ars poetica*. — F. White, The *Autos* of Jorge de Montemayor. — G. R. Havens and N. L. Torrey, The private library of Voltaire at Leningrad. — J. Tresnon, The paradox of Rousseau. — J. Wade, The title of Sedaine's *Le philosophe sans le savoir*. — A. Schaffer, A comparison of the poetry of François Coppée and Eugene Manuel. — C. H. Ibershoff, Bodmer and Milton once more. — W. Kurrelmeyer, Die Doppeldrucke d. Wielandausg. letzter Hand. — A. Lussky, Cervantes and Tieck's idealism. — B. Johnson, Classical allusions in the poetry of Donne. — J. Fergusson, Cancelled passages in the letters of Robert Burns to George Thomson. — F. E. Pierce, Blake and Thomas Taylor. — R. Snow, Heresy concerning Keats. — Ch. F. Harrold, Carlyle's general method in *The French revolution*. — F. T. Thompson, Emerson's theory and practice of poetry. — G. R. Elliot, Spectral etching in the poetry of Thomas Hardyl.

Beiblatt zur Anglia. XXXIX, 11, Nov.; 12, Dez. 1928; XL, 1, Jan. 1929.

Neuphilol. Mitteilungen. XXIX, 7—8, Okt. 1928 [A. Jeanroy, Études sur l'ancienne poésie provençale, III: Le contenu de la chanson, la composition, les idées, le style. — A. H. Krappe, The sources of the saga of Herrandi ok Bósa].

The journal of Engl. and Germ. philol. XXVII, 3, July 1928 [G. Stefansky, Literary history and ethnology. — H. Fletcher, Milton and Rashi. — K. Malone, The kenning in *Beowulf* 2220. — F. Bruns, Auge und Ohr in Goethes Lyrik. — Th. Geißendoerffer, Jacobis *Allwill* und Jean Pauls *Titan*. — A. M. Sturtevant, Altnordisch *Tigr*. — E. H. Zeydel, Nachträge zu den ersten Beziehungen der Brüder Schlegel zu Ludwig Tieck].

Studies in philol. XXV, 4, Oct. 1928 [F. B. Snyder, Burns and his biographers. — G. Williamson, The nature of the Donne tradition. — E. C. Knowlton, The Genii of Spenser. — B. Martin, The date of Milton's first marriage. — H. S. Hughes, Pope to Lord Bathurst: an unpublished letter. — A. Parrott, A critical bibliography of Spenser from 1923—1928. — G. L. Marsh, The writings of Keats's friend Reynolds]. — XXVI, 1, Jan. 1929 [H. H. Clark, What made Freneau the father of American poetry? — C. P. Hotson, Emerson's biographical sources for 'Swedenborg'. — L. Ware, Poetic conventions in 'Leaves of grass'. — R. W. Adams, Thoreau and immortality. — C. Gohdes, 'The western messenger' and 'The dial'. — N. Foerster, Wordsworth in America. — T. Mc Dowell, The juvenile verse of William Cullen Bryant]. XXVI, 1, Jan. 1929 [H. H. Clark, What made Freneau the father of American poetry? — C. P. Hotson, Emerson's biographical sources for 'Swedenborg'. — L. Ware, Poetic conventions in 'Leaves of grass'. — R. W. Adams, Thoreau and immortality. — C. Gohdes 'The western messenger' and 'The dial'. — N. Foerster, Wordsworth in America. — T. Mc Dowell, The juvenile verse of William Cullen Bryant].

The mod. lang. review. XXIII, 4, Oct. 1928 [R. W. Chambers, More's 'History of Richard III'. — Th. E. Dimsey, Giacapo Castelvetro. — W. J. Entwistle, The 'Cantor de Gesta' of Bernardo del Carpio, III, IV. — F. Norman, Notes on a Middle High German 'Marien Himmelfahrt']. — XXIV, 1, Jan. 1929 [H. E. Allen, Further borrowings from 'Ancren riwle'. — F. A. Yates, John Florio at the French embassy. — A. D. Legge, Pierre de Peckham and his 'Lumiere as lais'. — P. Toynbee, Dante notes].

Leuvensche bijdragen. XX, 1—2, Bijblad 1928. [Eg. J. Strubbe, Karel de Flou. Zijn lewen en zijn werk. — The de Roude, Oud-Germanistenvereeniging. — J. Mansion, Zweedsche naamkunde. — F. Baur, Gezelle-studie]. 3—4, 1928. [G. G. Kloeke, De *uu*-expansie nogmaals aan de feiten getoetst (Slot). — H. Logeman, The etymology of the name *Béguine*. — H. J. Eymael, Antwoord op Huygensiana I van Prof. Dr. Baur].

Digitized by Google

Germ.-rom. Monatsschrift. XVI, 11—12, Nov.—Dec. 1928 [E. Otto, Die Wortarten. — F. Redenbacher, Stoff und Form und die Freude am Tragischen. — R. Majut, Kreneks Jonny-Dichtung im geistesgeschichtlichen Zusammenhang des Weltschmerzes und des Rousseauismus. — E. Lerch, Ursprung und Bedeutung der sog. 'Erlebten Rede']. XVII, 1—2, Jan.—Febr. 1929 [M. J. Wolff, Zur Betrachtung des literarischen Kunstwerkes. — J. Trier, Architekturphantasien in der mittelalterlichen Dichtung. — E. Schröder, Krähwinkel und Konsorten. — O. Walzel, Von den 'Lehrjahren' zur 'Novelle'. — H. Hatzfeld, Romanistische Stilforschung].

Neophilologus. XIV, 2 [A. Abas, L'évolution historique des voyelles et les recherches expérimentales sur leur timbre. — Th. M. Chotzen, Notice sur quelques fragments de manuscrits de la bibliothèque de l'Université d'Amsterdam. — A. H. Krappe, De oudste versie van de fabel *Du thésaurier et du singe*. — E. Guilhon, La doctrine classique des théoriciens. — J Prinsen, Een Spaansch motief in Nederlandsche omgeving. — H.-F. Rosenfeld, Zum Trierer *Aegidius*. — W. Flemming, Vondels Einfluß auf die Trauerspiele des Andreas Gryphius, zugleich eine methodologische Besinnung, II. — R. Volbeda, Over de Shylockfiguur, I. — M. Polak, Wuthering heights. — S. Antoniadis, Neotestamentica].

Philol. quarterly. VII, 3, July 1928 [W. Rh. Roberts, Longinus on the sublime. Some historical and literary problems. — C. W. Lemmi, The influence of Tressino on the *Faerie Queene*. — J. A. Walz, Notes on the puppet play of Doctor Faust. — E. C. Knowlton, Southey's Eclogues. — M. H. Stansbury, Foreign languages in the Romans d'Aventure. — H. D. Gray, Reconstruction of a lost play. — E. P. Appelt, Selbsterlebtes in Eichendorffs *Aus dem Leben eines Taugenichts*. — Ch. A. Langworthy, Verse-sentence patterns in English poetry. — E. P. Kuhl, Contemporary politics in Elizabethan drama: Fulke Greville]. — 4, Oct. [H. Craig, A contribution to the theory of the English renaissance. — F. Schneider, Goethe, Heine und Emilio Castelar. — A. J. Green, Did Byron write the poem *To lady Caroline Lamb*? — Ch. F. Harrold, Carlyle's interpretation of Kant. — S. A. Tannenbaum, Textual and other notes on *The winter's tale*. — A. D. McKillop, Notes on Smollet. — A. P. Dorjahn, Legal precedent in Ahenian courts. — R. S. Forsythe, *The merry wives of Windsor*. Two new analogues].

Moriz Sondheim, Werther und der Weltschmerz in Frankreich. (Vortrag, gehalten in der Gesellschaft am 12. Februar 1928.) Frankfurt a. M., Privatdruck der Frankfurter Gesellschaft der Goethe-Freunde, 1928. 29 S.

Germanisch.

W. Braune — K. Helm, Gotische Grammatik. (Samml. kurzer Grammatiken germ Dial. 10. Aufl. Halle, Niemeyer, 1928. VIII, 199 S. [In richtiger Erkenntnis, daß in eine gotische Grammatik auch einiger Vergleich mit Latein und Griechisch gehört, hat der Neuherausgeber Helm mit solchen Erklärungen zunächst einen bescheidenen Anfang gemacht. Er erklärt wenigstens, warum die germ. *a*- und *ō*-Dekl. auch als *o*- und *ā*-Dekl. bezeichnet werden. Dagegen ist der Ablaut noch lediglich als Mittel der Tempusbildung hingestellt, nicht als ein Hauptmittel der Wortbildung, wodurch dem Anfänger erst der richtige Gebrauch des Wörterbuches ermöglicht würde. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß solche sprachvorgleichende Erklärungen reichlich und systematisch eingefügt würden.]

A. H. Krappe, Études de mythologie et de folklore germanique. Paris, Leroux, 1928. VIII, 189 S. [Durch Arbeiten wie die vorliegende, mit so reichem Material aus den verschiedensten westeuropäischen Sprachen, die unter sich eine gewisse Motiveneinheit bilden, und mit so kritisch-systematischer Ausbeutung der Parallelen entwickelt sich die bisher recht vage Sagen- und

Digitized by Google

Legendenvergleichung zu einer konsolidierten Wissenschaft; Krappe ist einer ihrer gelehrtesten und zugleich vorsichtigsten Führer. Wie im englisch geschriebenen Sammelbande 'Balor with the evil eye' 1927 stellt er in diesem französisch geschriebenen eine Reihe innerlich gruppierter Aufsätze zusammen. Das Nachleben des Kriegsgottes Tyr erweist er aus Pflanzennamen. Den Wolf dieses Gottes und die Raben des Odin verfolgt er durch eine ausgedehnte Märchenfauna. Er steigt in die Unterwelt zu Hel und Holda. In der Thiðreksaga spürt er ein altes Tabu — Helmaufsetzen — auf. Am wertvollsten ist vielleicht die vorletzte Studie, die sich mit der Sage von den Harlungen beschäftigt und für die Dioskuren-Theorie von Müllenhoff neue Stützen beibringt, indem zugleich dieser ganze Motivenkreis auf gewisse rechtliche Unzuträglichkeiten bei Zwillingen zurückgeführt wird: Zwillinge müssen untergehen, und nur die Art ihres Unterganges wechselt. Eine Menge Einzeldinge, die hier nicht aufgezählt werden können, namentlich die 'hideuse vieille' des Chaucer finden nebenbei Aufhellung; wären sie nur durch ein Register leichter auffindbar gemacht! Aber wenigstens eine Bibliographie wird uns am Schlusse zuteil, die eine Mustersammlung neuerer Werke über Folklore darstellt, so daß sich auch, wer sich bisher zurückhielt, bequem hineinlesen kann. Eine achtunggebietende Leistung, würdig eines Schülers von Morf!]

F. R. Schröder, Altgermanische Kulturprobleme. (Trübners philol. Bibl. 11.) Berlin, de Gruyter, 1929. 151 S., geb. 7 M. [Im Gegensatz zu Müllenhoff möchte Verf. nicht an der absoluten Originalität der germ. Heldensagen festhalten. Er betont vielmehr die kulturellen Verbindungen, die die Goten durch Jahrhunderte in ihren Sitzen am Schwarzen Meere, andere Germanenstämme in der Nähe der Römergrenzen eingegangen sein müssen. Beweise sucht er in der Tierornamentik und Runenschrift, im Gestirnkult und in der Vorstellung von der Weltsäule. Nicht bloß das Christentum sei aus dem Orient eingedrungen, sondern auch der Mysterienkult. Viele Möglichkeiten werden uns eröffnet, auch einige Wahrscheinlichkeiten.]

R. E. Zachrisson, On the meaning of Early Teutonic tribal names. (Festschrift für Axel Koch, 4. 2. 29. S. 490—499.) [Wichtig nach mehreren Seiten!].

Skandinavisch.

F. Burg, Qualiscunque descriptio Islandiae. (Veröffentl. a. d. Hamburger Staats- und Universitätsbibl. hg. v. G. Wahl, Bd. 1.) Hamburg, Selbstverlag d. Staats- und Universitätsbibl., 1928. 87 S. u. 2 Tafeln. [Sigurd Stefánssons Beschreibung von Island galt vor wenigen Jahren noch als verschollen; sie tritt hiermit ans Licht und scheint gegen 1590 entstanden, da sie den englischen Seefahrer Frobisher erwähnt, dessen früheste Expedition 1576 stattfand.]

K. Reichardt, Studien zu den Skalden des 9. und 10. Jh.s. (Palaestra 159.) Leipzig, Mayer & Müller, 1928. 253 S. [Besonders wichtig sind die Untersuchungen über den skaldischen Satzbau; in einer Reihe von Strophen verstößt die bisherige Interpretation gegen die skaldischen Syntaxregeln. Über letztere erhalten wir betreffs der einzelnen Skalden des 9. und 10. Jh.s eine eigne chronologische Zusammenstellung.]

Die jüngere Edda mit dem sogenannten ersten grammatischen Traktat, übertragen von G. Neckel und F. Niedner. (Thule XX.) Jena, Diederichs, 1928. 348 S., geh. 10 M. [In sachkundiger und sehr klarer Einleitung setzt Neckel auseinander, wie sich Snorris 'Jüngere Edda' c. 1200 zu Sæmunds 'Älterer Edda' c. 1100 verhält: Snorri lebte auf demselben Gute wie sein Vorgänger, benutzte im allg. dasselbe Liedmaterial, aus dem sein Vorgänger geschöpft hatte, und entwickelte in dessen Schule seine Poetik, über deren Elemente und Herkunft wir in eleganter Weise gründlich unterrichtet werden.

Digitized by Google

Es ist die älteste vollständige Übersetzung in eine moderne Sprache. Das Wort 'Edda' bringt Neckel einerseits mit *Od*, an. *Óðr*, und zugleich mit dem Namen des Hofes *Oddi* zusammen, auf dem das Buch, seine Sagenkunde und seine Denkweise heimisch waren. Der lehrhafte Charakter von Snorris Werk hat zu lange die weiteren Leserkreise abgeschreckt; wer das Werk und die Vorstufen Sæmunds richtig verstehen will, muß auch an Snorri heran. Bei dem schönen deutschen Text, in dem jetzt Snorri vorliegt, ist dies ein Genuß.]

Islands Besiedlung und älteste Geschichte. Übertragen von W. Baetke (Thule 23). Jena, Diederichs, 1928. 328 S., geh. 10 M. [Das Isländerbuch, enthaltend den Bericht über die erste Siedlung um 870, steht voran. Der Verf. wußte noch, daß die frühesten Kolonisten aus Irland kamen, als Skandinavier, die dorthin eingewandert, dann Christen geworden und dort in den Besitz von Büchern geraten waren; sowie daß Masseneinwanderung mit dem großen Schlage Haralds Schönhaar auf die Angeln zusammenhing, der deren Kultur umbrachte; Ivar, Ragnar Lodbroks Sohn, ließ den ostanglischen König Edmund den Heiligen erschießen. Ari, der das Buch schrieb, war 1067 geboren, war nicht so gelehrt wie Sæmund, der in Paris studiert hatte, schrieb daher nicht in lateinischer, sondern in isländischer Sprache und wurde so der Vater der heimischen Geschichtsdarstellung. Sein Buch hat noch Sæmund vorgelegen, der 1133 starb. Er hat die mündliche Überlieferung nicht, wie jener, im Sinne einer Poetik erfaßt, sondern als ordnender Historiker. — Ihm folgte, als weiter ausgreifender Sammler, der Verf. des Buches der Landnahme, den wir nicht mit Namen kennen, der aber Bedas Schrift 'De ratione temporum' kannte und dort von der Insel 'Thyle' gelesen hatte, sechs Tage Seefahrt nördlich von Britannien: da werde es nicht Tag im Winter und nicht Nacht im Sommer; gemeint ist natürlich Island, und erzählt wird davon hauptsächlich zweierlei: wie es seine Unabhängigkeit gegenüber den norwegischen Königen wahrte und wie es unter vielerlei Kämpfen im Jahre 1000 christlich wurde. Ersteres ist wesentlich Häuptlingsgeschichte, letzteres Bischofsgeschichte. Die Einzelheiten, den Kampf mit der Natur und den wilden Tieren, den um Recht und Verfassung, den mit Eigenbrötlern und römischer Hierarchie findet man in lakonischer Annalenart hier in weiteren Büchern erzählt: in dem vom Christentum, von der Hungerweckerin, von einer Reihe Kirchenfürsten, die mehr Recken waren als Heilige. Annalistische Kürze, untermischt mit drastischen Anekdoten, zeichnen ihren Stil aus. Eine Zeittafel und eine Karte von Island erleichtern die Übersicht.]

G. Langenfelt, Swedish explorers into Anglo-Saxon. (Vetenskaps-societeten i Lund Årsbok 1922.) S. 25—64.

R. E. Zachrisson, O. Scand. *hariso* and the so-called *(i)s*-suffix in Germanic personal names. (Festskrift til Finnur Jónsson S. 315—327.) Kopenhagen, Levin & Munksgaard, 1928.

Niederländisch.

Handelingen van de Commissie voor Toponymie en Dialectologie II (mit Beiträgen von Van de Wyer, Dassonville, Lindemans, Leenen, Grotaers, Feller, Vannérus, Haust, Doutrepont), Meirelbeke, Blancquaert, 1928.

H. Schreiber, Die niederländische Sprache im deutschen Urteil (v. d. Meers Schriften des Holland-Instituts in Frankfurt a. M., 6). Heidelberg, Winter, 1929. 24 S.

Deutsch.

Euphorion. XXIX, 4 [J. Schwering, Cervantes' Don Quijote und der Kampf gegen den Roman in Deutschland. — B. von Wiese, Die Antithetik in den Alexandrinern des Angelus Silesius. — F. J. Schneider, der demaskierte Macarius. — W. Krämer, Günther-Studien. — E. Trunz, Die deutschen Übersetzungen des Hugenottenpsalters].

Digitized by Google

H. Fr. Rosenfeld, Nibelungensage und Nibelungenlied in der Forschung der letzten Jahre. (Neuphilol. Mitteilungen, XXVI, 5—7.) S. 145—178.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. II, 2, 1928 [A. Becker, Vom Bauopfer zur Grundsteinlegung. — M. Walter, Das schwäbische Bauernhaus. — H. Fehr, Der Liestaler Grenzumgang. — E. Stemplinger, Peitschenstiele aus Kranewitholz. — M. Weber, Heilsegen aus dem Schwarzwald. — A. Jacoby, Scherzhafte Amulette. — W. Dinkelmann, Der Hund im Volksglauben. — E. Schroff, Psychologisches zum Ornament. — J. Wilde, Pflanzennamen der Pfälzer. — E. Schuppe, Gürtel und Orendismus].

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hg. v. Hanns Bächtold-Stäubli. Bd. 1, 9. Lief., S. 1281—1440 'Bieresel—Blut'. Sp. 1441—1600 'Blüte—Brot'. 11. (Schluß) Lief., Sp. 1601—1764 'Brot—Butze(n)mann'. Berlin, de Gruyter, 1928.

K. Pirk, Grammatik der Lauenburger Mundart. Ein Beitrag zur niederdeutschen Sprache in Ostpommern. (Vorarbeiten zum Pommerschen Wörterbuch, hg. v. W. Stammler, Heft 1.) Greifswald, Bamberg, 1928. 48 S.

F. Holthausen, Die Ortsnamen des Kreises Soest. (Soester Heimatkalender, 1929.) S. 48—54.

J. Wiegand, Geschichte der deutschen Dichtung nach Gedanken, Hoffen und Formen in Längs- und Querschnitten. 2. erw. Aufl. 782 S., 34 Tafeln. Köln, Schaffstein, 1928. 22 M. [Dem Werke ist ein eigenartiger Gedanke und dessen folgerichtige Durchführung nachzurühmen: es will nicht den individuellen, persönlichen Einzeldingen nachgehen, sondern den massiven Kräften, aus denen die Literatur erwächst. Zu viel hat man sich ohne Zweifel mit den Liebchen und Liebhabereien der Dichter abgegeben; jetzt soll einmal die Dynamik der Dichtung aus dem geistigen Gesamtleben des Volkes herausgearbeitet werden: aus den Erlebnissen und religiösen Mächten, den zeitlichen und landschaftlichen Bedingtheiten, den Ständen und Volksklassen, der Politik, Gesellschaft und Wirtschaft, der Kunstmoden und den philosophischen Gedankengängen — eine riesige Aufgabe. Wer anders macht alle diese Verhältnisse, als führende Persönlichkeiten? Darum ist die Literaturgeschichte im Kerne die Geschichte der großen Literaten. Aber zur Abwechslung, zur Vervollständigung der Methode und zur Probe auf das Exempel mag auch einmal der rein sachliche Weg versucht werden, ähnlich wie Windelband auf dem Gebiete der Philosophie nur die Formulierung und Entwicklung der Probleme behandelte. Das Problem zugegeben, ist die Ausführung aller Ehren wert. Verf. besitzt eine ungeheure Belesenheit, klare philosophische Bildung, richtige Vorstellungen von Poetik, ein reiches geschichtliches und landschaftliches Wissen, eine ausgeprägte Beobachtungsgabe kultureller Art und namentlich auch einen gedrungenen Stil, der ihm das Viele, was er sich selber sagt, auch andern anzudeuten erlaubt. Als Glanzkapitel darf man die Darstellung der letzten drei Jahrzehnte bezeichnen; schwerlich findet man die allgemeinen Richtungen und die einzelnen literarischen Schöpfungen der Gegenwart irgendwo anders mit ähnlicher Vielseitigkeit und Gruppierungskunst verzeichnet. Verf. ist sich des Experimentes, das er anstellt, genau bewußt und hat sein Ziel mit Kraft erstrebt; gibt er von den großen Autoren keine Gesamtbilder, so ist es doch immer anregend und lehrreich, mit dem Verf. ihren geistigen Elementen und Energien nachzuspüren. Von religiöser und politischer Parteilichkeit hält er sich fern. Er bewahrt durchaus einen natürlichen und volkstümlichen Sinn; auch beschränkt er sich auf die Dichtung unter Ausschluß der strengen Wissenschaft; aber zugleich sucht er die Enge unseres binnenländischen Horizontes nach allen Seiten zu durchbrechen und geht den ausländischen Einflüssen so umsichtig nach, daß sein Personenregister am Schlusse fast ein Verzeichnis aller namhaften abendländischen Autoren ist. Die Bilderbeigaben am Schlusse sollen

Digitized by Google

die Stilgeschichte in den letzten fünf Jahrhunderten illustrieren. Es fehlt ihnen, was die letzten Jahrzehnte betrifft, nicht an kräftiger Satire.]

The English Goethe Society: Papers read before the Society, 1925—28 (Publ., N. S. V). London, Moring, 2 A Cork Street. Bond Street, W 1, 1928. 110 S. [Voran erscheint das Bild von Haldane, der der Gesellschaft 1923—28 präsidierte; sehr ernst und fast traurig. Die Zahl der Mitglieder ist allmählich auf über 60 gewachsen. Der erste Vortrag, gehalten von Prof. Collinson, Liverpool, handelt über Goethes Sprache, unter sorgsamer Benutzung der schon vorhandenen Literatur. Es wird bedauert, daß die Deutschen, die den Wortschatz manches unbedeutenden mittelalterlichen Schreibers gewissenhaft zusammenstellten, noch keine Goethekonkordanz haben. Tatsächlich ist die englische Literaturforschung dadurch sehr erleichtert, daß sie Konkordanzen besitzt von Chaucer, Shakespeare, Milton, Gray, Wordsworth, Shelley, Keats, Tennyson. — Der zweite Vortrag, 'Blick in Goethes Werkstatt', beschäftigt sich mit Doppelfassungen seiner Gedichte und stammt von Prof. Breul, Cambridge. — Dann beschäftigt sich Prof. Robertson, London, mit dem 'Torquato Tasso', dessen Ende er unbefriedigend nennt. Es sei im Grunde ein 'unreal drama', wobei vielleicht der Hauptreiz in der Unrealität liege; Tassos Rettung sei im Grunde 'only make-believe; it will be shattered at the first breath of reality'. — Dann bespricht der 'Taylorian Reader' Montgomery, Oxford, das deutsche Schicksalsdrama 1789—1833 und Prof. Atkins, London, das Leben und Werk von Heine, dem der Deutsche nicht vorurteilsfrei genug gegenüberstehe.]

A. Burkhard, Conrad Ferdinand Meyer, 1825—1925. (Journal of Engl. and Germ. philol. XXVII, 4.) Urbana, Ill., University of Ill., 1928.

M. Enzinger, Peter Rosegger (Deutsches biograph. Jahrbuch 1917—20). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1929. S. 309—317.

Velhagen u. Klasings Samml. deutscher Schulausgaben:

Bd. 238: O. Bauer, Der Völkerbund. Entstehung, Wesen und Satzung des Völkerbundes. Deutschland als Mitglied des Völkerbundes. Bielefeld, 1929. 83 S.

Bd. 242: Mörikes Gedichte. Hg. v. W. Rack, Bielefeld 1929. 67 S.

Bd. 243: Gustav Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben (Kap. 1—8). Hg. v. Th. Bögel. Mit 2 Abb. und 1 Stadtplan. Bielefeld 1929. 126 S.

Velhagen u. Klasings deutsche Lesebogen. Hg. v. H. Henning u. K. Kesseler:

Nr. 98: Friedrich der Große, Über die deutsche Literatur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, die Ursachen derselben und die Mittel, sie zu verbessern (Auszug). Justus Möser, Über deutsche Sprache und Literatur. Hg. v. B. Wehnert. Bielefeld 1929. 43 S.

Nr. 100: J. M. R. Lenz, Anmerkungen übers Theater. Hg. v. F. Schöne. Bielefeld 1929. 32 S.

Nr. 109: Edda I. Auswahl aus der Götter- und Spruchdichtung. Nach der Simrockschen Übertragung bearb. u. hg. v. O. Uebel. Bielefeld 1929. 50 S.

Nr. 122: Andreas Gryphius. Auswahl. Hg. v. A. Hornung. Bielefeld 1929. 25 S.

Nr. 123: Gregor Mendel, Grundlagen der Vererbungslehre. Aus den 'Versuchen über Pflanzenhybriden'. Ausgew. v. P. Zühlke. Bielefeld 1929. 33 S.

Nr. 124: Friedrich Hebbel, Michel Angelo. Ein Drama in zwei Akten. Hg. v. R. Weißenfels. Bielefeld 1929. 38 S.

Nr. 125: Heinrich von Treitschkes Deutsche Geschichte. Auswahl. Hg. v. L. Wülker. 1. Heft: Preußens Wiedergeburt und die Freiheitskriege (1806—1815). Mit 1 Karte. Bielefeld 1929. 45 S.

Digitized by Google

Englisch.

The handbook of the universities of the Empire. 1929. Ed. by T. S. Sterling and publ. for the Universities' Bur. of the Brit. Emp. London, Bell, 1929. 842 S. [Das Buch wird immer dicker, weil die Zahl der britischen Hochschulen wächst. Es werden aber auch der Zuwachs der Bibliotheken und Forschungsmittel, die Stipendien, die verliehenen Ehrendoktoren und die Titel aller von den Hochschulen angenommenen Doktordissertationen verzeichnet, um einen edlen Ehrgeiz zu wecken und Selbstkontrolle zu ermöglichen. Von ausländischen Studierenden besuchen englische Universitäten: 60 Schweizer, 61 Franzosen, Deutsche 121, Italiener nur 26. Sehr angenehm ist der Abdruck der Gesetzesvorschriften betreffs Aufnahme der Studierenden und Zutritt zu den Prüfungen. Eine Besonderheit ist der Nachweis geeigneter Stellen und Erwerbsgelegenheiten für Akademiker.]

Englische Studien. LXIII, 2 [Das zweite Hirtenspiel der Wakefielder Spiele. Übersetzt v. F. Holthausen. — P. E. Dustoor, Textual notes on the Towneley Old Testament plays. — H. Orton, The medial development of ME. $\bar{o}_1$ (tense), FR. ü (= [ȳ]) and ME. eu (OE. ēow) in the dialects of the North of England. — H. Nevermann, Das melanesische Pidjin-English].

English studies. XI, 1, Febr. 1929 [v. d. Gaaf, The conversion of the indirect personal object into the subject of a passive construction. — J. H. Schutt, A guide to English studies: The study of medieval drama. — E. Kruisinga, Contributions to English syntax XIII. On syntactic groups with the auxiliary *to have*].

The review of English studies. IV, 16, Oct. 1928 [P. L. Carver, Hazlitt's contribution to *The Edinburgh Review*. — J. Gourvitch, Drayton's debt to Geoffrey of Monmouth. — J. C. Hodges, The authorship of *Squire Trelooby*. — G. Sherburn, Edward Young and book advertising. — S. O. Andrew, The dialect of *Morte Arthure*].

E. Wadstein, On the origin of the English (Skrifter av humanistiska vetenskaps-samfundet i Uppsala, 24). Uppsala, Almqvist, 1928. 41 S. [Die Schrift ist gegen Beda gerichtet, man erwartet daher sehr starke Beweise. Verf. stellt zunächst fest, daß nirgends ein alter Beweis für Angeln in Jütland zu finden sei — das ist wohl auch selten ernsthaft behauptet worden. Er glaubt, die Offageschichte sei als ein Fremdelement durch friesische Kaufleute zu den Agss. gekommen; erscheint aber nicht ein kontinentaler Offa, der nach dem Widsith nur an der Eider zu denken ist, in der Königstafel der Mercier? Er hält den Namen Angeln für eine bloße Übersetzung des keltischen Iceni, wie urspr. die Bewohner von Ostanglien hießen, und zieht dann weitgehende Schlüsse aus der in ags. Schriften häufigen Verwechslung der Sprachennamen 'sächsisch' und 'englisch'. Eine Abhandlung von mehr gelehrtem als überzeuglichem Charakter.]

Studies in English by members of the English Seminar of the Charles University. Prague. [Facultas philosophica universitatis Carolinae Pragentis, XXI.] Prag, Rivnáč, 1928.

H. Glunz, Die lateinische Vorlage der westsächsischen Evangelienversion. (Försters Beitr. z. engl. Philol. IX.) Leipzig, Tauchnitz, 1928. 104 S.

L. Schücking, Englische Literatur im Mittelalter. (Walzels Handb. der Literaturwissenschaft, Liefg. 69—72. Wildpark-Potsdam, Athenaion 1927. 35 S. [Auf so beschränktem Raume die ausgedehnte ags. Literatur zu charakterisieren, war eine schwierige Aufgabe. Verf. behandelt: 1. in einer Einleitung das ags. Schrifttum überhaupt; 2. christliche Poesie mit Quellenbenutzung, Stoffwahl, Darstellungsart; 3. Genesis, Daniel und Exodus, Cynewulf — Persönlichkeit und Werke; 5. Guthlac, Physiologus, Phönix, Andreas und Judith; 6. Dichtungen von Gericht, Hölle und Tod; 7. Religiöse Lyrik: Cädmons Hymnus, Lobgesang der drei Jünglinge, Christ I, Christ und Satan, Höllen-

Digitized by Google

fahrt; 8. Heiliges Kreuz, Gebet des Verbannten, Psalmen; 9. Wehrhafte Dichtung, Gaben der Menschen, Salomon und Saturn, der Menschen Gemüt, Vaters Lehren; 10. Prosa. Dazwischen sind sehr interessante Bilder eingestreut, von denen man nur gerne wissen möchte, ob sie aus englischer oder kontinentaler Schule stammen.]

Erna Fischer, Der Lautbestand des südmittelenglischen Octavian, verglichen mit seinen Entsprechungen im Lybeaus Desconus und im Launfal. (Anglistische Forschungen, 63.) Heidelberg, Winter, 1927. VIII, 216 S.

Havelok, mit Einl., Gloss. u. Anm. hg. v. F. Holthausen. (Morsbachs u. Holthausens ae. u. me. Texte, 1.) 3. verb. Aufl. Heidelberg, Winter, 1928. XVI, 140 S. [Die seit der 2. Aufl. angewachsene Literatur über Havelok ist fleißig nachgetragen. Abgedruckt ist hier nicht bloß die Haupt-Hs., sondern auch die Havelok-Episode in Robert Mannings Chronik und die drei Cambridger Fragmente. Das Verhältnis der Quellen ist in einem Stammbaum erläutert, wonach die Havelok-Romanze direkt aus der dänischen Sage in Ostengland stammt, die erhaltenen französischen Fassungen aber und die Manning-Episode aus einem verl. französischen Gedicht in Achtsilblern. Entstehungszeit etwas vor Mannings Chronik 1338. Das Glossar enthält, wie gerne bei Holthausen, manche wichtigen etymologischen Ausblicke, da das Büchlein mit für Seminarübungen berechnet ist.]

Fritz Krog, Studien zu Chaucer und Langland. Rostocker akademische Preisschrift 1927. (Angl. Forschungen, 65.) Heidelberg, Winter, 1928. XII, 174 S.

G. Chaucers kleinere Dichtungen nebst Einleitung, Lesarten, Anm. u. einem Wörterverzeichnis neu hg. v. John Koch. (Engl. Textbibl. hg. v. J. Hoops, 18.) Heidelberg, Winter, 1928. VIII, 260 S. [Chaucer hat nun doch eine kritische Ausg. seiner Versdichtungen erhalten, dank dem Fleiß und der Beharrlichkeit von John Koch, der hier den Schlußband vorlegt. Die Einleitung bietet eine sorgsame Darstellung seiner Biographie nach dem neuesten Stande der Forschung, desgl. ganz moderne Einleitungen zu den Dichtungen, die dann folgen, mit reichem Variantenapparat. Den Schluß bildet ein Wörterverzeichnis mit deutscher Angabe der Bedeutungen. Möge der buchhändlerische Erfolg den redlichen Bemühungen des Verf. entsprechen!]

L. Bradner, The life and poems of Richard Edwards. (Yale stud., 74.) New Haven, Yale University Press, 1927. 141 S. [Eine gute Studie über den Dichter von 'Damon and Pithias', über den bisher nur an verstreuten Orten gehandelt war. Besonders eingehend ist S. 33ff. auseinandergesetzt, was alles zur Vorführung eines Hofstückes gehörte: 'digests of plays', vorgelegt dem 'Master of the Revels', Auswahl, Proben, Ausstattung usw. Bei 'properties and settings' betont Verf., wie viele Versatzstücke schon früh in der Elisabethzeit auf den Brettern nachzuweisen sind: Verkaufläden, 'eraised stage' schon 1561, Garten mit Blumen, Jagdszene mit Bäumen u. dgl. Für die Akteinteilung habe Seneca heilsamen Einfluß geübt. Als Quelle für den 'Horestes' wird mit Brie Caxtons 'Recueyle of the histories of Troye' bezeichnet. Aristippes stamme aus den Philosophenbiographien des Diogenes Laertius, Carisophus aber sei ein realer Hoftyp, und Dionys der Tyrann erinnere an Machiavelli. Besonders beachtet werden die Gedichte von Edwards, abgedruckt in einem Anhang.]

E. M. Albright, Dramatic publication in England, 1580—1640. A study of conditions affecting content and form of drama. (The Mod. Lang. Ass. of Am.: Monograph series, II.) New York, Heath, 1927. 442 S. [Obwohl nach keiner Richtung hin vollständig, bietet das von Prof. Manly angeregte Buch doch eine reiche Sammlung von Dokumenten und Tatsachen; die Stellung des Hofes zu den Theatern wird zuerst erörtert; dann die des Zensors. Daß die Schauspieler weder König noch Staat noch Religion verschonten, wurde 1605 als 'great absurdity' bezeichnet, das Eingreifen der Behörden

Digitized by Google

also geradezu verlangt, S. 117. Gegen die Schotten aber durfte man nicht reden, S. 148—171. Daß sich die Dramatiker um den Druck ihrer Stücke nicht gekümmert hätten, ist sehr bestreitbar; auch konnte jeder Autor sein geistiges Eigentum wirksam verteidigen, wenn er sich die Mühe nahm. An 'pirating' durch Schauspieler und überhaupt auf gedächtnismäßigem Wege sei nicht zu denken. — Spanische Verhältnisse werden zur Erläuterung mit herbeigezogen. Stenographische Aufzeichnung eines Stückes sei noch viel zu wenig studiert und in keinem Falle sichergestellt; außer dem System von Bright gab es noch zwei andere, an die man auch heranrücken müßte. Über die Vorgänge bei der Drucklegung, der Korrektur, des Verlages und Vertriebes handelt ausführlich das Schlußkapitel, S. 317—384. In breitem Umfange wickelt sich also das Geschäftsleben der Dramenschreiber vor unsern Augen ab, und manches Axiom verliert die Unterlage.]

Chapman, Jonson, and Marston, Eastward hoe. Ed. with introd., notes, and glossary by Julia H. Harris. (Yale Studies in English, LXXIII.) New Haven, Yale University Press, 1926. LVIII, 191 S. $ 2. [Zuerst stellt Harris über dies von der Zensur gezauste Stück die Zeugnisse zusammen. Daraus ergibt sich, daß die satirischen Partien wesentlich von Marston herrühren müssen. Ben Jonson ist am ehesten der Aufbau zuzuschreiben, 'the scheme of the play', während die Nebenhandlung in der Art des Chapman durchgeführt ist. Dann wird der Stil der drei Dramatiker in ihren selbständigen Werken untersucht und danach 'Eastward hoe' im einzelnen unter die drei aufgeteilt. Der Text ist mit Berücksichtigung aller vorhandenen Ausg. hergestellt. Den Schluß bildet ein Abdruck der Novelle von Masuccio, die als Quelle diente.]

The Yale Shakespeare: The tragedy of Richard III. Ed by J. R. Crawford. New Haven, Yale University Press, 1927. 207 S. 1,50 $. [Voran steht der Text, und zwar nach Craigs Oxfordausgabe mit einigen kleinen Veränderungen, denn Craig neigte etwas zum Glauben an die Quartos, während sich Crawford hauptsächlich auf die Folio verläßt, 'since the trend of recent editors has been toward a return to this text'. Und zwar hat er sich da, wo Stellen in Quartos erhalten sind, die in der Folio fehlen, den ersteren angeschlossen. Diese Stellen sind in den Anm. S. 189ff verzeichnet. Als Quelle ist Holinshed genannt und für die Anmerkungen mehrfach benutzt. Einfluß von Legges Rich. tertius fehlt. Die Ausg. empfiehlt sich durch geschmackvollen Einband.]

W. Shakespeare, The merchant of Venice (A selection of the chief scenes). Hg. u. m. Anm. vers. v. K. Richter. (Kellerers Engl. Ausg., Bd. 25.) München, Kellerer, o. J. 64 S. 0,90 M.

Tucker Brooke, Shakespeare of Stratford, A handbook for students. (The Yale Shakespeare.) New Haven, Yale University Press, 1926. VIII, 177 S. 1,50 $. [Zusammenstellung aller Tatsachen und Anspielungen betreffs Shakespeare, mit einer Zusammenfassung am Schluß, worin betont wird, daß er in erster Linie Schauspieler war, in zweiter Dramenbearbeiter. In politischer und sozialer Hinsicht war er 'distinctly a traditionalist'; sein Denken war mehr 'Plantagenet' als 'Tudor', mehr 'feudal' als 'renaissance': stimmt zu letzterer Behauptung, daß er im Hamlet reiches Gut aus Cicero borgte? Den Schluß macht eine Bibliographie der ausgebeuteten Dokumente.]

L. Morsbach, Shakespeares Prologe, Epiloge und Chorus-Reden. Eine kritische Unters. (Gött. Ges. d. Wiss., 20. Juli 1928.) Nachrichten S. 215—294. [Es war ein glücklicher Gedanke, diese Zutaten zu dem Texte Shakespeares einmal zusammenzufassen, in denen sich der Dichter — vielleicht auch die Truppe — mit den Zuschauern persönlich auseinandersetzte. Überall werden die Gründe hervorgehoben und die aufgebotenen Kunstmittel erläutert. Interessant ist, wie in Heinrich VIII. die im Titel und Prolog versprochene Wahrheit durchgehender Art von Morsbach speziell auf die Wahrheit der Reformation bezogen wird, von der in der Weissagung auf die Königin

Digitized by Google

Elisabeth im Schlußakt die Rede ist. Das hat freilich den Dramatiker nicht verhindert, im selben Stück die katholische Katharina ungemein zu verherrlichen. Bemerkenswert ist auch Morsbachs Stellungnahme in bezug auf die Probleme der Theatereinrichtung: 'Das Drama Shakespeares spielte sich auf der Bühne ohne Aktpausen rasch herunter; die Dauer der Aufführung gibt der Dichter selber in der Regel als zwei knappe Stunden an,' S. 293. Jetzt sollten wir auch einmal die Zutaten anderer Dramatiker aus der Shakespearezeit ähnlich zusammengestellt und verglichen bekommen.]

Samuel Brooke, Melanthe, ed. with a biogr. introduction by Joseph S. G. Bolton. (Yale studies in English, LXXIX.) New Haven, Yale University Press, 1928. VI, 212 S. [Brooke führte ein einfaches, fleißiges Studentenleben in Oxford, wurde 1595 M. A. und dann anglikanischer Priester, befreundete sich mit Donne und half ihm temperamentvoll aus einer Liebesverlegenheit, erfüllte sich mit Augustin, Thomas von Aquin, Bellarmine, Suarez und Alvarez, mit Melanchthon und Beza, mit altgriechischer und neuitalienischer Literatur und brach dann auf einmal 1610—12 in drei lateinische Pastorale aus. Zwei sind bloße Übersetzungen, das dritte aber, 'Melanthe', ist im Wesen eine Originalarbeit, wenn auch nach bekannten Mustern. Dianas Priester, Palaeman von Arkadien, mißversteht ein Orakel so, als sollte er seine einzige Tochter Melanthe einem Tölpel geben, obwohl sie bereits einen ehrlichen Liebhaber hat; Entführung durch Satyrn bringt Verwirrung und schließlich Rettung. Daneben steht ein platonisches Paar, wobei jedoch der männliche Teil auf einmal in Verlangen erglüht und durch die Unerbittlichkeit des weiblichen gefährlich leidet. An dritter Stelle ist eine humoristische Dame beigefügt, die leichtherzige Ermilla, die nur einmal in einen leisen Seufzer der Verlassenheit ausbricht und im übrigen ihr leidenschaftsloses Glück behaglich genießt. Tasso ist sein Hauptvorbild, aber auch aus Seneca und Terenz werden Einflüsse nachgewiesen. Das Stück ist vollständig abgedruckt, aber wegen seiner Längen nur teilweise in der Einleitung übersetzt, was vollständig genügt.]

Tannenbaum, A hitherto unpublished John Fletcher autograph. (The journ. of Engl. and Germ. philol. XXVIII, 1, Jan. 1929.) S. 35—40.

R. F. Brinkley, Nathan Field, the actor-play-wright. (Yale Studies, 76.) New Haven, Yale University Press, 1928. 252 S. [Als der dreizehnjährige Nathan eines Morgens im Jahre 1600 ahnungslos zur Schule ging, wurde er von Evans, dem Theaterdirektor der Königin Elisabeth, oder dessen Leuten aufgelesen und in dessen Truppe gepreßt. Seine Eltern waren puritanisch gesinnt und verabscheuten das Theater; aber das half nichts, er war ein hübscher Junge und mußte singen und spielen. Zum Ersatz bekam er eine gute lateinische Bildung, die ihn zu einer Laufbahn als Dramatiker befähigte. Durch 19 Jahre finden wir ihn dann in verschiedenen Truppen beschäftigt. Er war ein geschätzter Spieler, schrieb aber auch zwei selbständige Stücke, die sich nach Art des Ben Jonson mit Frauensatire befaßten, und half bei einer Reihe anderer Stücke mit; was daran von ihm selbst herrührt, sucht Brinkley scharfsinnig herauszuschälen. Er wußte sogar von Shakespeare zu lernen: von der Portia-Nerissa-Szene im 'Merchant', von den Verkleidungsgestalten der Julia und Viola sowie vom Straßenräuber Falstaff, S. 78. Als Anhang folgt der Abdruck einiger Testamente, die seine Lebensweise beleuchten.]

Englische Dialekte. Bearbeitet unter der Leitung von A. Brandl. (Laut bibliographie der Preußischen Staatsbibliothek, Heft 1—20.) Berlin, Preußische Staatsbibliothek, 1928. 5 M. [Zwanzig Hefte von je 6—8 Seiten sind hier zusammengebunden und mit einer gemeinsamen Vorrede versehen. Jedes enthält 3—6 Seiten Aussprachepoben, die Brandl in englischen Gefangenenlagern von ausgesuchten Dialektsprechern aus der Glasgow-Gruppe, der Edinburg-Gruppe, aus Ost-Lancashire und Ost-Norfolk aufnahm, und zwar

Digitized by Google

sowohl in phonetischer Transkription, die an Ort und Stelle gemacht wurde, als in Grammophonplatten, die Brandl in der Lautabteilung mit je zwei sachkundigen Helfern in Lautschrift übertrug; beide Aufzeichnungen sind hier gedruckt. Zugrunde gelegt wurde dabei Sweets phonetische Umschriftpraxis, ergänzt durch einige Bezeichnungsweisen der Association Phonétique, so daß man die Texte leicht liest; überdies ist eine Übersetzung ins Schriftenglische beigefügt. Die zugehörigen Lautplatten sind mit den Textheften insgesamt oder einzeln zu kaufen. Die Sammlung wird fortgesetzt, zunächst mit romanischen, deutschen und außereuropäischen Texten.]

W. E. Tomlinson, English natural method. First year (Das Abendgymnasium). Berlin, Bong, o. J. 69 S.

A. Bernhard, A short English grammar. München, M. Kellerer, o. J. 96 S. 2 M.

H. A. White, Sir Walter Scott's novels on the stage. (Yale Studies in English, hg. A. S. Cook, LXXVI.) New Haven, Yale University Press, 1927. 259 S. [Durch zwei Jahrzehnte herrschten die Romangestalten Walter Scotts stärker als irgendein einheimischer Original-Dramatiker. Tragödie und Tragikomödie, Lustspiel und Parodie, Oper und Singspiel wechselten in der Ausbeutung seiner Motive. Bride of Lammermoor erfuhr zwanzig Bearbeitungen, von denen sich Donizettis Oper 'Lucia di Lammermoor' bis zum heutigen Tage auf den Brettern hielt; von Ivanhoe weiß White 29, von Kenilworth 27 Umformungen nachzuweisen. Die englischen suchen gewöhnlich die historischen und Umgebungsdinge mehr auszubeuten, die Franzosen flochten mehr Liebesgeschichten ein und betonten alte Sitten. 'Dame Blanche' erreichte so in Paris die Ziffer von 1300 Aufführungen, und Marie Stuart war mehr an der Seine zu sehen als in Edinburg. Allerdings, die drastische Wirkung von Charlotte Cushman als Hexe Merrilies scheint keine Französin erreicht zu haben. In Deutschland herrschten mehr die vornehmen Hoftheater und die Poesiestücke Shakespeares. Nicht große Meisterwerke, aber eine starke kulturhistorische Bewegung hat White hier aufgedeckt. Mit fast rührendem Fleiße markiert er die Dramen, die er nicht zu lesen bekam, durch ein Sternchen und verzeichnet von denen, die er auf amerikanischen, englischen und französischen Bibliotheken fand, sorgsam die Inhaltsabweichungen von den zugrunde liegenden Romanen.]

Elisabeth Küster, Mittelalter und Antike bei William Morris. Ein Beitrag zur Geschichte des Mediävalismus in England. Berlin, de Gruyter, 1928. 239 S. und 2 Tafeln. [Eingehend werden die Vorstufen des William Morris dargelegt: das Fortleben gotischer Baukunst in England während des 17.—18. Jh.s und ihr Wiederaufleben um die Mitte des 19. Jh.s. Für Morris wurden ausschlaggebend seine Studienjahre in Oxford, wo besonders die alte Klosterarchitektur und Klostersitte sowie Pugin und Ruskin auf ihn wirkten. In poetischer Hinsicht ging er nicht etwa von Walter Scott aus, der von der Kultur des Mittelalters die religiösen und plebejischen Elemente zu sehr ausschloß, sondern von Keats, der inmitten seiner griechischen Stoffe doch den gotischen Stil mit modernem Motivenreichtum wiedererweckte. Als das Neue, das die Präraffaeliten brachten, wird das Zauberhafte und Übersinnliche bezeichnet; Morris machte es in der Schule des Burne-Jones und Rossetti kräftig mit. Daneben wirkte Carlyle durch 'Past and present' sowie Fouqué mit seinen Ritterromanen auf ihn ein. Er wurde der Poet mittelalterlichen Wunderschauens und Schönheitkündens, wobei er doch die Dinge mit einer Nähe und Wahrhaftigkeit, einer Schärfe und Eindringlichkeit sah, daß sie wie lebendig wirken. Als sein Meisterwerk betrachtete er mit Recht das Sigurdepos. Aber Verf. geht besonders auf seine Jugendepen mit klassischen Stoffen und mittelalterlichem Stile ein und gibt eine meisterhafte Analyse des 'Trojanerkrieges'. Das ganze Buch verrät eine gescheite, in Kunst und Poesie bewanderte Autorennatur und gereicht der Schule Bries, aus der es hervorging, zur Ehre.]

Digitized by Google

George Moore, Albert und Hubert, Erzählung. Deutsch von Max Meyerfeld. Berlin, Fischer, 1928. [Eine feine, in Dublin spielende Novelle, mit gutem Realismus vorgetragen und musterhaft übersetzt.]

W. R. Dunstan, The litigants, being a translation of *'Les plaideurs'* of Jean Racine and an experiment in rhymed anapæsts. London, Milford, 1928. 48 S. [Die Übersetzung ist zur Abwechslung nicht im Blankvers gemacht, sondern in losen, vierhebigen Langzeilen mit Reimpaaren. Das bringt einen frischen, lebenstreuen Ton hinein und wirkt günstig.]

Tauchnitz Edition. Collection of British and American authors. Leipzig 1928—29.

Vol. 4859: John Galsworthy, Two Forsyte interludes.
„ 4860: John Galsworthy, The forest and six short plays.
„ 4862: H. G. Wells, Mr. Blettsworthy on Rampole Island.
„ 4863: Hilaire Belloc, The haunted house.
„ 4864: E. M. Delafield, What is love?
„ 4866: Virginia Woolf, Orlando.
„ 4867: Mrs. Dalloway.
„ 4870: Arnold Bennett, Accident.
„ 4871: Booth Tarkington, The world does move.

R. Kron, The little Londoner. 18th edition. Ettlingen (Baden), Bielefeld, 1929. 215 S. 3 M. [Leider sucht man in dieser Aufl. vergeblich nach einem Index der Kapitelüberschriften. In früheren Aufl. und auch im 'Little Yankee' 1927 ist er noch vorhanden.]

R. Kron and R. J. Russel, Slang and colloquial English. With notes on common errors in speaking and writing, being Part II of 'The little Londoner. Ettlingen (Baden), Bielefeld, 1929. 62 S. 1,80 M. [Der Gegenstand dieses Buches bildete früher das letzte Kapitel des vorhergenannten Buches. Ein Index aller genannten Wörter würde den Wert und die Gebrauchsfähigkeit dieses Büchleins erhöhen.]

Diesterwegs neuspr. Schulausg. m. dtsch. Anm.:

Bd. 19: Mabel Marlowe, Lazy Lob and other stories. Bearb. v. K. Arns. Frankfurt a. M. 1928. 73 S. 1,40 M.

Diesterwegs neuspr. Reformausg.:

Bd. 113: Contemporary English authors (Short stories). Ed. with notes by M. Hagedorn. Frankfurt a. M. 1928. 74 u. 38 S. 1,80 M. [Hardy, A tradition of 1804. — Kipling, A bull that thought. — H. G. Wells, My first aeroplane. — Bennett, The burglary. — Galsworthy, The choice].

Bd. 111: Stories and fairy tales for children. Sel. and ed. by R. Günther. Frankfurt a. M. 1929. 80 u. 32 S. 1,60 M. [Stevenson, The land of story-books; The sun's traves; Good night. — Wilde, The happy prince. — Ewing, An idyll of the wood. — Kipling, The cat that walked by himself. — Ingelow, The lonely rock. — Mackerness, A trap to catch a sunbeam. — Nursery rhymes].

Diesterwegs neuspr. Lesehefte:

Nr. 159: Tobias Smollet, Adventures of Roderick Random. Ausgew. u. hg. von Sternbeck. Frankfurt a. M. 1928, 63 S. 1 M.

Nr. 160: E. A. Poe, Two fantastic tales: The ballon-hoax; The masque of red death. Bearb. v. W. Preusler. Frankfurt a. M. 1928. 32 S. 0,50 M.

Nr. 161: Th. Carlyle, The hero as king: Oliver Cromwell (On heroes, hero-worship, and the heroic in history, lect. VI). Ausgew. u. m. Anm. vers. v. H. J. Stöhr. Frankfurt a. M. 1928. 32 S. 0,50 M.

Nr. 162: Tennyson, Enoch Arden. Hg. u. m. Anm. vers. v. W. Renwanz. Frankfurt a. M. 1928. 31 S. 0,50 M.

Nr. 163: J. Ruskin, The king of the golden river. Hg. u. m. Anm. vers. v. G. Kirchner. Frankfurt a. M. 1929. 32 S. 0,50 M.

Digitized by Google

Frz. u. engl. Schulbibl. Hg. v. Pariselle u. Gade. Leipzig, Renger, 1929:
A 232: W. M. Thackeray, Henry Esmond. Hg. v. F. Schmidt. 92 S.
A 234: D. O'Connor, The Story of Peter Pan. Hg. v. A. Marquardsen. 30 S.
English treasure series. Hg. v. Deutschbein u. Faser bei Quelle & Meyer:
Dickens, A Christmas carol in prose. Ed. and expl. by E. Hoffmann, Leipzig 1928. 66 S. 1 M.
Henry Ford, My life and work. In collaboration with S. Crowthers, ed. f. schools by W. Domann. Leipzig 1929. 50 S. 1 M.
R. W. Emerson, English traits. Ed. and expl. by K. Schröder. Leipzig 1928. 56 S. 1 M.
Velhagen u. Klasings Samml. frz. u. engl. Schulausg. English authors:
Bd. 190B: John Drinkwater, Abraham Lincoln. Hg. v. A. Kroitzsch. Bielefeld 1929. 76 u. 13 S. Wb. 31 S.
Velhagen u. Klasings frz. u. engl. Lesebogen:
Nr. 136: F. J. Gould, British education after the war. Hg. v. H. Marcus. Bielefeld 1929. 35 S.
Nr. 168: Hugh Walpole, The English novel. Some notes on its evolution. Hg. v. K. Arns. Bielefeld 1929. 35 S.
Nr. 170: Manchestertum in England. Hg. v. H. Marcus. Bielefeld 1929. 61 S.
Nr. 172: Moderne englische mystische Lyrik. Hg. v. K. Arns. Bielefeld 1929. 32 S.
Westermann-Texte. Engl. Reihe. Hg. v. R. Dinkler. Braunschweig, G. Westermann:
Nr. 31: Emerson, Representative men: Shakespeare—Goethe. Bearb. von W. Preusler. 56 S. Wb. 14 S. 1 M.
Nr. 42: Defoe, The life and surprising adventures of Robinson Crusoe. Bearb. v. W. Rein. 52 S. Wb. 18 S. 1 M.
Nr. 51: The gentleman in the making. Sidelights on 17th century England von F. Gottlöber. 64 S. Wb. 24 S. 1,20 M.
Nr. 52: Archibald Marshall, Oakfield house. Von L. Zimmermann. 52 S. Wb. 23 S. 1 M.

Amerikanisch.

American speech. IV, 2, Dec. 1928 [O. C. Johnson, Allusive additions to the vocabulary of English. — E. Hearn, A blurb for Slang. — C. M. Newlin, Dialects on the western Pennsylvania frontier. — M. v. d. Bark, Nebraska sandhill talk. — M. E. Lambert, Studies in stylistics, V]. 3, Febr. 1929 [R. Steinbach, On usage in English. — L. Pound, Peter Funk! — E. K. Maxfield, 'Goody goody' literature and Mrs. Stowe. — N. J. White, The white man in the woodpile. — H. E. Atherton and D. L. Gregg, A study of dialect differences].

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NATIONAL
LIBRARY BINDERY
CO.
WEST SPRINGFIELD
EAST CLEVELAND
INDIANAPOLIS
ATLANTA

Digitized by Google

ALF Collections Vault
3 0000 103 760 199

Digitized by Google